DEUTSCHLAND IM ACHTZEHNTEN JAHRHUNDERT: BD. GEISTIGE, SITTLICHE UND...

Karl Biedermann

Digitized by Google

Digitized by Google

K. Reinhard

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutſchland

im

Achtzehnten Jahrhundert.

Von

Karl Biedermann.

Zweiter Band.

Geiſtige, ſittliche und geſellige Zuſtände.
Erſter Theil: Bis zur Thronbeſteigung Friedrichs des Großen (1740).

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.
1858.

Digitized by Google

Deutschlands

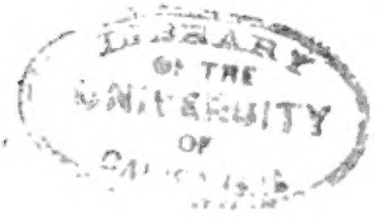
Geistige, sittliche und gesellige Zustände

im

Achtzehnten Jahrhundert.

Von

Karl Biedermann.



Erster Theil: Bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen (1740).

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

1858.

Digitized by Google

193
B5
1

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Digitized by Google

Vorrede.

Es mag ungewöhnlich sein, dem zweiten Bande eines Werkes, das schon bei seinem ersten Erscheinen durch eine Vorrede eingeführt wurde, nochmals eine solche mit auf den Weg zu geben. Dennoch kann ich diese neue Abtheilung meines „Deutschland im 18. Jahrhundert" nicht ohne einige begleitende Worte hinausgehen lassen.

Vor Allem fühle ich mich verpflichtet, die ungewöhnlich lange Verspätung dieser Fortsetzung meines Buches zu rechtfertigen. Zum Theil tragen äußere, persönliche Umstände daran die Schuld. Meine Uebersiedelung von Leipzig hierher, der Eintritt in ganz neue Verhältnisse, die Uebernahme einer, der strengeren wissenschaftlichen Sammlung nicht immer günstigen Berufsthätigkeit — alles Dies brachte mancherlei Störungen in den Fortgang meiner Arbeiten, wie sehr ich auch andererseits dankbar anerkennen muß, daß eben diese Veränderung meiner Lebenslage, sammt den vielen anregenden und wohlthuenden Beziehungen, in welche ich dadurch versetzt ward, wesentlich dazu beigetragen hat, mir die zur Vollendung der so schwierigen Aufgabe erforderliche geistige Frische und Ausdauer zu bewahren.

Der Hauptgrund jedoch des verzögerten Erscheinens dieses zweiten Bandes liegt in der Natur des Unternehmens selbst, dessen Schwierigkeiten, schon beim ersten Bande nicht gering, doch erst

161979

Digitized by Google

bei dieſem zweiten in ihrer ganzen, von mir ſelbſt im Voraus nicht ſo gealynten Größe hervortraten. Was zunächſt die Beſchaffung des Materials betraf, ſo war zwar hier auf manchen Gebieten mehr, als beim erſten Bande, vorgearbeitet; dagegen fehlte es auf anderen und gerade den wichtigſten — ſo namentlich in Bezug auf das ſittliche, geiſtige, häusliche und geſellige Leben der bürgerlichen Stände oder der ſogenannten Mittelklaſſen — beinahe an allen nur irgend ausreichenden und zuverläſſigen Unterlagen zur Feſtſtellung allgemeingültiger kulturgeſchichtlicher Reſultate.

Ich habe keine Mühe geſcheut, die Lücken, welche in dieſer und andern Beziehungen die bisherigen Forſchungen gelaſſen hatten, ſoviel möglich durch Zurückgehen auf Geſchichtsquellen erſter Hand auszufüllen. Ich habe eine ziemliche Anzahl Chroniken, von großen und kleinen Städten, durchgemuſtert. Ich habe Lebensbeſchreibungen, Briefwechſel und Tagebücher, gedruckte und ungedruckte, ſoviel ich deren nur habhaft werden konnte, ſtudirt. Ich habe bewanderte Kenner dieſes Literaturfaches um Rath gefragt, und ich verfehle nicht, den geehrten Vorſtänden und ſonſtigen Beamten der Bibliotheken von Leipzig, Dresden, Göttingen, Weimar, Jena und Halle, ſowie des Germaniſchen Muſeums in Nürnberg, hiermit meinen aufrichtigſten Dank für die Bereitwilligkeit abzuſtatten, womit ſie bei meinen Nachforſchungen mich unterſtützt und die Benutzung der ihnen anvertrauten Schätze mir erleichtert haben. Ich bin endlich ſo weit gegangen, in öffentlichen Aufforderungen Alle, die im Beſitze urkundlicher Quellen der angedeuteten Art ſich befänden, um Mittheilungen daraus für meine Zwecke zu erſuchen. Aber weder auf dieſem Wege — obwol einzelnes Brauchbare mir zugegangen iſt, wofür den freundlichen Einſendern ich mich tief verpflichtet bekenne —, noch auf jenen früher bezeichneten hat es mir gelingen wollen, mehr als unzureichende und unzuſammenhängende Notizen über den fraglichen Gegenſtand zu gewinnen.

Digitized by Google

Hoffentlich glückt es dem Verein für deutsche Kulturgeschichte (dessen Inslebentreten und fröhliches Gedeihen mir zwar keine materielle Förderung mehr für diesen, schon zu weit vorgerückten Theil meiner Arbeit, wol aber einen erwünschten Sporn zur rüstigen und freudigen Vollendung desselben darbot), durch gemeinsame Anstrengungen Das zu erreichen, was dem einzelnen Schriftsteller, auch bei noch so redlichen Bemühungen, immer unerreichbar bleiben wird, und somit künftigen Arbeiten ähnlicher Art die Mittel größerer Vollständigkeit und Anschaulichkeit kulturgeschichtlicher Darstellungen zu gewähren, deren ich mich bei meiner Arbeit nur zu häufig beraubt sah.

Nicht geringer, als die der Herbeischaffung, waren die Schwierigkeiten der Anordnung des Materials. Was bei dem ersten Bande ausreichend und zweckmäßig erscheinen mochte, die einfache Gruppirung der verschiedenen Seiten des Kulturlebens nach einzelnen Abschnitten, mit leichten Andeutungen ihres Zusammenhanges untereinander, Das konnte hier nicht genügen. Vielmehr galt es hier, bei der Schilderung des geistigen Lebens der Nation, vor allen Dingen das Entwickelungsgesetz aufzufinden und anzuwenden, kraft dessen sich dieses Leben als eine organische Einheit, als ein stetiger Fluß, kurz, eben als etwas Lebendiges darstellt. Es konnte mir nicht beifallen, etwa nur eine Nebeneinanderstellung der kirchlichen, wissenschaftlichen, literarischen und sonstigen Kulturerscheinungen jener Zeit, nach einzelnen Gebieten gruppirt, zu geben; es konnte mir ebensowenig beifallen, blos chronologisch zu verfahren und die ganze Masse verschiedenartigster Aeußerungen des Kulturlebens, etwa von Jahrzehent zu Jahrzehent, in ihrer ganzen Breite und ihrer zum Theil gleichförmigen Wiederkehr auseinanderzulegen. Vielmehr glaubte ich als die wahre Aufgabe einer kulturgeschichtlichen Darstellung Das zu erkennen, daß sie die Mannigfaltigkeit der vielen, inner-

halb einer und derselben Zeit sich theils kreuzenden, theils verbindenden Lebensrichtungen ebensowol in ihrem organischen Zusammenhange, wie nach der besonderen Eigenthümlichkeit jeder einzelnen, ebensowol nach ihrem Hervortreten und ihrem beherrschenden Einfluß in einem bestimmten Zeitpunkte, wie in ihrem Fortwirken und gleichsam Mittönen neben anderen her auch in den übrigen Abschnitten der ganzen Periode, klar zu erfassen und anschaulich zu schildern wisse, — so ungefähr, wenn mir dies Bild gestattet ist, wie das geübte Auge des Schiffers auf dem Rheine die einzelnen Nebenflüsse, die sich in den großen Hauptstrom ergießen und darin verschmelzen, noch eine Zeit lang jeden in seiner eigenthümlichen Färbung und Strömung zu erkennen glaubt, oder wie in einem Musikstücke die verschiedenen Stimmen und Tonweisen eine nach der andern ein- und hervortreten, alle aber miteinander zu einer großen Harmonie zusammenklingen.

Ob es mir gelungen ist, diesen Gedanken in meiner Arbeit zu verwirklichen, darüber steht mir kein Urtheil zu; daß aber nur auf diesem Wege das Ziel einer wahren, ihrer Idee entsprechenden Kulturgeschichtschreibung zu erreichen sei, Das ist meine feste Ueberzeugung.

Jenes oberste Entwickelungsgesetz nun, welches wie ein rother Faden sich durch die ganze Reihenfolge kulturgeschichtlicher Gestaltungen hindurchzieht und dieselben zu einer organischen Einheit verbindet, bot sich mir für die vorliegende Periode ungesucht und in augenfälligster Weise dar. Es ist das Wiederaufstreben des deutschen Geistes aus dem Zustande der Unselbstständigkeit, Unnatur und Verkümmerung, worin er durch ein einseitiges Kirchen- und Gelehrtenthum lange Zeit gehalten worden war, zu neuer Frische, Thätigkeit und freier Bewegung. Es ist zugleich die Wiedererhebung des bürgerlichen Elementes zu selbstständigem Dasein und Bewußtsein — gegenüber dem aristokratischen, welches nicht blos sich selbst, sondern auch das

Bürgerthum, ja die ganze Nation in geistiger und sittlicher Hinsicht in eine ebenso entwürdigende, als entnervende Abhängigkeit vom Auslande gestürzt hatte.

Um diesen Fortschritt recht anschaulich zu machen, mußte ich zuvor die ganze Trostlosigkeit des Zustandes geistiger und sittlicher Verbildung schildern, worin das deutsche Volk sich lange Zeit befunden hatte. Ich mußte zurückgehen bis zur Reformation, um das allmälige Herabsinken des deutschen Nationallebens von der Höhe, die es dort erreicht hatte, zu schildern — bis zu jener tiefsten Stufe der Erniedrigung, worin wir dasselbe in und nach dem 30jährigen Kriege erblicken. Ich mußte von da an, dem Gebote der Thatsachen nachgebend, die ganze Nation in zwei große Klassen zertheilen, deren eine — Höfe und Adel — gänzlich versunken in ausländischer Sitte, oder vielmehr Sittenlosigkeit, und gänzlich abgewendet von den Fortschritten nationaler Bildung, gleichsam abgelöst von dem eigentlichen Nationalkörper erscheint, während die andere — der Rest der Nation — theils in träger Erstarrung, ohne Leitung und ohne inneren Schwung, ein dumpfes Dasein führt, theils dem verlockenden Beispiele der höheren Klassen unterliegt. Ich mußte sodann die Elemente des wiedererwachenden nationalen und bürgerlichen Bewußtseins aufsuchen, und ich fand dieselben zunächst in der Neubelebung des wissenschaftlichen Geistes, insbesondere auf den Gebieten der sogenannten exacten Wissenschaften und der Philosophie; ich fand sie nach einer andern Seite hin in der Umgestaltung des religiösen und sittlichen Lebens durch die Pietisten; ich fand sie weiter in der Ausbreitung dieser wissenschaftlichen und religiös sittlichen Bewegung in immer weiteren Kreisen des Volkes; ich fand sie endlich in den Anfängen einer neuen, natürlicheren und lebenswärmeren Poesie. Ich habe diese verschiedenen, zu dem geistigen Kulturfortschritte des deutschen Volks zusammenwirkenden Richtungen um einzelne hervorragende Persönlichkeiten, als ihre Träger und

Vertreter, gruppirt und so die Charakteristiken eines Leibnitz, Spener, Thomasius, Wolf, Gottsched zu Mittelpunkten der einzelnen Abschnitte gemacht.

Zuletzt endlich habe ich versucht, das gemeinsame Ergebniß aller dieser Kulturbestrebungen zu einer Gesammtanschauung der Bildung und Gesittung des deutschen Volkes, namentlich aber des häuslichen und geselligen Lebens der Mittelklassen, als des von jetzt an wieder entschiedener in den Vordergrund tretenden Theils der Nation, zusammenzufassen und damit die Schilderung dieser ersten Periode des geistigen Lebens Deutschlands im 18. Jahrhundert, die ich bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen (1740) erstrecke, abzuschließen.

Diese kurze Uebersicht des Stoffes, den ich zu verarbeiten hatte, und des Ganges, den ich genommen, wird die Schwierigkeiten deutlich machen, die dabei zu besiegen waren. Nicht weniger bot deren die Darstellung des Einzelnen dar. Wer jemals den Versuch gemacht hat, wissenschaftliche, philosophische, theologische und ähnliche Resultate in allgemeinfaßlicher und womöglich anziehender Form für Nichtgelehrte darzustellen, wird leicht ermessen können, welche Arbeit es war, die Speculationen eines Leibnitz und Wolf, die Gegensätze zwischen Pietismus und Orthodoxie, zwischen Reformirten und Lutheranern, oder die literarischen Kämpfe Gottscheds und der Schweizer nicht blos jenes gelehrten Anstrichs zu entkleiden, welcher den Laien zurückschreckt oder ermüdet, sondern sie auch aus der Abgeschlossenheit, worin die fachwissenschaftliche Behandlungsweise dergleichen Themata zu halten pflegt, herauszulösen und unter den höheren und allgemeineren kulturgeschichtlichen Gesichtspunkt zu bringen.

Diesen so großen und so vielfältigen Anforderungen, welche die Natur meiner Aufgabe an mich stellte, habe ich nach besten Kräften zu entsprechen versucht. Ich kann versichern, daß kein einziger Abschnitt dieses zweiten Theiles meines Werkes anders,

als nach drei- bis vierfacher, mancher erst nach sechs-, acht-, ja noch mehrmaliger Ueberarbeitung dem Drucke übergeben worden ist. Sollte dennoch, wie ich freilich wol fürchten muß, das angestrebte Ziel immer nur annähernd und unvollständig erreicht erscheinen, so wird eine billige Beurtheilung dafür nicht meinen guten Willen, sondern die Schwierigkeiten des Unternehmens selbst und die Unvollkommenheit alles Menschlichen verantwortlich machen.

Es ist mir nicht möglich gewesen, die Geschichte der geistigen Zustände Deutschlands im vorigen Jahrhundert in einen einzigen Band zusammenzufassen, wie es mein ursprünglicher Plan war. Eine gedrängtere Behandlung des so reichen und so mannigfaltigen Stoffes würde der Darstellung die wünschenswerthe Frische und Anschaulichkeit geraubt und somit einen Hauptzweck meiner Arbeit, ihre Zugänglichkeit und Genießbarkeit auch für die weiteren Kreise der Gebildeten, wesentlich beeinträchtigt haben. Dazu kam, daß gerade die Zeit vom 30jährigen Kriege bis zu Friedrich dem Großen in kulturgeschichtlicher Hinsicht noch wenig erforscht und niemals ausführlich in ihrem ganzen Zusammenhange behandelt worden ist, weshalb ich, um allgemeinverständlich zu sein, häufig tiefer auf das Einzelne eingehen mußte und Wenig oder Nichts als allgemein bekannt voraussetzen durfte. Mit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts verhält es sich in diesem Betracht ganz anders. Hier ist das Einzelne meist bekannt und vielbesprochen, und es wird deshalb nur darauf ankommen, dasselbe in großen Zügen unter allgemeinen Gesichtspunkten zu einem Gesammtbilde zusammenzufassen. Daher zweifle ich nicht, daß es mir möglich sein wird, den noch übrigbleibenden Theil meiner Aufgabe auf höchstens dem gleichen Raume, wie diese erste Abtheilung des zweiten Bandes, vollständig zu erledigen. Es soll mein eifrigstes Bestreben sein, und, wenn nicht ganz unvorhergesehene Hindernisse dazwischentreten, wird es mir hoffentlich auch gelingen, diese letzte Abtheilung meines Werkes in ungleich für-

zerer Zeit auf die jetzt erſcheinende folgen zu laſſen, als leider zwiſchen dieſer und dem erſten Bande verfloſſen iſt.

Und ſo übergebe ich denn vertrauensvoll dem Publikum und der Kritik auch dieſen zweiten Theil eines Werkes, deſſen erſter Theil bei Beiden eine ſo freundliche, weit über all' mein Erwarten günſtige Aufnahme gefunden hat. Begründete Ausſtellungen und ſachkundige Rathſchläge werde ich gern und dankbar entgegennehmen und für die weitere Fortſetzung meiner Arbeit gewiſſenhaft benutzen, wie ich Dies auch ſchon in dieſem Theile mit manchen Winken der Kritik beim erſten Bande gethan habe. Die Kulturgeſchichte iſt eine noch ſo junge Wiſſenſchaft, daß ſelbſt die älteren Meiſter derſelben ſich in Bezug auf das Material wie auf die Methode als keineswegs ſchon fertig, vielmehr der Vervollkommnung fähig und daher auch fremder Unterſtützung und Belehrung zugänglich werden bekennen müſſen — um wieviel mehr wir Jüngeren!

Als ich — vor mehr als drei Jahren — die Vorrede zum erſten Bande ſchrieb, durfte ich die kulturgeſchichtliche Behandlung unſerer vaterländiſchen Vergangenheit nur erſt als ein noch in ſeinen Anfängen ſtehendes, obſchon hoffnungsreiches Beginnen bezeichnen. Heute dagegen iſt die deutſche Kulturgeſchichte, wenn auch in ihrer Entwickelung noch immer mangelhaft und manches weiteren Fortſchrittes bedürftig, doch nach ihrer Idee und ihrer Bedeutung beinahe allſeitig und ausnahmelos anerkannt und gewürdigt. Ich hoffe und wünſche, daß dieſes fortgeſchrittene Bewußtſein über Weſen und Aufgabe der Kulturgeſchichte auch in der vorliegenden Fortſetzung meiner Arbeit, im Verhältniß zu deren erſtem Theile, überall erkennbar ſei!

Weimar, am 11. Novbr. 1857.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Seite

Erster Abschnitt. Allgemeine Physiognomie der Gesellschaft in Deutschland am Anfange des 18. Jahrhunderts. — Schroffe Absonderung der vornehmen Stände von den bürgerlichen Klassen in Bildung und Sitte, und theilweiser Verfall der letzteren. — Rückblick auf die Entwikkelung dieser Zustände von der Reformation bis zum dreißigjährigen Kriege 3

Allgemeine Charakteristik der beiden Elemente der Gesellschaft in Deutschland am Anfange des 18. Jahrhunderts 3

Die vornehmen Kreise 3

Die bürgerlichen Stände 4

Das Verhältniß beider Klassen zu einander in älterer Zeit . . . 4

Ansehen und Einfluß des reichsstädtischen Bürgerthums vom 13. bis in's 16. Jahrhundert 5

Wachsende Macht des Gelehrtenstandes 5

Bürgerlicher Charakter der Reformation 6

Gleichartigkeit der sittlichen Zustände bei den verschiedenen Klassen der Gesellschaft in der damaligen Zeit 6

Wetteifer der vornehmen Stände mit den bürgerlichen in Bildung und Gelehrsamkeit 7

Beginnende Sonderung der Stände 7

Einfluß der veränderten politischen Machtverhältnisse der Fürsten auf ihre gesellschaftliche Stellung zum Volke 8

Verminderter Einfluß der Theologen an den Höfen 8

Wachsender Verkehr deutscher Fürsten mit auswärtigen Höfen . . . 10

Reisen in's Ausland 10

Digitized by Google

Seite

Anfängliche gute Folgen dieser Reisen 12
Fortdauernde Einfachheit vieler deutscher Fürstenhöfe bei gesteigerter Bildung 14
Allmälige nachtheilige Einwirkungen des Verkehrs der vornehmen Klassen mit dem Auslande 16
Erschlaffung des Geistes der bürgerlichen Stände 17
Sinken der Macht und des Ansehens der Reichsstädte 18
Verschlechterter Zustand der Universitäten. Trennung des Gelehrtenstandes vom Volke 18
Entartung der Religion: in den protestantischen Ländern; 19
in den katholischen 19
Einreißende Sittenverderbniß 20
Zurücktreten der volksthümlichen Kunst 22
Spuren noch erhaltener Selbstständigkeit des bürgerlichen Geistes . . 23
Entgegenkommen eines Theils der vornehmen Stände zur Wiederbelebung des volksthümlichen Geistes, besonders in der Sprache . . . 24
Einwirkung des längeren Friedens auf den Nationalgeist . . . 25

Zweiter Abschnitt. Der dreißigjährige Krieg und seine Wirkungen auf die gesellschaftlichen und die sittlichen Zustände Deutschlands 27
Allgemeine Wirkungen der Religionskriege auf den Charakter eines Volks . 27
Specielle des 30jähr. Krieges: Mangel einer eigentlichen religiösen Begeisterung, Vermischung von Politik und Religion 28
Materielle Drangsale und Leiden des deutschen Volks im 30jähr. Kriege. Verwüstung und Entvölkerung der Länder 30
Störungen des kirchlichen Lebens und der Jugenderziehung . . . 33
Die sittlichen Folgen des 30jähr. Kriegs, verglichen mit denen der neuesten Kriege 34
Schwächung des Nationalgefühls durch die religiösen Spaltungen . . 35
Beschleunigte Entwickelung des politischen Sondergeistes . . . 36
Deren sittliche und gesellschaftliche Folgen: Ertödtung des nationalen Gemeinsinnes, Entfremdung der Fürsten vom Volke, Verdrängung der heimischen Sitten durch ausländische 38
Die ratio status 40
Der Adel 42
Das Volk. Einfluß des Krieges auf die Schwächung des sittlichen Gefühls und des bürgerlichen Muthes 43
Fortdauer dieser Wirkungen im Frieden 44
Verstärkung derselben durch andere mitwirkende Verhältnisse . . . 44
Ansteckung der bürgerlichen Klassen durch die Sittenverderbniß der höheren Stände 46
Die falsche Ehrsucht oder Reputation als gemeinsamer Grundzug aller Klassen 46
Luxus und Schwelgerei 47

Seite

Vermehrter Einfluß des ausländiſchen Weſens auf die Sitten und die Geſellſchaftszuſtände Deutſchlands 49

Dritter Abſchnitt. Vollendung der begonnenen Sittenveränderung an den deutſchen Höfen. — Der Hof Ludwig's XIV. von Frankreich und ſein Einfluß auf Deutſchland . . 54

Beſtimmender Einfluß der Höfe auf die Sitten der Nation ſeit dem 30jähr. Kriege 54
Ueberwiegend ſchädliche Folgen dieſes Einfluſſes 54
Beiſpiele guter Fürſten bald nach dem 30jähr. Kriege 55
Beiſpiele der entgegengeſetzten Art 57
Zunehmende Verderbniß an den Höfen in den folgenden Jahrzehnten . 59
Einfluß der Wiedereinſetzung der Stuarts auf den engliſchen Thron und der Thronbeſteigung Ludwig's XIV. von Frankreich auf dieſe Verhältniſſe . 60
Nachahmung Ludwig's XIV. an den deutſchen Höfen 63
Uebermäßige Ausdehnung des Hofſtaats 64
Rang- und Titelſtreit 64
Selbſterniedrigung deutſcher Fürſten gegenüber Ludwig XIV. . . . 66
Die öffentliche Meinung und ihr Verhalten gegenüber dem Treiben der Höfe 66
Die Gelehrten und ihr Verhalten gegen die Großen: V. v. Seckendorf, Leibnitz, Chr. Thomaſius u. A. 67
Einfluß der hugenottiſchen Einwanderung auf die Ausbreitung des franzöſiſchen Geſchmacks und der ariſtokratiſchen Neigungen in Deutſchland . 70
Vortheile und Nachtheile der ausländiſchen Bildungseinflüſſe, beſonders in den höheren Klaſſen 71
Allgemeines Bild von der Erziehung der vornehmen Jugend Deutſchlands in dieſer Periode 73

Vierter Abſchnitt. Fürſten, Höfe und Adel im 18. Jahrhundert 81

Vollendung des im 17. Jahrh. begonnenen Umſchwunges in den Sitten und den Geſellſchaftszuſtänden Deutſchlands beim Eintritt des 18. Jahrh. . 81
Umfang und Dauer dieſer neuen Zuſtände 82
Unterſcheidender Charakter derſelben in der erſten und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. 84
Allgemeine Betrachtungen über die Sittenloſigkeit der Höfe und ihre Rückwirkungen auf das Volk. Plan der nachfolgenden Schilderung . . 85
Erſtes Auftreten und weiterer Verlauf der franzöſiſchen Richtung an den deutſchen Höfen. Die Romantik der Liederlichkeit und ihr Rückſchlag . . 87
Kampf zwiſchen dieſer neuen und den Reſten der alten Sitte. Fortdauernde Spuren von Rohheit im Umgangstone der Höfe 90
Die „Wirthſchaften" neben den Feſten im ausländiſchen Geſchmack . . 91
Zuziehung des Volks zu den Vergnügungen der Vornehmen . . . 91
Das unmäßige Trinken an den Höfen 92

Digitized by Google

Seite

Einflüsse dieser Unmäßigkeit einzelner Höfe auf die Sitten des Volks, verglichen mit denen der französischen Ueberfeinerung der andern . . . 93
Schilderung dieser letztern: die leichtfertige Behandlung der Eheverhältnisse 96
Die fürstlichen Gemahlinnen und ihr Verhältniß zu der einreißenden Sittenlosigkeit 96
Das häusliche Leben der deutschen Fürsten in früherer Zeit . . . 99
Die Ebenbürtigkeitsgesetze und ihr Einfluß auf die Sittlichkeitsverhältnisse der Fürsten 100
Anfänge und rasche Entwickelung des Mätressenwesens 101
Dessen Einfluß auf den Charakter und die Handlungsweise der Fürsten . 103
Allgemeine Umgestaltung der Höfe nach französischem Zuschnitt . . 107
Bild der Lebensweise und der Beschäftigung an den Höfen . . . 108
Der Fürstenberuf und seine Auffassung an den Höfen und im Volke selbst . 110
Angeblich günstige Kultureinflüsse des französischen Hoflebens. Die Höfe in ihrem Verhältniß zu den Künsten und Wissenschaften 113
Die Umgebungen der Fürsten 120
Allgemeines Bild des Hofadels jener Zeit 123
Dessen Selbstentwürdigung gegenüber den Fürsten 123
Spezielle Charakteristik der Sitten des sächsischen, brandenburgischen, würtembergischen, österreichischen Adels 127
Hohes Spiel und Verschwendungssucht des Adels 128
Beispiele von Ehrlosigkeit und Gesetzesverachtung unter dem Adel . . 129
Adelige Abenteurer und Glücksritter 132
Die geistige Bildung des deutschen Adels in der damaligen Zeit . . 136
Gesellschaftliche Stellung des Adels zu den übrigen Klassen 140
Physischer und geistiger Verfall der Aristokratie, als Folge ihrer Demoralisation 141
Zusammenhang der sittlichen Haltung der Höfe mit ihrer politischen Stellung; Charakteristik der verschiedenen Höfe nach dieser doppelten Beziehung 144
Die Glaubenswechsel deutscher Fürsten eine Ursache wachsender Sittenverderbniß an den Höfen 146
Die kleineren weltlichen und die geistlichen Höfe 150
Der Kaiserhof und der Hof zu Berlin 152

Fünfter Abschnitt. Die bürgerlichen Klassen und ihre allmälige geistige und sittliche Wiedererhebung. — Die gelehrten und die praktischen Wissenschaften. — Die Philosophie. — Leibnitz 181
Allgemeines Bild des geistigen und sittlichen Zustandes der bürgerlichen Klassen beim Beginn und im Verlaufe der ersten Hälfte des 18. Jahrh. . 181
Rückblick auf das wissenschaftliche Leben Deutschlands vor dem 30jährigen Kriege 182
Veränderung dieser Zustände durch den 30jähr. Krieg 184

Seite

Gleichzeitiger Aufschwung der Wissenschaften in andern Ländern . . 186
Anfänge eines neuen wissenschaftlichen Lebens in Deutschland nach dem 30jähr. Kriege 189
Vergleichung der wissenschaftlichen Zustände Deutschlands zu Anfang des 18. Jahrh. mit denen anderer Länder: Mangel an Originalität und Selbstständigkeit bei den deutschen Forschern 193
Spezifischer Antheil der Deutschen an dem allgemeinen Fortschritte der exacten Wissenschaften in dieser Periode 199
Die allgemeine Bewegung der Ideen im 17. Jahrh. und ihr Charakter . 201
Leibnitz als Vertreter dieser Epoche geistigen Lebens in Deutschland . 211
Grundzug der Geistesrichtung und Wirksamkeit Leibnitzens . . . 212
Abriß seiner Entwickelungsgeschichte. Erste Anregungen und früheste Richtung seiner geistigen Thätigkeit 212
Uebergang Leibnitzens aus den gelehrten Kreisen in die große Welt . . 215
Leibnitz am Hofe zu Mainz. Mannigfaltige Wirksamkeit. Hinlenkung auf politisch-vaterländische Ziele. Anknüpfung mit Ludwig XIV. . . . 216
Sein Aufenthalt in Paris und London: mathematische, mechanische und andere Studien 220
Leibnitz in Hannover. Praktische Geschäftsthätigkeit. Wirken im Dienste particularistisch-dynastischer Interessen. Nochmalige Annäherung an Ludwig XIV. 222
Rückkehr Leibnitzens zu seinen großen nationalen, wissenschaftlichen und weltbürgerlichen Plänen 226
Unterstützung dieser Richtung Leibnitzens durch seine Beziehungen zu Ernst August von Hannover 227
Hauptzüge der universellen Geistesthätigkeit Leibnitzens 228
Rückblick auf das Leben und die Wirksamkeit Leibnitzens 236
Die wahre kulturgeschichtliche Bedeutung der praktischen Thätigkeit Leibnitzens 240
Leibnitz als Philosoph 241
Allgemeine Charakteristik seiner Philosophie. Einwirkung äußerer Einflüsse auf dieselbe 241
Entgegengesetzte speculative Einwirkungen auf Leibnitz und Verhalten desselben zu den verschiedenen herrschenden Geistesrichtungen . . . 246
Die Monadenlehre Leibnitzens 248
Leibnitz über das Verhältniß der Seele zum Körper, die menschliche Freiheit und die göttliche Vorsehung. Sein System der prästabilirten Harmonie und seine Theodicee 256

Sechster Abschnitt. Die kirchlichen Verhältnisse und das religiöse Leben des Volkes. — Die katholische Kirche in ihrer Stellung zu der protestantischen: Proselytenmacherei; Unionsversuche. — Die protestantische Kirche seit dem Ab-

Seite

schluß der Concordienformel. Schroffer Gegensatz zwischen Lutheranern und Reformirten. Bewegungen innerhalb des Lutherthums: Mystiker. G. Calixt. Spener und der Pietismus 274

Rückblick auf die Gestaltung des kirchlichen Lebens überhaupt im 17. Jahrh. — Die katholische Kirche und ihr Verhältniß zu der protestantischen . 274

Der Katholicismus in Deutschland, verglichen mit dem französischen . . 275

Günstige Stellung der katholischen Kirche in Deutschland gegenüber der protestantischen 276

Proselytenmacherei der katholischen Kirche und deren Erfolge . . . 278

Bestrebungen zur Zurückführung der Protestanten in Masse unter die Herrschaft Roms: Pläne einer Union zwischen beiden Religionstheilen . . 280

Scheitern der Unionsversuche 287

Bedrückungen und Verfolgungen der Protestanten durch die Katholiken . 288

Die protestantische Kirche. Versuch einer abschließenden Feststellung derselben durch die Concordienformel. Zweck und Tendenz dieser Bekenntnißschrift 290

Charakter des Lutherthums nach der Concordienformel und Stellung der andern Richtungen des Protestantismus zu demselben 294

Umsichgreifen der reformirten Kirche in Deutschland und dadurch entstehende Spaltung unter den Protestanten 295

Versuche zur Vereinigung beider protestantischen Religionstheile und deren Scheitern 297

Neue Versuche einer Union zwischen Lutheranern und Reformirten und deren abermaliges Scheitern 301

Neue reformatorische Bewegungen innerhalb des Lutherthums . . . 308

Die Vertreter eines wahrhaft praktischen Christenthums . . . 310

Mystiker und Schwärmer 311

Wissenschaftliche Opposition G. Calixt's 312

Zusammenstellung Calixt's mit den Jansenisten 314

Calixt's Bestrebungen für Praktischmachung der Theologie . . . 315

Versuch der Orthodoxen, durch eine neue Bekenntnißschrift die Lehre Calixt's zu unterdrücken 316

Mislingen desselben 316

Phil. Jac. Spener 317

Sein Charakter 318

Sein reformatorisches Wirken 320

Die Collegia pietatis 321

Ausbreitung der Spenerschen Ideen in Schriften. Seine Pia desideria . 322

Angriffe und Beschuldigungen der Orthodoxen gegen Spener und seine Anhänger. — Aufkommen der Namen: Pietismus und Pietisten . 324

Verhalten der Regierungen zu diesen Streitigkeiten 326

Theologische Kämpfe Speners mit den Orthodoxen 328

Seite

Der Pietismus auf dem Katheder 330
Das collegium philobiblicum zu Leipzig, H. A. Francke, Anton, Schade . 331
Vertreibung der Spenerianer von Leipzig; Begründung der Universität Halle durch sie und Chr. Thomasius 332
Allgemeiner Charakter des Pietismus. Seine sittlichen und gesellschaftlichen Wirkungen 333
Bürgerlicher Charakter des Pietismus 337
Zweideutiges Verhältniß des Pietismus gegenüber den vornehmen Klassen . 342
Ursache dieses Misverhältnisses: die politische Stellung des Pietismus und deren Folgen 343
Vergleichung des Pietismus in diesem Betracht mit dem englischen Puritanismus 345
Verhalten des Pietismus zu den Fragen der Kirchenverfassung . . . 346
Die Herrnhuter 350

Siebenter Abschnitt. Die Anfänge der sogenannten Aufklärung. — Chr. Thomasius u. A. 353
Anfänge der sogenannten Aufklärung in Deutschland gegen das Ende des 17. Jahrhunderts 353
Ihr Verhältniß zu der allgemeinen Bewegung der Ideen im 17. Jahrh. . 354
Chr. Thomasius. Seine erste Bildung und akademische Wirksamkeit . 355
Sein erster Angriff auf die todte Gelehrsamkeit und den übermäßigen Gebrauch der alten Sprachen 358
Seine „Monatsgespräche". Thomasius als Begründer des deutschen Journalismus 359
Thomasius in Halle. Seine Bemühungen für sittliche und wissenschaftliche Hebung der studirenden Jugend 367
Sein Antheil an der Erhebung Halle's zur Universität und an der Besetzung der Lehrerstellen daselbst 368
Seine größeren wissenschaftlichen Schriften über Philosophie, Moral und Naturrecht 369
Religiöser Standpunkt des Thomasius 372
Seine Bestrebungen für Regelung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat und für Gewissensfreiheit 374
Seine Wirksamkeit für Abschaffung der Hexenprozesse 376
Seine Ansichten über die Folter 382
Vergleichung zwischen Thomasius und Leibnitz 382
Allgemeine Charakteristik der Bestrebungen des Thomasius und der von ihm ausgegangenen sogenannten „Aufklärung" 388

Achter Abschnitt. Weitere Ausbreitung und Entwickelung der Grundsätze der „Aufklärung". Arnold, Dippel, Edelmann u. A. — Chr. Wolf und seine Bemühungen, die Phi-

Seite

losophie zugleich zu popularisiren und zu systematisiren. Seine Stellung zur positiven Religion und seine Kämpfe mit den Halleschen Pietisten und den Orthodoxen. — Sittlicher Einfluß der Wolfschen Philosophie 392

Weitere Ausbreitung und Entwickelung der Grundsätze der „Aufklärung". Arnold, Dippel, Edelmann u. A. 392

Verbreitung freidenkerischer Ansichten in den vornehmen und den unteren Klassen 399

Ebenso im Mittelstande 400

Auftreten Chr. Wolfs 402

Dessen Bildungsgang und Strebeziel 402

Charakter und Einfluß der Wolfschen Philosophie, erklärt aus dem Wesen der deutschen Bildung 402

Stellung der Wolfschen Philosophie zur Religion 408

Wolf und die Pietisten zu Halle 410

Charakter des Halleschen Pietismus. Das Francke'sche Waisenhaus und die Verbindung religiöser und realistischer Elemente in demselben . . 410

Verhältniß des Pietismus zur Philosophie 413

Kampf der Halleschen Pietisten gegen Wolf 413

Dessen Vertreibung aus Preußen 415

Fortgesetzter Kampf der Theologen gegen die Wolfsche Philosophie . . 417

Entgegengesetzte Einflüsse 418

Wolfs Rückkehr nach Halle 420

Wolfs philosophischer Standpunkt, verglichen mit dem Leibnitzens . . 421

Seine Ansichten über die Stellung der Philosophie zur Theologie . . 421

Seine Kritik des Wunder- und Offenbarungsglaubens 422

Sein Materialismus in Erklärung der Seelenerscheinungen . . . 424

Wolf nimmt diese Ansichten zum Theil zurück 427

Kulturgeschichtlicher Werth des Wolfschen Systems von seiner moralphilosophischen Seite 429

Neunter Abschnitt. Anwendung der neuen philosophischen Ideen auf das Leben und die Gesellschaft: die moralischen Wochenschriften. — Anfänge einer allgemeinen ästhetisch-literarischen Bewegung. Die Verirrungen der gelehrten Dichtkunst und der Rückschlag dagegen: die Satiren Neukirchs, Wernicke's u. A. — Wiedererwachen einer natürlicheren Dichtweise: Günther, Brockes, Richey, Hagedorn, Haller. — Die Versuche zur Herstellung einer nationalen Poesie im umfassenderen Sinne: J. Chr. Gottsched und die Schweizer 437

Wachsendes Bedürfniß der gebildeten Klassen nach sittlichen und geselligen Verbesserungen 437

Seite

Die moraliſchen Wochenſchriften: ihre Entſtehungsweiſe und ihr Charakter 439
Ihre Bedeutung als Organe des Bürgerthums 441
Vergleichung der deutſchen moraliſchen Wochenſchriften mit den engliſchen . 444
Wiedererwachen der nationalen Dichtung 448
Rückblick auf die Geſchichte der deutſchen Poeſie in ihrem Verhältniß zum Volksleben. Die bürgerliche Dichtung des 16. Jahrh. 448
Abſterben derſelben. — Ihre letzten Spuren im 17. Jahrh., und Unterſchied dieſer Dichtungen von denen des 16. Jahrh. 448
Die geiſtliche Dichtung 449
Mangel poetiſcher Motive aus dem Leben und deſſen Folgen für die volksthümliche Dichtung 450
Anfänge einer gelehrten Dichtkunſt und deren allgemeiner Charakter . . 452
Vergleichung der verſchiedenen Stadien dieſer gelehrten Dichtung mit einander. Die erſte und die zweite ſchleſiſche Schule 453
Die höfiſche und conventionelle Poeſie. Das Gelegenheitsgedicht . . 456
Anfänge einer natürlicheren Poeſie 462
Die Satire: Neukirch und Wernicke 462
Die Hamburger und Schweizer: Brockes, Haller, Richey, Hagedorn u. A. . 469
Beſchränktheit der neuen Poeſie in Folge der Beſchränktheit der poetiſchen Motive aus dem damaligen Volks- und Nationalleben . . . 478
Erwachen eines allgemeinen äſthetiſchen Dranges und Hinlenkung des ganzen Nationalintereſſes auf die Literatur 481
J. Chr. Gottſched als Vertreter dieſer Richtung 481
Seine mannigfaltige Wirkſamkeit 482
Gottſched als literariſcher Tonangeber Deutſchlands 483
Seine Beſtrebungen für Verbeſſerung der Sprache 484
Gottſcheds Idee einer deutſchen Nationalliteratur. — Warum Deutſchland damals nicht, wie Frankreich, eine ſolche haben konnte 485
Gottſcheds Wirkſamkeit für die Bühne und ihre Erfolge 487
Der damalige Zuſtand des deutſchen Theaters. Die Wandertruppen. — Die Hauptſtaatsactionen und die Poſſenſpiele 488
Die Neuberſche Truppe und Gottſcheds Anknüpfungen mit ihr . . . 489
Einführung von Dramen im höheren Styl auf der deutſchen Bühne durch Gottſched 490
Verbrennung des Hanswurſt 491
Betrachtungen über die Reſultate der von Gottſched durchgeführten Reform des deutſchen Theaters 491
Leſſings und Möſers Ausſpruch über die Verdrängung des Volksſchauſpiels 492
Bedenken gegen die Zuträglichkeit der künſtlichen Hervorbringung einer dramatiſchen Poeſie 493
Gottſched als Kritiker 493
Seine Anſichten von der Dichtkunſt 494

Seite
Sein Streit mit den Schweizern 496
Der eigentliche Gegenstand des Streites: Gottsched und die Schweizer als Vertreter des Realismus und des Idealismus in der Poesie . 497

Zehnter Abschnitt. Allgemeines Bild der geistigen, sittlichen und geselligen Zustände des deutschen Volks am Ende dieses Zeitraums 499
Allgemeiner Charakter der geistigen Wiedererhebung des deutschen Volks im 18. Jahrhundert 499
Volksthümlicher Ursprung dieser Bewegung, Mangel eines centralisirenden Ausgangspunktes und einer Initiative der Höfe für dieselbe . . . 500
Tonangebender Einfluß der Universitäten und der großen Handelsstädte . 502
Fortentwickelung der Bildung in diesem Zeitraume von der strenggelehrten zur encyklopädischen und populären 504
Zustand des öffentlichen Unterrichtswesens. Das Volksschulwesen auf dem Lande und in den Städten 506
Die gelehrten Schulen 507
Die Universitäten 512
Ziele und Resultate des allgemeinen Bildungsstrebens dieser Zeit . . 516
Sittliche Folgen der wachsenden Aufklärung: Entstehung eines gebildeten Mittelstandes 517
Früherer, zum Theil noch fortdauernder Mangel eines solchen, nachgewiesen an der durch alle Klassen gehenden Entsittlichung 517
Beispiele davon im geistlichen Stande 520
desgl. in der Studentenschaft; 521
unter den Rechtsgelehrten; 523
in den bürgerlichen Kreisen überhaupt und insbesondere unter der Kaufmannschaft; 523
im Bauern- und Soldatenstande 530
Mangel an Selbstachtung in den bürgerlichen Ständen: Gunstbuhlerei bei den Vornehmen; Rang- und Titelsucht; Ceremoniell und Formenwesen . 530
Allmäliger Sieg der wachsenden Bildung über diese und ähnliche Uebelstände 535
Versuch einer Schilderung des häuslichen Lebens in Deutschland während der ersten Hälfte des 18. Jahrh. 538
Sittliche Zustände in den Familien 539
Die häusliche Erziehung 542
Weibliche Bildung 548
Verfahren der Aeltern in Bezug auf Berufswahl und Verheirathung der Kinder 548
Allgemeine Zeitansichten über die Ehe 549
Formalitäten bei der Eingehung von Ehen 550
Die Geselligkeit in und außer dem Hause 550
Die Familienschmäuse 551

Seite
Veränderung in den herrſchenden Sitten zu Anfange des 18. Jahrh. . . 552
In Bezug auf die Wohnungen 553
In Bezug auf die Tracht 555
In Bezug auf die Geſelligkeit 556
Die Hausmuſik. Allgemeiner Zuſtand der Künſte in Deutſchland zu jener Zeit. Die bildenden Künſte 558
Anfänge einer nationalen Richtung in der Muſik. S. Bach und Händel als Meiſter der Hausmuſik 559

Druckfehler und Berichtigungen.

S. 9, Zeile 14 v. u. l. Geſichte ſtatt Geſchichte.
— = = 13 v. u. l. 1644 ſtatt 1642.
— 18, = 2 v. u. l. geiſtiger ſtatt geiſtlicher.
— 47, = 4 v. u. l. Verm. (d. h. Vermächtniß) ſtatt Verein.
— 97, = 18 v. o. muß ich nach Einſicht der betr. Stelle bei Leibnitz ſelbſt berichtigen, daß L. die Bezeichnung „liederlicher Hof“ nur gebraucht, um die Zerſtreuungen des Hofs anzudeuten, ohne einen ſchlimmeren Sinn damit zu verbinden.
— 136 u. 137 Z. 8 v. o. ſind Voltaire, Hoffmannswaldau und Lohenſtein fälſchlicherweiſe als Adelige von Geburt angeführt; alle drei wurden erſt geadelt.
— 172, Zeile 11 v. o. l. heiter ſtatt heitern.
— 188, = 9 v. o. l. Vorkämpferin der ſtatt Vorkämpfer in den.
— 190, = 13 v. o. l. imperiale ſtatt imperilae.
— 192, = 1 v. u. l. Scheidelehre ſtatt Scheidellehre.
— 240, = 14 v. o. muß es heißen: einer Reform im großen Style — wenigſtens für den Augenblick — nicht fähig.
— 240, = 3 v. u. l. nahmen ſtatt nehmen.
— 295, = 6 u. 7. v. o. l. ja, einander ſtatt einander ja.
— 317, = 10 v. o. l. ſondern ſtatt andern.
— 334, = 5 v. u. fehlt vor: eitle der Artikel: die.
— 349, = 6 v. u. l. weniger günſtig ſtatt günſtiger.
— = = 4 v. u. muß es heißen: welche der — Despotismus den von der herrſchenden Kirche — auferlegt hatte.
— 352, = 8 v. o. l. ſeinem ſtatt ſeinen.
— 356, = 3 v. o. l. noch hielt er ſtatt hielt er.
— 357, = 15 v. u. l. ausmacht ſtatt ausmachte.
— 398, = 6 v. u. l. Knutzen ſtatt Kuntzen.
— 399, = 9 v. u. l. Heptaplomeres ſtatt Heptaplomeron.
— 413, = 5 v. u. l. gleichmüthig ſtatt gleichmäßig.

Deutſchlands

Geiſtige Zuſtände

im

Achtzehnten Jahrhundert.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Erſter Abſchnitt.

Allgemeine Phyſiognomie der Geſellſchaft in Deutſchland am Anfange des 18. Jahrhunderts. — Schroffe Abſonderung der vornehmen Stände von den bürgerlichen Klaſſen in Bildung und Sitte, und theilweiſer Verfall der letzteren. — Rückblick auf die Entwickelung dieſer Zuſtände von der Reformation bis zum dreißigjährigen Kriege.

Allgemeine Charakteriſtik der beiden Elemente der Geſellſchaft in Deutſchland am Anfange des 18. Jahrhunderts.

Was einem Beobachter der Geſellſchaftszuſtände Deutſchlands am Anfange des 18. Jahrhunderts zuerſt in die Augen fällt, Das iſt der ſchroffe Gegenſatz, welcher ſich in Bezug auf Sitte und Lebensweiſe, geſellſchaftliche Anſprüche und moraliſche Anſchauungen zwiſchen den vornehmen Kreiſen — den Höfen und dem Adel, mit wenigen Ausnahmen — und dem übrigen Volke oder den ſogenannten bürgerlichen Klaſſen kundgiebt. Nicht genug, daß Jene ſich auf jede Weiſe, in der Geſellſchaft wie im Staate, über Dieſe erheben, Dieſe zurückſtoßen und verachten — es hat geradezu das Anſehen, als gehörten Beide nicht einem und demſelben Volke an, ſo groß iſt die Kluft, welche in ihrer ganzen Bildung und Geſittung die Einen von den Andern trennt. Die vornehmen Klaſſen (wir ſprechen natürlich immer von der tonangebenden Mehrheit) erſcheinen durch und durch franzöſiſch in Sitten, Gewohnheiten, Tracht, Sprache und geſelligen Formen, mit allen ihren Neigungen und Empfindungen, mit ihrem Geſchmack und ihrem Bildungsſtreben lediglich dem Auslande zu- und von dem vaterländiſchen Weſen abgekehrt. Und es iſt nicht eine zufällige, perſönliche Liebhaberei, was ihnen dieſe Vorliebe für das Fremde und dieſe Verachtung des Heimiſchen eingiebt, ſondern ſie glauben damit einen natürlichen Beruf ihrer geſell-

Die vornehmen Kreiſe.

ſchaftlichen Stellung zu erfüllen; ſie halten es für ihre Pflicht, zwiſchen ſich und den andern Klaſſen eine tiefe Kluft zu befeſtigen, und meinen, Dies nicht beſſer thun zu können, als indem ſie das Beiſpiel jener Ariſtokratie nachahmen, welche in Bezug auf die Abſonderung vom Volke damals das Höchſte leiſtete — der franzöſiſchen. Sie verachten die heimiſche Bildung und Gelehrſamkeit, die heimiſche Wiſſenſchaft und Kunſt, nicht blos, weil franzöſiſcher Witz und italieniſche Melodien ihre Phantaſie und ihr Ohr angenehmer kitzeln, als die noch ungefügeren Formen deutſcher Dichtung und die einfacheren und ernſteren Klänge deutſcher Muſik, ſondern faſt mehr noch darum, weil ſie es gemein finden, Dasſelbe zu treiben und zu lieben, womit das „Volk“ oder der „Pöbel“ (wie ſie die übrigen Stände nennen) ſich beſchäftigt und vergnügt. Sie verletzen die Geſetze bürgerlicher Sitte und Ehrbarkeit, aber ſie verletzen ſie nicht blos, ſondern verhöhnen ſie auch, indem ſie die Scheu davor als eine Albernheit, als Zeichen einer unedelmänniſchen und unmodiſchen Geſinnung verlachen und beſpötteln, indem ſie aus der Zuchtloſigkeit einen Ehrenpunkt und ein Privilegium für ſich machen.

Die bürgerlichen Stände.

Die bürgerlichen Stände ihrerſeits erſcheinen, dieſer ausländiſchen Vornehmheit der höheren Kreiſe gegenüber, beim Beginne des Zeitraums, den wir ſchildern, nur als unzulängliche Vertreter der nationalen Bildung und Geſittung. Ein Theil von ihnen iſt von der Vorliebe für das Ausländiſche angeſteckt oder ſtrebt doch bewundernd und neidiſch den tonangebenden Klaſſen nach. Ein anderer Theil iſt in Rohheit verſunken und dient dadurch jener blendenden Modebildung zur erwünſchten Folie. Die beſſeren Elemente fangen nur eben erſt an, aus der Erſtarrung und Verdumpfung, in welche unglückliche Zeitereigniſſe und eine mißleitete Entwicklung des nationalen Geiſtes ſie geſtürzt hatten, ſich emporzuarbeiten, aber noch fehlt ihnen der rechte Zuſammenhang unter einander, noch fehlt ihnen das kräftige Selbſtgefühl ihres Werthes und das klarbewußte Ziel ihres Strebens.

Das Verhältniß beider Klaſſen zu einander in älterer Zeit.

In keiner andern Periode der deutſchen Geſchichte war die Sonderung der Stände ſo auffallend und in ihren Wirkungen ſo verhängnißvoll geweſen. In den früheren Zeiten des Mittelalters hatte die gleiche Einfachheit und Rohheit der Sitten die beiden, wenn auch politiſch getrennten Theile der Nation geſellſchaftlich und moraliſch einander genähert und die Grenze zwiſchen ihnen oft bis zur Unkenntlichkeit verwiſcht. Später, um die Zeit des

Interregnums, als die größten und glänzendsten fürstlichen Geschlechter durch lange innere Kämpfe gebrochen, der Adel durch eine Periode der Gesetzlosigkeit zum großen Theil verwildert war, hatte das Bürgerthum, repräsentirt in einer Anzahl blühender und mächtiger Städte, sich in Bildung, Sitte und gesellschaftlichen Formen nicht nur von den Höfen und dem Adel unabhängig gemacht, sondern sogar eine Art von tonangebender Stellung über Beiden errungen. Städte wie Nürnberg, dessen Bürger nach dem rühmenden Zeugniß eines Ausländers*) „besser lebten und stattlicher wohnten, als die Könige Schottlands", oder wie Augsburg, dessen fürstliche Kaufleute, die Fuggers, eine Pracht entfalteten, welche selber einem Karl V., dem Herrn der reichsten Länder der Erde, ein bewunderndes Staunen abnöthigte, waren damals vollgültigere Musterstätten edler Sitte und feiner Weltbildung, als die Mehrzahl der Edelsitze und der Fürstenhöfe Deutschlands. Während von dem Adel und sogar von den Landesherren ein großer Theil sich noch kaum über die rohen Sitten des mittelalterlichen Ritterthums und die knappe Dürftigkeit einer mehr als einfachen Lebensweise erhob, war unter den Bevölkerungen der großen freien Städte bereits ein behaglicher und solider Luxus in Wohnung, Kleidung und Lebensgewohnheiten, eine veredelte Geselligkeit und ein reges Streben nach geistiger Bildung verbreitet. Durch die Handelsbeziehungen, welche die meisten dieser Städte mit den wichtigsten Stapelplätzen des Auslandes unterhielten, kam die Kunde von allen Fortschritten in Kunst und Wissenschaft am frühesten dorthin, und selber in der Geschicklichkeit diplomatischer Verhandlungen und dem feineren Umgangstone der vornehmen Kreise Europas konnte mancher Bürger Nürnbergs oder Lübecks mit manchem Edelmann an einem deutschen Hofe sich messen**).

Ansehen und Einfluß des reichsstädtischen Bürgerthums vom 13. bis ins 16. Jahrhundert.

Eine andere Quelle wachsender Macht des Bürgerthums wurden die Universitäten, deren Zahl und Bedeutung gegen das Ende des Mittelalters immer mehr zunahm. Der Gelehrte, der Träger einer Bildung, welche je länger je allgemeiner gesucht und geschätzt ward, erhob sein Haupt ebenso stolz wie der Edelmann und

Wachsende Macht des Gelehrtenstandes.

---

*) Aeneas Sylvius in seiner „Germania", 1515.

**) Vergl. den Aufsatz „Albrecht Dürer und seine Zeit", von Stark, in der „Germania", 2. Bd., 1852, und die Biographie Christoph's v. Scheurl, 1854.

machte diesem den Platz im Rathe des Fürsten, auf den Sesseln der Richter, bei den wichtigsten diplomatischen Unterhandlungen streitig. Aus dem Schooße der juristischen Facultäten gingen Geheime Räthe und Kanzler hervor, und die Doctoren der Rechte erhielten adeligen Rang, trotz der Proteste, welche der Geburtsadel dagegen erhob *).

Bürgerlicher Charakter der Reformation.

Die Reformation hatte dieses Uebergewicht des Bürgerthums über die höheren Stände in gewisser Hinsicht vollendet und befestigt. Sie ging von Männern des Bürgerstandes, von schlichten Gelehrten und Geistlichen aus. Die Fürsten und Edelleute, welche sich der Bewegung anschlossen, ein Friedrich von Sachsen und ein Philipp von Hessen, ein Hutten und ein Sickingen, sahen zu jenen schlichten Gelehrten und Geistlichen wie zu ihren Führern und Gewissensräthen empor, holten deren Gutachten, nicht blos in geistlichen, sondern auch in weltlichen Angelegenheiten, ein und unterwarfen sich ihrem Richterspruche in Fragen der Moral wie der Politik. Und die Reformatoren wußten die ihnen eingeräumte Autorität wohl zu gebrauchen. Sie maßen mit dem gleichen sittlichen Maßstabe Hohe und Niedere und forderten von den ersten Fürsten des Reichs ebenso gut Unterwerfung unter die richtende und strafende Gewalt der Kirche, wie von dem Niedrigsten aus dem Volke. Hohe Geburt oder ausgezeichnete gesellschaftliche Stellung war in ihren Augen kein Freibrief, um sich von der Rücksicht auf die allgemeine Sitte und von dem Gehorsam gegen das für Alle gegebene Moralgesetz loszusagen.

Gleichartigkeit der sittlichen Zustände bei den verschiedenen Klassen der Gesellschaft in der damaligen Zeit.

Die herrschenden Leidenschaften und Ausschweifungen waren damals so ziemlich allen Klassen der Gesellschaft gemein. Unmäßigkeit im Essen und Trinken, Völlerei und Sittenrohheit war die gewöhnliche Untugend ebensowohl des Edelmannes und Fürsten, wie des Bürgers und Bauers. Leichtfertigkeiten in der Liebe kamen in diesen wie in jenen Kreisen vor und trugen hier wie dort den gleichen Stempel eines rohen, ungebändigten Naturtriebes: von den künstlichen, verfeinerten Formen, unter denen eine spätere Zeit derartige Verhältnisse wie ein Privilegium und einen Schmuck der vornehmen Gesellschaftskreise behandelte, war damals noch keine Rede.

---

*) Urkundliche Quellen aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts bei Tholuck „Vorgeschichte des Rationalismus" (1853—54) 1. Theil, S. 47 u. 154.

Wetteifer der vornehmen Stände mit den bürgerlichen in Bildung und Gelehrsamkeit.

Der allgemeine Aufschwung des geistigen Lebens, welchen die Reformation erweckt hatte, bemächtigte sich auch der herrschenden Klassen und trieb sie zu einem edlen Wetteifer mit den bürgerlichen an. Die früher weit verbreitete Meinung, daß es für einen Mann von adeliger Geburt nicht anständig sei, sich mit Büchergelehrsamkeit zu plagen, und daß es selber für einen Fürsten hinreiche, seinen Namen unterschreiben und sein Brevier buchstabiren zu können, wenn er nur in ritterlichen Künsten wohl geübt sei, verlor immer mehr an Ansehen und Geltung. Junge Prinzen und Edelleute strömten zu den neuaufblühenden Schulen und Universitäten und suchten, von einem edlen Ehrgeiz entflammt, nicht blos die für ihren nächsten Beruf nothwendigen Kenntnisse, sondern auch möglichst viele Elemente einer allgemeinen Bildung sich anzueignen. Der junge Landgraf Moritz von Hessen war so wohlunterrichtet, daß er in seinem fünfzehnten Jahre eine öffentliche Prüfung vor den Professoren zu Marburg im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, in Poesie, Logik, Ethik, Geschichte und allen Gebieten der Theologie mit großer Auszeichnung bestand, und Herzog Heinrich Julius von Braunschweig erregte ebenfalls schon in seiner Jugend wegen seines vielseitigen Wissens und seines regen Geistes die Bewunderung der Gelehrten, deren eifriger und einsichtiger Gönner er in seinem reiferen Alter ward*).

Dieser glückliche Zustand einer Vereinigung aller Klassen des Volks in dem gleichen Streben nach Bildung, der gleichen Achtung vor dem bürgerlichen Sittengesetz, der gleichen Ehrbarkeit und Einfachheit des Lebens war leider nur von kurzer Dauer. Die Reformation, wie sehr sie auf der einen Seite der Kräftigung des bürgerlichen Geistes und der Verbreitung einer gleichmäßigen Bildung und Gesittung über alle Stände günstig gewesen war, hatte doch nach einer andern Seite hin den ersten Anstoß zur Entwicklung von Zuständen ganz entgegengesetzter Art gegeben. Die deutschen Landesherren, durch jene Bewegung und die ihr folgenden Ereignisse mit einer viel größeren Machtvollkommenheit bekleidet, als sie jemals besessen**), kamen allmälig und beinahe unvermerkt auf den Gedanken, daß es sich für sie

Beginnende Sonderung der Stände.

*) Vehse, „Deutsche Höfe", 27. Bd., S. 52; Henke, „Georg Calixt und seine Zeit", 1. Bd., S. 39.

**) S. den 1. Band dieses Werkes S. 69.

Einfluß der veränderten politischen Machtverhältnisse der Fürsten auf ihre gesellschaftliche Stellung zum Volke.

wohl schicken möchte, auch in Sitte, Lebensweise und äußerem Ceremoniell einen veränderten Ton anzunehmen und von der Masse des Volks sich mehr, als bisher, zu scheiden. Zugleich gab ihnen diese Machtvermehrung die Gelegenheit an die Hand, mit größerer Leichtigkeit als zuvor sich die Mittel eines gesteigerten Wohllebens zu verschaffen.

Entstehung eines Hof- und Beamtenadels.

Der Adel, durch die Reformation aus dem Genusse reicher Pfründen vertrieben, suchte Entschädigung dafür in der Besitzergreifung einträglicher und einflußreicher Aemter, verdrängte allmälig das Bürgerthum aus einer dieser Stellen nach der andern und nahm zuletzt fast alle Plätze um die Person des Fürsten und in seiner Nähe für sich in Beschlag. Auch das Band, welches zwischen Adel und Bürgerthum die gemeinsame Vertheidigung gemeinsamer Rechte auf den Landtagen geknüpft hatte, lockerte sich im Laufe der Zeit, da theils das ständische Institut, der erstarkten fürstlichen Macht gegenüber, immer ohnmächtiger ward, theils auch der Adel selbst nach und nach es immer mehr vorzog, seine ständische Stellung zur Erlangung von Sonderrechten für sich zu benutzen, statt mit dem Bürgerstande Hand in Hand gegen die Uebergriffe der landesherrlichen Gewalt zu kämpfen. So trat allmälig in den meisten Ländern an die Stelle einer auf ihre eigene Unabhängigkeit und auf die allgemeinen Landesrechte eifersüchtigen Ritterschaft ein Hof- und Beamtenadel, der, nach oben unterwürfig, nach unten brutal und rangstolz, sich immer schroffer von den übrigen Ständen absonderte, immer enger an die Person des Fürsten anschloß.

Verminderter Einfluß der Theologen an den Höfen.

Der Einfluß der Theologen auf die Fürsten, in den Zeiten der Reformation ein so wichtiges Element der Annäherung der Stände an einander und der Erhaltung bürgerlicher Sitte auch in den herrschenden Kreisen, verlor in dem Maße an Kraft, wie die Religion in den Augen der Fürsten mehr und mehr zu einem Mittel der Politik, unter den Händen der Theologen selbst aber zu einem Gegenstande der Schule, statt des Lebens, des gelehrten Gezänkes um Bekenntnißformeln, statt der sittlichen Veredlung des Menschen, herabsank. Wenn früher die weltlichen Machthaber nicht nur ihr Privatleben, sondern sogar ihre Politik nach den Ermahnungen ihrer geistlichen Rathgeber eingerichtet hatten, so trat, je weiter man sich von der Reformationszeit entfernte, immer häufiger der Fall ein, daß die Letzteren ihre sittlichen, bisweilen sogar ihre religiösen Ansichten den Wünschen und In-

teressen ihrer gebietenden Herren anbequemten und aus Gewissensräthen der Fürsten Schmeichler derselben und feile Höflinge wurden*). Um den Preis einer Unterstützung durch den weltlichen Arm der Fürsten bei der Verfolgung Andersgläubiger (was je länger je mehr das Hauptgeschäft auch der protestantischen Geistlichkeit ward) zeigten sich die Theologen bereit, auch die gröbsten sittlichen Ausschweifungen der hohen Herren zu verzeihen und zu entschuldigen, und während sie gegen das „gemeine Volk" die strafende Gewalt der Kirche ungemildert aufrecht erhielten, ja wo möglich verschärften, ließen sie in ihrer Sittenstrenge gegen die vornehmen Klassen merklich nach, sei es aus persönlicher Schwäche und Eigensucht, sei es, weil sie den Verfall ihres geistlichen Ansehens selbst erkannten und lieber freiwillig auf dessen Ausübung verzichten, als durch fruchtlose Ermahnungen sich und ihr Amt blosstellen wollten**). Bisweilen berief sich wohl auch ein protestantischer Fürst,

---

*) Der Hofprediger Johann Georg's I. von Sachsen, Hoë von Hohenegg, veranstaltete 1631 auf den Befehl des Kurfürsten ein Religionsgespräch mit den Reformirten, weil der Kurfürst deren Hülfe nöthig zu haben glaubte, und schloß den Bericht darüber mit den salbungsvollen Worten: „Der Gott des Friedens gebe Gnade, daß wir alle in ihm Eins werden!" Drei Jahre darauf, als der Kurfürst von dem Heilbronner Bündniß mit den Reformirten gern wieder los sein wollte, donnerte derselbe Hoë: „Den Calvinisten zu ihrer Religionsübung helfen, ist wider Gott und Gewissen, und nichts Anderes, als, dem Urheber der calvinischen Greuel, dem Teufel, einen Ritterdienst leisten." (A. Menzel, „Neuere Gesch. der Deutschen", 8. Bd., S. 224.)

**) Ueber die parteiische Nachsicht der Theologen gegen die Vornehmen klagt schon Moscherosch in seiner satirischen Schrift: „Philanders von Sittenwald Geschichte" (1642), 1. Bd., S. 401. Auch Keyßler in seinen „Neuen Reisen durch Deutschland" (1738) S. 106, spricht von fürstlichen Beichtvätern, „welche zu schmeicheln wissen." Eins der stärksten Beispiele solcher Schmeichelei liefert folgende Geschichte welche, nach Büsching's Zeugniß, Bülau in den „Geheimen Geschichten", 6. Bd., S. 481 erzählt. Ein Graf von Schaumburg-Lippe hatte aus Versehen einen Menschen, den er für ein Stück Wild gehalten, durch einen Schuß getödtet. Der Geistliche, den er zu seiner Gewissensbeschwichtigung kommen ließ, redete ihm ein: er möge sich keine Scrupel machen, da er ja ohne Absicht gehandelt habe, „außerdem aber auch Herr über das Leben seiner Unterthanen sei." Das überbietet noch jene Aeußerung des Beichtvaters Ludwig's XIV., welcher dem König, der einmal über eine neue Belastung des Volks sich Bedenken machte, zum Troste sagte: er sei Herr über alles Vermögen seiner Unterthanen, und es sei eine besondere Gnade von ihm, wenn er denselben nur einen Theil davon nehme und das Uebrige lasse. Selber der

um den unbequemen Mahnungen eines gewissenhafteren Beichtvaters zu entgehen, nach dem Beispiele Heinrich's VIII. von England auf sein Recht als oberster Landesbischof und behauptete mit herrischem Trotze, für sein sittliches Verhalten Niemandem verantwortlich zu sein, als seinem eigenen Gewissen *).

Wachsender Verkehr deutscher Fürsten mit auswärtigen Höfen.

Die Religionskämpfe, welche aus der Reformation entsprangen, hatten die deutschen Fürsten in lebendigere Beziehungen zu ausländischen Mächten versetzt. Die katholischen Fürsten suchten ihren Stützpunkt in der Verbindung mit Spanien; die protestantischen fühlten sich zu Frankreich und England, als den natürlichen Gegnern der habsburgischen Macht, hingezogen. Verhandlungen mannigfacher Art fanden zwischen fremden und deutschen Höfen statt. Diplomatische Agenten reisten von den einen zu den andern hin und wieder. Diese immer häufiger werdenden Besuche deutscher Cavaliere an auswärtigen, fremder Cavaliere an deutschen Höfen konnten nicht ohne Einfluß auf die Gewohnheiten und Ideen der deutschen Fürsten und des sie umgebenden Adels bleiben. Auch die deutschen Kriegsschaaren, die, theils geworben, theils von den protestantischen Fürsten ihren Glaubens- und Bundesgenossen zur Hülfe gesandt, nach Frankreich und den Niederlanden zogen, brachten fremde Sitten von dort nach Deutschland mit.

Reisen ins Ausland.

Die allgemeine geistige Bewegung, welche seit dem Wiederaufblühen der Wissenschaften Europa ergriffen hatte, äußerte ihre Wirkungen unter Anderem auch darin, daß sie die verschiedenen Länder einander mehr näherte und eine gewisse Gemeinsamkeit der Ideen und der Bestrebungen in der ganzen civilisirten Welt hervorrief. Ein lebhafterer Verkehr der gebildeten Stände von Land zu Land war davon die natürliche Folge. Reisen in fremde Länder wurden allmälig ein unentbehrliches Mittel, wie für die wissenschaftliche Ausbildung des Gelehrten, so für die welt- und staatsmännische des künftigen Regenten, Diplomaten oder Hofmannes. Deutschland besonders sah seine Gelehr-

---

Graf fühlte das Unwürdige jenes theologischen Trostgrundes und schickte nach einem andern Geistlichen, der allerdings seine Pflicht besser versah.

*) Dies that z. B. Eberhard Ludwig von Würtemberg, als ihm sein Hofprediger Vorstellungen wegen seines Verhältnisses zu dem Fräulein v. Grävenitz machte. (Spittler, „Geschichte Würtembergs", Anhang, S. 13.)

ten, seine Prinzen und Edelleute nach allen Richtungen hin ins Ausland pilgern, um ihre Kenntnisse zu vermehren, ihre Sitten zu verfeinern und sich den Ruf zeitläufiger Bildung zu verschaffen, wozu ein Aufenthalt in fremden Ländern ein wesentliches Erforderniß war. Diese Reisen wurden in dem Maße häufiger, wie Deutschland, welches eine Zeit lang an der Spitze der geistigen Bewegung Europas gestanden hatte, diesen Vorzug immer mehr einbüßte und hinter andern Staaten in Wohlstand, Bildung und Glanz des Lebens zurückblieb.

Ein gewöhnliches Ziel solcher Pilgerschaft waren die Niederlande, dieser junge Freistaat, der durch seine raschen Fortschritte in Handel und Gewerbfleiß, durch die kräftige Entwicklung seiner Schifffahrt, durch den Glanz und die Zierlichkeit seiner Städte, durch den hohen Aufschwung seiner Universitäten, durch die rührige Thätigkeit seiner Bevölkerung je mehr und mehr die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog und den Neid so manches Fürsten erregte, dem es „beschämend für die Monarchien schien, den Preis des Wohlstandes und der Bildung einer Republik zu überlassen“ *).

Nach anderer Seite hin und mit andern Reizen lockte den Reisenden das Land der ehemaligen Römerzüge deutscher Kaiser, Italien. Dort prunkten mit den Resten alter Pracht und Ueppigkeit die adelsstolzen Republiken Venedig und Genua; dort bewährten noch immer ihren alten Ruf eifriger Pflege der Kunst und Wissenschaft die glänzenden Höfe der Medicis und der Farnese; dort strahlte in unvergänglicher Herrlichkeit, zwei Weltalter in sich verschmelzend, das ewige Rom, das Ziel der Sehnsucht ebenso für den glaubenseifrigen Katholiken wie für den Bewunderer des klassischen Alterthums. In jenen gesegneten Gefilden lachte froher sinnlicher Lebensgenuß, gewürzt durch Kunst und feine gesellige Sitte, und, duldsamer, als der oft finstre Protestantismus des Nordens, wußte der phantasievolle Glaube des Südens die Formen einer strengen Andacht mit den Freuden einer heitern Weltlichkeit zu vereinigen.

Auch das unter seiner großen Königin in Gewerben und Künsten mächtig aufblühende England und der glänzende Hof Elisabeth's und ihrer Nachfolger, der Stuarts, blieben selten unbesucht. Vor Allem je-

*) Worte des Landgrafen Moritz von Hessen, (Vehse, „Deutsche Höfe“, 27. Bd., S. 53). Vergl. Tholuck a. a. O. 2. Bd., S. 204.

doch ging der Zug der deutſchen Fürſten und Cavaliere ſchon ſeit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts unaufhaltſam nach Frankreich. Die dortigen Hochſchulen, Hauptſitze des römiſchen Rechts, welches auch in Deutſchland je mehr und mehr das altherkömmliche einheimiſche vollends verdrängte, zugleich Pflanzſchulen feiner Sitten und galanter Fertigkeiten (während die deutſchen Univerſitäten immer tiefer in Rohheit und Pedantismus verſanken) lockten die ſtudirende Jugend der höheren Stände Deutſchlands ſchaarenweiſe an ſich. Der franzöſiſche Hof ſuchte eifrig politiſche Anknüpfungen mit den deutſchen Fürſtenhäuſern, um durch ſolche Bündniſſe ein Gegengewicht gegen die Macht des Hauſes Habsburg zu bilden, und wenn dieſe Beziehungen nur vereinzelte und ſchwache waren, ſo lange die Valois in Frankreich herrſchten, ſo wurden ſie dagegen außerordentlich lebhafte und ausgebreitete, als in Heinrich IV. ein Anhänger und Beſchützer des reformirten Bekenntniſſes den franzöſiſchen Thron beſtieg und die Sympathien und Hoffnungen aller glaubensverwandten Höfe Deutſchlands an ſich feſſelte*).

Anfängliche gute Folgen dieſer Reiſen.

Eine Zeit lang erwieſen ſich die Wirkungen dieſes Verkehrs deutſcher Fürſten mit dem Auslande als überwiegend wohlthätige und nur in einzelnen Fällen als nachtheilige. Die Fürſten und ihre Umgebungen ſchienen nur das Gute der Fremden nachzuahmen, ohne ſich von ihren Fehlern verführen zu laſſen; ſie veredelten ihre Bildung, ihren Geſchmack, ihre Geſelligkeit durch die beſſeren Muſter des Auslandes, ohne die Einfachheit und Biederkeit der alten heimiſchen Sitte, das zutrauliche Verhältniß zu ihren Völkern oder die Anhänglichkeit an ihre Mutterſprache aufzugeben. Ludwig von Anhalt-Köthen, der Stifter der „Fruchtbringenden Geſellſchaft", hatte von ſeinen faſt vierjährigen Reiſen eine ſo feine Bildung mitgebracht und dabei doch den deutſchen Grundzug ſeines Weſens ſo unverkümmert erhalten, daß ein ausländiſcher Beſucher deutſcher Höfe im Jahre 1609 von ihm rühmt: „man finde Nichts an ihm, was vom Italiener abwiche, deſſen Tugenden, nicht deſſen Laſter er darſtelle; wunderbar verbinde er die leichte italieniſche Anmuth mit der deutſchen Ernſthaftigkeit"**). Die „Fruchtbringende Geſellſchaft" ſelbſt wäre ſchwerlich entſtanden ohne die per-

*) Barthold, „Geſchichte der Fruchtbringenden Geſellſchaft", S. 11 ff.; Henke, „Calixt und ſeine Zeit", 1. Thl., S. 41.

**) L'Ermite: Iter germanicum, bei Barthold a. a. O. S. 37.

sönliche Anschauung des wohlthätigen Einflusses der italienischen Akademien, welche Ludwig und mehrere Mitbegründer jener Gesellschaft auf ihren Reisen kennen gelernt hatten. Die Fürsten von Hessen und Anhalt zogen italienische Baumeister an ihre Höfe und schmückten ihre Residenzen mit geschmackvollen Bauwerken ohne überladenen Prunk. Johann Georg I. von Sachsen sandte eigens Cavaliere nach Italien, um die dortige reinere Musik nach Deutschland zu verpflanzen und dadurch den mangelhaften heimischen Geschmack zu verbessern. Dresden und Kassel sahen englische Komödianten und lernten durch sie, wenn auch wahrscheinlich in ziemlich roher Darstellung, die unsterblichen Dramen Shakespeare's kennen. Moritz von Hessen stiftete, um dem Adel seines Landes und des übrigen Deutschlands eine bessere Bildung zu verschaffen und ihn „der bäuerlichen Rohheit, der Ränke- und Duellsucht und des Junkerübermuths" zu entwöhnen, eine Ritterakademie zu Kassel, in welcher die ernstern Studien mit der Uebung weltmännischer Fertigkeiten, die klassischen mit den modernen Sprachen Hand in Hand gingen, welche sogar im Auslande eines hohen Rufs genoß und von vornehmen Jünglingen aus Frankreich, den Niederlanden und England besucht ward *).

Im Gefolge der ins Ausland reisenden deutschen Fürsten und Adligen befanden sich häufig Gelehrte oder doch Männer von allgemeiner Bildung, welche dadurch Gelegenheit erhielten, ihre Kenntnisse zu vermehren und mit den auswärts gemachten Erfahrungen nach ihrer Rückkehr ihre Wissenschaft und ihr Vaterland zu bereichern **).

Den vornehmen Reisenden selbst war es in jener Zeit größtentheils wirklich um einen soliden Gewinn, nicht um einen bloßen flüchtigen Genuß bei ihren Weltfahrten zu thun; sie wollten Kenntnisse einsammeln, ihren Charakter bilden, ihren Geschmack veredeln, nicht blos in den Zerstreuungen und Genüssen fremder Länder schwelgen. Ihr Reiseaufwand und ihre Lebensweise waren mäßig, die Zahl ihrer Begleiter und Diener gering, ihr ganzes Auftreten einfach und bescheiden. Im 16. Jahrhundert pflegte man wohl einen jungen Herrn von Stande, „wenn er groß

*) Barthold a. a. O. S. 47 ff., 55 ff. — Devrient, „Geschichte der deutschen Schauspielkunst", 1. Bd., S. 141 ff., 271 ff. Kiesewetter, „Gesch. der Musik", S. 78 ff. Vehse, „Deutsche Höfe", 27. Bd., S. 55.

**) Tholuck a. a. O., 1. Bd., S. 305.

und bengelhaft geworden“*), mit einem „reiſigen Knecht“ auf Reiſen zu ſchicken und ihm für den Aufwand eines ganzen Jahres nicht Mehr als 100 Thlr. mitzugeben**). Noch zu Anfange des 17. Jahrhunderts finden wir Prinzen aus den erſten Fürſtenhäuſern Deutſchlands ſtatt alles Gefolges lediglich von ein paar Cavalieren, die ihnen als Führer und Aufſeher dienten, und einem einzigen Pagen begleitet***).

Fortdauernde Einfachheit vieler deutſcher Fürſtenhöfe bei geſteigerter Bildung.

So fanden ſich denn auch die meiſten jener reiſenden Großen nach ihrer Rückkehr leicht wieder in die alten, einfachen Gewohnheiten ihrer Heimath. Bei manchen blieb ſogar von den auswärts gewonnenen Bildungseinflüſſen weniger zurück, als man für ſie ſelbſt und für ihre Länder hätte wünſchen mögen. In Pommern waren trotz mehrfacher Reiſen dortiger Fürſten nach Italien und wiederholter Berührungen mit Frankreich nach wie vor Jagd, Trinkgelage und die plumpen Späße ungeſchlachter Schalksnarren die einzigen Ergötzungen der Höfe, und der kunſtſinnige Herzog Philipp von Stettin ſtand als eine vereinzelte Erſcheinung unter ſeinen Vettern da. Johann Georg von Sachſen war zwar für einzelne Liebhabereien eines verfeinerten Geſchmacks empfänglich geworden, fand aber doch ſein Hauptvergnügen immer noch, gleich ſeinem Bruder Chriſtian, in wüſten

---

*) Worte einer Reiſeinſtruction aus jener Zeit, bei Keyßler a. a. O. S. 84.

**) Ebenda.

***) Die Reiſe, welche der nachmalige Kurfürſt Johann Georg I. von Sachſen als Kurprinz im J. 1601 unternahm, wird von Glafey („Kern der Geſchichte des hohen kurfürſtlichen Hauſes zu Sachſen“, 2. Aufl., 1737, S. 257) folgendermaßen beſchrieben: „Damit der Prinz auch auswärtiger Potentaten und Republiken Höfe, Regierungsart, Sitten und Gebräuche erkundigen möchte, hat er, nach wohlergriffenem Fundament der Gottesfurcht und Wiſſenſchaften, im 16. Jahre ſeines Alters, mit Rudolphen Vitzthum und Georgen v. Niſchwitz, auch dem Leibpagen Chr. R. aus dem Winkel, ſich aufgemacht und alſo die Reiſe durch Thüringen, Franken, Schwaben, Würtemberg, Baiern und Tyrol, fürder in Italien durch Venedig, Rom, Neapel, Florenz, Padua, Verona, Mantua, Savoyen, Mailand u. a. Orte, verrichtet. Weil er nicht zärtlich, ſondern friſch erzogen worden, hat er die Reiſeungelegenheiten leichtlich erduldet, ſo lieb auf Stroh und Bänken als in Betten geſchlafen, auch, als incognito reiſend, ſeinen Leuten faſt mehr, als ſie ihm, aufgewartet, alſo daß man die Gegenwart eines ſo großen Herrn nicht hat verſpüren können.“ —Wegen einer Krankheit, die ihn in Mailand befiel, nahm er von da die Rückreiſe nach Hauſe und unterließ, Frankreich, England und die Niederlande zu beſuchen, wie anfänglich die Abſicht geweſen.

Trinkgelagen und Parforcejagden und hatte für ernste wissenschaftliche Beschäftigungen keinen Sinn*).

An manchen Höfen dagegen erblickte man eine dem Auslande abgewonnene höhere Bildung mit unveränderter Einfachheit und Volksthümlichkeit der fürstlichen Lebensweise in wohlthuendem Verein. So bei jenen Herzögen von Schlesien, die, obwohl an solcher Bildung wenigen Fürsten ihrer Zeit nachstehend, gleichwohl die „alte gute Sitte ihres Hauses" beibehielten, „die Unterthanen an den Ergötzungen der Obrigkeit theilnehmen zu lassen", die Bürger ihrer Residenz aufs Schloß baten, die Feste der Stadt besuchten und mit den Frauen und Töchtern der Rathsmänner lustig tanzten. Moritz, der Freund und Vertraute des in seinen Sitten so leichtfertigen Heinrich's IV., blieb einfach und sittenstreng, und selber die Prachtliebe, die er an seinem Hofe entfaltete, entsprang mehr politischen Rücksichten als seinem persönlichen Geschmacke. An dem brandenburgischen Hofe bemerkte ein Reisender der damaligen Zeit „würdevolle Einfachheit bei gefälligen Sitten". Während an der Tafel des Kurfürsten französische Conversation mit deutscher wechselte und das unmäßige Zutrinken und Nöthigen der Gäste verbannt war, indem Jeder nach eignem Belieben — „alla Francese" nannte man es — sich selbst einschenkte, sah man die jungen Prinzen in ihrer Kleidung mehr als einfach gehalten, weil, wie die Kurfürstin sagte, „man dennoch wohl wisse, daß sie Kurfürstenkinder seien, denen die Tugend und Gottesfurcht viel größere Zier, als die Kleidung, gebe"**).

Noch andere Höfe freilich zeigten sich schon in dieser Zeit von der Verführung ausländischer Beispiele zu einem ausschweifenden Leben und zu vornehmer Verachtung der ehrbaren deutschen Sitte fortgerissen. In Düsseldorf stritt bereits im 16. Jahrhundert, unter dem schwachen Johann Wilhelm III. und seiner verrufenen Gemahlin Jacobäa von Baden, italienische Ueppigkeit mit französischer Leichtfertigkeit um den Vorrang, und in der Pfalz, wo schon unter Friedrich III. die bis dahin kaum bemerkbare Grenze zwischen Fürst, Adel und Volk viel schärfer gezogen worden war, ging unter seinen Nachfolgern das frühere patriar-

*) Barthold a. a. O. S. 55 ff.

**) Stenzel, „Gesch. des preuß. Staats", 1. Bd., S. 536. Vehse u. Barthold a. a. O.

chaliſche Verhältniß vollends unter in der immer höher geſteigerten Nachahmung franzöſiſchen Weſens*).

Allmälige nachtheilige Einwirkungen des Verkehrs der vornehmen Klaſſen mit dem Auslande.

In der That konnte es kaum anders kommen, als daß die von Jahr zu Jahr vervielfältigten Beziehungen zwiſchen den deutſchen und den fremden Höfen und die immer häufiger werdenden Reiſen deutſcher Großen ins Ausland auf die Sitten, den Geſchmack und die ganze Anſchauungsweiſe dieſer letzteren mit der Zeit einen überwiegend nachtheiligen Einfluß üben mußten. An allen den Punkten, wohin ſich dieſe Reiſen vorzugsweiſe richteten oder mit denen jene Verbindungen am Lebhafteſten unterhalten wurden, waren in Bezug auf das Verhältniß der Regierenden zu den Regierten, der höheren Klaſſen zu dem eigentlichen Volke, Anſichten und Gewohnheiten im Gange, welche mit denen, die bisher in Deutſchland gegolten hatten, im ſchroffen Widerſpruche ſtanden.

In Spanien ſah man die Majeſtät des Herrſchers mit allem Pompe weltlicher Grandezza und allem Nimbus religiöſer Weihe bekleidet. In Frankreich war ſchon längſt das Königthum bemüht geweſen, alle Stände des Volks unter ſeine Füße zu werfen und ſich mit dem Glanze unumſchränkter Machtvollkommenheit zu umgeben, hatte ſchon längſt der Hof ſich zum Mittelpunkt des ganzen geſelligen Lebens und zum Strebeziel aller ehrgeizigen Talente gemacht. In Italien zeigte ſich ſowohl in den ariſtokratiſchen Republiken als in den Monarchien der Einfluß jener Maximen, welche ſchon Machiavell als die Signatur ſeiner Zeit erkannte. Das engliſche Volk ſchien unter ſeiner großen Königin ſeinen alten Freiheitsſtolz vergeſſen zu haben, und die Stuarts brachten ſogar auf den engliſchen Thron die bis dahin dort unerhörte Lehre vom abſoluten göttlichen Rechte der Könige mit. Ja ſelber in dem niederländiſchen Freiſtaate kämpften eben damals aufſtrebende Herrſchergelüſte eines fürſtlichen Statthalters ſiegreich gegen den Widerſtand der ſtrengrepublikaniſchen Partei.

Die Anſchauung ſolcher Zuſtände konnte nicht ohne einen, wenn auch langſam, doch ſicher wirkenden Einfluß auf die Gemüther der deutſchen Fürſten und ihrer Umgebungen ſein. Die politiſchen Verhältniſſe daheim, wie ſie ſeit der Reformation ſich geſtaltet hatten, boten ſo manche verführeriſche Anknüpfung für die Annahme von Grundſätzen dar, welche

*) Barthold a. a. O. S. 17 ff.

man in den mächtigsten und blühendsten Staaten Europas in praktischer Geltung erblickte.

Die deutschen Landesherren, die sich bisher immer nur als Stände des Reichs betrachtet hatten, fanden sich von den ersten Souveränen Europas hervorgezogen und beinahe als Ihresgleichen behandelt. Der Adel lernte von seinen Standesgenossen in Frankreich und Italien die schroffere Geltendmachung des Rangunterschieds und die Verachtung der „Canaille". Die freieren Sitten, denen die vornehmen Klassen anderer Länder huldigten, untergruben durch ihr bestechendes Beispiel unvermerkt die strengeren Begriffe von Ehrbarkeit und Zucht, die bis dahin auch unter der Aristokratie in Deutschland noch geherrscht hatten. Die Einen redeten sich ein, daß diese pedantische Sittenstrenge zu der freieren Geistesbildung nicht passe, welche der Fortschritt der Zeit verlange; die Andern fanden dieselbe unverträglich mit dem weltmännischen Ton, durch welchen, nach ihrer Ansicht, die höhern Stände sich vor den niedern auszeichnen mußten. Genug, man begann in diesen Kreisen, sich immer mehr von dem übrigen Volke abzusondern; man begann, bürgerliche Moral als Etwas, was wohl für den gemeinen Haufen gut und nützlich sei, auf die Vornehmen aber keine Anwendung leide, gering zu achten; man begann, die vaterländische Sitte, welche von einer solchen Unterscheidung Nichts wußte und mit dem gleichen Maße Vornehme und Geringe maß, als altväterisch und beschränkt zu bespötteln, die ausländische Mode dagegen, welche die Sonderung der Stände und die privilegirte Stellung der Fürsten und des Adels auch in sittlicher und gesellschaftlicher Hinsicht sanctionirte, als ein Resultat fortgeschrittener Bildung zu rühmen und zu vertheidigen.

Erschlaffung des Geistes der bürgerlichen Stände.

Die Gefahr dieser Hinneigung der höhern Stände Deutschlands zu den Sitten und Ideen des Auslandes wäre minder groß gewesen, wenn in den bürgerlichen Klassen jene innere Kraft und jenes stolze Selbstbewußtsein sich lebendig erhalten hätte, wodurch dieselben bis zur Reformation und noch eine Zeit über diese hinaus die Aristokratie in den Schranken der Mäßigung, ja in einer gewissen geistigen Abhängigkeit von sich erhalten hatten. Allein unglücklicherweise trafen gerade um eben diese Zeit mancherlei Umstände zusammen, welche jene achtunggebietende Stellung des Bürgerthums untergruben, seinen Geist schwächten oder verderbten und es theils widerstandlos unter die Macht der vornehmen Kreise beugten, theils in die gleiche Ent-

Sinken der Macht und des Ansehens der Reichsstädte.

artung mit diesen hineinzogen. Die großen Handelsstädte, lange Zeit die kräftigsten Pflegerinnen bürgerlichen Kunst- und Gewerbfleißes, nationaler Sitte und altherkömmlicher Lebensgewohnheiten, waren schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in ihrer Macht und Bedeutung mehr und mehr zurückgekommen. Wenn auch ihr Wohlstand noch nicht sichtbar gelitten hatte, ja zum Theil gerade um den Anfang des 17. Jahrhunderts durch eine größere Entfaltung äußerlicher Pracht seinen unverminderten Fortbestand bethätigen zu wollen schien, so waren doch die Grundlagen jener beherrschenden Stellung, welche diese Sitze eines freien, kräftigen Bürgerthums längere Zeit hindurch im deutschen Reiche eingenommen hatten, bereits erschüttert. Wie die gesteigerte Fürstengewalt ihren politischen, so begannen die aufstrebenden Residenzen ihren sittlichen und gesellschaftlichen Einfluß zu neutralisiren.

Verschlechterter Zustand der Universitäten. Trennung des Gelehrtenstandes vom Volke.

Von den Universitäten war jener höhere Schwung, welcher sie im Zeitalter der Reformation an die Spitze der nationalen Bewegung gestellt hatte, bis auf wenige, schwache Spuren wieder gewichen. Nur auf einzelnen, z. B. auf der, 1576 neu begründeten, zu Helmstädt, fand noch der freiere und lebendigere Geist des Melanchthon'schen Humanismus Zuflucht und Pflege; die Mehrzahl war zu Tummelplätzen orthodoxer Beschränktheit, pedantischer Buchstabengelehrsamkeit und scholastischer Spitzfindigkeiten ausgeartet. Die Gelehrten, welche eine Zeit lang aus ihrer Abgeschlossenheit heraus und mitten unter das Volk getreten waren, hatten sich wieder in ihre einsamen Studirstuben und auf ihre erhabenen Katheder zurückgezogen, lehrten eine Wissenschaft, welche für das Leben wenig brauchbar war, und vertauschten die vaterländische Sprache, welche kaum erst Luther zu Ehren gebracht hatte, aufs Neue mit einem todten Idiom, welches sie noch dazu selten gewandt und anmuthig zu handhaben wußten.

Von jener begeisterungathmenden akademischen Jugend, welche das kräftigste Werkzeug der Reformation gewesen, war wenig mehr zu spüren. Rohe Unflätherei und läppische Zierlichkeit in Putz und Lebensweise hatten auf den meisten Universitäten den Ernst geistlicher und sittlicher Bestrebungen verdrängt*), und die Professoren selbst gaben nur zu häu-

*) Tholuck, a. a. O. 1. Bd., S. 32 ff. Bechstein, „Deutsches Universitätsleben"

ſig ihren Schülern das böſe Beiſpiel der Gemeinheit, Unmäßigkeit und Ausſchweifung *).

Entartung der Religion: in den proteſtantiſchen Ländern;

Das religiöſe Leben, welches die Reformation neu entzündet hatte, war, ſelber in dem proteſtantiſchen Theile Deutſchlands, faſt allerwärts wieder in Verfall gerathen und hatte einem dürren Buchſtabenglauben und einem äußeren Formendienſte weichen müſſen. „Man kümmerte ſich," wie einer der wenigen höhergeſinnten Theologen jener Zeit ſchreibt, „weit mehr darum, wie Gott von Ewigkeit her, als er die Menſchen erwählt, gehandelt, als um Das, was die Menſchen nach der deutlichen Vorſchrift Gottes thun ſollen" **). Je fanatiſcher man die „Reinheit der Lehre" verfocht, um ſo getrübter erſchien das ſittliche Leben des Volks und ſogar der Geiſtlichkeit ***). Was die katholiſchen Länder betrifft, ſo war die günſtige Rückwirkung, welche die Reformation anfänglich auch auf dieſe zu äußern ſchien, nur zu bald faſt überall wieder ver-

in den katholiſchen.

(„Germania" 1. Bd., S. 491 ff.). — Schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts (1562, 1568 u. ſ. f.) ergingen wiederholte Verbote wider die „Pluderhoſen" und die „mühſam geſteppten Kleider" der Studenten. Gegen die Rohheiten des Pennalismus kämpften durch das ganze 17. Jahrhundert die Landesgeſetzgebungen und ſogar die Reichsgeſetzgebung vergebens an.

*) Spezielle Verbote richten ſich gegen das ausſchweifende und liederliche Leben der Profeſſoren. Eine Verordnung v. 1562 verbietet den Profeſſoren, „mehr als 120 Perſonen bei den Hochzeiten ihrer Kinder zu ſetzen". Eine andere ſchärft den Facultäten ein, „keine verſoffenen Profeſſoren zu wählen". Die Protokolle des Ehegerichts von Tübingen v. 1580—1620 weiſen die ärgſten Scandale in der dortigen Profeſſorenwelt nach. Tholuck, welcher verſchiedene Spezialitäten daraus mittheilt (a. a. O. 1. Bd., S. 145), bemerkt dazu: „es ſei Dies ein furchtbares Bild ſittlicher Verwilderung gerade zu einer Zeit, wo Tübingen mit Wittenberg im Rufe reiner Lehre wetteiferte."

**) Calixt in ſeiner Einleitung zu den von ihm herausgegebenen Acten des Thorner Religionsgeſprächs (ſ. A. Menzel, „Neuere Geſchichte der Deutſchen", 9. Bd., S. 109).

***) „Religio expirare penitus videtur," klagt Val. Andreä. „Dolendum est, id semper agere Satanam, ut, ubi vita lucet, doctrina caliget, ubi doctrina pura, vita sordeat" (ſ. Richter, „Geſch. der evangel. Kirchenverfaſſung" S. 200). „Unſere Lehre iſt von Menſchen und Menſchenbüchern, und unſer Lebenswandel iſt vom Teufel, denn Hoffahrt, Eigennutz, Faulheit, damit jetzige Zeit faſt alle Theologen beſeſſen ſind, kommt nicht von Gott, ſondern vom Teufel," ſagt Weigel in ſeiner „Kirchen- und Hauspoſtille", 1. Bd., S. 124.

ſchwunden. Die römiſche Kirche zog es vor, ſtatt durch eine gründliche Heilung ihrer innern Gebrechen ſich die Vortheile jener Bewegung anzueignen und vielleicht den Weg zu einer Wiederausſöhnung der getrennten Religionsparteien zu bahnen, die von ihr Abgefallenen theils mit Hülfe weltlicher Gewalt zu bekämpfen und zu verfolgen, theils durch äußere Reizmittel, durch den blendenden Schimmer eines prunkvollen Cultus und einer ſpitzfindigen Gelehrſamkeit zu ſich zurückzulocken. In dieſem Geiſte ſtarrer Abgeſchloſſenheit und Unfehlbarkeit der Kirche, welchen das Concilium von Trient bekräftigt und gleichſam verewigt hatte, wirkte vor allen der um die Mitte des 16. Jahrhunderts begründete Orden der Jeſuiten. Wenn man der proteſtantiſchen Orthodoxie oft ſchuld geben konnte, daß ſie über der Sorge für die Reinheit der Lehre allzu ſehr die viel wichtigere für die Reinheit des Lebens ihrer Pflegbefohlenen vernachläſſigte, ſo traf jene Geſellſchaft, welche ſich den Namen des Stifters der chriſtlichen Religion anmaßte und in ſeinem Geiſte zu handeln vorgab, der viel ſchlimmere Vorwurf, daß ſie nicht ſelten die Gebote der Moral geringachtete und verletzte, wo es galt, der Kirche und ſich ſelbſt einen Vortheil zuzuwenden.

Einreißende Sittenverderbniß.

So arbeitete man von beiden Seiten, der proteſtantiſchen wie der katholiſchen, darauf hin, die ſittlichen Triebfedern in der Nation zu ſchwächen und das geiſtige Streben derſelben zu erſticken. Die Folge war eine immer weiter um ſich greifende ſittliche Verwilderung und geiſtige Verdumpfung des Volks. Finſterer Aberglaube, Sittenrohheit und Laſterhaftigkeit zeigten ſich nicht blos in den unterſten, ſondern auch in den ſogenannten gebildeten Klaſſen. Vergebens ſuchten einzelne fromme und begeiſterte Männer durch Wiederbelebung des religiöſen und ſittlichen Geiſtes dem einreißenden Verderben zu ſteuern. Nur in kleinen, abgeſchloſſenen Kreiſen gelang es ihnen, einen beſſeren Sinn zu wecken oder zu erhalten. Die Mehrzahl des Volks hatte den höheren Schwung, welchen die Reformation den Herzen und Geiſtern verliehen, gänzlich wieder eingebüßt und fand ihr Genügen in der Befriedigung roher ſinnlicher Begierden und dem eitlen Schimmer eines oft eben ſo geſchmackloſen als geiſtloſen Luxus. Ein üppiges, verſchwenderiſches Leben — faſt immer der Vorbote ſittlichen Verfalls und das Anzeichen eines Mangels an höheren geiſtigen Intereſſen — nahm in allen Ständen überhand. Wie die Vornehmen ſich unter einander in Pracht und Nachahmung ausländiſcher Sitte über-

boten, so begann auch schon das Bürgerthum ihnen darin nachzueifern, und selber die untersten Klassen drängten sich heran und suchten den Unterschied, welcher bisher in Tracht, Lebensweise und Vergnügungen sie von den gebildeteren Ständen gesondert hatte, durch Nachahmung, nicht der besseren, sondern der schlimmeren Seiten dieser zu verwischen. Die wiederholt ergangenen und immer von Neuem eingeschärften Verbote gegen Kleiderluxus und unmäßige Verschwendung bei Gastmahlen und Familienfesten*) beweisen die Größe und Hartnäckigkeit des Uebels,

*) Die Zahl der Polizei-, Kleider-, Gast- und Hochzeitordnungen, die seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in allen Theilen Deutschlands ergingen, ist sehr groß. In Nürnberg erschien 1554 ein Verbot der Pluderhosen, 1562 eine Aufhebung des Frauenhauses (Bordells), 1557 eine Verordnung gegen die Trunkenbolde, 1582 und wieder 1589 eine Hochzeitordnung (Lochner, „Nürnbergs Vorzeit und Gegenwart", S. 121). In Augsburg, wo das letzte Luxusverbot 1441 ergangen war, finden wir zuerst wieder ein solches im J. 1582 — „wegen der dermalen überhand genommenen Kleiderpracht u. a. Ueppigkeit" —, und eine neue Hochzeitordnung im J. 1599 (Stetten, „Geschichte Augsburgs", S. 659 u. 733). In Leipzig beginnt die Reihe der neuen Polizei- und Kleiderordnungen ebenfalls in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts (Dolz, „Gesch. Leipzigs", S. 281). Im J. 1612 ward eine allgemeine Kleider- und Hochzeitordnung für das Kurfürstenthum Sachsen erlassen. In Braunschweig ergingen Kleider- und Hochzeitordnungen für Land und Stadt: 1594, 1604, 1610, 1618, 1623, 1624. Endlich wurde sogar „auf kaiserlichen Spezialbefehl" im J. 1616 ein Luxusverbot für das ganze deutsche Reich verkündigt („Altenberger Chronik", S. 422; Spittler, „Geschichte von Hannover", S. 237; Carpzov, „Histor. Schauplatz der Stadt Zittau", 3. Thl., S. 177). Man ersieht aus diesen Verordnungen und aus Zeugnissen zeitgenössischer Schriftsteller, wie hoch bereits der Luxus in allen Städten gestiegen war. In einer kleinen Stadt Sachsens (Delitzsch) ist schon 1613 die Rede von „goldnen Kränzen, mit denen die Jungfrauen zur Kirche gehen", von „Sammetaufschlägen und breiten seidnen Borten" auf den Mänteln der gewöhnlichen Bürger (Chronik der Stadt Delitzsch, herausg. von Schultze, 2. Thl., S. 71). In der Leipziger Kleiderordnung von 1626 wird von den Bürgerfrauen gesagt, sie trügen sich „nicht auf ehrbare deutsche, sondern auf ausländische Manier" — mit mehrfachen goldnen Ketten, Handschuhen mit Gold und Perlen gestickt, goldnen Dolchen durchs Haar, „in Summa so, daß es nicht adeligen, sondern gräflichen und höhern Standesversonen gleich ist." Selbst Tagelöhnerstöchter gingen des Sonntags in Doppeltaffetröcken (Dolz a. a. O.). Bei einer adeligen Hochzeit im Braunschweigischen wurden 80 Eimer Wein ausgetrunken, während sich 60 Jahre früher, auf dem Reichstage zu Worms, der Herzog selber mit Einbeckischen Bier begnügt hatte (Spittler, „Gesch von Hannover", S. 234). Kaum 30 Jahre, nachdem die Königin Elisabeth von England die ersten seidenen Strümpfe getragen hatte, fand man solche bei den Amtmannsfrauen im Braunschweigischen. Selber die Mägde tru-

welches weder durch obrigkeitliche Verfügungen und Strafandrohungen, noch durch die freien Vereinigungen und Verabredungen, welche hier und da einzelne verſtändigere Kreiſe unter ſich zu Stande brachten*), in ſeiner Ausbreitung gehemmt werden konnte.

Zurücktreten der volksthümlichen Kunſt.

Die volksthümliche Dichtung, welche noch einmal, unter den Händen des poetiſchen Schuſters von Nürnberg, aufzuleben ſchien, verklang bald wieder und machte einer gelehrten Dichtkunſt Platz, welche ihre Muſter von dem Auslande entlehnte. Das

---

gen „Florkragen um den Hals und ausgezackte Tripp- und Klippſchuhe an den Füßen.“ Gaſtgebote zu 240 Perſonen wurden bei großen Hochzeiten polizeilich erlaubt (Ebenda S. 267). In welchem Maßſtabe in ganz kurzer Zeit — in den letzten Jahrzehnten des 16. und den erſten des 17. Jahrhunderts — Prunkſucht und Luxus beim Adel in manchen Gegenden geſtiegen waren, dafür führt Moſer in ſeinem „Patriot. Archiv“, VIII. Bd., S. 237, folgendes Beiſpiel von zwei Herren von Schömberg, Vater und Sohn, aus der Pfalz an. Der Vater, der auf dem Hugenottenzuge reiche Beute gemacht hatte, hinterließ an Silbergeräth eine Kanne, einige Becher, zwei Salzfäſſer und etwas über zwei Dutzend Löffel; der Sohn brachte auf ſeine Erben an verarbeitetem Silber (Leuchtern, Toiletten u. ſ. w.) 632 Mark. Der Vater beſaß, außer zwei goldnen Ehrenketten, etwa $^1/_2$ Dutzend Ringe und einiges Perlengeſchmeide; bei dem Sohne füllte das Verzeichniß der Perlen allein zwei enggeſchriebene Bogen. Des Alten Garderobe enthielt ein paar ſeidene Wämſer und ſammetne Hoſen, das Uebrige von Wolle, höchſtens mit Sammet oder Seide beſetzt; die Kleiderrubrik des Sohnes — 22 vollſtändige Prachtanzüge — fand auf 10 Bogen Raum, ungerechnet die Hüte mit Federn, die geſtickten Gürtel und Degengehenke, die vielerlei Strümpfe, die Schuhe mit Roſen, die gold- und ſilbergeſtickten Handſchuhe. Statt der einfach getäfelten Zimmer und der Holzſtühle, womit ſich ſein Vater begnügte, hatte der junge Schömberg buntgewirkte ſeidene oder vergoldete Ledertapeten und gepolſterte Sammetſeſſel. Die Bibliothek des älteren Sch. enthielt eine Bibel, einen deutſchen Livius, Poſtillen von Luther und Melanchthon, Fronsperger's Kriegsrecht, einige Chroniken und ein altes Turnierbuch; die des Sohnes zeigte ſchon engliſche und italieniſche Bibeln, Wörterbücher fremder Sprachen, Montaigne's Essais, franzöſiſche Ueberſetzungen von Claſſikern, kriegswiſſenſchaftliche Werke, jedoch noch keine franzöſiſchen Romane oder Poeſien.

*) Im J. 1618 vereinigten ſich im Braunſchweigiſchen mehrere adelige Familien zur Einſchränkung des Luxus unter ſich. Keiner ſollte den Andern bei Zuſammenkünften mehr als acht Eſſen zu einer Mahlzeit geben; Keiner ſollte ein Kleid tragen, das über 200 Thlr. werth ſei; vor die Kutſchen ſollten nicht mehr als 4 Pferde geſpannt werden (Spittler a. a. O. S. 269). In der Pfalz ward 1601 ein Mäßigkeitsorden gegen das zu viele Trinken geſtiftet, aber der Hof des Kurfürſten, welcher Patron des Ordens war, trank nach wie vor übermäßig (Barthold a. a. O. S. 17).

Volksschauspiel, wie es sich in den Bürger- und Bauerkomödien, den geistlichen Dramen und den Aufführungen alter Stücke in den Schulen entwickelt hatte, dauerte zwar fort, ward aber immer seltener und schwächer, trat immer mehr zurück vor einer gewerbsmäßigen Schauspielkunst. Nur die Musik, als das Organ frommer Andacht in der Kirche und traulicher Geselligkeit im Hause, in jenem einfachen, volksthümlichen Geiste, welchen Luther ihr eingehaucht hatte, lebte noch im Schooße der Familien und in zahlreichen Genossenschaften fort, in denen Mitglieder aller Stände zu ihrer Pflege sich vereinigten*).

Spuren noch erhaltener Selbstständigkeit des bürgerlichen Geistes.

Gänzlich war überhaupt der Geist der Selbstständigkeit in den bürgerlichen Klassen und der Gemeinsamkeit der verschiedenen Stände in dieser Zeit — um das Ende des 16. und den Anfang des 17. Jahrhunderts — noch nicht erloschen. Mancherlei altherkömmliche Lustbarkeiten, welche den Zusammenhang aller Klassen des Volks vermittelten, die Abschließung der höheren Stände in conventioneller Steifheit, das Versinken der unteren in gänzliche Rohheit verhinderten, erhielten sich noch und schlossen hier und da selber die Höfe in ihre Kreise ein**). Trotz des veränderten Militärsystems hatte sich das Volk nicht ganz des Gebrauchs der Waffen zur eigenen Vertheidigung entwöhnt. Die Schützengilden und andere freie Einigungen der Bürger zur Uebung in den Waffen, welche fast in allen Städten bestanden, waren damals noch mehr als ein bloßes Spiel. Die Vertheidiger Magdeburgs, Freibergs und anderer Orte im 30jährigen Kriege, die Vertheidiger Wiens gegen die Türken am Ende des 17. Jahrhunderts gingen aus diesen Schulen bürgerlicher Waffenfähigkeit und Wehrbarkeit hervor. Das Bürgerthum hielt noch Etwas auf seine Rechte und vertheidigte dieselben gegen Fürsten und Adel zuweilen sehr mannhaft. Selber ganz kleine Städte, wie Delitzsch, scheuten sich nicht, Verletzungen

*) Solche Musikvereine oder sogenannte „Cantoreien" scheinen, nach mehrfachen Andeutungen in den Chroniken jener Zeit, an den meisten Orten Deutschlands bis zum 30jährigen Kriege, zum Theil auch noch während desselben, bestanden zu haben. Nicht blos die berufsmäßigen Pfleger der Kirchenmusik, die Cantoren und ihre Gehülfen, sondern auch andere Personen nahmen daran Theil, in Wurzen z. B. der Kanzler und die Räthe der Stiftsregierung.

**) Im J. 1615 fanden in Dresden noch Hoffeste statt, welche einen gänzlich volksthümlichen Charakter trugen und bei welchen alle Klassen Zutritt hatten (Barthold a. a. O. S. 55).

ihrer bürgerlichen Ordnung, die ſich einzelne übermüthige Glieder des benachbarten Landadels erlaubten, durch Verhaftung der Schuldigen zu ſtrafen, und das reiche Zittau ſetzte es (1613) durch, daß der letzte Sproß eines adeligen Geſchlechts, welcher einen Bürger der Stadt im Trunke tödtlich verwundet hatte, auf offenem Markte den Tod durchs Schwert leiden mußte, trotz der gemeinſamen Anſtrengungen des ganzen lauſitziſchen Adels zu ſeiner Befreiung und trotz des angebotenen hohen Wehrgeldes zu ſeiner Loskaufung von der Strafe *).

Entgegenkommen eines Theils der vornehmen Stände zur Wiederbelebung des volksthümlichen Geiſtes, beſonders in der Sprache.

Von der andern Seite ſchienen die Beſſergeſinnten unter den vornehmeren Ständen ſelbſt die Gefahr der Abwendung von der volksthümlichen Sitte und Sprache, in welche ſie die Mehrzahl ihrer Standesgenoſſen und ſogar einen Theil der bürgerlichen Klaſſen verfallen ſahen, recht wohl zu begreifen, und ſie verſuchten, durch ihr Anſehen und Beiſpiel eine Beſſerung dieſer Zuſtände herbeizuführen. Was die Crusca und andere Geſellſchaften ähnlicher Art für Italien waren — Organe zur Belebung des nationalen Geiſtes durch Pflege der heimiſchen Sprache und Literatur —, Das ſollte die, im J. 1617 gegründete, „Fruchtbringende Geſellſchaft“ für Deutſchland werden. Man wollte die in Verfall gerathene deutſche Sprache und Dichtkunſt wieder heben; man wollte einen Mittelpunkt edler Geſelligkeit und Sitte ſchaffen, gleich weit entfernt von der üppigen Leichtfertigkeit ausländiſchen Weſens, wie von der ungeſchlachten Rohheit der in den meiſten heimiſchen Kreiſen herrſchenden Lebensweiſe; man wollte die vornehmen Stände durch das Vorangehen in ſo löblichen Beſtrebungen den übrigen Klaſſen der Nation wieder näher bringen **). Daß dieſe gute Abſicht ſo wenig Erfolg hatte, daß,

*) „Chronik von Delitzſch“ und Carpzov „Hiſtorie von Zittau.“ IV. 301.

**) Die Geſellſchaft ſchloß ſich daher auch, obſchon zunächſt aus dem Schooße des hohen Adels hervorgegangen, gegen bürgerliche Elemente nicht ab, nahm vielmehr „Gelehrte von Ruf“ in ihre Mitte auf. Daß ihrer Stiftung ein nationaler Gedanke und eine gewiſſe, wenn auch nicht beſtimmt ausgeſprochene, Oppoſition gegen das übermäßige Eindringen fremdländiſchen, beſonders franzöſiſchen Geiſtes zu Grunde lag, geht am Deutlichſten aus dem Charakter des im gleichen Jahre von einer Fürſtin von Anhalt-Bernburg, offenbar im Gegenſatze zur F. G., zu Amberg geſtifteten Frauenordens „La noble Académie des Loyales“ oder „l'ordre de la Palme d'or“ hervor. Hier waren Titel und Deviſen franzöſiſch, wie bei der F. G. deutſch, hier war die Aufnahme in den Orden auf fürſtliche, gräfliche und adelige Mitglieder be-

trotz der namhaften Zahl und des laut bekundeten Eifers der Mitglieder jener Gesellschaft*), weder auf dem Gebiete der Literatur, noch auf dem des allgemeinen nationalen Lebens durch sie ein neuer Aufschwung erreicht oder auch nur der fortschreitende Verfall aufgehalten ward, daß der ernste Anlauf der Gesellschaft sich größtentheils in eitle Spielereien verlief und der von ihr gegebene Anstoß so schwachen Anklang in den bürgerlichen und namentlich den gelehrten Kreisen fand**), Das beweist, wie groß schon damals der Mangel lebendiger, treibender Kräfte in der Nation, wie allgemein die Erschlaffung war, welche nach der Erhebung im Reformationszeitalter sich der Gemüther wieder bemächtigt hatte. Wo war aber auch noch, wie in jener großen Zeit, ein gemeinsames, begeisterndes Ziel des Handelns, um die Herzen zu entflammen und alle Fibern des Volksgeistes anzuspannen? Was half es, daß ein langer Friede das Gedeihen des Gewerbfleißes begünstigte und ein ziemliches Wohlleben unter allen Klassen verbreitete? Die deutsche Nation hatte, seit den Religionsspaltungen im 16. Jahrhundert, aufgehört, als Ganzes eine Rolle in den großen Welthändeln zu spielen. Durch die Wandlung der allgemeinen Handelsverhältnisse war nun auch die Macht jener großen Städtebündnisse erschüttert, welche den deutschen Namen so lange im Auslande geehrt und gefürchtet gemacht hatten. Nach keiner Seite gab es mehr für den Nationalgeist große, erhebende Strebeziele, und so verzettelte er sich in kleinlichen Kirchthumintereſſen und inneren Spaltungen. Die Blüthe des Handels und Gewerbfleißes — mehr eine Wirkung augenblicklicher günstiger Umstände, als eines kräftigen Aufschwunges nationaler Thätigkeit — diente ebendeshalb mehr dem Egoismus, als dem Gemeingefühl zur Nahrung und verführte häufiger zu sinnlichen Ausschweifungen und Eitelkeiten, als daß sie einen großartigen Unternehmungsgeist geweckt

Einwirkung des längeren Friedens auf den Nationalgeist.

schränkt und auch der Confessionsunterschied, den man dort bei Seite ließ, betont (s. Barthold a. a. O. S. 115).

*) Binnen funfzig Jahren zählte der Orden 806 Mitglieder, darunter 1 König, 3 Kurfürsten, 49 Herzöge, 4 Markgrafen, 10 Landgrafen, 8 Pfalzgrafen, 19 Fürsten, 60 Grafen, 35 Freiherren und 600 Adelige und Gelehrte. Gervinus, „Geschichte der deutschen Dichtung", 3. Bd., S. 188 (4. Ausg.).

**) Eigentliche bürgerliche Gelehrte waren im Orden kaum 100, Geistliche in den ersten dreißig Jahren nur zwei (Gervinus a. a. O.).

und dadurch eine ſittliche und geiſtige Erhebung des Volkes vorbereitet hätte.

Das waren die Zuſtände Deutſchlands beim Ausbruch jenes furchtbaren Krieges, welcher bald nach dem Beginne des 17. Jahrhunderts über Deutſchland hereinbrach und daſſelbe ein volles Menſchenalter hindurch mit Blutvergießen, Verwüſtung und Greueln aller Art anfüllte.

Zweiter Abſchnitt.

Der dreißigjährige Krieg und ſeine Wirkungen auf die geſellſchaftlichen und die ſittlichen Zuſtände Deutſchlands.

Man hört vielfach von den verderblichen Wirkungen des 30jährigen Kriegs auf den Wohlſtand, die Bildung und die Sittlichkeit des deutſchen Volkes, als von einer bekannten und ausgemachten Sache, ſprechen; allein noch niemals iſt, unſers Wiſſens, der Verſuch gemacht worden, dieſe Wirkungen in ihrer ganzen Ausdehnung und ihrer beſonderen Eigenthümlichkeit zu ſchildern. Und doch iſt es unmöglich, ohne eine ſolche ſpecielle Anſchauung der furchtbaren Verwüſtungen, welche jener Krieg, wie in den politiſchen und materiellen, ſo in den ſittlichen und geiſtigen Zuſtänden Deutſchlands angerichtet, die merkwürdigen Veränderungen zu begreifen, welche am Ende des 17. und beim Beginn des 18. Jahrhunderts in den Sitten und Gewohnheiten, der Denk- und Empfindungsweiſe des deutſchen Volkes im Vergleich zu den Zeiten der Reformation und ſelber zu den dem dreißigjährigen Kriege unmittelbar vorangegangenen Jahrzehnten allerwärts hervortreten.

Allgemeine Wirkungen der Religionskriege auf den Charakter eines Volkes.

Jeder Bürgerkrieg übt einen mehr oder weniger entſittlichenden Einfluß auf den Geiſt einer Nation aus. Das Gemeingefühl wird erſtickt, der Sinn für Recht und Billigkeit geht unter in dem wirren Treiben der ſich auf Leben und Tod bekämpfenden Parteien. Unedle Privatleidenſchaften nehmen die Maske allgemeiner Intereſſen an und führen das öffentliche Urtheil irre.

Religiöſe Kämpfe bringen ſolche Wirkungen in erhöhtem Maße hervor. Der Fanatismus gegenſeitiger Erbitterung nimmt hier den Schein eines gottgefälligen Werkes an. Jedes Mittel ſcheint erlaubt, durch welches man dem Feinde ſeines Glaubens ſchaden kann. Prieſter, die berufenen Prediger des Friedens und der allgemeinen Menſchenliebe, ſchüren die Flammen des Haſſes und autoriſiren die grauſamſten Thaten — zur Ehre Gottes, wie ſie ſagen.

Wenn es eine unterdrückte Minderheit iſt, die ihren Glauben gegen die despotiſche Uebermacht einer herrſchenden Kirche vertheidigt, ſo pflegt wenigſtens ein ſolcher Kampf neben den wilderen Leidenſchaften auch viele edle Gefühle in Thätigkeit zu ſetzen. Ein innigeres Zuſammenhalten gegen den auf Allen laſtenden Druck, ein erhöhter ſittlicher Muth, eine entſagende Geringſchätzung äußerer Güter und ſelbſt des Lebens giebt ſich bei Denen kund, die für ihre heiligſten Ueberzeugungen kämpfen, und verſöhnt wenigſtens einigermaßen mit den roheren Ausbrüchen des religiöſen Fanatismus. Dieſen Charakter tragen zum größeren Theil die Religionskriege des 15. und 16. Jahrhunderts. Sogar die wilden Jünger des Huß hatten mitten unter den blutigen Greuelthaten, die ſie verübten, doch durch die heldenmüthige Aufopferung, mit welcher ſie dem Tode entgegengingen, Bewunderung und Theilnahme erregt.

Specielle des 30jähr. Kriegs: Mangel einer eigentlichen religiöſen Begeiſterung. Vermiſchung von Politik und Religion.

Dem dreißigjährigen Kriege fehlt, bis auf ſeltene und vereinzelte Spuren, ein ſolches veredelndes Element. Er zeigt uns alle die furchtbaren Wirkungen eines Religionskampfes, aber wenig mildernde Lichtſeiten daneben. Das Geſchlecht, welches hier auf die Bühne tritt, wird durch den angerufenen Namen der Religion zwar vielfach zu den ſcheußlichſten Verbrechen, aber nur ſelten zu großen Thaten oder zu großen Opfern entflammt. Der Glaubensfanatismus erzeugt Unmenſchen in Menge, aber wenig Helden und Märtyrer. Wenn wir die mannhafte Vertheidigung Magdeburgs durch ſeine Bürger und einige andere, minder berühmt gewordene Kämpfe ähnlicher Art ausnehmen, ſo wurde der dreißigjährige Krieg von beiden Seiten faſt nur durch Söldlinge geführt, welche, gleichgültig gegen das eigentliche Motiv des Kampfes, ihre Dienſte Dem anboten, der ihnen den beſten Lohn oder die reichſte Beute verſprach.

Auch bei den Leitern des Kampfes war das religiöſe Intereſſe zum großen Theile nur ein untergeordnetes oder ſcheinbares. Man ſah im

Verlaufe dieſes, angeblich um der Religion willen unternommenen Krieges proteſtantiſche Stände mit einer katholiſchen auswärtigen Macht Bündniſſe eingehen gegen ihren Kaiſer. Man ſah andere proteſtantiſche Stände mit eben dieſem katholiſchen Kaiſer Sonderverträge abſchließen und die gemeinſame Glaubensſache im Stiche laſſen. Man ſah fremde Bundesgenoſſen, vorgeblich zum Schutze des Proteſtantismus nach Deutſchland gekommen, mit ſchlecht verhehlter Lüſternheit nach dem Beſitze deutſcher Länder trachten. Man ſah ſoldatiſche Abenteurer den Krieg auf eigene Hand führen und in den Gebieten kleiner und großer Reichsfürſten die Herren ſpielen. Nirgends zeigte ſich inmitten der namenloſen Noth und Verwirrung den verzweifelten Gemüthern ein großes nationales oder religiöſes Hoffnungsziel, ſelten ein hoher und reiner Charakter, für den das Volk ſich begeiſtern, an dem es ſeinen ſinkenden Muth hätte aufrichten können. Die Sache des Katholicismus befleckte ſich durch blutige Verfolgungen und eine maßloſe Reaction, die Sache des Proteſtantismus ward verrathen durch ſchwache, engherzige und eigenſüchtige Fürſten.

Der Friede, welcher endlich den langen, furchtbaren Krieg ſchloß, vollendete die zerſetzenden Wirkungen, welche dieſer auf alle edleren Gefühle des Volkes ausgeübt hatte. Von einem Intereſſe der Nation war bei demſelben nicht die Rede, von einem Intereſſe der Religion nur inſofern, als dieſes mit einem politiſchen Intereſſe der Landesherren zuſammenfiel. Deutſche Stände riefen die Fürſprache des Auslandes an, um auf Koſten des Reichs wie ihrer eigenen Völker ausſchweifende Herrſcherrechte zu erlangen. Wichtige Grenzländer wurden preisgegeben, um dynaſtiſche Vortheile dafür einzutauſchen. Genug, Deutſchland, durch den Krieg bereits bis aufs Aeußerſte erſchöpft, erſchien beim Friedensſchluſſe nur als die gemeinſame Beute, in welche Alle ſich theilten, von welcher Jeder, der Einheimiſche wie der Fremde, der Katholik wie der Proteſtant, ein möglichſt großes Stück davonzutragen ſuchte.

Erſt eine ſpätere Zeit hat die ganze Schmach dieſes Friedens von Osnabrück und Münſter, den ganzen Umfang ſeines vernichtenden Einfluſſes auf den deutſchen Nationalgeiſt einſehen und empfinden gelernt. Damals, im Augenblicke ſeines Abſchluſſes, war das Gefühl der beendigten Kriegsnoth und der nach ſo langer Zeit zum erſten Male wieder vorhandenen Sicherheit des Lebens und Eigenthums in den meiſten Kreiſen des deutſchen Volks, wie es ſcheint, überwiegend. Die

Chroniken ſprechen nur von dem allgemeinen Jubel, von Freuden- und Dankesfeſten wegen des endlich wiederhergeſtellten Friedens. Und es begreift ſich, wie dieſe Empfindung damals alle anderen verdrängen konnte. Denn die Verwüſtungen, welche der dreißigjährige Kampf allerwärts in Deutſchland hervorgebracht hatte, waren furchtbar. Es iſt faſt unmöglich, ſich heutzutage auch nur annähernd eine Vorſtellung von der ganzen Größe des Elendes zu machen, welches unſer armes Vaterland ein volles Menſchenalter hindurch auszuſtehen hatte. Auch in den erbittertſten Kriegen der neueren Zeit ſehen wir ein Geſetz der Menſchlichkeit walten, von welchem man in jener Periode der Cultur noch nichts wußte. Die geworbenen Söldlinge, aus denen der größte Theil der damaligen Heere beſtand, waren in der Regel der Auswurf der Geſellſchaft. Von keinerlei höherem Intereſſe für die Sache beſeelt, der ſie ihren Arm und ihr Leben weihten, fanden ſie die einzige Entſchädigung für die Mühſeligkeiten, die ſie ausſtanden, und für das Blut, welches ſie auf den Schlachtfeldern vergoſſen, in der zügelloſeſten Befriedigung ihrer rohen Begierden auf Koſten der wehrloſen Bevölkerung der Länder, die ſie durchzogen oder in denen ſie Raſt hielten. Die Führer konnten oder wollten auch wohl dieſem Wüthen nicht Einhalt thun. Die gräßlichſten Mißhandlungen wurden an friedlichen Bürgern verübt theils aus rohem Muthwillen und viehiſcher Leidenſchaft, theils um verborgene Schätze, die man vermuthete, zu erpreſſen. Weder die hülfloſe Kindheit, noch das ehrwürdige Alter blieb verſchont, und das zarte Geſchlecht reizte die Wüthriche nur zu verdoppelter Brutalität*).

Materielle Drangſale und Leiden des deutſchen Volks im 30jähr. Kriege. Verwüſtung und Entvölkerung der Länder.

---

*) Wir können uns nicht verſagen, hier eine der vielen Schilderungen wörtlich einzurücken, welche die Chroniken jener Zeit von den Greuelſcenen des dreißigjährigen Kriegs liefern. Sie betrifft die Plünderung der Stadt Kempten im J. 1633 und iſt der „Oberländiſchen Jammer- und Strafchronik" von 1660 entlehnt (S. 67 ff.):

„Sobald ſie die Stattmauer erſtiegen und in die Statt kommen alle Mann und Weibs Perſonen, ſo ſie in den Gaſſen erſehen Jämmerlich Niedergemacht, folgens der gantzen Statt und Vorſtat alle Häuſer rein Außgeplündert auch der Herren Predigern und Kirchen ſo gar nicht verſchonet, alſo daß mancher nicht ein alt parr ſchuech mehr darin gefunden, die Burger ſo ſich in die Häuſer verſteckt und zu ſalviren vermeint, ſein erbärmlich mit Beilen und Hammern zu Tod geſchlagen worden, inmaſſen dem Herren Burgermeiſter Zachariä Jentiſchen geſchehen, deme etliche Soldaten in daß Hauß geloffen, gelt an jhnen begehrt und alß er ihnen Küſten und Käſten auff geſchloſſen,

Dutzendweise verschwanden ganze Dörfer unter den furchtbaren Streichen dieser Kriegsfurie, und in den Städten lagen Hunderte von

---

und alles Rauben und Plündern, auch einen Trunck auff tragen lassen, hat jhme bey demselben ein Soldat hinderwarts mit einem Beil in Kopff geschlagen, daß Er alß balden seiner Haußfrauen (die auch von jhnen übel verwundt und tractieret worden) in gegenwarth seines ainigen Töchterleins in armen Todts verschiden, ebenmässig haben sie auch Herrn Martin Geigern Statt Ammann und deß geheimen Rahts alß Er sich auff die Burghalden Reterieren wollen, aber seines hochen und 74. Jährigen alters halber nit eilen könden, mit einem Beihl zu Tod geschlagen: viel Burger denen sie quartier geben und Gefangen genommen, haben sie umb etlich hundert, theils umb etlich tausend Guldin ranzioniert, jhnen Pistol und blosse Wöhr an daß Hertz gesetzet strick umb die Hälss geleget, und sie genötiget anzuzeigen wohin sie gelt und gelts wehrt verborgen, alle Trucken, Küsten und Kästen, wan schon die schlüssel dran gesteckt, auff gehauen und zerschlagen, die Bett zerschnitten und alles in grund Verderbt, vil Frawen und ledige Weibs-Personen inn und ausser der Statt ja so gar Schwangere Frawen geschändt, einer Schwangern Fraw die Brust vom Leib gerissen, eine andere Frauen genötiget und gezwungen daß sie Ihren aignen Ehemann mit einer Art zu Todt schlagen müssen, in Summa sie haben keines standts Alters noch Jugend verschonet, einen alten 70. Jährigen Prediger ohne alle gegebene Vrsachen 3. oder 4. mal mit einem strick vom Boden auff gezogen, und jämmerlich ermordet, ein Mägdlein von 12. Jahren biß auff den Todt geschändt, und so gar eine Frauen die nahent 100. Jahr alt gewessen geschwächt, Einer Fürnemmen Frauen gelt an Heimblichen Orthen gesuecht, also das sie auß schrecken, forcht und scham Gestorben, einem Burger vor dessen augen sein Eheweib und junges Töchterlein Geschwächt und fortgeführt, den Mann aber zu Todt geschlagen, auch einen andern Burger sein Weib in dessen beysein geschändet, sie 3. Tag in Quartier behalten, und dieselbe hernacher jhrem Ehemann gegen bezahlung 4. Thaler wider folgen lassen; einer andern ehrlichen Burgers Frauen so erst auß der Kindtbet gangen, haben sie in einer Nacht zum 6. mal einander zu kauffen geben, einen Barbierer der etliche francke Soldaten verbunden, haben sie mit denselben zu Todt geschlagen, sein deß Barbierers Tochter geschändt, hernacher die Augen außgestochen und mit Ihrem Ermordeten Vatter zum Fenster hinab auff die Gassen geworffen: Item einen andern Burger bey den Füessen auffgehenkt, Eine Fürnemme Frau so in Kindsnöthen auff dem Stuel gesessen, ist von einem Soldaten herab gerissen und mit blossem Degen Genötiget worden ihme Gelt zu zeigen und zu geben, darauff sie das Kind in Schrecken und Forcht stehender Gebähren müessen. Etlichen Weibern haben sie die Händ abgehauen, einer Frawen so warm Wasser gesotten, erstens die Händ abgeschlagen, sie hernacher underüber sich in das siedige Wasser in Kessel gestürtzt, darauff dieselbe wider herauß gezogen, ihr den Kopff Abgehauen, und also vollendes jämmerlich Hingericht." U. s. f. Aehnliche Schilderungen finden sich aus andern Orten, z. B. in der „Wurzenschen Kreuz- und Marterwoche", 1637 (vergl. Schöttgens, „Historie der Stadt Wurzen", S. 589 ff.); ferner im „Simplicissimus" an verschiedenen Stellen.

Gebäuden in Schutt und Aſche. In Würtemberg waren im Jahre 1641 von 400,000 Einwohnern noch 48,000, in Frankenthal von 18,000 noch 324, in Hirſchberg von 900 noch 60 übrig. In der ganzen Pfalz zählte man im J. 1636 noch 200 Bauern. Im Naſſauiſchen gab es Ortſchaften, die bis auf eine oder zwei Familien, andere, die gänzlich ausgeſtorben waren. Manche Häuſer hatten ſo lange leer geſtanden, daß Obſtbäume vom Feuerherde aus durch den Schornſtein gewachſen waren und über dem Dache ihre Aeſte und Zweige ausbreiteten. In Wiesbaden war der Marktplatz dergeſtalt mit Hecken und Sträuchern bewachſen, daß Haſen und Feldhühner darin niſteten. In Brandenburg und Schleſien ſah man mehr Wild als Bauern*). Auf viele Meilen weit waren oft weder Menſchen noch Vieh zu finden. Die Felder blieben unbebaut, weil es an den nöthigen Zugkräften fehlte, oder weil die Beſitzer aus Angſt geflohen waren. Ein gräßlicher Mangel an dem Nothwendigſten trat ein. Die unnatürlichſten Nahrungsmittel mußten dienen, den Hunger zu ſtillen; ſelbſt die Körper der Geſtorbenen blieben nicht unberührt. Verheerende Krankheiten, die Folgen der maßloſen körperlichen und geiſtigen Martern, vollendeten die Verödung der Länder und die Verzweiflung der Bevölkerungen. In Dresden ſtarben von 1631—34 ſo viele Menſchen an der Peſt, daß kaum noch der fünfzehnte Hauswirth übrig war**). Entſtellt und bleich von Hunger, Ermattung, Furcht und Schrecken, ja zum Theil, wie die Chronikenſchreiber erzählen, „ſchwarz im Geſicht, als wären ſie vom Feuer verbrannt", ſchlichen die Menſchen taumelnd, wie Träumende, umher. Wer noch fliehen konnte, floh und ließ die Todten und Kranken unverſorgt, ſo daß dieſe nicht ſelten von Hunden und Katzen benagt oder von den Wölfen, welche wieder überhand nahmen, aufgefreſſen wurden***).

*) Wachsmuth, „Europ. Sittengeſchichte", 5. Bd., 1. Abth., S. 313; Keller, „Die Drangſale des naſſauiſchen Volks und der Nachbarländer im 30jähr. Kriege" (1854), S. 473; Stenzel, „Geſch. des preuß. Staats", 1. Bd., S. 525 ff.; Spittler, „Geſchichte von Würtemberg", S. 255; Tholuck a. a. O. 2. Bd., S. 270; W. Menzel, „Geſchichte der Deutſchen" (3. Aufl.), 3. Bd., S. 304 ff.

**) Weck, „Dresdner Chronik", S. 350.

***) Schöttgen a. a. O. S. 582 ff. Eine Ausmalung dieſes gräßlichen Elends bis ins Einzelnſte findet ſich u. A. in Betkins' „Excidium Germaniae" (bei W. Menzel a. a. O. S. 352). Daſelbſt heißt es: „Wie jämmerlich ſtehen eure großen Städte? Da zuvor Tauſend Gaſſen geweſen ſind, ſind nun nicht mehr Hundert. Wie

Manche tödteten sich selbst, um den namenlosen Peinigungen, mit denen jeder neue Tag sie bedrohte, auf einmal zu entfliehen. Andere versanken in Schwermuth und wähnten sich vom Teufel verfolgt oder versucht. Sogar fromme Geistliche hatten Anfechtungen dieser Art, da sie selber die Tugendhaften so namenlos leiden, so rettungslos untergehen sahen*).

Störungen des kirchlichen Lebens und der Jugenderziehung.

Die tröstende Stimme der Religion war an vielen Orten gänzlich verstummt. Eine große Zahl von Kirchen lag zerstört oder war ihrer Altäre, ihrer Kanzeln, ihrer heiligen Gefäße beraubt; ein Theil der Geistlichen war umgekommen, ein anderer geflohen; die erledigten Stellen blieben Jahre lang unbesetzt oder wurden jungen, kaum der Schule entwachsenen Leuten anvertraut**).

elend stehen die kleinen Städte, die offenen Flecken: da liegen sie verbrannt, zerfallen, zerstört, daß weder Dach, Gesparr, Thüren oder Fenster zu sehen ist. Wie sind sie mit den Kirchen umgangen? Sie haben sie verbrannt, die Glocken weggeführt, zu Cloacken, zu Pferdeställen, Marquetender-Häusern und Huhren-Winkeln gemacht, und auf den Altären ihren Mist gelegt. — Ach Gott! wie jämmerlich stehts auf den Dörfern! Man wandert bei 10 Meilen, und siehet nicht einen Menschen, nicht ein Vieh, nicht einen Sperling, wo nicht an etlichen Orten ein alter Mann und Kind, oder zwei alte Frauen zu finden. In allen Dörfern sind die Häuser voller todten Leichname und Aeser gelegen, Mann, Weib, Kinder und Gesind, Pferde, Schweine, Kühe und Ochsen, neben und unter einander von der Pest und Hunger erwürgt, voller Maden und Würmer, und von Wölfen, Hunden, Krähen, Raben und Vögeln gefressen worden, weil Niemand gewesen, der sie begraben, beklaget und beweinet hat. — Erinnert euch, ihr Städte, wie Viele in ihrer großen Mattigkeit starben, welchen ihr nicht ein Bette von euren vielen übrigen zugeworfen, welche euch aber hernach vor eurem Angesichte sind weggenommen worden. Ihr wisset, wie die Lebendigen sich unter einander in Winkeln und Kellern gerissen, geschlachtet und gegessen: daß Eltern ihre Kinder, und die Kinder ihre todten Eltern gegessen: daß Viele vor den Thüren nur um einen Hund und eine Katze gebettelt: daß die Armen in den Schindergruben Stücken vom Aaß geschnitten, die Knochen zerschlagen und mit dem Marke das Fleisch gekochet, das ist voll Würmer gewesen." — W. Menzel citirt a. a. O. noch mehre ähnliche Schilderungen aus Chroniken. Das Elend war, wie man aus den mitgetheilten Thatsachen ersieht, keineswegs auf einzelne Ortschaften oder Gegenden Deutschlands beschränkt, sondern über alle deutsche Länder, mit wenigen Ausnahmen, nahezu gleichmäßig verbreitet.

*) Keller a. a. O. S. 132. 277 (nach handschriftl. Quellen); Menzel a. a. O.

**) In Würtemberg verloren sich binnen wenigen Jahren über 300 Kirchendiener. In der Pfalz waren von 350 reformirten Pfarrern nach dem Kriege nur noch einige 30 übrig. Die Geistlichen waren gewöhnlich der erste Gegenstand der Verfolgungs-

Die Univerſitäten, die Gymnaſien und die Landſchulen der Gegenden, welche die Geißel des Kriegs traf, wurden entweder geſchloſſen oder ſtanden, von ihren Schülern und Lehrern verlaſſen, verödet da*). Ganze Geſchlechter wuchſen auf beinahe ohne eine geordnete Erziehung, ohne die Anſchauung eines geregelten bürgerlichen Lebens und einer geſicherten friedlichen Thätigkeit, im täglichen Anblick der Zügelloſigkeiten und der Greuel eines ununterbrochenen Kriegszuſtandes**).

Die ſittlichen Folgen des 30jährigen Kriegs, verglichen mit denen der neueſten Kriege.

Der furchtbaren Größe des Elends und der Verwüſtung, von der wir hier nur ein ſchwaches Bild in wenigen allgemeinen Zügen geben konnten, entſprach vollkommen die tiefe ſittliche Verderbniß, die Zerſtörung des Nationalgeiſtes und die Zerſetzung aller geſellſchaftlichen Verhältniſſe, welche der dreißigjährige Krieg in ſeinem Gefolge hatte.

So wenig das verwüſtete und verödete Deutſchland, welches die ſchwediſchen und franzöſiſchen Heerhaufen bei ihrem Abzuge hinter ſich ließen, dem blühenden und volkreichen glich, in welches ſie einſt den Fuß geſetzt hatten, ſo wenig war in dem halb verwilderten, halb verweichlichten, in ſeinen Sitten und ſelber in ſeiner Sprache entarteten

wuth der Soldaten (Spittler a. a. O. S. 257; Häuſſer, „Geſchichte der Pfalz", 2. Bd., S. 599; Keller a. a. O.; „Mittweydaſches Denkmal" von Hermann, u. A.).

*) Die akademiſchen Gymnaſien zu Steinfurt, Hanau, Herborn, ſo wie das Collegium illustre zu Stuttgart gingen ein; die Univerſität Heidelberg hatte 1626 noch zwei Studenten; von Helmſtädt waren ſämmtliche Profeſſoren (ausgenommen Calixt) entflohen; in Jena war die Zahl der Inſcriptionen von 300 auf 100 gefallen u. ſ. w. (Tholuck a. a. O. 2. Bd., S. 307 ff.). — Aehnlich ſchildert den Zuſtand der niedern Schulen z. B. in Sachſen das „Bedenken der Univerſitäten an den Kurfürſten beim Landtage 1610". ſ. Weiße, „Neueſte Geſch. des Königreichs Sachſens", 1. Bd., S. 70).

**) Der Theolog Rabener ſchreibt darüber: „So oft ich mein Leben zurückdenke, muß ich mich wundern, daß noch Etwas aus uns geworden iſt. Denn unſere Kindheit fiel in die wildeſte Kriegszeit, wo unſere Vaterſtadt geplündert ward. Nur auf kümmerliche Weiſe fanden wir Lebensunterhalt. Sechs Jahre lang entbehrten wir eines erziehenden Vaters und war unſere Erziehung nur unſerer Mutter überlaſſen, die, von Kummer und Thränen überwältigt, der Laſt kaum gewachſen war. Die Schule feierte, weil die Gehalte ausblieben. Dabei boten ſich dem Auge nur die ſchlimmſten Beiſpiele ſoldatiſcher Zügelloſigkeit dar." (Tholuck a. a. O. 1. Bd., S. 289.)

Geschlechte, welchem endlich die Sonne des Friedens aufging, dasjenige wiederzuerkennen, welches zuerst in diesen Kampf eingetreten, geschweige jenes, welches die große Zeit der Religionsbewegungen des 16. Jahrhunderts durchlebt hatte.

Zu andern Zeiten hat man die Erfahrung gemacht, daß widerwärtige Schicksale und ein harter äußerer Druck, wie für das Individuum, so für die ganze Nation eine gute Schule des Charakters, ein kräftiger Hebel sittlichen und geistigen Aufschwunges waren. Noch in unsern Tagen sahen wir das deutsche Volk mit verweichlichten und durch leichtfertige Nachahmung des Auslandes verderbten Sitten, mit geschwächtem und beinahe zerstörtem öffentlichen Geiste, mit tiefklaffenden Spaltungen unter seinen einzelnen Stämmen, wie unter den verschiedenen Gesellschaftsklassen in einen Krieg hineingezogen, der, wie es schien, seine Kraft vollends erschöpfen und seine Selbstständigkeit auf immer zerstören mußte. Und doch sahen wir dasselbe Volk mit verjüngter Kraft, mit veredelten Sitten, mit erhöhter Wärme der religiösen und der patriotischen Empfindung aus diesem Kampfe hervorgehen!

Schwächung des Nationalgefühls durch die religiösen Spaltungen.

Unseren Vorfahren im dreißigjährigen Kriege fehlte das einmüthige Gefühl des Unterdrücktseins durch eine fremde feindliche Gewalt und der daraus sich erzeugende einmüthige Widerstand gegen diese Gewalt, und darum war der Einfluß des so langen und so blutigen Kampfes auf den Nationalgeist — jene reiche Quelle der edelsten Tugenden eines Volkes — nicht ein einigender, sondern ein auflösender, nicht ein kräftigender, sondern ein erschlaffender und zerstörender. Der deutsche Protestant, dem Beispiel seiner Fürsten und dem Drange der Noth folgend, begrüßte in dem Schweden, welcher die Fluren seines Vaterlandes verwüstete, in dem Franzosen, dem alten Erbfeinde Deutschlands, willkommene Bundesgenossen wider die innern Gegner seines Glaubens. Der deutsche Katholik sah theilnahmlos, wenn nicht schadenfroh, den Bedrückungen zu, welche die wilden Kroaten und die fanatischen Castilianer gegen seine protestantischen Landsleute übten, denn diese Bedrückungen geschahen unter dem Zeichen seiner Kirche. Als aber endlich, unter dem Uebermaße des Druckes und der Schmach, welche man erlitt, einzelne kühne und patriotische Männer den lauten Mahnruf zur allgemeinen Erhebung gegen die fremden Eindringlinge ertönen ließen, da waren Kraft und

Muth der Nation ſchon gebrochen, und ihre Stimme verhallte ungehört *).

Beſchleunigte Entwickelung des politiſchen Sondergeiſtes.

Je weniger aber der dreißigjährige Krieg irgend ein Element erzeugte, welches die ſchon dahinſchwindende ſittliche Kraft der Nation wieder zu ſtärken, das geſchwächte Gemeingefühl neuzubeleben vermocht hätte, um ſo ſicherer und unaufhaltſamer drängte, mit immer beſchleunigter Schnelligkeit, der, namentlich in den oberen Schichten der Geſellſchaft längſt ſchon rege Trieb der Abſonderung und Spaltung ſeinem verhängnißvollen Ziele entgegen. Die Auflöſung des Reichs vollendete ſich, nicht blos in den äußeren Thatſachen, ſondern auch in den Gemüthern des Volks. In den erſten Stadien des Kriegs (1626) hatte noch der edle und hochſinnige G. Calixt, obgleich Proteſtant, mitten unter den Verwüſtungen eines Vernichtungskampfes, den das Haus Habsburg gegen ſeinen Glauben und ſeine engere Heimath führte, den Gedanken an die Nothwendigkeit eines einigenden Bandes der deutſchen Nation nicht aufgegeben und in einer akademiſchen Rede voll patriotiſcher Wärme von „kaiſerlicher Majeſtät Würde und Anſehen" geſprochen **). Allein der unglückſelige Verlauf dieſes endloſen Kriegs, der ſtarre Glaubenseifer Ferdinand's III. und die eigenſüchtige Politik der größeren Stände brachten es dahin, daß allmälig auch die letzte Spur der alten Anhänglichkeit an „Kaiſer und Reich" verſchwand und der Particularismus, wie in den Cabinetten und an den Tafeln der Friedensconferenzen, ſo auch in der öffentlichen Meinung Deutſchlands triumphirte. Wie ſchon während des Kriegs der fanatiſche Gegner des Habsburgiſchen Hauſes, Hippolithus a Lapide, die Anſicht verfocht, daß nicht beim Kaiſer, ſondern bei den Ständen die Kraft und Autorität des Reiches zu ſuchen ſei ***), ſo ſehen wir wenige

*) Wir haben hier weniger jene Mahnungen des öſterreichiſchen Geſandten, Grafen Trautmannsdorf, an die deutſchen Stände beim Beginn der Friedensunterhandlungen im Auge: „alle deutſchen Stände möchten nun gegen die Ausländer zuſammenhalten" — denn hier konnte die Quelle, aus der dieſer Rath kam, Verdacht erwecken —, als vielmehr die damals erſchienenen Flugſchriften, in denen „eine allgemeine Vereinigung des Volkes zum Hinauswerfen der Fremden" gepredigt ward (ſ. W. Menzel, „Geſch. der Deutſchen", 3. Bd., S. 343).

**) Henke, „Georg Calixt und ſeine Zeit", 1. Bd., S. 388.

***) In der Schrift: „De ratione status in imperio Romano-Germanico", 1640. Der Verfaſſer hieß eigentlich Chemnitz und war ein Schwede.

Jahrzehnte nach dem Frieden deutsche Gelehrte vom ersten Range, denen man aufrichtige Vaterlandsliebe nicht absprechen kann, die gleiche Ansicht vertreten und ihren Scharfsinn und ihr Ansehen der Vertheidigung und Vergrößerung fürstlicher Macht und Hoheit widmen*).

*) So Pufendorf in seinem berühmten Werke: „Monzambano, de statu imperii Germanici", 1667, und Leibnitz, zuerst in seinen: „Bedenken, welchergestalt securitas publica und status praesens im Reich, jetzigen Umständen nach, auf festen Fuß zu stellen", 1670 (s. Dessen „Deutsche Schriften", herausg. v. Guhrauer, 1. Bd., S. 154 ff.), dann wieder in der Schrift: „Caesarini Furstenerii tractatus de jure suprematus ac legationum principum Germaniae", 1677 (Dessen „Opp. Omn. ed. Dutens", 4. Bd., S. 329), endlich in der „Ermahnung an die Deutschen, ihren Verstand und Sprache besser zu üben, nebst beigefügtem Vorschlag einer deutschgesinnten Gesellschaft", einer Abhandlung, deren Abfassung ihr Herausgeber, Grotefend, ins Jahr 1679 setzt. In dieser letzten Schrift sagt Leibnitz u. A. S. 3: „Ist nicht die Menge der fürstlichen Höfe ein herrliches Mittel, dadurch sich so viele Leute hervorthun können, so sonst im Staube liegen mußten? Wo ein unbeschränktes Haupt, da sind nur Wenige der Regierung theilhaftig, von deren Gnade die Andern alle leben müssen, da bei uns hingegen, wo Höfe, allda auch hohe Bediente seyen, so etlichermaßen den königlichen selbst an die Seite treten dürfen und ganz eine andere Figur in der Welt machen, als Die, so im Namen bloßer Unterthanen sprechen. Daher denn abzunehmen, daß Diejenigen, so dafür halten, die deutsche Freiheit beruhe nur in Wenigen, denen die Uebrigen dienen müssen, und betreffe also die Unterthanen nicht, auch zu weit in ihrer Meinung gehen."

Wenn in der ebengedachten Schrift, und noch mehr in jener de suprematu, daneben auch von der „Majestät des Kaisers und der deutschen Nation Hoheit" die Rede ist, wenn namentlich der Kaiser als „das weltliche Haupt und der oberste Schiedsrichter der Christenheit" neben dem Papste bezeichnet und also scheinbar sehr hochgestellt wird, woraus die neuesten Geschichtsschreiber des Philosophen, Guhrauer und K. Fischer, ableiten wollen, daß Leibnitz kein Particularist, sondern vielmehr aufrichtig bemüht gewesen sei, die Einheit und Herrlichkeit des Reichs mit der Selbstständigkeit der einzelnen Stände in harmonischen Einklang zu bringen — so sind solche Stellen theils nur ein Compliment, welches Leibnitz als guter Hofmann dem Kaiser machte (wie der Herausgeber der L'schen Werke, Dutens, in einer Anm. zu dem Tract. de supr., a. a. O. S. 329, selbst andeutet, indem er sagt: Autor noster, personam Furstenerii accipiens, principibus cultum suum praebebat, eodem tempore per nomen Caesarini innuebat, se non minus Imperatori cultum suum praebere), theils beweist gerade dieser Umstand, wie wenig sogar ein Leibnitz die wahre Ursache des Verfalls der deutschen Nation und das wahre Bedürfniß ihrer Wiedererhebung begriff, da er die Bedeutung des deutschen Kaiserthums in Dingen suchen konnte, die längst eine leere und werthlose Form geworden und schlechterdings nicht im Stande waren, den Verfall des Reichs aufzuhalten oder auch nur zu verbergen; theils endlich haben jene Aeußerungen — namentlich die in der Schrift de suprematu

Deren ſittliche und geſellſchaftliche Folgen: Ertödtung des nationalen Gemeinſinnes, Entfremdung der Fürſten vom Volke, Verdrängung der heimiſchen Sitten durch ausländiſche.

Wir haben es hier weder mit der geſchichtlichen Berechtigung, noch mit den politiſchen Folgen dieſer Erſcheinung zu thun*), wol aber mit ihren ſittlichen Wirkungen auf den Geiſt und die Denkweiſe der Nation. Jene verhängnißvolle Umwälzung in den Sitten und in den geſellſchaftlichen Zuſtänden Deutſchlands, welcher wir an der Schwelle des 18. Jahrhunderts begegnen, die Spaltung der Nation in eine herrſchende Klaſſe und eine von dieſer verachtete und ſich vor ihr demüthigende Maſſe des Volks, ſammt der Verdrängung der heimiſchen Sitte durch die ausländiſche, war zum großen Theile eine Wirkung der durch den dreißigjährigen Krieg zur vollſten Entwickelung gelangten und im weſtphäliſchen Frieden beſiegelten Sonderpolitik der deutſchen Fürſten. Dieſe Sonderpolitik, indem ſie die Zerſplitterung Deutſchlands in eine Maſſe von Einzelſtaaten vollendete, ertödtete, was von Gemeingefühl noch in der Nation übrig war, und erſtickte damit die kräftigſten Keime

— eine ganz entgegengeſetzte Tendenz von der, welche man ihnen beilegen will: Leibnitz ſtellt nämlich nur darum das Kaiſerthum auf eine ſo ideale Höhe, um zu zeigen, daß die Unterordnung der deutſchen Fürſten unter daſſelbe der Hoheit und Unabhängigkeit dieſer keinen Eintrag thue, indem ja (wie er nach der alten, freilich längſt zerſtörten Fiction annimmt) eigentlich alle chriſtliche Souveräne in einem ähnlichen Unterordnungsverhältniſſe zu dem deutſchen Kaiſer ſtänden (ſ. „Opp. Omn.“, 4. Bd., S. 330). Wie ſehr Leibnitz überall und vor Allem nur die Macht und Selbſtſtändigkeit der Fürſten im Auge hatte, ſelber auf Koſten des Reichs und mit gänzlicher Hintanſetzung des nationalen Verbandes, erhellt nicht blos aus der unverholenen Freude, welche er darüber äußert, daß die deutſchen Fürſten ſeit dem weſtphäliſchen Frieden an den fremden Mächten einen immer bereiten Schutz gegen Beeinträchtigungen ihrer Souveränetätsrechte hätten und daß ſelber Reichstagsbeſchlüſſe gegen ſie nicht anders als mit Waffengewalt („wie gegen Feinde, nicht gegen Unterthanen des Reichs“) vollſtreckt werden könnten (S. 399), ſondern noch mehr aus den Mahnungen, die er an die Könige von Frankreich und England richtet, „doch ja ſich der Würde und Freiheit der deutſchen Fürſten anzunehmen, damit dieſe nicht genöthigt würden, ſich lieber ganz dem Hauſe Oeſterreich hinzugeben, als eine Zurückſetzung vom Auslande zu erdulden,“ endlich aus den Anpreiſungen der „guten Geſinnungen“, welche die deutſchen Fürſten gegen die auswärtigen Herrſcher hegten (S. 338 ff.). Wir machen dem Philoſophen perſönlich keinen Vorwurf aus dieſen ſeinen particulariſtiſchen Anſichten, wir ſehen darin nur den ſchlagendſten Beweis des nun auch ſchon im Volke, und zwar in deſſen höchſten geiſtigen Schichten, mehr und mehr abſterbenden nationalen Einheitsgefühls.

*) Ueber letztere vergl. den 1. Bd. S. 12.

der sittlichen und geistigen Wiedererhebung; sie beschleunigte die Entfremdung des Fürsten von seinen Unterthanen, die Entwöhnung der Höfe von der alten väterlichen Sitte und ihre völlige Hingebung an den verderblichen Einfluß des Auslandes*). Derselbe fürstliche Egoismus, welcher politische Bündnisse schloß und löste aus Gründen dynastischer Vergrößerungssucht und persönlichen Ehrgeizes, ohne danach zu fragen, ob das Reich deutscher Nation darunter zu Grunde gehe, erröthete auch nicht, im Ueberflusse zu schwelgen, während das eigene Volk im Elend schmachtete**), oder die Erschöpfung der Unterthanen zur Steigerung ihrer Lasten und zur Schmälerung ihrer Freiheiten auszubeuten***). Der-

*) Wir befinden uns bei dieser Auffassung im Widerspruche mit der Ansicht eines unserer größten Geschichtsschreiber, Gervinus, der in seiner „Gesch. der deutschen Dichtung", 3. Bd., S. 198, es als eine günstige Folge des dreißigjährigen Kriegs darstellt, daß derselbe, „als eine Revolutionszeit, alle Stände gemischt, den Fürsten seinen Unterthanen, den Prediger seiner Gemeinde durch gemeinsame Noth nähergestellt und dadurch, indem er zwar im Allgemeinen Alles aufgelöst, in engeren Kreisen desto mehr verbunden habe." Wir bedauern, diese Ansicht nicht theilen zu können. Im Einzelnen mag die erwähnte günstige Wirkung hier und dort eingetreten sein (wir selbst werden solche Beispiele im nächsten Abschnitte anführen); im Ganzen und Großen (worauf allein es doch bei der Charakteristik einer Kulturepoche ankommt) war gewiß die entgegengesetzte Erscheinung die überwiegende. Den Beweis dafür, und zwar einen auf urkundliche Thatsachen gestützten, glauben wir in diesem und den folgenden Abschnitten geführt zu haben.

**) So führte Georg Wilhelm von Preußen, während das Volk verhungerte und viele hundert Dörfer verödeten, „ein wüstes und heidnisches Wohlleben in Fressen, Saufen, Huren, Spielen und anderer Ueppigkeit, mit Banketten, Ringrennen, Maskeraden, Ballets, Comödianten u. s. w." („Gleichzeitiger Bericht des Kanzlers von dem Borne" und „Versuch einer histor. Schilderung von Berlin", I., 231. — bei W. Menzel a. a. O. 3. Bd., S. 331).

***) Dem Magistrate zu Delitzsch ward durch einen Willküract der Regierung das Patronatsrecht entzogen („Chronik von D." S. 136); in den meisten kursächsischen Städten maßte sich die Landesregierung (wie man aus einem amtlichen Actenstück bei Weiße, „Neueste Geschichte Sachsens", 1. Bd., S. 345, ersieht) allmälig das Recht an, „nach Befinden", die Anzahl der „Rathsfreunde" zu mehren oder zu mindern, auch „die Räthe, Bediente, Syndicos, Stadtschreiber" u. s. w. ein- und abzusetzen. — Daß die Rechte der Landstände in den meisten deutschen Staaten im dreißigjährigen Kriege vollends verkümmert wurden, ist bekannt. Von der Bedrückung der Unterthanen durch erhöhte Lasten, nicht um wirklicher Nothdurft, sondern um der Verschwendungen der Fürsten willen, wird im nächsten Abschnitte speziell die Rede sein.

selbe Leichtsinn, welcher deutsche Landesherren ihren öffentlichen Pflichten und bisweilen sogar ihrem Glauben untreu machte, gewann auch in ihrem Privatleben immermehr die Oberhand über die alte, ehrbare Sitte, welche früher ebenso an den Höfen der Fürsten, wie in den Häusern der Bürger die Herrschaft geführt hatte. Die einschmeichelnde Stimme ausländischer Lehrmeister fand nicht blos in der Politik, sondern in Bezug auf die ganze Denk- und Lebensweise dieser Kreise immer mehr Eingang und Gehör. Der Rang und die Würde europäischer Souveräne, welche die deutschen Fürsten so sehnsüchtig erstrebt und nun endlich im westphälischen Frieden erreicht hatten, schienen nicht zu gestatten, daß sie noch länger das einfache, patriarchalische Leben in der Mitte ihrer Unterthanen führten, welches ihnen als bloßen Ständen des Reichs wohl angestanden hatte. Die würtembergischen Stände hatten diesen Zusammenhang zwischen der Politik und der gesellschaftlichen Stellung des Fürsten zu seinem Volke wohl begriffen, wenn sie beim Regierungsantritt Eberhard Ludwig's im Namen des Landes den Wunsch aussprachen: „man wolle keinen Helden und Staatsmann, sondern einen guten Hausvater zum Landesherrn haben" *). Die Völker mußten den neuen Glanz, welchen ihre Beherrscher um sich verbreiteten, fast immer durch gesteigerte Lasten und außerdem noch gewöhnlich durch die größere Vornehmheit und Abgeschlossenheit, in welche Jene sich nun zurückzogen, büßen, und für Verluste oder Entbehrungen, welche der Fürst an seiner Person erlitt, pflegte er sich abermals auf Kosten der Unterthanen zu entschädigen **).

Die ratio status.

Ein politischer Grundsatz von ganz neuer Erfindung, die ratio status oder das sogenannte Staatswohl, mußte Alles rechtfertigen ***). Das Staatswohl gebot es, sich vom Reiche loszu-

*) Spittler, „Geschichte Würtembergs", S. 293.

**) In den „Ungedruckten Schreiben u. s. w. von Val. Andreä, v. 1633—1654" (abgedruckt in K. Fr. v. Moser's „Patriot. Archiv", 6. Bd., S. 294 ff.) heißt es von Eberhard III. von Würtemberg: „er habe sich für sein Exil (er war eine Zeit lang aus dem Lande vertrieben) an den Resten des Wohlstandes seines Volkes erholt."

***) In dem bekannten satirischen Zeitgemälde, „Philander's Gesichte", von Moscherosch (1644), handelt ein ganzer Abschnitt von der ratio status. In einer, 1655 von dem Gen.-Sup. zu Wolfenbüttel, Dr. Lütkemann, gehaltenen „Regentenpredigt" (s. K. Fr. v. Moser's „Polit. Wahrheiten", 2. Bd., S. 283 ff.) heißt es:

sagen und mit dem Auslande Bündnisse zu schließen, denn dadurch kam der Staat, d. h. der Fürst, zu Ansehen und Bedeutung. Das Staatswohl erheischte einen fürstlichen Luxus, einen zahlreichen und glänzenden Hofstaat, prächtige Feste und kostbare Bauten, Gesandtschaften an fremden Höfen und ein stehendes Heer, denn nur durch solche Mittel konnte man die gewonnene Stellung würdig behaupten und zugleich sichern. Wo das Staatswohl gebot, da galt kein Einspruch der Stände, keine Rücksicht auf die zerrütteten Finanzen und die erschöpfte Steuerkraft des Landes. Eine neue Moral verbreitete sich über die Höfe und die Kanzleien. Von jetzt an galt es für ein unverzeihliches Verbrechen, der Willkür und Zügellosigkeit von oben herab durch Gegenvorstellungen Einhalt thun zu wollen; dagegen ward es der sicherste Weg zur Gunst, „das Volk zu schinden, den Lüsten zu fröhnen, die Gewissen einzuschläfern" *). Wer gegen diesen Zug des Zeitgeistes ankämpfte, ward als „Enthusiast" verschrien oder als Pedant verlacht **). Die Stimme der alten, berufstreuen Beamten, welche an die Pflichten des Landesherrn und das Wohl der Unterthanen zu mahnen wagten, ward übertäubt von den leichtfertigen Reden eines neuen Geschlechts von Höflingen, welchen das Volk nur eine zum Dulden und Zahlen geschaffene Masse, die Gunst des Fürsten aber und der eigene Vortheil Alles war. „Sie richten sich," wie ein Sittenschilderer jener Zeit klagt, „nach dem Oberhaupte, der Sonne; ehe sie den König um der Ehre Gottes willen verließen, ehe verließen sie Gott um des Königs willen" ***).

„Ratio status ist ihrem Ursprunge nach ein herrlich, trefflich und göttlich Ding. Aber was kann der Teufel nicht thun? Der hat sich auch zu R. st. gesellt und dieselbe also verkehrt, daß sie nun nichts mehr, als die größte Schelmerei von der Welt ist, daß ein Regent, der r. st. in Acht nimmt, unter derselben Namen frei thun mag, was ihm gelüstet" u. s. w. Seckendorff in seinem „Deutschen Fürstenstaat" (1656) sagt in der Vorrede: „Fast keine Untreu, Schandthat und Leichtfertigkeit wird zu nennen sein, die nicht an etlichen verkehrten Orten mit dem Staat, ratione status oder Staatssachen, entschuldigt werden will." Auch in anderen Schriften dieser und der nächstfolgenden Periode ist immerfort viel von dieser ratio status die Rede, z. B. in der Vorrede zu Balth. Schuppius' „Regentenspiegel" (1700), in der Genealogia Nisibitarum (1716) S. 14, u. s. w.

*) Val. Andreä a. a. O.

**) Ebend. S. 319.

***) Moscherosch in seinem, 1643 erschienenen „Christlichen Vermächtniß". Unter „König" scheint M. jeden Landesherrn zu verstehen; daß die Stelle auf Deutsch-

Der Adel. Der Adel, durch den Krieg in ſeinen Vermögensverhältniſſen zerrüttet und ſeiner Mehrheit nach wenig geneigt, zu den zerſtörten Ritterſitzen, auf die verwüſteten Fluren, in die Mitte verarmter und verwilderter Unterthanen zurückzukehren, drängte ſich immer maſſenhafter in den Hofdienſt, ſuchte hier Entſchädigung für das Verlorene, Bereicherung und Ehrenauszeichnungen, und machte daher mit dem Fürſtenthum in der Ausſaugung des Landes und der Verachtung der bürgerlichen Sitte immer entſchiedener gemeinſame Sache. In den Verhältniſſen zu ſeinen Unterthanen ahmte er das von oben gegebene Beiſpiel nach, ſtrebte, ſeinen Vortheil und ſeine Machtbefugniß auf Koſten derſelben zu erweitern*), verſuchte wol auch bisweilen, auf ſeinen Ritterſitzen (ſo oft er dieſe beſuchte) mit Luxusbauten und ſteifem Ceremoniel den Souverän im Kleinen zu ſpielen**). Schon während des Kriegs ſah man Edelleute, ſtatt ſich ihrer bedrängten Unterthanen anzunehmen, den fremden Bedrückern den Hof machen und an ihren Spielen und Gelagen Theil nehmen***).

land zielt, geht daraus hervor, daß dieſem Zuſtande in den monarchiſchen Ländern der in den Reichsſtädten (als etwas, doch nur um Weniges, beſſer) gegenübergeſtellt wird. — Val. Andreä (a. a. O. S. 332) erzählt (aus dem Jahre 1641), wie die treuen Räthe und Geiſtlichen von der fürſtlichen Tafel entfernt worden ſeien unter dem Vorwande der Erſparniß. Andreä ſelbſt ward, wegen ſeines Freimuthes, ſeines Amtes entlaſſen, ebenſo der alte Rath des Fürſten, Borck. Aehnliche Beiſpiele aus der Zeit nach dem Kriege finden wir mehrere. So berichtet Moſer, „Patr. Archiv", 12. Bd., S. 500, von einer „wehmüthigen Vorſtellung" des Präſidenten und der Räthe eines Grafen von Hanau an dieſen (v. J. 1669), worin ſie ſich darauf berufen, daß ſie ſchon zweimal, 1632 und 1661, ähnliche Vorſtellungen, aber vergebens, an Se. Gnaden gerichtet. Ebendort, S. 522, wird erzählt, wie in einem andern deutſchen Staate zwei alte pflichttreue Beamten, ein Rath Fabricius und ein Rentmeiſter Engelſchall, dem Fürſten „wegen der täglich ſchlimmern Bilanz der Kammer" Vorſtellungen machten, wie darauf der Fürſt erwiderte: er wiſſe das wol, aber es ſei nicht zu helfen, und wie eine ähnliche leichtſinnige Antwort auch vom Miniſter und vom Hofmarſchall ihnen ertheilt ward.

*) Es iſt bekannt, daß viele Frohnen, namentlich ſogenannte ungemeſſene, in und nach dem dreißigjährigen Kriege entſtanden, wo die Bauern in ihrer Hülfloſigkeit ſich Alles gefallen ließen: daß vieler Orten die großen Grundbeſitzer die von ihren Eigenthümern im Drange der Noth verlaſſenen Bauergüter an ſich riſſen u. ſ. w. Vergl. den 1. Bd. S. 237, Note *).

**) Nach mündlichen Mittheilungen des Prof. Brückner in Meiningen auf Grund urkundlicher Ermittelungen über thüringiſche Zuſtände.

***) Keller a. a. O.

Das Volk. Einfluß des Kriegs auf die Schwächung des sittlichen Gefühls und des bürgerlichen Muthes.

Die Masse des Volks war durch den langen, furchtbaren Druck des Elends bis zur gänzlichen Erschlaffung entkräftet und dadurch entsittlicht. Das Gemeingefühl, welches in den höchsten Angelegenheiten der Nation unter der Trostlosigkeit der öffentlichen Zustände verlorengegangen war, hielt auch in den engeren Kreisen des Lebens nicht Stand vor den überwältigenden Leiden und Gefahren, welche jeder neue Tag brachte. Die Eigensucht, die in den obersten Sphären der Gesellschaft das Scepter führte, drängte sich auch in den tieferen Schichten in alle, selber die heiligsten Verhältnisse ein, und sie hatte hier weit öfter, als dort, das schwere Gebot der Noth zu ihrer Entschuldigung. Die furchtbare Todesangst, in welcher jeder Einzelne fast fortwährend schwebte, machte unempfindlich gegen die Leiden und Gefahren der Anderen, und die Entfesselung aller wildesten und zuchtlosesten Leidenschaften, von der sich ein Jeder täglich umgeben und selber bedroht sah, zerstörte allmälig in den Herzen der Meisten die sittliche Scham und den Abscheu vor dem Verbrechen. Wenn in der Regel gemeinsame Noth die Menschen einander näher bringt und die edelsten gesellschaftlichen Tugenden entwickelt, so trat hier das gerade Gegentheil ein unter dem Drucke eines Elends, dessen furchtbare Gewalt und endlose Dauer alle sittlichen Triebfedern zerbrach und alle Spannkraft des Geistes erlahmen machte. Mit Schaudern lesen wir in den Berichten aus jener Zeit, wie der Nachbar den Nachbar, der Glaubensgenosse den Glaubensgenossen, ja der Blutsververwandte den Blutsverwandten theilnahmelos und stumpfsinnig vor seinen Augen verschmachten sah*); wie Einer den Andern verrieth, um sich zu retten, oder auch um schnöden Gewinnstes willen**); wie Beamte die ihrer Obhut anvertrauten Unterthanen, und selber Geistliche

*) Schöttgen in seiner „Historie der Stadt Wurzen", S. 583, erzählt: es sei viel armes Landvolk in die Städte hereingeflüchtet, dort aber meist auf den Gassen, in Ställen oder auf Misthaufen umgekommen, habe auch große Noth an Brod und Getränken gelitten; er setzt hinzu: „So sind auch die Leute sehr unbarmherzig über das arme Volk gewesen. Gott verzeihe es ihnen!" Vergl. auch oben S. 32, Note***).

**) Brückner in seinem Aufsatze: „Die Bettler zu Effelder i. J. 1667", in der „Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte", 1856, Januarheft, führt mehrere obrigkeitl. Verordnungen aus dem Jahre 1634 an, worin über „der Unterthanen Verräthereien unter einander", und, „daß Einer des Andern Gut an die Soldaten verrathe", geklagt wird.

ihre Gemeinden im Stich ließen; wie Einheimiſche mit den Fremden in Grauſamkeit und Härte gegen ihre eigenen Landsleute wetteiferten *); wie ſogar Viele ſich ſelbſt und ihr Theuerſtes, Weib und Kind, widerſtandlos mißhandeln ließen, „gleich dem unvernünftigen Vieh, das ſich ſchlagen läßt und nicht einmal nach Dem umſchaut, der es ſchlägt" **).

Fortdauer dieſer Wirkungen im Frieden.

Dieſe entſittlichenden Einflüſſe des Kriegs auf den Charakter des Volks — die Zerſtörung des Gemeinſinns, die Entfeſſelung des Eigennutzes, vor Allem aber die gänzliche Zerſtörung des Selbſtvertrauens und des bürgerlichen Muthes der Einzelnen — trugen ſich auch in die Zeiten des Friedens und die Verhältniſſe des gewöhnlichen Lebens über und bewirkten hier eine verhängnißvolle Wandelung. Wie der Deutſche ſich vor den fremden Gewalthabern gebückt hatte, ſo bückte er ſich bald auch vor den heimiſchen; wie er jenen geſchmeichelt hatte, um mit einer Laſt oder einer perſönlichen Unbilde verſchont zu werden, ſo ſchmeichelte er dieſen, um eine Gunſt oder eine Bevorzugung zu erlangen; wie unter dem Drucke der Noth und in der Stunde der Gefahr Jeder nur an ſich gedacht und die Andern preisgegeben hatte, ſo blieb auch bei wieder geordneten Zuſtänden noch langehin ein Geiſt der Vereinzelung, der Gleichgültigkeit gegen das Allgemeine und der Feigheit in den Verhältniſſen des bürgerlichen Lebens ein vorherrſchender Charakterzug der Deutſchen ***).

Verſtärkung derſelben durch andere mitwirkende Verhältniſſe.

Andere Verhältniſſe, gleichfalls durch den Krieg erzeugt, wirkten dazu mit, den Zuſammenhang des Volks und namentlich der bürgerlichen Klaſſen zu lockern, den Gemeinſinn und das Selbſtbewußtſein, welches ſie bisher, den höhern Ständen gegenüber, bewahrt hatten, zu untergraben. Die Noth der Zeit zerſtörte nicht blos an den meiſten Orten die gemeinſamen Waffenübungen, in denen ſich ſo lange die Wehrbarkeit des Bürgerthums und das Recht des Selbſtſchutzes der Städte lebendig erhalten hatte †), ſondern auch den größten

*) Keller a. a. O.

**) Ebenda nach handſchriftl. Urkunden.

***) Vergl. den 1. Bd., S. 160 ff.

†) Barack, „Das frühere Schützenweſen der Deutſchen", in der Zeitſchrift für deutſche Kulturgeſchichte, 1856, Märzheft, S. 210; „Delitzſcher Chronik", 2. Bd., S. 185. Wo ſich ſolche Schützengilden erhielten (wie z. B. die Armbruſtgeſellſchaften in Leipzig und Weimar), oder wo ſie, wie an den meiſten Orten, ſpäter wiederhergeſtellt wurden, hatten ſie doch die alte Kraft und Bedeutung verloren.

Theil der altherkömmlichen öffentlichen Lustbarkeiten, wichtiger Einigungspunkte des Volks, bedeutsamer Kundgebungen eines frischen und kräftigen Volksgeistes. Selber die schönste Blüthe der zu Ernst und Frohsinn verbundenen Gemeinschaft aller Stände, die Gesangvereine, konnten dem Drange der Umstände nicht widerstehen und gingen fast allerwärts ein*). Mit den letzten Spuren der öffentlichen und volksthümlichen Rechtspflege, welche in eben dieser Zeit vollends verschwinden, ging wieder ein wesentliches Stück des lebendigen Rechtsgefühls und der Anhänglichkeit des Volks an seine alte Sitte verloren, und das immer planmäßiger über alle Verhältnisse ausgespannte Polizei- und Verwaltungsregiment des Staates, durch die dringliche Nothwendigkeit, die moralisch wie materiell aus allen Fugen gegangene Gesellschaft möglichst bald geordneten Zuständen zurückzugeben, gerechtfertigt und gewissermaßen geboten, erstickte gänzlich das, schon durch den Krieg so tief herabgestimmte Selbstgefühl der bürgerlichen Klassen. So darf man sich nicht wundern, wenn ein Geist der Abhängigkeit, um nicht zu sagen der sklavischen Unterwürfigkeit, der untern gegen die obern Klassen, des Bürgerthums gegen die Fürsten und den Adel, sich fast allerwärts — etwa einige große Reichsstädte ausgenommen, deren vereinzeltes Beispiel aber den allgemeinen Zug der Zeit nicht aufzuhalten vermochte — schon während des Kriegs und noch mehr nach demselben zeigt, ein Geist, der seinen verderblichen Einfluß eben so sehr in den gesellschaftlichen und sittlichen, wie in den politischen Verhältnissen äußert; man darf sich nicht wundern, wenn die, einst auf ihre Freiheiten so eifersüchtigen Städte sich eines ihrer Rechte nach dem andern fast widerstandlos rauben lassen, und wenn das bürgerliche Verdienst vor dem Nimbus des Ranges und der Geburt sich bereits so sehr demüthigt, daß z. B. derselbe Moscherosch, der in seinen satirischen Schriften so oft den Adel wegen seiner Selbstüberhebung und des Mißbrauchs seiner Stellung angreift, seinen Söhnen den Rath ertheilt: sie möchten gegen den freien Reichsadel und die Ritterschaft sich „demüthiglich" benehmen und, wenn sie

*) Lochner, „Nürnbergs Vergangenheit und Gegenwart", S. 117 und 127; Schöttgen, „Historie der Stadt Wurzen", S. 329; Kamprad, „Leißniger Chronik", S. 547; „Delitzscher Chronik", 1. Th., S. 268; 2. Th., S. 86. Rücksichtlich der Gesangvereine oder „Cantoreien" (s. oben S. 23) sei hier beiläufig bemerkt, daß solche unter allen deutschen Ländern am meisten noch in Thüringen theils erhalten, theils wiederaufgelebt sind. Selber auf den meisten Dörfern gibt es hier solche Vereine, welche besonders die Kirchenmusik und den Kirchengesang systematisch pflegen.

neben dem Adel in Herrendienſten gebraucht würden, dies jedesmal für eine „große Gnade“ achten, nicht etwa in „thörigter Einbildung“ ſich „den Junkern gleich halten,“ ſondern bedenken, „daß der ungeſchickteſte Junker dem Stande nach mehr ſei, als ſie“*).

Anſteckung der bürgerlichen Klaſſen durch die Sittenverderbniß der höhern Stände.

Aber alles Dieſes würde die ſo raſche und ſo vollſtändige Umwandlung der Sitten und der geſellſchaftlichen Verhältniſſe, welche wir alsbald nach dem 30jährigen Kriege und zum Theil ſchon während deſſelben ſich entwickeln ſehen, noch nicht erklären, wenn nicht die bürgerlichen Klaſſen ſelbſt von der Sittenverderbniß der höhern Stände angeſteckt und in den gleichen Taumel des Leichtſinns, der krankhaften Sucht nach Neuem und Fremdem, des Prunkens mit leerem Schein beim Mangel innerer Solidität, und des eitlen Haſchens nach äußeren Auszeichnungen, anſtatt der alten, ehrenfeſten Genügſamkeit im Bewußtſein eignen Werthes, hineingeriſſen worden wären**).

Die falſche Ehrſucht oder Reputation als gemeinſamer Grundzug aller Klaſſen.

Wie jede Zeit für ihre Verirrungen einen beſchönigenden und wohlklingenden Ausdruck zu erfinden pflegt, ſo verſchanzte die damalige ſich hinter den hochtönenden Namen der Reputation, des ausländiſchen Zerrbildes der guten, alten deutſchen Ehrenhaftigkeit. Dieſer „hundsſöttiſchen Reputation,“ wie ſie Moſcheroſch im patriotiſchen Zorne nennt***), opferten die Für-

*) „Chriſtliches Vermächtniß“, S. 76.

**) Logau, in ſeinen „Deutſchen Sinngedichten“ (herausg. unter dem Namen: Sal. v. Golaw, 1654) ſingt:

„Weiland war das Sein
Werther, als der Schein:
Nunmehr iſt der Schein
Werther, als das Sein.“

„Altes Geld und alter Wein
Pflegen noch beliebt zu ſein:
Sonſt acht't man alte Dinge
Wo nicht nichts, doch gar geringe.“

„Deutſche haben zwo Naturen, denn die Mode ſchaffet an,
Daß man, was man gleich nicht ware, durch die Mode werden kann.“

***) S. „Geſichte Philanders“, in den Kapiteln: „Weltleben“, „Pflaſter wider das Podagra“ u. a.

sten die Ruhe ihrer Völker, den Frieden und Wohlstand des Reichs, der Adel seine ehrenhafte Unabhängigkeit, das Bürgerthum seine alte Ehrbarkeit und Sittenstrenge. Um der „Reputation" willen strebten die Fürsten nach dem Range europäischer Souveräne und stritten Jahre lang um leere Titel und eitle Vorzüge der Etikette. Der „Reputation" zu Liebe gab der Adel die ehrenvolle Stellung, die er vordem an der Spitze des Volks und als Vertheidiger der gemeinsamen Landesrechte behauptet hatte, gegen die glänzende Dienstbarkeit an den Höfen auf. Die „Reputation" war es, welche den Gelehrten und selber den Geistlichen zu Schmeichlern der Fürsten machte und den unabhängigen Kaufmann verführte, in einem von oben verliehenen Titel oder einem Adelsdiplom eine größere Ehre zu erblicken, als in dem selbstgeschaffnen Wohlstande und dem achtungsvollen Zutrauen seiner Mitbürger*). Der „Reputation" opferte der kleine Handwerker und der arme Tagelöhner sein Letztes, um durch bunten Modeflitter oder verschwenderische Ueppigkeit bei Familienfesten den Nachbar zu verdunkeln, ließ es dafür sich und den Seinen an dem Nothwendigsten fehlen, oder suchte durch leichtfertige, betrügerische Handlungsweise die Mittel solchen Wohllebens zu gewinnen, welche herbeizuschaffen die alte, solide Erwerbsweise nicht ausreichen wollte**).

Luxus und Schwelgerei.

Kaum gibt es ein widerlicheres Schauspiel, als den Anblick des ausschweifenden Luxus, dem sich mitten in den Zeiten der ärgsten Noth wetteifernd fast alle Stände des Volks, natürlich mit vielen ehrenwerthen Ausnahmen, aber doch in ihrer großen Masse, ergaben. Die Spitzen und Tressen, Perlen und Edelsteine, sammtne und seidene Kleider, die Schleppen und der andre Plunder, wovon die zahlreichen Kleiderordnungen, welche fast in allen Ländern und namentlich in den größern Städten in rascher Folge, aber immer vergeblich, sich wiederholen***), die Schwelgereien bei Hochzeiten und Kindtaufen, das über-

*) Beispiele dazu und Klagen darüber finden sich in den mehrfach angeführten Briefen Val. Andreäs, sowie in der Biographie des Chronisten Lucä von Fr. Lucä (1855).

**) Ueber diese, im Handel und Wandel eingerissene Unsolidität klagen Moscherosch, „Christl. Verein"; Spener, „Pia desideria", u. A.

***) In Leipzig folgten sich solche in den Jahren 1626, 1634, 1640, 1652, dann wieder 1661, 1664, 1673, 1674, 1680, 1698. („Der Stadt Leipzig Ordnungen", 1701, S. 452, Dolz, „Geschichte Leipzigs", S. 281, — vergl. oben

mäßige Trinken und das üppige Wohlleben jeder Art, wovon andre zeitgenöſſiſche Quellen berichten*) — das Alles erſcheint uns faſt wie eine Verhöhnung des allgemeinen Elends oder wie das Anzeichen eines Wahnſinnes, deſſen anſteckende Kraft die Menſchen um ihren geſunden Verſtand gebracht hat. Wir wollen nicht ſagen, daß dieſer Luxus um Vieles größer war, als er in andern Zeiten, namentlich ſeit der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts, geweſen. Auch damals ſchon folgten ſich Verbote über Verbote gegen den Luxus; auch damals ſchon gab es maßloſe Gaſtgebote und einen ausſchweifenden Kleiderprunk nicht blos in den höheren, ſondern bis zu den unterſten Ständen hinab**). Aber was unſer Erſtaunen erregt und uns mit tiefem ſittlichen Ekel erfüllt, iſt die Beobachtung, wie dieſer prunkende, ſchwelgeriſche, in Saus und Braus dahinlebende Leichtſinn ſich unmittelbar neben Scenen des Jammers und des Schreckens ſpreizt, die, ſollte man meinen, jeden Gedanken an ſolches Wohlleben hätten erſticken müſſen. Gern mögen wir, um an der menſchlichen Natur nicht irre zu werden, uns einreden, daß die Verzweiflung ſelbſt einen ſolchen Leichtſinn geboren, daß die Unſicherheit aller Glücksgüter den Trieb erzeugt, zu genießen, ſo lange man noch könne, daß die ge-

S. 21). 1699 citirte man die Mägde, die gegen das Verbot Spitzen, Treſſen, Schleppen u. ſ. w. trugen, aufs Rathhaus und ließ ihnen daſelbſt durch den Rathsvogt „den Plunder abtrennen", nahm auch eine gleiche Beſichtigung und Operation bald nachher mit den Handwerkerfrauen und endlich ſogar mit den vornehmen Kaufmannsfrauen vor — aber Alles half Nichts. (S. Vogels „Annalen", S. 918). In Nürnberg hören gegen das Ende des 17. Jahrh. die Kleiderordnungen auf, ſchwerlich weil ſie als überflüſſig, wol aber, weil ſie als wirkungslos erſchienen. (Lochner a. a. O. S. 133.) In der Hamburger Kleiderordnung von 1652 wird gegen das Tragen von Perlen und Edelſteinen bei den Frauen der Rathsherren und Kaufleute, gegen die Kleider von Sammt, Seide, Atlas, die ſeidenen Strümpfe, die breiten Sammtbeſätze bei den Frauen der Rathsſubalternen, der Handwerker, Brauer und Schiffer, und gegen den Gebrauch von Seidenzeugen ſelber im Stande der Tagelöhner, der Knechte und Mägde geeifert. Aber trotz der Wiedereinſchärfung dieſes Verbots ſchon 1654 hatte daſſelbe doch keinen Erfolg. (Benecke, „Hamburger Geſchichten", S. 314). In Baiern ergingen Verordnungen gegen den Kleiderluxus und die „ſchamloſen Entblößungen" 1631 und 1653. (Zſchokke, „Bair. Geſch.", 3. Bd., S. 346) u. ſ. w.

*) Moſcherosch, „Philanders Geſichte", 1. Bd., S. 401. Deſſ., „Vermächtniß", S. 111; Gallus, „Handbuch der brandenburg. Geſchichte", S. 194; Spener, „Pia desideria", S. 37 und das angedruckte „Bedenken", S. 180.

**) Vergl. oben S. 19. 21.

wohnte Sorgfalt des Sparens und Zurathehaltens aufgehört habe Angesichts der unberechenbaren Schicksalsfälle, welche der Krieg mit sich führte, der hier ein mühsam angesammeltes Vermögen mit einem Schlage zerstörte, dort unerwartete Quellen plötzlichen Reichwerdens erschloß.

Schon von den Augenzeugen jenes Rausches hatten manche eine solche Entschuldigung bereit, und selber Geistliche stellten die Ansicht auf, „daß man dies Alles nicht blos dulden und *den Unglücklichen zum Troste gewähren*, sondern *sogar unterstützen* und *selbst an hohen Festtagen gestatten müsse*“*).

Wie man auch über diese Rechtfertigung des damaligen Geschlechts urtheilen möge, so viel bleibt gewiß, daß ein Volk, welches in so schwerer Zeit so leichtfertig denken und handeln konnte, in einem tiefen sittlichen Verfalle begriffen war.

Vermehrter Einfluß des ausländischen Wesens auf die Sitten und die Gesellschaftszustände Deutschlands.

Einen wesentlichen Antheil an diesem Verfall hatten die durch den 30jährigen Krieg ganz außerordentlich vermehrten Berührungen Deutschlands mit dem Auslande. Die Verbindungen der deutschen mit den fremden Höfen waren in Folge der politischen Verhältnisse immer inniger geworden; die Reisen der Männer vom Stande und der Gelehrten ins Ausland hatten sich in demselben Maße vervielfältigt, wie die wachsende Rohheit der Sitten und der Verfall der wissenschaftlichen Anstalten daheim das Aufsuchen auswärtiger Bildungsquellen oder die Erholung im Anschau'n geordneterer Zustände allen strebenden Geistern zum Bedürfniß machte; der Adel verkehrte mit den Officieren, der Bürger und Bauer mit den Kriegsknechten der aus aller Herren Ländern hier zusammenströmenden Soldateska, und bis in das innerste Heiligthum des Hauses und der Familie drängte sich fremde Sitte, fremde Sprache, fremde Denk- und Bildungsweise ein und unterdrückte mit offener Gewalt oder zerstörte mit der stillen Macht der Verführung die Anhänglichkeit an das Alte und Vaterländische.

Unter andern Verhältnissen hätten diese Wechselbeziehungen des deutschen Volks mit andern Völkern fruchtbare Elemente für dessen geistiges und sittliches Leben werden können — zum Theil wurden sie es auch, wie wir im weitern Verlaufe dieser Darstellung uns überzeugen werden.

*) Vgl. Andreä's, „Briefe“, a. a. O., S. 314.

Allein der nächste und überwiegende Einfluß war ein verderblicher. Wie im kranken Körper die von außen zugeführten Stoffe, die den gesunden genährt und gekräftigt haben würden, nur die Krankheit steigern, weil er sie nicht verarbeiten, nicht das Schädliche von dem Heilsamen ausscheiden kann, so nahm das deutsche Volk, entnervt, verweichlicht und zerrüttet in seinen moralischen und gesellschaftlichen Zuständen, wie es bereits war, von dem Auslande jetzt ebenso das Schlimme, wie früher das Gute an und büßte zugleich, im Zusammenstoß mit Nationalitäten, die in sich viel abgeschlossener und fertiger waren, vollends den letzten Halt geistiger Unabhängigkeit und Eigenthümlichkeit ein. Es war nicht mehr, wie damals, als der freisinnige Ludwig von Anhalt oder der gelehrte Moritz von Hessen italienische und französische Kultur als ein fruchtbares Element der Veredlung des zu rohen deutschen Wesens zu benutzen verstanden, und als in den kräftigen und gebildeten Bürgerschaften Augsburgs und Nürnbergs die alte deutsche Denkungsart und Sitte auch beim lebhaftesten geistigen Verkehr mit fremden Ländern sich ungeschwächt behauptete*). Nein! Deutschland erschien jetzt, dem Auslande gegenüber, nach dem bittern, aber wahren Ausdrucke eines Satirikers der damaligen Zeit, nur noch wie „ein Diener, der seines Herrn Livree trägt“**)!

Deutsche Edelleute, Studenten und Bürger ahmten die Trachten und Manieren der fremden Kriegsleute nach, ließen ihr Haar in Zöpfen gekräuselt hinter den Ohren herabhängen und stolzirten bald in genestetem Wams und zierlichem Spitzenkragen, bald in kriegerischem Lederkoller mit Schärpe und Sarras einher. Frauen und Mädchen vertauschten die züchtige und kleidsame heimische Tracht mit den koketten Entblößungen der französischen oder der unschönen Steifheit und den künstlichen Umpolsterungen der spanischen Mode***). Die kräftigen Laute eines

*) S. oben S. 5, 12, 13.

**) Logau a. a. O. Die Stelle lautet vollständig so:

„Diener tragen insgemein ihrer Herren Liverey;
Soll's denn sein, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei?
Freies Deutschland, schäm' dich doch dieser schnöden Knechterei!“

***) Moscherosch, „Philanders Gesichte“, 1. Bd., S. 412. 760 u. a. Der abenteuerliche Simplicissimus, S. 66 u. a. — Die Satiren von Logau, Lauremberg, Rachel u. s. w.; Tholuck, „Vorgesch. des Nationalismus“, 1. Bd., S. 134; Jac. Falcke, „Monsieur Alamode, der Stutzer des 30jährigen Kriegs“, in der Zeit-

Luther und Hans Sachs wurden mit Bestandtheilen der Sprachen aller Länder zu dem abenteuerlichsten Kauderwelsch vermengt*), und selber die Acten des deutschen Reichstags „füllten sich mit Worten, deren sich unsre Vorfahren geschämt haben würden“**).

Was nicht ausländisch, fremdartig oder, wie man es nannte, à la mode war, galt für unfein, pedantisch, altfränkisch; je öfter Jemand die Mode wechselte, je abenteuerlicher in Wahl und Zusammenstellung der Farben und Formen seiner Kleidung, je kauderwelscher in seiner Sprache, je gezierter oder bombastischer im Drechseln von Redensarten und Complimenten er auftrat, desto mehr ward er bewundert.

Mit Recht haben die ernsteren Geister jener und der nächstfolgenden Zeit gegen Nichts so sehr, als gegen diese in allen Klassen des Volks verbreitete Vorliebe für das Ausländische geeifert, haben die Satiriker die schärfsten Pfeile ihres Spottes gegen diese Ausartung des Nationalgeistes gerichtet***).

---

schrift für deutsche Kulturgeschichte, Märzheft, S. 157 ff. — Lauremberg in seinem Gedichte: „Von alamodischer Kleidertracht“ (vorgedruckt der Ausgabe von Rachel's Gedichten von 1707), sagt:

„Tucht und Schamhaftigkeit is mit weggeschneden,
Mit halff blotem Lyve komen sie hergetreden.“

Ebendort wird gegen die dicken Wülste geeifert, welche die Frauen um die Hüften befestigten, um die Röcke bauschig zu machen (die Vorläufer der spätern Reifröcke) und für welche es verschiedene Spottnamen gab, wie: Weiberspeck, Verdugadin, Cachebastard. Ferner spottet der Dichter über die Schuhe mit Hörnern bei den Männern, (man trage die Hörner nicht mehr am Kopf, sondern an den Füßen), die „Halskragen um die Stiefeln“ (Stiefelmanchetten), die balais de trougaleux (Schleppen) u. s. w.

*) Eine Probe eben so wol der Sprache wie der Denkweise damaliger Zeit enthält folgende Phrase aus einem zur Feier des westphäl. Friedens erschienenen „Freudenspiel“, (S. 79): Ein cavalier ist, welcher ein gut courage hat, maintenirt sein état und réputation, und giebt einen politen courtisanen ab.“ Andre Beispiele finden sich in dem Horribilicribrifax von A. Gryphius und anderen Lustspielen, ferner in den Complimentirbüchern jener Zeit (s. Weimar. Jahrbuch, 1. Bd., S. 322).

**) Leibnitz, „Deutsche Schriften“, 1. Bd., S. 446.

***) So vor Allen Moscherosch a. a. O. an zahlreichen Stellen, u. A. in der oft citirten: „O Ihr mehr als unvernünftige Nachkömmlinge! Welches unvernünftige Thier ist doch, das, dem andern zu Gefallen, seine Sprache und Stimme änderte?

Die Scenen der Verwilderung und Geſetzloſigkeit, worin manche Geſchichtsſchreiber die ſchlimmſte Folge jenes langen Kriegszuſtandes zu erblicken ſcheinen, verhalten ſich zu dieſer Verweichlichung und Verkünſtelung der Sitten, wie ein Geſchwür auf der äußeren Oberfläche des Körpers zu der Krankheit, welche das innere Mark und die edelſten Organe deſſelben ergriffen hat. Jenes mag durch ſeinen Anblick größeren Ekel erzeugen; dieſe aber verdirbt alle Säfte des Körpers, zehrt deſſen ganze Kraft auf und greift zuletzt das Leben ſelbſt an. Die Rohheit, welche ſich der unteren Klaſſen bemächtigt hatte und theilweiſe ſelbſt zu den mittleren und höheren heraufgeſtiegen war, ward durch die wiederhergeſtellte Autorität des Geſetzes und der Obrigkeit gebändigt und unſchädlich gemacht, durch die Wiederbefeſtigung des religiöſen und des Fami-

Haſt du je eine Katze, dem Hunde zu Gefallen, bellen, einen Hund, der Katze zu Liebe, mauchzen hören? Nun ſind wahrhaftig ein deutſches feſtes Gemüth und ein ſchlüpfriger wälſcher Sinn anders nicht, als Hund und Katze, gegen einander geartet, und gleichwohl wollt Ihr, unverſtändiger, als die Thiere, ihnen wider allen Dank nacharten? Haſt du je einen Vogel blärren, eine Kuh pfeifen hören? Und Ihr wollt die edle Sprache, die Euch angeboren, ſo gar nicht in Obacht nehmen in Eurem Vaterlande? — Pfui Dich der Schande!" — In dem Thesaurus paternus von G. v. Limburg (Moſers „Patr. Archiv", 11. Bd., S. 332 ff.) heißt es: „Sonderbarer Sitten und Kleidung halber ſich in fremde Lande zu begeben, iſt eine große Thorheit und noch ein größerer Schaden und Unehr unſerer Teutſchen, daß wir dergleichen nit ſelbſten anzuſtellen wiſſen ſollten. Vor Jahren hat man junge Leute fein zur Teutſchen Ernſthaftigkeit und Tapferkeit gewieſen, auch abſonderliche Leute gezogen, welche reuten und reden und zu Kriegs- und Friedens-Zeiten mit Nuzen in ihrem Vaterland haben gebraucht werden können; jezund will man nur wackere und höfliche, ja nach dem fremden Modell gemachte Leute, das iſt zu teutſch: leichtfertige, weibiſche und närriſche haben, und läßt ſich's ein Merkliches koſten, bis ſie zur Vollkommenheit in ſolchen Dingen gelangen." Endlich ſagt Leibnitz in ſeinen „Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der deutſchen Sprache" (Deutſche Werke, 1. Bd., S. 437): „Man hat Frankreich gleichſam zum Muſter aller Zierlichkeit aufgeworfen, und unſere junge Leute, auch wohl junge Herren ſelbſt, ſo ihre eigene Heimath nicht gekennt und deswegen alles bei den Franzoſen bewundert, haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung geſetzet, ſondern auch ſelbſt verachten helfen und einen Ekel der Teutſchen Sprach und Sitten aus Ohnerfahrenheit angenommen, der auch an ihnen bey zuwachſenden Jahren und Verſtand behenken blieben. Und, weil die meiſten dieſer jungen Leute hernach, wo nicht durch gute Gaben, doch wegen ihrer Herkunft und Reichthums oder durch andere Gelegenheiten zu Anſehen und fürnehmen Aemtern gelanget, haben ſolche Franz-Geſinnte viele Jahre über Teutſchland regieret."

lienlebens gemildert und allmälig verdrängt; aber es bedurfte eines langen Zeitraumes, der vereinten Anſtrengungen unſerer größten Geiſter und neuer, ſchwerer Prüfungen, ehe die Nation von dem Gifte der fremden Anſteckung und von der allgemeinen Verderbniß ihrer Säfte, welche jene Unglückszeit ihr als traurige Erbſchaft hinterlaſſen hatte, nur einigermaßen geheilt ward.

Dritter Abschnitt.

Vollendung der begonnenen Sittenveränderung an den deutschen Höfen. — Der Hof Ludwig's XIV. von Frankreich und sein Einfluß auf Deutschland.

Bestimmender Einfluß der Höfe auf die Sitten der Nation seit dem 30jähr. Kriege.

Durch die tiefeinschneidenden Veränderungen, welche der dreißigjährige Krieg in den Gesellschaftszuständen und den Sitten der deutschen Nation hervorgebracht hatte, die Steigerung der fürstlichen Macht zu einem bis dahin noch nicht gekannten Grade, die höfische Unterwürfigkeit des Adels, die Erschlaffung und Verweichlichung des Bürgerthums, die über alle Stände ausgebreitete Vorliebe für die ausländische, besonders die französische Sitte, welche den tonangebenden Einfluß der höhern Klassen sanctionirte — durch alles dies war in die Hände der Fürsten und ihrer Umgebungen eine große Verantwortlichkeit für die geistige und sittliche Zukunft der Nation gelegt. Sie konnten entscheidend wirken, ebensowol für eine kräftige Wiedererhebung, als für einen noch tieferen Verfall des gesunkenen Volksgeistes.

Ueberwiegend schädliche Folgen dieses Einflusses.

Die Mehrzahl der deutschen Fürsten betrat leider diesen letzten Weg. Durch das von ihnen gegebene Beispiel der Zügellosigkeit, der Mißachtung aller Gesetze bürgerlicher Moral, der unwürdigsten Nachäffung des Auslandes vollendeten sie, so viel an ihnen war, die sittliche Verderbniß der Nation, die Zerstörung der altherkömmlichen Ehrbarkeit und die Entwickelung jenes Leichtsinns, dessen erster Keim, gleichfalls nicht ohne ihre Schuld, in den Zeiten der allgemeinen Auflösung gepflanzt worden war. Durch den blendenden Schimmer unnahbarer, übermenschlicher Hoheit, in den sie sich hüllten, erstickten sie

die letzten Reste von Unabhängigkeitssinn und Bürgerstolz, welche die vorausgegangenen Kriegsstürme noch verschont hatten, gewöhnten sie ihre Völker an eine sclavische Unterwürfigkeit und eine feile Selbsterniedrigung; durch die Seichtigkeit ihres Geschmackes und die Oberflächlichkeit ihrer Bildung gaben sie ihren Umgebungen das Signal zu einer vornehmen Verachtung ernsterer Beschäftigungen, und durch ihre kleinliche Eitelkeit und ihre rücksichtslose Eigenliebe ermunterten sie dieselben zur Anwendung aller jener verächtlichen Mittel der Schmeichelei und Liebedienerei, durch welche die Niederträchtigkeit zu erlangen sucht, was dem wahren Verdienste versagt wird.

Beispiele guter Fürsten bald nach dem 30jährigen Kriege.

Zwar unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege zeigten sich manche deutsche Fürsten aufrichtig beeifert, durch ihr Beispiel wie durch weise Veranstaltungen den sittlichen Geist ihrer Völker wieder zu heben, ihre Bildung zu veredeln, wahre Religiosität zu pflegen und dem fanatischen Hasse der verschiedenen Glaubensbekenntnisse gegen einander zu steuern. Mit dem Nestor der deutschen Fürsten, August von Braunschweig-Wolfenbüttel, dem „göttlichen Greise", wie ihn die verehrungsvolle Dankbarkeit seiner Zeitgenossen nannte, wetteiferte an bürgerlicher Einfachheit der Sitten und ächt landesväterlicher Sorgfalt für das Beste seines Volkes der „fromme" Ernst von Sachsen-Gotha*). In Hessen waltete ein würdiger Enkel des erlauchten Moritz, besonders eifrig bemüht, die getrennten Parteien der Protestanten zu versöhnen und religiöse Duldung zu verbreiten**). Den wichtigen Posten eines Erzkanzlers des heiligen römischen Reichs bekleidete damals Joh. Phil. von Schönborn, ein ebenso aufgeklärter als patriotisch gesinnter Fürst, die Seele aller Bündnisse deutscher Staaten gegen die drohende Eroberungssucht Ludwig's XIV., ein Freund und Kenner der Wissenschaften, der Gönner und Beschützer des aufstrebenden Geistes unseres großen Leibnitz***). In Preußen führte der jugendliche Friedrich Wilhelm, das Gegenbild seines verschwenderischen, üppigen und charakterlosen Vaters, eine vollständige Wandlung in dem Geiste der Regierung und den Sitten des

*) A. Menzel, „Neuere Geschichte der Deutschen", IX. Bd.; Schulze, „Leben des Herzogs Friedrich II. von Sachsen-Gotha" (1831).

**) Hering, „Gesch. der kirchl. Unionsversuche", 2. Bd., S. 133.

***) Guhrauer, „G. W. v. Leibnitz", 1. Bd., S. 49 ff.

Hofes herbei. Er war ſchon als Prinz, kaum dem Knabenalter entwachſen, ſo ſehr erfüllt von der Würde und Verantwortlichkeit ſeines hohen Berufs, daß die ärgſte Verführung machtlos an ihm abprallte*). Auch Carl Ludwig, der Sohn des unglücklichen Böhmenkönigs Friedrich von der Pfalz, obgleich in ſeiner Jugend zum Theil an dem leichtfertigen Hofe Carl's I. von England erzogen und auch als Mann nicht tadellos in ſeinem Familienleben, hielt doch eigentliche Schwelgerei und Sittenloſigkeit von ſeinem Hofe fern, ſchätzte und förderte Wiſſenſchaften und Künſte, huldigte einer religiöſen Freiſinnigkeit, wie ſie damals kaum anderswo in Deutſchland zu finden war**), und führte ein ſchlichtes, prunkloſes Leben im zutraulichſten Verkehr mit ſeinen Unterthanen***).

---

*) Von ihm wird erzählt, daß er während ſeines Aufenthalts in den Niederlanden einmal bei einem nächtlichen Gaſtmahl in dem prächtigen und üppigen Haag zu Ausſchweifungen habe verführt werden ſollen. Obgleich von Natur dazu geneigt, habe er ſich doch überwunden und ſei mit den Worten: „Ich bin es meinen Aeltern, meiner Ehre und meinem Lande ſchuldig," plötzlich aus dem Haag hinweg in das Lager des Prinzen Heinrich gereiſt, der, als er den Grund dieſer Flucht des Jünglings erfahren, ihn auf die Achſel geklopft und geſagt habe: „Eine ſolche Flucht iſt heldenmüthiger, als wenn ich Breda erobere. Ja, Vetter, Ihr habt das gethan, Ihr werdet Mehr thun. Wer ſich ſelbſt beſiegen kann, iſt zu großen Unternehmungen fähig." (Stenzel, „Geſchichte des preuß. Staats", 2. Thl., S. 14.)

**) Er geſtattete den Socinianern den Aufenthalt in ſeinem Lande, berief Spinoza nach Heidelberg, baute in dieſer Stadt eine Kirche, welche er den drei Confeſſionen gemeinſam widmete.

***) Häuſſer, „Geſchichte der Pfalz", 2. Bd., S. 669, entwirft ein ſehr anziehendes Bild von dem leutſeligen, einfachen, dabei hochgebildeten Weſen des Kurfürſten. Derſelbe nahm Theil an den Vogelſchießen der Bürger zu Heidelberg, zahlte ſeine Einlage und ſchoß gleichwie jeder Andere. Auch auf Jahrmärkten und Kirchweihen vergnügte er ſich mitten unter dem Volke. Wenn in dem Hauſe eines ſeiner Beamten ein Familienfeſt ſtattfand, ſandte er ein Geſchenk hin, ließ ſeine Töchter in Bürgerfamilien Gevatter ſtehen und zahlte für ſie das herkömmliche Eingebinde. Fiſcher brachten ihm den Ertrag ihres Fiſchzugs, Bauerfrauen Erdbeeren, Landmädchen Blumen auf ſein Schloß, und die Buben ſangen ihn zu Johannis um Holz zum Johannisfeuer an; mit Allen unterhielt er ſich leutſelig und zutraulich. Prachtvolle und koſtſpielige Feſte liebte er nicht, wohl aber geiſtvolle Geſpräche über griechiſches und römiſches Alterthum, alte und neue Geſchichte. Gelehrte Leute und Beamte aus der Stadt fanden ſich zu zwangloſer Unterhaltung bei ihm zuſammen. An ſeinem Hofe wurden engliſche Dramen, aber auch die Stücke von Gryphius aufgeführt; desgleichen liebte er muſikaliſche Genüſſe. — Die Schattenſeite ſeines Lebens, ſein Ver-

Beispiele der entgegengesetzten Art.

Allein schon gleichzeitig mit diesen besseren Fürsten begegnen uns andere, welche, unbekümmert um ihrer Länder Wohlfahrt, nur den persönlichen Zwecken ihres Ehrgeizes nachjagen oder leichtsinnigen und verschwenderischen Neigungen fröhnen. Eberhard III. von Würtemberg, welcher doch noch selbst das furchtbare Gericht des dreißigjährigen Krieges miterlebt hatte und dessen Land bis zur völligen Erschöpfung darniederlag, führte ein lustiges und üppiges Leben, trieb leichtfertige Liebeshändel und gestattete sich und seinen Hofleuten einen so verschwenderischen Luxus, daß schon 1640 das Consistorium ihm ernstliche Vorstellungen machte und ein Bild der eingerissenen Verderbniß vor seinem Blick entrollte, welches selbst seinen Leichtsinn erschreckte und ihm das Versprechen einer Abhülfe entlockte, die aber nur unvollständig und nicht von Dauer gewesen zu sein scheint. Denn wenige Jahre nach geschlossenem Frieden (1653) klagt der Hofprediger des Herzogs, der fromme Val. Andreä *), daß ein unerhörter Luxus des Hofes verzehre, was dem armen, bereits bis aufs Mark ausgesaugten Lande noch immerfort abgepreßt werde.

In Kursachsen, wo der geistesträge Johann Georg I., zufrieden mit Dem, was der Krieg ihm selbst und seinem Hause eingetragen, Wenig oder Nichts zur Linderung der Noth des Landes und zur Wiederbelebung des gesunkenen Wohlstandes gethan, vielmehr nur seinen rohen Vergnügungen, der Jagd und dem übermäßigen Trinken, gefröhnt und seine Hofleute fast unbeschränkt hatte schalten lassen **), be-

hältniß zur Degenfeld (die er sich förmlich antrauen ließ, nachdem er seine Gemahlin verstoßen hatte) entschuldigt Häusser (a. a. O. S. 713) mit dem unverträglichen und unleidlichen Wesen dieser Letztern. Jedenfalls wird man Häusser darin Recht geben müssen, daß jenes Verhältniß nicht entfernt den frivolen und entsittlichenden Charakter gehabt haben könne, welchen die spätere Mätressenwirthschaft anderer deutscher Fürsten hatte; sonst würden die Töchter des Kurfürsten, Elisabeth Charlotte (die bekannte Herzogin von Orleans) und die Raugräfin Luise, schwerlich eine so tüchtige und makellose moralische Bildung gehabt und würde die Erstere (die Tochter der verstoßenen Kurfürstin) nicht mit so viel Anhänglichkeit und Achtung von der Nebenbuhlerin ihrer Mutter und von ihren Stiefgeschwistern gesprochen haben. — (Vergl. auch K. Fr. v. Moser's „Patriot. Archiv", 11. Bd., S. 209—230.)

*) Dessen „Ungedruckte Schreiben" in dem „Patr. Archiv", 6. Bd., S. 321. 337. Vergl. auch Spittler, „Geschichte Würtembergs."

**) Dies deutet selbst Glafey, der doch immer nur Gutes von den Fürsten, deren Geschichte er schreibt, zu erzählen weiß, in den Worten an: „Seine Bedienten konn-

gann ſein Sohn Johann Georg II. alsbald mit glänzendem Soldatenſpiel, rauſchenden Feſten, Jagden und Thierhetzen, italieniſchen Opern und prächtigen Feuerwerken, dem Sammeln von Kunſtwerken und koſtſpieligen Raritäten aller Art ein ſo verſchwenderiſches Treiben, daß ſchon 1657 die Stände ſich gedrungen fühlten, zu Gunſten des, unter der Laſt der Abgaben faſt erliegenden Volkes ihm vorzuſtellen: „Se. Durchlaucht wolle den kümmerlichen Zuſtand ſeiner, zu Sumpf und Boden getriebenen Unterthanen zu Herzen nehmen, aus treuer landesväterlicher Huld und Liebe gegen ſie der unwiderſtehlichen Noth in Etwas nachgeben, die Bedürfniſſe der Regierung über des Landes Vermögen nicht erſtrecken, inſonderheit bei ſeinem Hofſtaat einziehen und ſelbigen nach dem Beiſpiel ſeiner Vorfahren, welche ihn bei Weitem ſo koſtbar nicht geführt, da des Landes Zuſtand doch viel beſſer geweſen, gnädigſt einrichten“*). Ferdinand Maria von Baiern, der Sohn jenes Maximilian, welcher aus Großmannsſucht, um den ſeinem Vetter von der Pfalz entfallenen Kurhut ſich aufzuſetzen und eine Rolle neben Oeſterreich zu ſpielen, ſein Land mit Schulden belaſtet hatte, ſchien zwar anfangs, durch die wahrgenommene Zerrüttung der Finanzen erſchreckt, einem Syſteme weiſer Sparſamkeit huldigen zu wollen: allein bald, verleitet von ſeiner italieniſchen Gemahlin, welche den Geſchmack für Künſte und die Neigung zu koſtſpieligem Luxus aus ihrem Vaterlande mitgebracht, ergab er ſich einer unerhörten Prachtliebe und Verſchwendung. Schon 1658 entſtand in München ein italieniſches Schauſpielhaus nach dem Muſter desjenigen von Vicenza; die Schlöſſer und Parks von Nymphenburg und Schleißheim ahmten den prunkenden Geſchmack der Schlöſſer und Gärten von Verſailles und Marly nach, und ein ungeheurer Schatz von koſtbaren Schmuckſachen und Geräthſchaften aus Gold, Silber und Edelſteinen, welche der Kurfürſt und die Kurfürſtin in ihren Gemächern anhäuften, lag als todtes Kapital müßig da, während dem ausgeſogenen Lande die Mittel zur Wiederaufhülfe der zerſtörten Gewerbe und der darniederliegenden Landwirthſchaft mangelten**).

ten ſich auch wohl bei ihm wärmen; wiewohl deſſen, als gewöhnlich, Mancher mißbrauchet“ („Kern der Geſch. des hohen Kurhauſes Sachſen“ S. 177).

*) Weiße, „Neueſte Geſch. Sachſens“, 1. Thl., S. 186.

**) Zſchokke, „Bairiſche Geſchichten“, 3. Bd., S. 383. — W. Menzel, „Geſch. der Deutſchen“, 4. Bd., S. 3, berichtet: an der Stickerei des kurfürſtlichen Paradebettes ſeien allein 2 Centner 19 Pfd. Gold verſchwendet geweſen. Ebenſo erzählt

Zunehmende Verderbniß an den Höfen in den folgenden Jahrzehnten.

Je weiter wir uns ſodann von den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs entfernen, deſto allgemeiner verbreitet, deſto höher geſteigert, deſto ungeſcheuter hervortretend erſcheint an den deutſchen Fürſtenhöfen die Leichtfertigkeit der Sitten, die Luſt an eitlem, prunkendem Luxus, die Verachtung der heimiſchen und die Nachahmung der fremden Sitte. Schon der nächſte Nachfolger des ehrwürdigen und gelehrten Auguſt von Braunſchweig-Wolfenbüttel, Rudolph Auguſt, welcher Jenem 1666 in der Regierung folgte, war zwar ein tapferer, aber auch ein ſehr lebensluſtiger und prachtliebender Fürſt, der, ſo viel ſeine kriegeriſchen Unternehmungen ihm Zeit ließen, gern den Carneval Venedigs beſuchte und die Vergnügungen, die er dort kennen lernte, in ſeine nordiſche Reſidenz verpflanzte*). Die Vettern Auguſts, die Herzöge Georg Wilhelm und Johann Friedrich von Braunſchweig-Lüneburg waren ſchon während des dreißigjährigen Kriegs (von 1641 an) an den Höfen von England, Frankreich und Italien umhergezogen. Zur Regierung gelangt — eben an der Schwelle des wiederhergeſtellten Friedens (1648) — litt es Georg Wilhelm nicht lange im eigenen Lande; die Verwaltung deſſelben ſeinen Räthen überlaſſend, eilte er von Neuem der üppigen Lagunenſtadt zu, bezahlte die Ehre, ins goldene Buch der venetianiſchen Nobili eingetragen zu werden, mit hohen Summen, die er im Spiele verlor, und brachte italieniſche Muſik und italieniſche Tänzerinnen mit ſich heim**). Seinem Bruder Johann Friedrich koſteten die Reiſen nach Italien, deren er fünf unternahm und auf deren letzter er im fremden Lande ſtarb, noch viel mehr. Denn ſchon bei ſeinem zweiten Aufenthalte daſelbſt (1651) ließ er ſich durch die überlegene Geiſtesgewandtheit römiſcher Gelehrten und die geheimnißvollen Gaukeleien wunderübender Patres verführen, ſeinen väter-

---

Wernicke, „Geſch. der Neuzeit", 1. Abthl., S. 442, die Kurfürſtin habe fünf Schränke voll Tafelgeſchirr beſeſſen — aus Kryſtallen geſchnittene Kannen u. a. Gefäße, große Achate in Gold und Edelſteine gefaßt, Waſſerbecken aus Gold, ſo ſchwer, daß ſie ein Mann kaum mit zwei Armen in die Höhe heben konnte, Diamanten von 40—80 Karat, einen Smaragd, groß wie ein Hühnerei u. ſ. w. — das Ganze im Werthe von vielen Millionen.

*) Vehſe, „Deutſche Höfe", 18. Bd. Vergl. auch Rommel, „Briefwechſel zwiſchen Leibnitz und dem Landgrafen von Heſſen-Rheinfels", 3. B., S. 236. Der Landgraf tadelt den Herzog, daß er in ſo bedrängter Zeit ſo viel Aufwand für Opern u. dgl. mache.

**) Vehſe, 18. Bd.

lichen Glauben abzuschwören und in den Schooß der heiligen Kirche zurückzukehren — ein Schritt, für den er leider in der nächsten Zeit nur zu viel Nachfolger unter seinen fürstlichen Standesgenossen in Deutschland fand*)! In Hessen-Darmstadt folgte auf eine Reihe mäßiger und für das Landeswohl thätiger Fürsten im Jahre 1678 der ehrsüchtige und prachtliebende, bauluſtige und im Schuldenmachen rücksichtslose Ernſt Ludwig, und die von ihm betretene Bahn ward von seinen Nachfolgern durch das ganze folgende Jahrhundert hindurch nicht wieder verlassen**). In der Pfalz begann nach den nüchternen und landesväterlichen Regierungen Carl Ludwig's und seines Sohnes ein flotteres Leben unter der katholischen Linie Neuburg, und in Baiern ward die, zwar übertriebene, aber solide Prachtliebe Ferdinand's bei Weitem verdunkelt durch die ausschweifenden Verschwendungen Max Emanuel's, während die einfachen und züchtigen Sitten, welche im Uebrigen unter jenem Kurfürsten am Hofe geherrscht hatten, einem Strudel der tollsten Liederlichkeit weichen mußten***). In Sachsen steigerten sich der Prunk des Hofes, die Vorliebe für ausländisches Wesen und die Frivolität von einer Regierung zur anderen, bis sie unter August dem Starken, am Ende des Jahrhunderts, ihren Höhepunkt erreichten, und in Würtemberg, wo „der Väter alte Sitte" am zähesten dem eindringenden Verderben Widerstand leistete, und Landstände, Consistorium und eine kleine Zahl alter treuer Räthe den jugendlichen Leichtsinn des Fürsten noch eine Zeit lang in Schranken hielten, siegte doch allmälig der französische Hofton mit dem steifen Ceremoniel und den lockern Sitten, dem vielgliederigen Hofstaate und den kostspieligen Hoffesten, der eingebildeten Göttlichkeit der fürstlichen Persönlichkeit und der rücksichtslosen Entfesselung aller ihrer menschlichen Schwächen und Leidenschaften†).

(Einfluß der Wiedereinsetzung der Stuarts auf den englischen Thron und der Thronbesteigung Ludwig's XIV. von Frankreich auf diese Verhältnisse.)

Zwei Ereignisse von allgemein europäischem Charakter trugen dazu bei, diese Entwickelung der Dinge in Deutschland zu beschleunigen, die Wiedereinsetzung der Stuarts und die Thronbesteigung Ludwig's XIV. von Frankreich. Im Jahre 1660 ward Carl II. durch

*) Seine Bekehrungsgeschichte ist es wahrscheinlich, die dem Schiller'schen Romane: „Der Geisterseher" zu Grunde liegt.

**) Walther, „Gesch. von Hessen-Darmstadt" (1854).

***) Zschokke a. a. O.

†) Spittler, „Gesch. Würtembergs", S. 278 ff.

Beschluß des Parlamentes auf denselben englischen Thron zurückgeführt, den zwölf Jahre zuvor sein Vater, zugleich mit seinem Leben, eingebüßt hatte. Nicht gewarnt durch dessen Schicksal, vielmehr übermüthig gemacht durch die kaum noch erwartete günstige Wendung seines Geschickes, suchte er für die lange Entbehrung der Macht durch um so schrankenloseren Genuß aller Mittel und Reize derselben sich zu entschädigen. Schon Carl I. hatte französischer Sitte und Lebensweise gehuldigt; sein Sohn, der die Jahre der Verbannung an dem glänzenden und schlüpfrigen Hofe der Bourbons zugebracht, überbot an Pracht, Feinheit, aber auch Leichtfertigkeit der Sitten nicht nur seinen Vorgänger, sondern beinahe seine Lehrmeister selbst. „Alles an seinem Hofe athmete," wie ein zeitgenössischer Schriftsteller bemerkt, „nur Freude, Genuß und jene Pracht und Verfeinerung, wie sie nur die Neigungen eines zärtlichen und galanten Fürsten hervorrufen können*)." „Es gab keine Ausschweifung," bestätigt Macaulay, „welche nicht durch die zur Schau getragene Lasterhaftigkeit des Königs und seiner Lieblingshöflinge ermuthigt worden wäre**)."

Es hat uns nicht gelingen wollen, bestimmte und unmittelbare Anzeichen des Eindruckes zu entdecken, welchen dieses von England aus gegebene Beispiel auf die herrschenden Kreise Deutschlands hervorgebracht; wir können indeß kaum daran zweifeln, daß ein solcher Eindruck stattgefunden und daß er zu der Vollendung des schon begonnenen Umschwunges in den Sitten und Ideen dieser Kreise nicht wenig beigetragen habe. Der Hof der Stuarts war von jeher ein gern gesuchter Aufenthalt des hohen deutschen Adels gewesen. Noch im dreißigjährigen Kriege hatte Carl Ludwig von der Pfalz sich für die Leiden seiner Verbannung an den Lustbarkeiten von Whitehall erholt, welche damals gerade in ihrer höchsten Blüthe standen, und seinen alten, sittenstrengen Räthen hatte es nicht wenig Kummer gemacht, zu sehen, mit welchem Leichtsinn der junge Fürst sich den Verführungen der „sybaritischen Insel" (wie sie das damalige England nannten) hingab***). Die beiden Prinzen von

*) Mémoires de Grammont, bei Hettner, „Gesch. der engl. Literatur von 1660—1770", S. 99.

**) „Geschichte von England", 1. Bd., 2. Kapitel (S. 194 der Beseler'schen Uebersetzung).

***) Rusdorff, „Epistolae", bei Moser, „Patriot. Archiv", 11. Bd., S. 216.

Braunſchweig-Lüneburg, Georg Wilhelm und Johann Friedrich, waren Zeugen der beginnenden Kataſtrophe geweſen*), die mit der Vertreibung jenes luſtigen und glänzenden Hofes und mit der ſtrengen Herrſchaft der Puritaner endete. Man darf annehmen, daß ſowol das unglückliche Schickſal Carl's I., als die Wiedereinſetzung ſeines Sohnes auf den engliſchen Thron das lebhafteſte Intereſſe an den deutſchen Höfen erregte, daß die deutſchen Fürſten in jenem Ereigniß eine gemeinſame Schmach, in dieſem einen gemeinſamen Triumph aller europäiſchen Dynaſtien (zu denen ſeit dem weſtphäliſchen Frieden auch ſie ſich rechneten) erblickten, daß der deutſche Adel die Verdrängung des finſtern Puritanerthums durch das Wiederemporkommen der flotten Zügelloſigkeit der Cavaliere an Carl's II. Hofe als einen Sieg des edelmänniſchen Weſens überhaupt feierte, und daß in dem Ideenkreiſe dieſer Leute, ſympathetiſch mit ihren Standesgenoſſen in England, ſich unwillkürlich die Vorſtellung einer lockern Lebensweiſe und einer übermüthigen Verachtung der herrſchenden Moral mit dem Bewußtſein cavaliermäßiger, loyaler Geſinnung, das Bild puritaniſcher Sittenſtrenge dagegen mit dem Gedanken an Revolution, Königsmord und Umſturz der ganzen Staatsordnung verwebte.

Ungleich entſcheidender freilich wirkte das Beiſpiel Ludwig's XIV. von Frankreich. Hier war ein jugendlicher Monarch, von der Natur mit allen Vorzügen des Geiſtes und des Körpers geſchmückt, um zu glänzen, zu bezaubern und zu imponiren, ebenſo glücklich und kühn auf dem Felde der Diplomatie und der Waffen, wie auf dem der Galanterie, ebenſo unermüdlich in der Verfolgung großartiger Pläne der Weltherrſchaft, wie in der Aufſuchung immer neuer Quellen des Vergnügens für ſich und ſeine Umgebungen. Man ſah dieſen jungen Fürſten, faſt noch als Knabe, mit dem erſten Schritt auf die Stufen ſeines Thrones die widerſpenſtigen Parteien unter ſeine Füße treten und dem auf ſeine alten Rechte pochenden Parlamente von Paris mit der Reitpeitſche in der Hand Geſetze dictiren. Man ſah den alten und glänzenden Adel Frankreichs, der noch eben erſt in den Kriegen der Fronde das Haupt ſo ſtolz erhoben hatte, demüthig die königliche Hand küſſen und um einen gnädigen Blick aus dem Auge der Majeſtät buhlen. Man ſah Gelehrte

*) „Leben Herzog Joh. Friedrich's", von Leibnitz, in Deſſen Schriften, herausg. v. Pertz, 1. Bd., S. 6.

und Dichter sich zu dem Hofe dieses neuen Augustus drängen und seine Verdienste um Kunst und Wissenschaft verherrlichen. Man sah die ganze Nation sclavisch dem allmächtigen Beherrscher huldigen, der, indem er sie im Innern erniedrigte und knechtete, sie nach außen groß und gebietend machte. Man sah Paris und Versailles von der Hand dieses prachtliebenden Monarchen mit kostbaren Gebäuden und Kunstwerken aller Art geschmückt; Europa hallte wieder, wie von seinen Siegen und Eroberungen, so von dem Zauber seiner Feste, dem Glanze seiner Hofhaltung, der Schönheit der Frauen und der Tapferkeit der Cavaliere, welche sich um ihn drängten, der Anmuth und Feinheit der geselligen Formen, wie der strengen Hoheit des Ceremoniells, womit er sich umgab.

Der Eindruck, den diese Erscheinung auf alle Höfe Europas machte, war groß und zaubergleich — nirgends so verhängnißvoll, wie in Deutschland.

Nachahmung Ludwig's XIV. an den deutschen Höfen.

Durch Ludwig's verführerisches Beispiel ermuntert, wagten nun erst die meisten deutschen Fürsten, die Souveräne im vollen Sinne des Wortes zu spielen und die Lehre von der göttlichen Erhabenheit des Monarchen und dem Aufgehen des ganzen Staates in ihm — eine Lehre, welche in Ludwig's Persönlichkeit und seinen Handlungen so glänzend verkörpert erschien — auch bei sich in ihrer Weise und nach ihren Kräften zur Anwendung zu bringen*). Gänzlich vergessend, daß, was dem Beherrscher eines mächtigen Reichs erlaubt und wohlanständig sein mochte — ein königlicher Luxus und der imponirende Pomp der Majestät —, auf einem Gebiete von wenigen Quadratmeilen nachgeahmt und aus den Mitteln armer und erschöpfter Bevölkerungen bestritten, zugleich eine Lächerlichkeit und ein Frevel war, ohne die Fähigkeit und meist auch ohne den Willen, den Mißbrauch fürstlicher Gewalt zur Befriedigung persönlicher Leidenschaften, den sie Ludwig XIV. ablernten, wenigstens durch große Schöpfungen im Innern und große Thaten nach außen zu sühnen, wie jener König that — fand ihre schwachsinnige Eitelkeit sich darin befriedigt, das Ceremoniell des Hofes von Versailles mit kleinlicher Genauigkeit nachzubilden und die fürstliche Person mit dem leeren Gepränge von Formen und Titulaturen, denen der Inhalt reeller Macht fehlte, und eines Hofstaates, dessen Zahl

*) Spittler, „Geschichte Würtembergs", S. 278.

und Glanz in grellem Mißverhältniß zu der Kleinheit der Länder ſtand, komödienhaft herauszuputzen. Während die größeren Reichsſtände mit Kammerherren und Kammerjunkern, mit Ceremonienmeiſtern und Hofmarſchällen, mit Stall- und Jägermeiſtereien, mit Adjutanten und anderen Hofchargen, ſammt einem ganzen Troß von Livreebedienten, Jägern, Heiducken, Läufern u. ſ. w., einen Aufwand trieben, der die Kräfte ihrer Länder und die Hülfsquellen eines geordneten Haushaltes weit überſtieg*), wollte auch der kleinſte Reichsgraf ſeinen Hof haben und ſein „Lever" nach dem Muſter Ludwig's XIV. halten, wenn auch, ſtatt alles Hofſtaates, nur ein Stallmeiſter und ein Amtmann dabei erſchienen**), wollte ſein „Recht der Waffen" durch ein paar Soldaten, die er vor ſeinem Schloſſe paradiren ließ, und ſein „Recht der Geſandtſchaften" durch einen Geſchäftsträger an dem oder jenem fremden Hofe, beſonders am franzöſiſchen, ausüben, mit einem Worte, auf ſeinem Territorium, welches oft nicht viel größer war, als ein großes Rittergut, den „Souverän" ebenſo gut ſpielen, wie Se. Allerchriſtlichſte Majeſtät von Frankreich***).

Uebermäßige Ausdehnung des Hofſtaats.

Der lächerliche Streit um Rang und Titel, der ſchon bei den Verhandlungen zu Osnabrück und Münſter die deutſchen Fürſten dem Spotte des Auslandes ausgeſetzt und den Abſchluß des von der Nation ſo ſchmerzlich erſehnten Friedens um Monate verzögert hatte, entbrannte heftiger, ſeitdem jeder Fürſt ſich ein Ludwig XIV. im Kleinen dünkte und ſeine Würde nicht blos gegenüber ſeinen deutſchen Mitſtänden, ſondern auch vor den Augen jenes Monarchen, als des von ganz Europa anerkannten Schiedsrichters der Etiquette (von dem er ſich natürlich beachtet hoffte und wünſchte), aufrechterhalten zu müſſen glaubte. Im Jahre 1670 nahmen die Kurfürſten für ihre

Rang- und Titelſtreit.

---

*) Vergl. den 1. Bd., 4. Abſchnitt, S. 231. 233, wo die finanzielle Seite dieſes Unweſens hervorgehoben iſt.

**) Ritter v. Lang, „Memoiren."

***) Il n'y a pas jusqu' au Cadet d'une ligne apanagée, qui ne s'imagine d'être quelque chose de semblable à Louis XIV; il bâtit son Versailles, il a ses maîtresses, il entretient ses armées, ſagt Friedrich der Große in ſeinem „Antimachiavell." Bekannt iſt von Friedrich d. Gr. die Anekdote, daß, als ein ſolcher winziger Reichsſtand ihn bei der Durchreiſe durch ſein Gebiet mit großem Pompe empfing und ſeine Freude ausſprach, den König von Preußen in „ſeinen Staaten" begrüßen zu können, der König lächelnd erwiderte: „Voilà deux souverains, qui se rencontrent."

Gesandten und wirklichen Geheimen Räthe den Titel Excellenz an, was bisher nur die Könige gethan. Darüber geriethen die „altfürstlichen" Häuser in große Aufregung, und die Frage: ob nicht ihnen das gleiche Recht zustehe, schien wichtig genug, — nachdem kein Geringerer, als Leibnitz, sie zum Gegenstande einer gelehrten staatsrechtlichen Untersuchung gemacht hatte*) — einer eigens dazu berufenen Versammlung von Bevollmächtigten dieser Häuser vorgelegt zu werden. Wirklich fand eine solche Vereinigung im Jahre 1700 statt, und sie entschied nicht blos jene inhaltschwere Frage bejahend, sondern faßte auch den nicht weniger wichtigen und welthistorischen Beschluß: daß inskünftige auch die altfürstlichen Häuser, gleich den kurfürstlichen, sich nicht mehr mit bloßen Kammerjunkern begnügen, sondern Kammerherren halten wollten**).

Von ähnlichen verhängnißvollen Fragen ward Deutschland seit dieser Zeit noch öfters bewegt. Die kurfürstlichen Gesandten am Reichstage genossen das Vorrecht, daß ihre Stühle auf den Teppich gestellt wurden, auf welchem der kaiserliche Prinzipalcommissar unter einem Baldachin saß, so oft er den Gesandten der Stände Audienz gab. Es war kein geringer Triumph für die, auf jenes Vorrecht der Kurfürsten eifersüchtigen Fürsten, als es ihren beharrlichen Anstrengungen gelang, so viel zu erreichen, daß wenigstens die vordern Füße der Stühle ihrer Gesandten auf den Franzen des Teppichs stehen durften***)! Zwischen dem königlichen und dem herzoglichen Hause von Gottorp-Holstein ward ein langer Streit darüber geführt, ob in den gemeinschaftlichen Regierungspatenten auch der Name des Herzogs, oder nur der des Königs, mit Fracturschrift geschrieben werden solle. Der Herzog verweigerte die Mitunterzeichnung des Landgerichtspatents bis zum Austrag dieses Streites und hinderte dadurch acht Jahre lang die gemeinschaftliche Justiz in den Herzogthümern, bis endlich (1710) ein förmlicher Verzicht des Herzogs, im Hamburgischen Vergleich, dem Lande die geordnete Rechtspflege und dem Könige die Beruhigung, nur seinen Namen in Fractur geschrieben zu sehen, zurückgab†).

---

*) In der schon oben, S. 37, erwähnten Schrift: De suprematu principum.

**) Schlözer, „Staatsanzeiger", 18. Heft.

***) Keyßler, „Reisen durch Deutschland", 2. Bd., S. 1249.

†) Hojers „Chronik", 1. Bd., S. 71. Bei Br. Bauer, „Geschichte der Politik u. s. w. des 18. Jahrh.", 1. Bd., S. 56.

Selbſterniedrigung deutſcher Fürſten gegenüber Ludwig XIV.

Ludwig XIV. machte ſich dieſe Eitelkeit der deutſchen Fürſten für ſeine Abſichten zu nutze. Seine Geſandten ſchwärmten an den Höfen der „Herren Vettern“ umher, und die Geſandten dieſer, oder ſie ſelbſt und ihre Prinzen, wurden mit wohlberechneter Auszeichnung in Verſailles empfangen. Für die deutſchen Fürſten, die im friſchen Genuſſe ihrer erſt unlängſt (im weſtphäliſchen Frieden) öffentlich anerkannten Souveränetätsrechte ſchwelgten, waren dieſe Beziehungen zu dem mächtigen Beherrſcher Frankreichs ein Gegenſtand wetteifernden Ehrgeizes. In wenig Jahren war Deutſchland mit franzöſiſchen Emiſſären überſchwemmt*), welche durch ihre Schmeicheleien die kleinen deutſchen Souveräne in der Eitelkeit ihres Herrſcherdünkels beſtärkten und durch die mit freigebiger Hand geſpendeten Subſidien ihre Genußſucht zugleich befriedigten und zu immer größeren Ausſchweifungen reizten. Nur mit Erröthen kann der Patriot daran zurückdenken, wie zu derſelben Zeit, wo Ludwig mit trotzigem Uebermuth deutſche Provinzen an ſich riß und blühende Grenzländer verwüſtete, die Blüthe des hohen deutſchen Adels eben dieſem Ludwig durch Nachahmung ſeines Geſchmackes, ſeiner Etikette, ſeiner Sprache und nicht am wenigſten ſeiner Ausſchweifungen ihre ſchmeichleriſchen Huldigungen darbrachte und ſich hochgeehrt fühlte, wenn der niedrigſte Höfling des allbewunderten Königs dieſen äffiſchen Bemühungen gnädigen Beifall zulächelte.

Der Reichstagsbeſchluß, der 1689 erging, und das Herumreiſen franzöſiſcher Agenten in Deutſchland, ſowie das Halten franzöſiſcher Bedienten an den deutſchen Höfen verbot**), blieb, wie ſo viele Reichstagsbeſchlüſſe, ohne Erfolg.

Die öffentliche Meinung und ihr Verhalten gegenüber dem Treiben der Höfe.

Selbſt ein noch ſo kräftiger Widerſpruch der öffentlichen Meinung (oder deſſen, was man für jene Zeit ſo nennen möchte) würde dieſem Zuge, der ſich der herrſchenden Kreiſe bemächtigt hatte, ſchwerlich Einhalt gethan haben. Einzelne Verſuche eines ſolchen mäßigenden Einfluſſes, deren ſich auch jetzt noch hier und da ein pflichttreuer Geiſtlicher oder Beamter oder eine gewiſſenhafte Landſchaft unterfingen, wurden mit immer größerer Schroffheit zurückgewieſen, nicht ſelten an den Urhebern ſelbſt ſtreng geahndet. Wie

*) Moſer, „Polit. Wahrheiten“, 1. Bd., S. 103.

**) W. Menzel, „Geſch. der Deutſchen“, 4. Bd., S. 52.

Val. Andreä in Stuttgart, so büßte Jac. Phil. Spener in Dresden den Eifer, womit er gegen die Ausschweifungen des Hofes die strengen Pflichten des geistlichen Gewissensrathes zu üben gewagt, mit dem Verluste seines Amtes und der gezwungenen Entfernung aus dem Lande*). Von dem Stamme der ehrenwerthen bürgerlichen Beamten, welche so lange das vereinte Wohl des Fürsten und des Landes berathen hatten, verschwindet der letzte Rest um den Anfang des 18. Jahrhunderts, und die neuen „Minister", welche an die Stelle der alten „Räthe" treten, bringen meist mit dem französischen Titel auch französische Regierungsmaximen und Hofsitten mit**). Landstände aber, welche mit Bewilligungen kargen, werden in Ungnaden entlassen und an manchen Orten gar nicht wieder berufen***).

Leider müssen wir aber auch beurkunden, daß ein solcher Widerstand des sittlichen und des vaterländischen Geistes gegen die wachsende Entartung der herrschenden Kreise immer seltener wird, daß vielmehr die Nation sich immer mehr mit der Richtung, welche jene einschlagen, zu befreunden scheint. Die Folgen der Entsittlichung des Bürgerthums, deren Ursachen wir im vorigen Abschnitt zu schildern versuchten, traten in erschreckender Weise hervor. Das Beamtenthum fand es bequemer, das von oben gegebene Beispiel nachzuahmen, als durch eine Gewissenhaftigkeit, die längst für altväterisch galt, sich unbequem und verhaßt zu machen†). Ein großer Theil der Geistlichen legte größeres Gewicht auf die Gunst des Hofes, als auf die Pflichten ihres seelsorgerischen Amtes††). Gelehrte vom ersten Range schmeichelten dem Souveränetätsdünkel der Fürsten und ihrer Ueberhebung über das bürgerliche Sittengesetz, oder wagten doch keinen entschiedenen Einspruch dagegen. Der ehrwürdige Hans Veit von Seckendorf, ein Staatsmann und Gelehrter vom alten Schrot und Korn, legte wenigstens einen stillschweigenden Protest gegen die an den Höfen eingerissene Sittenverderbniß ein durch seine beiden

Die Gelehrten und ihr Verhalten gegen die Großen. V. v. Seckendorf, Leibnitz, Chr. Thomasius u. A.

*) Hoßbach, „Spener und seine Zeit." Vergl. Spittler, „Gesch. Würtembergs", S. 281 ff.

**) Moser, „Patriot. Wahrheiten."

***) So z. B. in Baiern seit 1669. Vergl. Zschokke, „Bair. Gesch.", 3. Bd., S. 383.

†) S. den 1. Bd., S. 87. 93.

††) Moser's „Patr. Archiv", 6. Bd., S. 321.

berühmten Werke: „Der deutſche Fürſtenſtaat“ (1652) und „Der Chriſtenſtaat“ (1686), in denen er den Fürſten, dem Adel und der ganzen Nation einen Spiegel vorhielt: wie ſie ſein ſollten und wie ſie ehedem geweſen*). Andere huldigten rückhaltlos dem neuen Zeitgeiſte. Wir bedauern, an der Spitze dieſer Letzteren den erſten Gelehrten jener und beinahe aller Zeiten, den berühmten Leibnitz, nennen zu müſſen. Zwar eiferte derſelbe mit einer, gewiß aufrichtigen Heftigkeit gegen die Hinneigung der Deutſchen zu ausländiſchem Weſen, aber er ſelbſt fühlte ſich mächtig angezogen von jener ſchimmernden Atmoſphäre Ludwig's XIV., welcher mit derſelben Hand, mit der er das deutſche Reich mißhandelte, deutſchen Gelehrten (durch das Mittel ſeiner großartigen wiſſenſchaftlichen Anſtalten) Auszeichnungen zuertheilte, die das eigene Vaterland in ſtumpfſinniger Gleichgültigkeit ihnen verſagte, und ſeine Schuld war es ſicherlich nicht, wenn der „größte König“, wie er ihn nannte, ſeinen Verſuchen einer Annäherung ſich nicht günſtiger erwies**). Das Bewußtſein der eigenen Würde aber, welches dem Gelehrten, gegenüber den Großen, ziemt, verleugnete dieſer glänzende Geiſt ſo ſehr, daß es kaum Etwas im Bereiche der Fürſtenpolitik gab, was er nicht entweder ſtillſchweigend gutgeheißen oder öffentlich vertheidigt hätte***). Die Herausgeber der Acta Eruditorum, des damals

*) In der Vorrede zur 3. Aufl. des „Deutſchen Fürſtenſtaates“ (1664) ſagt er: „Sollte Jemand gedenken, daß nach der Art, wie die Beſchreibung fordert, vielleicht wenig oder keine Länder in Deutſchland regiert werden, Der wolle erwägen, daß es viel nützlicher ſei, das Gute, als das Böſe, aus jedem Dinge anzumerken. Die Gebrechen und Laſter der Höfe ſind mir, leider, der ich die meiſte Zeit meines Lebens an Höfen zugebracht, ſo wenig, als Anderen, verborgen, und wird freilich die Unordnung jetziger Zeit ſo groß, daß es wohl heißen mag: „Difficile est, satiram non scribere.“

**) In einem Briefe an Huet (1679), ſ. Guhrauer, „G. W. v. Leibnitz“, 1. Bd., S. 363.

***) Das obige, vielleicht etwas hart klingende Urtheil über den großen Philoſophen iſt nicht ein bloßes Echo jener Stimmen, die ſich ſchon im vorigen Jahrhundert, alſo in einer dem Leben und Wirken Leibnitzens viel näher liegenden Zeit, zum Theil weit ſtärker über ihn ausſprachen — wie der Abt Mosheim, welcher ſagte: „Leibnitz war Alles, was man haben wollte“ (Danzel, „Gottſched und ſeine Zeit“, S. 26), oder Herder's, welcher L.'s politiſche Schriften „zum Theil gar zu treu, hold und gewärtig den damaligen Zeitumſtänden“ nennt („Adraſtäa“, 3. Bd., S. 128) und über ſeine Beſtrebungen für eine Union der Katholiken und der Proteſtanten ſo urtheilt: „Daß dieſer Weg zu dem gehofften Reſultate ſchwerlich führe, war ihm vielleicht ebenſo klar, als gleichgültig.“ — „Manche Fürſten,

einzigen und allgemein anerkannten Organs der deutschen Gelehrtenwelt, erklärten unumwunden, daß sie Nichts ihrer Kritik unterziehen würden, was die Rechte oder die Handlungen der Fürsten betreffe*). Die Juristenfacultät zu Halle, welche unter ihren Mitgliedern einen Chr. Thomasius, Gundling, Ludewig und andere berühmte Ge-

---

die ihn zu Unterhandlungen anregten, waren dem Katholicismus gewogen, und Leibnitz, er selbst, wo konnte er mehr Ehre und einen größern Wirkungskreis finden, als in der katholischen Kirche?" (Ebenda S. 117 ff.) —, sondern es gründet sich auf bestimmte Handlungen und Aeußerungen des Philosophen. Wenn derselbe z. B., um die Bemühungen des kathol. Pfalzgrafen von Neuenburg um die polnische Krone zu unterstützen, in einer Denkschrift dem poln. Adel schmeichelt und die Alleinberechtigung des kathol. Glaubensbekenntnisses, nicht blos für diesen bestimmten Fall, sondern als allgemeingültige Wahrheit im Wege der Demonstration zu erweisen sucht (Opp. Omn. IV. Bd., 2. Thl., S. 530 ff.), oder wenn er im Auftrage des Herzogs von Hannover Unionsverhandlungen einleitet, weil dieser den Kaiser sich verbinden will, sie aber sofort abbricht, als die eröffnete Aussicht auf die englische Krone jede Hinneigung zum Katholicismus bedenklich erscheinen läßt, und sich dahin so ausspricht: „man müsse Alles vermeiden, wodurch man (in Hannover) gegen die Römischkatholischen lau erscheinen würde" (Guhrauer a. a. O. 1. Bd., S. 238); wenn er an einen Freund des Bischofs Spinola (mit welchem er über die Union unterhandelte) schreibt: „weil ich in Wahrheit sagen kann, daß auch ich Gelegenheit gehabt, etwas Nützliches dabei zu thun, so möchte ich wohl wünschen, daß Solches am rechten Orte einigermaßen bekannt wäre. Der Ruhm ist nicht allemal Dasjenige, so ich suche, — nichtsdestoweniger ist bisweilen nöthig, daß hohen Personen unser gutes Gemüth bekannt sei, damit uns Gelegenheit gegeben werde, solches ferner zu üben" (Ebenda S. 360); wenn er in seinen pädagogischen Winken (in der Methodus nova disc. jur., Opp Omn. IV. Bd., 2. Thl., S. 178 ff.) die Erlernung solcher Fertigkeiten und Künste empfiehlt, welche „die Grundlagen des Fortkommens heutzutage" seien und „durch welche man eher, als durch Gelehrsamkeit, sein Glück bei Hofe mache" — so wird man wenigstens den Ausspruch gerechtfertigt finden, daß Leibnitz mehr von der Geschmeidigkeit des Hofmannes, als von der selbstbewußten Würde des Gelehrten gehabt und dem Bestreben, seinem Scharfsinn eine Wirkung zu sichern, die er freilich unter den damaligen Zeitverhältnissen (wie Pertz im „Leibnitzalbum" zu seiner Rechtfertigung bemerkt) fast nur durch den Anschluß an die Höfe und den Adel erzielen konnte, allzusehr die Unabhängigkeit der Wissenschaft geopfert habe. Uebrigens steht Leibnitz mit dieser Schwäche in der damaligen Zeit nicht allein; ein nicht minder großer Geist aus jener Kulturperiode, der Engländer Baco, unterliegt einem ähnlichen, sogar noch viel zweifelloseren Vorwurfe.

*) In der Widmung des 4. Bandes (1684) S. IV. — Vergl. Prutz, „Gesch. des deutschen Journalismus", 1. Thl., S. 279.

lehrte zählte, gab ein Rechtsgutachten ab, worin wörtlich ſteht: „das odium in concubinas muß bei großen Fürſten und Herren ceſſiren, indem dieſe den legibus privatorum poenalibus nicht unterworfen, ſondern allein Gott von ihren Handlungen Rechenſchaft geben müſſen, hiernächſt ein Concubina Etwas von dem Splendeur ihres Amanten zu überkommen ſcheint"*). Und Chr. Thomaſius ſelbſt, der ſich perſönlich von den Höfen und der Gunſt der Fürſten weit mehr, als Leibnitz, fernhielt und in ſeinen politiſchen Grundſätzen ſo freidenkend war, daß er „die Majeſtät von Gottes Gnaden" nicht anders gelten laſſen wollte, als unter Hinzutritt der „Zuſtimmung des Volks"**), half gleichwohl eine der letzten Schranken der täglich wachſenden Zügelloſigkeit der Höfe, das moraliſche Anſehen und die geiſtliche Strafgewalt der fürſtlichen Gewiſſensräthe, der Hofprediger, vollends zerſtören, indem er — vielleicht mehr noch aus Haß gegen den geiſtlichen Hochmuth der Mehrheit der Theologen ſeiner Zeit, als aus Nachgiebigkeit gegen die Ueberhebung der Großen über die bürgerliche Sitte — nachſtehenden, von dieſer Seite her natürlich begierig aufgenommenen und benutzten Ausſpruch that: „Da nun ein Hofprediger ſo unverſchämt ſein ſollte, daß er gegen ſeinen Fürſten den Bindeſchlüſſel brauchen oder ſelbigen nur damit bedrohen wollte, würde ſolches ebenſo unverſchämt, ja noch unförmlicher herauskommen, als wenn ein armer Praeceptor, den ein ehrlicher Bürger angenommen, ihm und ſeinen Kindern die Poſtille zu leſen, ſich eines Strafamts gegen dieſen ehrlichen Mann, der ihm alle Augenblicke die Schippe geben könnte und dem er ſeine Subſiſtenz zu danken hätte, unterfangen, ihn hofmeiſtern und reprimandiren wollte"***).

Einfluß der hugenottiſchen Einwanderung auf die Ausbreitung des franzöſiſchen Geſchmacks und der ariſtokratiſchen Neigungen in Deutſchland.

Wenn ſo die Gelehrtenwelt — damals der eigentliche Mittelſtand, die tonangebende Klaſſe der bürgerlichen Kreiſe — ſich zu dem Uebermuth, der Eitelkeit, der Leichtfertigkeit, dem ausländiſchen Weſen der vornehmen Stände theils ſchweigend und duldend, theils ſogar zuſtimmend und beſchönigend verhielt, ſo ward dem Treiben dieſer Stände auch in die weiteren Schichten des Bürgerthums Bahn gebrochen von einer Seite

*) Chr. Thomaſius, „Juriſt. Händel", 3. Bd., S. 219.
**) Deſſen „Monatsgeſpräche", 2. Bd., S. 762.
***) „Juriſt. Händel", 4. Bd., S. 153.

her, wo man es auf den ersten Blick am Wenigsten erwarten sollte. Die französischen Protestanten, welche Ludwig XIV. 1685 aus ihrer Heimath vertrieb und welche bei den ihnen glaubensverwandten deutschen Fürsten Aufnahme fanden, brachten zwar einen glühenden Haß gegen den Glaubensdespotismus des französischen Monarchen und die Grundsätze religiöser Duldung mit; allein im Uebrigen theilten sie doch größtentheils mit ihren bisherigen Landsleuten die dieser Nation von Natur eigene und durch den ganzen Gang ihrer Geschichte noch mehr befestigte Neigung der Unterwürfigkeit gegen die obern Stände, der Sucht, zu glänzen, und des Leichtsinns der moralischen Lebensansichten. Schon durch ihre Schutzbedürftigkeit im Allgemeinen auf die Hülfe der Mächtigen angewiesen, hatten sie bald auch noch allerhand besondere Veranlassungen, sich um die Gunst der Fürsten und ihrer Umgebungen, so wie der Vornehmen und Reichen überhaupt zu bemühen. Die Einen wollten Fabriken gründen oder Handel treiben, und bedurften dazu Concessionen, Begünstigungen und Unterstützungen der mannigfachsten Art; Andere begaben sich, um ihr Fortkommen zu finden, in persönliche Dienste bei dem Adel oder den reicheren Familien des Mittelstandes. Ein großer Theil der Beschäftigungen, welche diese französischen Flüchtlinge ergriffen, war an sich der Art, daß er der Modesucht, dem Luxus, der Verschwendung Vorschub leistete. Die seidenen Stoffe, die goldnen und silbernen Borten, das Geschmeide, die kostbaren Tapeten und die sonstigen Verzierungen der Wohnungen, die man bisher von weither hatte beziehen müssen, boten sich jetzt in unmittelbarer Nähe, wohlfeiler und daher um so verführerischer, dem allgemeinen Gebrauche dar, und die französischen Köche, Haarkünstler, Fecht- und Tanzmeister waren beredte Anwälte französischer Feinschmeckerei, Putzsucht, Ueppigkeit und jener, in Frankreich vom Hofe aus durch alle Schichten der Gesellschaft verbreiteten Lebensanschauung, welche mehr Werth auf ein zierliches Pas und ein tadelloses Compliment legte, als auf die gründlichste Bildung, und leichter über eine Unsittlichkeit hinwegsah, als über einen Verstoß gegen die Gesetze der Mode oder die Begriffe cavaliermäßiger Ehre.

Vortheile und Nachtheile der ausländischen Bildungseinflusse, besonders in den höhern Klassen.

Keineswegs war der Einfluß der Hugenotten oder des französischen Wesens überhaupt auf deutsche Bildung und Sitten durchweg ein nachtheiliger. „Einige Beimischung des Fremden," bemerkte ganz richtig Leibnitz, „konnte den deutschen

Ernſt mildern und der Nation mehr Zierlichkeit geben*)." Chr. Thomaſius, dieſer eifrigſte Vorkämpfer für Wiedereinſetzung der Mutterſprache in ihre Rechte, empfahl nichtsdeſtoweniger der ſtudirenden Jugend: „es zu machen wie die Franzoſen und ſich auf honnete Gelehrſamkeit, beauté d'esprit und galanterie zu befleißigen**)." Auch Friedrich der Große rühmt den verfeinernden Einfluß, den die eingewanderten Hugenotten, namentlich in Preußen, auf die noch wenig ausgebildeten Sitten und Kenntniſſe der Nation gehabt hätten. Ein Gleiches galt von den Reiſen der Fürſten und Vornehmen ins Ausland, welche in dieſer Periode immer häufiger und ausgedehnter wurden. Es war mehr als bloßer Vorwand, wenn Männer von Bildung aus den höhern Ständen ſich angewidert erklärten von dem rohen Treiben ihrer Standesgenoſſen, wie es ſelber an vielen deutſchen Höfen ſich zeigte, von der geiſttödtenden Einförmigkeit der daſelbſt herrſchenden Beſchäftigungen und Leidenſchaften, des ewigen Trinkens oder der täglichen Parforcejagden, wenn ſie feinere Vergnügungen und einen gewählteren Umgang ſuchten an den kunſtſinnigen Höfen Italiens oder in den geiſtreichen Cirkeln von Paris und Verſailles***).

Nur leider ward dieſer Vortheil einer feineren Bildung, die man bei ausländiſchen Lehrmeiſtern ſuchte, gewöhnlich durch die größeren Nachtheile, welche die Schüler an ihrem Charakter oder ihren Sitten erlitten, mehr als quitt gemacht. Und ganz beſonders gilt Dies von den Reiſen der deutſchen Vornehmen ins Ausland, welche in dieſer Periode — anders als in einer früheren — für die nationale Sitte und Bildung beinahe nur bittere Früchte trugen.

Wir können uns für dieſe Behauptung auf das Zeugniß eines der wenigen deutſchen Fürſten jener Zeit berufen, welche ſich von der allgemeinen Anſteckung frei erhielten. Friedrich II. von Gotha, Ernſts des

---

*) Deſſen „Deutſche Schriften", herausg. v. Guhrauer, 1. Bd., S. 453.

**) Luden, „Chriſt. Thomaſius, nach ſeinen Schickſalen und ſeinen Schriften geſchildert", S. 15. Prutz a. a. O. S. 288.

***) Der Landgraf von Heſſen-Rheinfels rechtfertigt mit ſolchen Gründen in ſeinem Briefwechſel mit Leibnitz (herausg. von Rommel), 1. Bd., S. 34., ſeine häufigen Reiſen nach Italien. Auch von einem Grafen von Schaumburg, der zu Ende des 17. Jahrh. lebte, wird in Bülau's „Geheimnißvollen Geſchichten", 6. Bd., S. 477, erzählt, es ſei ihm, wenn er einmal heimgekehrt, immer ſo eng und ſtill geweſen, daß er ſich allemal wieder bald nach Italien aufgemacht habe.

Frommen Enkel, klagt in der Reiseinstruction für den Führer seiner Söhne, daß, „statt gehoffter fürtrefflicher Tugenden, einer gründlichen Staatsklugheit und Possidirung ausländischer Sprachen, die jungen Prinzen oft den Kopf voll Atheisterei, Indifferentismus, Eitelkeit, angenommener Frechheit und Geringachtung ihres Vaterlandes, nebst einem ungesunden, durch Wollust ruinirten Leibe, anheimbrächten*)."

Allgemeines Bild von der Erziehung der vornehmen Jugend Deutschlands in dieser Periode.

Versuchen wir es, am Schlusse dieses Rückblicks auf die dem 18. Jahrhundert unmittelbar vorausgegangene Periode eine Schilderung der Erziehungsweise zu geben, welche, unter dem Einfluß des ausländischen, besonders des französischen Geistes, in den vornehmen Kreisen Deutschlands immer mehr überhandnahm! Wir werden dadurch zugleich ein Bild von dem geistigen und sittlichen Zustande dieser Klassen erhalten, wie er am Anfange des Zeitraums war, welchem sich nun, als ihrer eigentlichen Aufgabe, unsere Darstellung wieder zuwendet.

Früher, d. h. im Reformationszeitalter bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts, war die erste Erziehung eines Sohnes aus gutem Hause einem gelehrten Magister oder einem Mönche übergeben worden. Die Beschränktheit und Einseitigkeit der Bildung, die er in dieser Schule gewöhnlich wol erhielt, ward ausgeglichen durch die größere Weltkenntniß des erfahrenen Edelmannes, in dessen Führung der junge Zögling bei etwas reiferem Alter überging. Schon seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts waren an die Stelle jener deutschen Gelehrten oder Kaplane bei dem katholischen hohen Adel italienische oder spanische Jesuiten, bei dem protestantischen französische Abbés getreten**). Im Zeitalter Ludwigs XIV. ward die Wahl französischer Hofmeister in allen vornehmen Familien vorherrschend. Nach welchen Grundsätzen man dabei gewöhnlich verfuhr, lehrt uns ein Satiriker jener Zeit, Neukirch, in den nachfolgenden Versen***):

„Man suchet einen Mann, der in der Welt gewesen,
Der seine Weisheit nicht darf aus den Büchern lesen,
Der, was der Spanier und der Toskaner sagt,
Und was der Britte spricht und der Franzose fragt,

*) Schulze, „Leben des Herzogs Friedrich II. von Sachsen-Gotha", S. 23.
**) Moser, „Polit. Wahrheiten", 1. Bd., S. 111.
***) In der achten Satire: „von der schlechten Erziehung der adeligen Jugend."

Bis auf den Grund verſteht, geübt, nach Kunſt zu ſingen,
Mit Fechtern umzugehn, nach der Cadenz zu ſpringen,
Bei fremden Wirthen ſich durch Witz bekannt gemacht
Und ſieben Grafen ſchon halb durch die Welt gebracht.“

Die Inſtructionen, worin der Gang des Unterrichts und der Erziehung dereinſtiger Erben deutſcher Fürſtenhüte und Stände des heiligen römiſchen Reichs vorgezeichnet ward, waren ehedem der Gegenſtand ernſteſter Erwägung von Seiten der fürſtlichen Aeltern geweſen, und die Geſchichte hat uns manches werthvolle Document dieſer Art als ein rührendes Zeugniß der Sorgfalt aufbewahrt, womit damals auf die Ausbildung des Geiſtes wie des Herzens der jungen fürſtlichen Zöglinge und auf das Wohl der einſt von ihnen zu regierenden Länder Bedacht genommen ward. Die Grundſätze, welche der ehrwürdige Seckendorf in ſeinem „Fürſtenſtaate“ *) für die Erziehung der vornehmen Jugend aufſtellt, hatten in den beſſeren Zeiten des deutſchen Fürſtenthums wirklich den Geiſt dieſer Erziehung beſtimmt. Dem Hofprediger war ein entſcheidender Antheil, wie an der Wahl des Prinzenlehrers, ſo an der Leitung und Ueberwachung des von dieſem ertheilten Unterrichts eingeräumt worden. Gottesfurcht, chriſtliche Geſinnung, Schamhaftigkeit, Gerechtigkeit, Beſcheidenheit und Freundlichkeit gegen Jedermann, ſammt den „beſondern Regententugenden“, waren die weſentlichſten Stücke der Erziehung von ihrer moraliſchen Seite geweſen. Was die Gegenſtände des Unterrichts betrifft, ſo fehlten weder jene, welche zu einem tüchtigen Regenten und Stande des Reichs, noch jene, welche zu einem Manne von gründlicher, allgemeiner Bildung überhaupt nothwendig ſchienen, und, wenn Etwas Bedenken erregen konnte, ſo war es eher das Zuviel, als das Zuwenig Deſſen, was von den jungen Prinzen gefordert ward. Daneben werden die ritterlichen Fertigkeiten oder „anſtändigen Leibesübungen“ nicht vernachläſſigt, auch „geziemende Ergötzlichkeiten“, wie Ballſpiel, Jagd, Fiſcherei, Geſpräche mit Verwandten und Reiſen, wol geſtattet, „jedoch ohne Verſäumniß der Studien.“ Den fremden modernen Sprachen wird eine Stelle eingeräumt, „des Wohlanſtandes und des Verkehrs mit den Benachbarten willen“, aber erſt nach den Uebungen in der Mutterſprache und in dem ernſteren Latein.

*) S. 164 ff., 867. 720.

Aber derartige Instructionen wurden seit dem Zeitalter Ludwig's immer seltener, und nur etwa diejenige, welche der fromme und deutschgesinnte Friedrich Wilhelm I. von Preußen mit eigener Hand für die Erziehung seines Thronerben, des nachmaligen Königs, entwarf oder die oben erwähnte Friedrich's II. von Gotha und einige wenige ähnliche möchten die Probe jener Seckendorf'schen Grundsätze aushalten.

In der französisch geschriebenen Instruction, nach welcher Herzog Carl Eugen von Würtemberg und seine Brüder erzogen wurden*), ist zwar der herkömmliche Ton solcher Documente beibehalten, es wird viel und mit Salbung von den Pflichten der Frömmigkeit und der Moral und von allerhand löblichen Eigenschaften und Fertigkeiten gesprochen, zu welchen die fürstlichen Zöglinge angeleitet werden sollen, aber daneben tritt doch die Rücksicht auf die herrschende Modebildung und die Bevorzugung des Scheins vor dem Wesen vielfach sichtbar hervor. Den Sprachen, „die am meisten in der großen Welt gelten", wird auch hier ein unbedingter Vorzug gegeben; Latein soll nur der Erbprinz lernen, und auch Dieser nur so viel, als ihm unentbehrlich, „weil er bisweilen davon ein paar Sätze verstehen müsse." Die cavaliermäßige Ausbildung im Tanzen, Fechten, Reiten u. s. w. tritt in den Vordergrund, und selber das Kartenspiel soll, „als gesellschaftliche Unterhaltung", ein Gegenstand regelmäßiger Uebung sein.

Man kann sich denken, daß die französischen Hofmeister, denen die Erziehung der jungen Herren vom Stande anvertraut ward, sich beeilten, diesen letzten, für sie am wenigsten schwierigen und für ihre erlauchten Zöglinge am leichtesten anziehend zu machenden Theil ihrer Aufgabe zuerst zu lösen, daß sie dagegen den andern, der ihnen mehr Kopfzerbrechen und den verwöhnten jungen Seigneurs Langeweile verursachte, nur sehr beiläufig und oberflächlich betrieben. So blieben diese Letzteren unwissend in ihrer Muttersprache, aber sie lernten freilich vortrefflich französisch, vielleicht auch etwas italienisch, spanisch oder englisch plappern; sie erfuhren Wenig oder Nichts von Dem, was zu der Regierung eines Landes gehört oder was zu wissen einem Stande des deutschen Reiches geziemen mochte, dagegen waren sie mit allen Einzelheiten am Hofe Ludwig's XIV. vertraut, kannten jedes neue Liebesabenteuer dieses galanten Königs, wußten jedes zierliche Couplet und jeden zweideutigen

*) Abgedruckt bei Moser, „Patr. Archiv", 11. Bd., S. 269.

Scherz aus dem Mercure galant auswendig; ſie waren nicht im Stande, über irgend einen Punkt der Staatshaushaltung oder irgend eine Rechtsfrage, welche das Reich anging, einen begründeten Beſcheid aus eigenem Nachdenken zu geben, aber ſie konnten mit ihrem franzöſiſchen Fechtmeiſter um die Wette ſtoßen, ein wildes Pferd zu zierlichen Courbetten zwingen, ſchmelzend Flöte ſpielen und die Herzen der Damen am Hofe erobern*).

Nach dem früheren Herkommen, welches noch bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Geltung beſtand, hatten die vornehmen Jünglinge nach vollendeter häuslicher Erziehung, gleich den Söhnen des Bürgers oder des Gelehrten, die gemeinſamen nationalen Bildungsanſtalten, die Univerſitäten, beſucht und hier gründlich und angeſtrengt den Wiſſenſchaften obgelegen. Herzog Auguſt von Braunſchweig war auf drei deutſchen Univerſitäten, zu Roſtock, Tübingen und Straßburg, geweſen, hatte dann noch ein paar italieniſche beſucht und zuletzt durch eine Reiſe nach Holland, England und Frankreich ſeine Bildung vollendet**). Carl Ludwig von der Pfalz ſtudirte zu Leyden alle ernſten Wiſſenſchaften, Theologie, Jurisprudenz, Geſchichte, Staatsrecht und Mathematik, und erlangte einen ſolchen Ruf der Gelehrſamkeit, daß Manche ihm ſogar einen Antheil an den Werken ſeines berühmten Lehrers Pufendorf zuſchrieben. Seinen Sohn glaubte er keinen geringeren Händen, als denen der erſten Gelehrten ſeiner Zeit, eines Pufendorf und eines Span-

*) Neukirch (a. a. O.) räth einem ſolchen Prinzenerzieher, der mit ſeinem Zögling auf Reiſen iſt:

— „Schreib' ſeinem Vater zu: „„Nun iſt Ihr Sohn vollkommen,
Zehnmal hat er den Preis im Fechterſpiel gewonnen,
Es iſt kein wildes Pferd, ſobald er es beſteigt,
Das nicht gehorſamlich ihm guten Willen zeigt.““
Und ſeiner Mutter ſchreib': „„Ich muß das Reiſen enden,
Sonſt reißt man Ihren Sohn noch gar aus meinen Händen.
Wenn er zu St. Germain auf ſeiner Flöte ſpielt,
So iſt kein Damenherz, das nicht Empfindung fühlt,
Madame d'Orleans nennt ihn nur ihr Vergnügen,
Und die von Conti ſucht ihr ſchmeichelnd obzuſiegen.““ —

„Sie lernen Anderes, als ſie brauchen; nur Das nicht, was ihnen und dem Lande am nützlichſten wäre“ („Gutachten des Kanzlers Ludewig über Prinzenerziehung“, 1719 — ſ. Moſer's „Patr. Archiv“, 5. Bd., S. 302).

**) Scherr, „Geſch. der deutſchen Kultur“, S. 329; Vehſe, „Deutſche Höfe“, 22. Bd.

heim, übergeben zu dürfen*). Noch nach dem dreißigjährigen Kriege finden wir zwei Prinzen von Weimar als Studenten zu Jena, und der älteste davon, der nach altem Brauch mit dem Rectorate der Universität bekleidet ward, wußte den glückwünschenden Professoren in zierlichem Latein zu antworten**).

Aber seitdem verlor sich diese gute alte Sitte immer mehr, und fast hundert Jahre lang — bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts — verschwinden (einige nachgeborene Söhne kleinerer fürstlicher Häuser ausgenommen) die künftigen deutschen Regenten beinahe gänzlich von den deutschen Universitäten***). Was aber noch etwa von der vornehmeren Jugend Deutschlands solche Anstalten besucht, beschäftigt sich daselbst weniger mit den ernsten Wissenschaften, als mit jenen leichteren Künsten, deren möglichst vollkommene Uebung man in diesen Kreisen je länger je mehr als das erste und unentbehrlichste Erforderniß eines Cavaliers nach der Mode ansah. Zu einer Zeit, wo der berühmte Pufendorf den Lehrstuhl des Staatsrechts und der Geschichte in Heidelberg einnahm (um 1660), erzählt ein zeitgenössischer Schriftsteller von den daselbst studirenden jungen Edelleuten: sie hätten sich mehr der Exercitien als der Studien wegen dort aufgehalten, denn die Universität habe treffliche Sprach-, Fecht- und Tanzmeister bestellt; sonderlich wären die meisten dem berühmten Universitätsbereiter zu Gefallen gekommen†). Und beinahe hundert Jahre später mußte ein anderer, nicht weniger ausgezeichneter Staatsrechtslehrer, J. J. Moser, die gleiche schmerzliche Erfahrung machen. Als er 1746 eine „Staats- und Canzleiakademie zur Einführung junger Standespersonen in die Geschäfte" errichtete, kamen zahlreiche Anfragen an ihn: „ob auch eine Reitbahn und andere Exercitienmeister dabei seien?" und wehmüthig bemerkt er: „Hätte ich es dahin bringen können, so würde ich, zuverlässigen Nachrichten zufolge, einige Prinzen und manche Grafen bekommen haben — so aber war freilich die Anzahl nicht groß††)."

*) Häusser, „Gesch. der Pfalz", 2. Bd., S. 544.

**) Bechstein, „Deutschlands Universitätsleben" (in der „Germania", 1. Bd., S. 500).

***) Pütter's „Selbstbiographie" (1798), S. 730.

†) „Der Chronist Fr. Lucä. Ein Zeit- und Sittenbild aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts." Von Dr. Fr. Lucä (1853), S. 18.

††) „J. J. Moser's Leben, von ihm selbst beschrieben", 2. Bd.

Auch Das hielt man nicht mehr für nöthig, daß ein künftiger Stand des Reichs ſich eine Kenntniß des Geſchäftsganges und der Geſetze dieſes Reichs durch einen Aufenthalt am Kaiſerhofe oder am Sitze des Reichskammergerichts erwerbe, während man es ſich nicht vergeben hätte, wenn der junge Prinz ohne eine perſönliche Anſchauung des Ceremoniels und der Sitten an den vornehmſten Höfen Europas, vor Allem des franzöſiſchen, geblieben wäre. Denn ein junger Mann vom Stande galt bei der Mehrzahl ſeiner Standesgenoſſen für blödſinnig, wenn er nicht einige Zeit in Verſailles geweſen war*), und nur einzelne verſtändigere Fürſten hegten Zweifel darüber: „ob wohl ein ſolcher junger fürſtlicher Reiſender von jenſeit des Rheins geſcheiter zurückkomme, und ob es nicht für einen deutſchen Reichsſtand geziemender wäre, länger in Wien, als in Paris, zu verweilen**)?“

Eine Zeit lang war der Dienſt im Feldlager, bei den Heeren des Reichs oder des Kaiſers für viele deutſche Prinzen und Grafen eine gerngeſuchte Gelegenheit, um eine praktiſche Kenntniß des Kriegsweſens zu erwerben, ihren Körper zu ſtählen und den Tribut der Tapferkeit dem Reiche oder dem Hauſe Habsburg abzutragen. Noch Auguſt der Starke von Sachſen und Max Emanuel von Baiern dienten unter den Fahnen Oeſterreichs gegen die Ungläubigen, und im ſpaniſchen Erbfolgekriege fand ſich eine ganze Schaar von Söhnen des reichsunmittelbaren deutſchen Adels im Lager Eugens zuſammen, um unter der erprobten Leitung dieſes berühmten Feldherrn Lorbeeren zu erringen und ſtrategiſche Talente zu entwickeln, zu deren Anwendung freilich den wenigſten von ihnen ihre künftige Regentenlaufbahn Ausſicht bot.

Aber auch dieſe Gewohnheit kam mehr und mehr ab, und wenn ja deutſche Prinzen noch Dienſte nahmen, ſo war es weit häufiger in der franzöſiſchen, als in einer deutſchen Armee. „Jeder, noch ſo hochgeſtellte deutſche Offizier,“ ſagte Carl Ferdinand von Braunſchweig, der Zeitgenoſſe Friedrichs II., zu einem Franzoſen, „rechnet ſich's zur Ehre, in der franzöſiſchen Armee zu dienen, mit den Franzoſen Feldzüge

*) Friedrich d. Gr. in ſeinen „Denkwürdigkeiten zur Geſch. des brandenburger Hauſes“, S. 273.

**) Eine Aeußerung des Fürſtbiſchofs von Bamberg, Grafen von Schönborn, welche Büſching a. a. O. 2. Bd., S. 38, anführt. Vergl. die früher citirte Stelle des Thesaurus paternus von H. v. Limburg.

zu machen und in Paris zu leben.“ Sogar noch nach dem siebenjährigen Kriege drängten sich Söhne und Vettern regierender deutscher Häuser in die Reihen der französischen Armee und fanden sich nicht in ihrer Würde gekränkt, wenn der erste beste Glücksritter von Franzosen, vielleicht von sehr zweideutigem Adel, sie als Seinesgleichen behandelte, sich an ihnen rieb oder Satisfaction von ihnen verlangte*). Von einem Deutschen freilich, der nicht ihres Standes war, hätten sie so Etwas sich nicht bieten lassen!

Doch, wir sind unserem Gegenstande vorausgeeilt!

Ihre letzte Vollendung erhielt also die Erziehung der fürstlichen und adeligen Jugend in der Zeit, von der wir jetzt sprechen, durch den Aufenthalt an fremden Höfen, vor Allem an dem Hofe von Versailles, diesem bewunderten Musterbilde adeliger und moderner Sitte, diesem Brennpunkte der ganzen vornehmen Welt von Europa.

Eben dieser Hof von Versailles erreichte gegen das Ende der Regierung Ludwigs XIV. und noch mehr unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans den höchsten Grad sittlicher Auflösung und Fäulniß. Die eigene Mutter des Regenten, die Herzogin von Orleans, eine deutsche Prinzessin, der man ebensowenig eine falsche Ziererei, als eine Voreingenommenheit gegen Frankreich schuldgeben kann (wenn schon sie mitten in jenem Pfuhl der Liederlichkeit und sybaritischen Weichlichkeit die kräftige Einfachheit und Unverdorbenheit ihrer heimathlichen Sitten beibehielt**), entwirft von dem damaligen Leben zu Versailles ein Bild, welches in seiner ganzen gräßlichen Nacktheit wiederzugeben, eine deutsche Feder heutzutage sich sträubt***). Die gewöhnlichen Ausschweifungen einer regellosen Liebe erscheinen in diesem Bilde noch wie Aeußerungen einer unverdorbenen Natur im Vergleich zu den mehr als

*) Barthold, „Geschichtl. Charaktere aus Casanova's Memoiren“, 2. Bd., S. 130; Schlosser, „Gesch. des 18. Jahrh.“, 2. Bd., S. 333.

**) Dies ging soweit, daß sie weder von den französischen Ragouts, noch von den neuen künstlichen Getränken: Thee, Kaffee, Chocolade Etwas wissen wollte, vielmehr allen diesen Genüssen ihre von Haus aus gewohnten Gerichte, Kaltschale und Biersuppe, Kohl und Sauerkraut, vorzog. S. deren „Briefe an die Markgräfin Luise“, abgedruckt in der „Bibliothek des literar. Vereins zu Stuttgart“, VI. Bd., S. 165, und „Bekenntnisse der Prinzessin El. Charl. v. O.“ (1791), S. 96.

***) Die stärksten Stellen finden sich in den „Briefen“, S. 96, und in den „Bekenntnissen“, S. 83. 89.

viehiſchen Gemeinheiten einer unerhört raffinirten Wolluſt, mit denen die abgeſchwächte und doch nimmerſatte Lüſternheit ſich zu immer neuen Reizungen aufzuſtacheln ſuchte. Die ärgſten Scenen am römiſchen Kaiſerhofe, die Zeiten einer Meſſalina und Fauſtina können Schlimmeres nicht geboten haben. So allgemein verbreitet war die beiſpielloſe Sittenverderbniß, daß, nach der Verſicherung eben jener fürſtlichen Schriftſtellerin, nicht ſechs Menſchen am ganzen Hofe zu finden ſein mochten, welche nicht einem oder dem andern der zur Mode gewordenen unnatürlichen Laſter ergeben geweſen wären.

Das war die hohe Schule der Bildung, zu welcher von Jahr zu Jahr maſſenhafter deutſche Fürſten, Grafen und Edelleute ſich drängten*), welche nicht beſucht zu haben für eine Schande galt! Dort bereiteten die künftigen Regenten deutſcher Länder, die künftigen Stände des Reichs deutſcher Nation ſich auf ihren hohen Beruf vor! Dort lernten ſie die Tugenden, durch die ſie einſt die Wohlfahrt ihrer Länder befördern, ihren Unterthanen das Beiſpiel alles Guten und Löblichen geben und der Nation, deren hoher Adel ſie waren, zur Zierde gereichen ſollten!

Kann man ſich wundern, wenn dieſe Nation am Anfange des vorigen Jahrhunderts ein ſo trauriges Bild ſittlicher Auflöſung und Verkommenheit darbietet?

---

*) Im Jahre 1699 zählt die Herzogin von Orleans 7 deutſche Prinzen, 4 deutſche Grafen und ſonſt noch viele deutſche Cavaliere als gleichzeitig am franzöſiſchen Hofe befindlich auf. „Wir waren 21 Deutſche in meiner Kammer," ſagt ſie. Im J. 1716 waren einmal 29 deutſche Fürſten, Grafen und Edelleute bei derſelben Herzogin verſammelt (Deren „Briefe", S. 34 u. 237).

Vierter Abschnitt.

Fürsten, Höfe und Adel im 18. Jahrhundert.

Wir kehren von der langen Abschweifung in frühere Jahrhunderte zu der Schilderung des 18. Jahrhunderts, dem eigentlichen Gegenstande unserer Betrachtung, zurück. Wir haben dort die Keime einer neuen Ordnung der Dinge beobachtet, die wir hier aufgegangen und in voller Blüthe stehend erblicken. Wir haben das Bürgerthum in seiner zunehmenden Erschlaffung und sittlichen Ohnmacht, die höhern Stände in ihrer fortwährend steigenden Zügellosigkeit, ihrer wachsenden Entfremdung vom Volke und ihrer immer unbedingteren Hingebung an die verderbliche Herrschaft des Auslandes verfolgt. Wir stehen jetzt vor dem Punkte, wo diese Wandlung so weit vollendet ist, daß sie der ganzen Physiognomie der Gesellschaft ihren Stempel aufdrückt, wo der Sieg des aristokratischen und das Unterliegen des bürgerlichen Elements in der öffentlichen Sitte und der Meinung des Tags entschieden ist, wo das erstere seinen Sieg mit einer Keckheit und Rücksichtslosigkeit ausbeutet, die vielleicht nur von der Feigheit und Erbärmlichkeit übertroffen wird, womit die Besiegten sich in die ihnen zugewiesene Rolle gesellschaftlicher Parias schicken und mit sclavischer Demuth die Hand küssen, welche sie mißhandelt und erniedrigt.

Vollendung des im 17. Jahrh begonnenen Umschwunges in den Sitten und den Gesellschaftszuständen Deutschlands beim Eintritt des 18. Jahrhunderts.

Dieser Punkt fällt nahezu mit dem Eintritte des 18. Jahrhunderts zusammen. Die Erhebung Preußens zu einem Königreich (1701) und der um diese junge Krone verschwenderisch ausgegossene Glanz, die fast gleichzeitige Erwählung des Kurfürsten von Sachsen zum König von

Polen (1697), womit für Sachſen eine Periode noch viel ausſchweifenderer Pracht und Ueppigkeit begann, waren das entſcheidende Signal für die völlige Entfeſſelung der, bis dahin noch einigermaßen ſchüchtern aufgetretenen Verſchwendungs- und Vergnügungsſucht der deutſchen Höfe.

Dieſer letzte Durchbruch des neuen Geiſtes der Zeit muß plötzlich und auffallend geweſen ſein, da ſelbſt eine ſo fern ſtehende Beobachterin, wie die Herzogin von Orleans, ſich davon überraſcht und faſt betroffen bezeigte*).

Umfang und Dauer dieſer neuen Zuſtände.

Alles gerechnet, hat der Taumel der Genußſucht, der Verſchwendung, der Abkehrung von der einfachen volksthümlichen Sitte und der Nachahmung fremder Thorheiten und fremder Laſter — der nach und nach faſt alle deutſchen Höfe in ſeine Wirbel hineinriß — über ein volles Jahrhundert angedauert. Wenn wir die erſten Anfänge deſſelben bald nach dem dreißigjährigen Kriege, ja zum Theil ſchon inmitten ſeiner Verwüſtungen auftauchen ſahen, ſo berühren ſich ſeine letzten Ausläufer nahezu mit dem Uebergange aus dem 18. ins 19. Jahrhundert; einzelne Spuren davon ſtreifen ſelbſt noch weiter an die Gegenwart heran. Derſelbe Leichtſinn, welcher auf den noch vom dreißigjährigen Kriege her öde und wüſt liegenden Fluren und ein paar Jahrzehnte ſpäter im Angeſichte der von Ludwigs Mordbrennern in Brand geſteckten Städte ungeſcheut ſeine Orgien feierte, ſchien von manchem deutſchen Hofe auch da noch nicht weichen zu wollen, als ſchon die erſten drohenden Vorzeichen des „großen Erdbebens von Verſailles" über die Häupter aller Monarchen Europas dahin grollten.

---

*) Noch 1699 ſchreibt die Herzogin an ihre Schweſtern in Deutſchland: ſie beneide dieſelben um die natürlichen und einfachen Vergnügungen, an denen man ſich dort ergötze, um die zwangloſen Geſellſchaften, bei denen allerhand Spiele geſpielt, luſtig geſchwatzt und ohne Scheu gelacht werde, während man bei den großen Feſten zu Verſailles ſich des Lachens enthalten und „gar ſtammig" ſein müſſe; um die „Einladungen zu einer kalten Milch und was der Löffel noch Mehres hergibt", die „ländlichen Mahle mit guten Freunden im grünen Gras an einem Brunnen", und was ſonſt ihr Jene von ähnlichen unſchuldigen Freuden berichten mochten („Briefe der Herzogin von Orleans", S. 33. 37. 42). Aber nur wenige Jahre darauf (1704) glaubt ſie aus den Schilderungen ihrer Verwandten zu erkennen, „daß es nun ſo toll in Deutſchland zugehe, als wenn die Deutſchen keine Deutſchen mehr wären", und ruft ſchmerzlich bewegt aus: „Wie ich davon höre, kenne ich Nichts mehr, und Alles muß unerhört geändert ſein!" (Ebenda S. 81.)

Die Mittelklaſſen hatten ſchon längſt durch eigene Kraft, trotz des von oben gegebenen Beiſpiels, die Herrſchaft des Auslandes in Kunſt und Wiſſenſchaft und zum Theil auch in den Sitten wieder abgeſchüttelt und ein neues, geiſtig kräftigeres und ſittlich reineres Leben begonnen, als noch immer ein großer Theil der Fürſten und des Adels in der unwürdigen Abhängigkeit von fremder Sprache und Sitte und in dem Schlendrian einer geiſtloſen und ſteifen, oder üppigen und leichtfertigen Lebensweiſe beharrte. In derſelben Zeit, wo Klopſtock's Dichtungen und Gellert's edle Moralvorſchriften die Herzen der Deutſchen entflammten und erwärmten, wo Leſſing's unerbittliche Kritik die Geiſter wach rief, wo in einem allgemeinen Gähren und Drängen ſich eine neue, großartige Epoche der nationalen Literatur ankündigte, wo ein J. Möſer den Ernſt der alten deutſchen Sitte zu erneuern, ein K. Fr. v. Moſer den erſtorbenen Nationalgeiſt wieder zu erwecken bemüht waren, wo das glänzende Beiſpiel unermüdlicher Regententhätigkeit und einer bürgerlich einfachen Lebensweiſe, von einem der erſten Throne Deutſchlands aus gegeben, die bewundernden und erfreuten Blicke der Völker und die beſchämten ſo manches kleinen Sultans auf ſich zog, wo ſelber in Frankreich ſchon ein mächtiger Rückſchlag gegen die Zügelloſigkeiten des Zeitalters Ludwig's XIV. und XV. eingetreten war — in dieſer Zeit fehlte es dennoch nicht an deutſchen Fürſten, welche die alte tolle Wirthſchaft mit der vollen Schamloſigkeit, wie zuvor, ja zum Theil mit geſteigerter Frivolität fortſetzten, während andere nur halb und zögernd, oder gezwungen durch die Macht der Verhältniſſe, ihren ausſchweifenden Neigungen zu Prunk und Verſchwendung und ihrer vornehmen Abgeſchloſſenheit vom Volke entſagten, und nur eine geringe Zahl aus wirklich aufrichtiger Geſinnung und in verſtändiger Erfaſſung der veränderten Zeitverhältniſſe einen beſſeren Weg betrat *).

Sogar noch hart an der Schwelle des neuen Jahrhunderts, mitten unter den Donnern des Strafgerichts, welches in Frankreich über eine ähnliche Periode des Leichtſinns und der Sittenloſigkeit hereingebrochen war, auf derſelben Stätte, welche der Philoſoph von Sansſouci durch ein nur ſeinem Volke und den edelſten geiſtigen Vergnügungen gewid-

*) Vergl. im 1. Bande den Abſchnitt von den Finanzen, beſonders S. 229 ff., und im gegenwärtigen Abſchnitt denjenigen Theil (weiter unten), welcher die einzelnen Fürſtenhöfe nach ihren Sittlichkeitszuſtänden claſſificirt.

metes Leben geweiht hatte, sehen wir noch einmal jenen bachantischen Wirbeltanz sich erneuern, gleich als sollte das Jahrhundert, wie es im Rausch begonnen, so auch im Rausche enden, und Alles, was dazwischen lag von hohen und ernsten Bestrebungen edler Geister, von Thaten und von Leiden des Volks, von Erfahrungen und Versprechungen der Fürsten, wiederum leichtsinnigem Vergessen preisgegeben sein!

Unterscheidender Charakter derselben in der ersten und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Dennoch nehmen wir in Bezug auf diese Zustände einen wesentlichen Unterschied zwischen der ersten und der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, oder, genauer ausgedrückt, zwischen der Zeit vor und der Zeit nach dem Auftreten Friedrich's d. Gr. wahr. In der ersten dieser beiden Perioden sehen wir den aristokratischen Uebermuth und die leichtfertige Nachahmung des Auslandes noch beinahe unbeschränkt und in rücksichtslosester Entfesselung die vornehmen Kreise beherrschen, die andern Stände tyranniſiren; wir sehen den Widerstand des in diesen letztern theilweise noch fortlebenden bessern Geistes fast ohnmächtig gegen die Uebermacht oder die Verführung jenes schlimmeren; und nur der sich wieder regende Drang selbstständiger wissenschaftlicher Forschung, das in einzelnen Kreisen wieder stärker auflebende sittliche und religiöse Gefühl und das, zunächst von dem Boden der Literatur aus, sich ankündigende neue Gemeinbewußtsein der Mittelklassen bietet uns einige Hoffnung auf eine Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände Deutschlands. Mit dem Auftreten Friedrich's beginnt eine Reaction des bürgerlich sittlichen Bewußtseins gegen die vornehme Sittenlosigkeit, des selbstbewußten geistigen Aufstrebens der Mittelklassen, der Träger einer solidern Bildung, gegen die fade Oberflächlichkeit der bisher tonangebenden Kreise. Ermuntert durch das Beispiel und den Beifall des großen Königs, fängt das Bürgerthum, obwol politisch und selber in gewisser Beziehung gesellschaftlich nach wie vor in der Zurücksetzung gegen den Adel erhalten, dennoch an, in seinen sittlichen Begriffen und seinen geistigen Bestrebungen sich von den höhern Ständen mehr und mehr zu emancipiren, gewinnt sogar allmälig wieder ein Uebergewicht über diese und dringt ihnen seine Gesetze der Moral und seine Ansichten von Bildung als maßgebende auf. Der siebenjährige Krieg bezeichnet in dieser Hinsicht einen ähnlichen, wenn auch vielleicht nicht ganz so entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte des sittlichen und geistigen Lebens der deutschen Nation, wie ein Jahrhundert vorher der dreißigjährige. Wie der letztere den Sieg

des ariſtokratiſchen Geiſtes über den demokratiſchen auf geſellſchaftlichem Gebiete, der ſittlichen Zügelloſigkeit, als eines Vorrechts der Vornehmen, über die für Alle gleiche Unterordnung unter das bürgerliche Sittengeſetz, der oberflächlichen höfiſchen Bildung im franzöſiſchen Style über den gründlichen Ernſt deutſcher Wiſſenſchaft vollendet hatte, ſo gab der ſiebenjährige Krieg mit ſeinen lebhaften Erregungen des ſo lange unterdrückten Nationalgefühls, mit der weithin emporflammenden Begeiſterung für den Helden von Roßbach und Leuthen, in welchem man ebenſo ſehr den Vertreter proteſtantiſcher Geiſtesfreiheit und Bildung, wie den Beſieger der, vor der Ueberlegenheit deutſchen Geiſtes zum Spott gewordenen Franzoſen verehrte, das entſcheidende Signal zu einer Umkehr dieſer ganzen Bewegung, zur Befreiung der Nation von der ſclaviſchen Unterwürfigkeit gegen das Ausland, zur Wiederbelebung des Selbſtbewußtſeins in den bürgerlichen Kreiſen, welche in den Erfolgen des aufgeklärten und in bürgerlicher Einfachheit regierenden Monarchen den Sieg ihrer eigenen Sache feierten. Wenn die Sittenloſigkeit und der Uebermuth der vornehmen Klaſſen ſich noch nicht ſogleich überall verlor, ſo verlor ſich doch die leidende Demuth der andern Stände, und, was man vor Friedrich dem Großen als ſelbſtverſtändliche Regel hingenommen, durch bewunderndes Anſtaunen ermuntert und nur ſelten einmal ſchüchtern zu bekritteln gewagt hatte, Das erſchien nun ſchon der öffentlichen Meinung als ein Verſtoß gegen die allgemein geltende und berechtigte Sitte und erfuhr von allen Seiten unverholene Mißgunſt, von vielen offenen Tadel.

Allgemeine Betrachtungen über die Sittenloſigkeit der Höfe und ihre Rückwirkungen auf das Volk. Plan der nachfolgenden Schilderung.

Es iſt eine unerfreuliche Aufgabe, an die wir jetzt Hand anlegen, die Schilderung des wüſten, verweichlichten, ausſchweifenden, von keiner höhern geiſtigen Idee durchleuchteten, von keiner edleren Empfindung durchwärmten Lebens der vornehmen Kreiſe, unerfreulich für den Kulturgeſchichtsſchreiber wie für den Patrioten. Leider hat ſich das deutſche Volk — und wir nehmen auch die gebildeten Kreiſe davon nicht aus — ſeit lange her daran gewöhnt, die Scandalchronik ſeiner fürſtlichen Häuſer und ſeiner adeligen Familien mit einer gewiſſen ſchadenfrohen Selbſtbefriedigung zu leſen, und es hat nicht an Solchen gefehlt, welche dieſem Kitzel überreiche Nahrung boten, indem ſie die ſchmutzigſten Blätter der Geſchichte jener Kreiſe mit geſchäftiger Hand dem grellſten Lichte der Oeffentlichkeit bloßſtellten.

Man darf sich darüber nicht wundern. Die Mittelklassen rächen sich durch diese Schadenfreude für die wegwerfende Verachtung, womit die vornehmen Stände sie so lange Zeit behandelt haben; sie lassen dieselben jetzt das Uebergewicht der wieder zur Herrschaft gelangten bürgerlichen Moral ebenso fühlen, wie vordem Höfe und Adel ihre Sitten der ganzen Nation aufzwangen und jede Regung dagegen von Seiten des bürgerlichen sittlichen Gefühls als unberechtigt verhöhnten. Die Letzteren haben daher kein Recht, sich zu beklagen, wenn ihnen jetzt Gleiches mit Gleichem vergolten wird; aber im Interesse der ganzen Nation ist zu bedauern, daß die Entwickelung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse dahin führen mußte, die Aristokratie, statt zu einem Gegenstande edler Nacheiferung und neidloser Bewunderung, zu einem Gegenstande der Mißachtung und des schadenfrohen Spottes für die übrigen Klassen zu machen und den aristokratischen Sinn im Volke zu ertödten, statt ihn durch rechte Leitung zu einem fruchtbaren Elemente nationaler Veredlung und Kräftigung zu erheben. Wenn ein Volk aufhören muß, Die zu achten, denen zu gehorchen es doch nicht aufhört, so verliert es allemal zugleich an Selbstachtung und sittlicher Tüchtigkeit; es wird entweder niedrig gesinnt — wenn es die Ausschweifungen der herrschenden Klasse sclavisch erträgt — oder frivol, wenn es selbst daran Theil nimmt. Man sollte niemals vergessen, daß, so oft man die Zeiten einer bodenlosen Sittenverderbniß an den deutschen Höfen und in den Kreisen des deutschen Adels schildert, man damit zugleich die Erinnerung an eine Periode tiefsten sittlichen Verfalles der Mittelklassen erneuert.

Es möge uns erlassen bleiben, das unerquickliche Bild jener Zeit in allen seinen Einzelheiten auszumalen. Unser Zweck ist ein ernsterer, als der, der bloßen Neugierde oder Scandalsucht zu dienen. Für unsern Plan genügt es, wenn wir in wenigen großen Zügen den allgemeinen Charakter der Epoche zeichnen und aus der Masse der sich darbietenden Thatsachen die schlagendsten herausgreifen. Auch werden wir uns in diesem Theile unserer Schilderung nicht streng an die Eintheilung binden, die wir im Uebrigen unserer Darstellung der geistigen und sittlichen Zustände Deutschlands im 18. Jahrhundert zu Grunde gelegt haben: wir werden die Farben zu unserer Skizze ebensowol aus der zweiten, als aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts entnehmen und die ganze Gruppe von Erscheinungen, auf welche wir jetzt den Blick des Lesers hinlenken, in einem ununterbrochenen Zuge an ihm vorüberfüh-

ren. Wie erſparen dadurch ihm, wie uns, den Ekel, noch einmal auf dieſe dunkelſte Seite unſerer vaterländiſchen Kulturgeſchichte zurückzukommen, und werden dennoch Gelegenheit genug finden, die einzelnen fortwirkenden Spuren jener ſittlichen Verderbniß auch in den ſpäteren Abſchnitten dieſes Zeitraums nachzuweiſen.

Erſtes Auftreten und weiterer Verlauf der franzöſiſchen Richtung an den deutſchen Höfen. Die Romantik der Liederlichkeit und ihr Rückſchlag.

Auf ihrem Höhepunkte, am Anfange des Jahrhunderts, trägt jene Zeit der Ausſchweifungen wenigſtens den Stempel einer gewiſſen Unbefangenheit und Friſche an ſich. Die Liederlichkeit umgibt ſich mit einer Art von Romantik; die Weichlichkeit, wenn auch innerlich markloſ, prangt doch im Schimmer einer gewiſſen Ritterlichkeit und vergeudet eine Fülle von Kraft, freilich nur in kleinlichen, oft läppiſchen Beſchäftigungen. Der Typus dieſes ritterlich aufgeputzten Sybaritenthums, dieſer Romantik der Liederlichkeit iſt Auguſt der Starke, der erſte ſächſiſche König von Polen. Gleich Ludwig XIV. einer der ſchönſten Männer ſeiner Zeit und wegen ſeiner außerordentlichen Körperkraft das Wunder von ganz Europa, beſaß er eine Ausdauer und Unermüdlichkeit im Dienſte der Liebe, eine Beweglichkeit im Aufſuchen und Durchkoſten immer neuer Freuden des Lebens, eine Unerſchrockenheit bei galanten Abenteuern und eine Feinheit in der Erreichung ſeiner ausſchweifenden Wünſche, die einer beſſeren Sache werth geweſen wären. Der Taumel ewig wechſelnder Vergnügungen war für ihn ein Bedürfniß ſeines überkräftigen Naturells, welches er nicht, nach dem Beiſpiel würdigerer Zeitgenoſſen, eines Peter von Rußland und eines Karl von Schweden, in großen und ernſten Unternehmungen anſtrengte und ermüdete, ſondern nur in den leichten Kämpfen der Liebe und in anmuthigen Spielen der Phantaſie zu immer neuen Genüſſen anregte. Zugleich aber meinte er durch die Verbreitung feenhaften Glanzes um ſeine Perſon und durch die Anhäufung aller nur erdenklichen Lebensgenüſſe in ſeiner Umgebung eine Miſſion ſeines königlichen Amtes zu erfüllen*). Daher betrieb er

*) Daß dieſer Glaube bei Auguſt und anderen Fürſten ſeinesgleichen wirklich vorhanden war, erkennen wir an den Schmeicheleien der Hofpoeten, welche natürlich das Echo der in den höchſten Kreiſen herrſchenden Anſichten waren. So heißt es in einer Lobſchrift des Herrn von Beſſer „an königl. Majeſtät von Polen über die vielen und herrlichen Feſtivitäten, die bei dem Beilager Sr. Hoheit des königl. Prinzen vorgegangen“: „Er (der Dichter) wolle die Frage beantworten, welche während der Feſtivitäten von Vielen unter den Zuſchauern aufgeworfen worden. Denn, nach-

Alles, was dahin gehörte, mit einem Ernſt und einer Hingebung, auf welche freilich Fürſten ächteren Gepräges, wie die obengenannten Beiden, der Eine der Bundesgenoſſe, der Andere der Beſieger dieſes kleinen ſächſiſchen Sultans, mit lauter oder ſchlechtverhehlter Verachtung herabblicken mochten. Eine ähnliche Naivetät und Stärke der Leidenſchaft finden wir noch bei einigen Zeitgenoſſen Auguſt's des Starken, z. B. bei Max Emanuel von Baiern und bei jenem Sultan von Carlsruhe, der, inmitten eines Serails von ſchönen Mädchen, von denen er ſtets umgeben war, ſich, wie Reiſende aus jener Zeit erzählen*), „ein David oder Salomon dünkte."

Später verliert ſich dieſe ſprudelnde Kraftfülle und dieſe Unbefangenheit des fürſtlichen Lebensgenuſſes mehr und mehr. Die Nachahmer eines Auguſt des Starken und eines Max Emanuel erſcheinen zu ihren Vorbildern ungefähr in einem ähnlichen Verhältniß, wie der fünfzehnte Ludwig zu dem vierzehnten. Der Taumel der Vergnügungen dauert zwar fort, aber er hat nicht mehr den friſchen Reiz der Urſprünglichkeit; er bedarf eines größeren Aufgebots künſtlicher Mittel, um nicht zu ermatten. Die außenſtehenden Kreiſe des Volks folgen dem Treiben der Höfe nicht mehr mit der ganzen ungetheilten Hingebung und Bewunderung, wie früher. Die moraliſche Kritik fängt ſchon an, ſich zu regen, und man iſt genöthigt, ſie entweder zu unterdrücken, oder ſich mit ihr ab-

---

dem Einige die überſchwengliche Schönheit ſolcher Feſtivitäten, und Andere deren Mannigfaltigkeit und Menge bewundert, in der loyalen Ueberzeugung, daß bei dieſem einzigen Beilager faſt alle Luſtbarkeiten des ganzen menſchlichen Lebens vorhanden geweſen, ſo ſind noch Andere, von allen dieſen Umſtänden bewogen, auf die Frage gerathen: wie es denn zugegangen, daß Ihro Majeſtät bei einer ſo ſchweren und mühſamen Regierung, als wie die Regierung des polniſchen Reiches iſt, ſo viele Zeit und Luſt gewinnen mögen, alle dieſe wunderswürdigen Dinge zu erſinnen und auszuführen." — „Vor allem Andern," fährt er dann fort, „müſſe man wiſſen, daß Magnificenz einem Fürſten nothwendig ſei, da er der Statthalter Gottes ſei, Gott aber ſeine Magnificenz in allen ſeinen äußerlichen Werken zu erkennen gebe. Gott beweiſe ſich als groß und mächtig in ſeinem mächtigen Weltgebäude, in ſeiner ſtrahlenden Sonne, ſeinem ſchrecklichen Donner und Blitz, nebſt der ſteten Abwechſelung ſeiner unbegreiflichen Witterungen; ſo müſſe der Fürſt auch in allen ſeinen äußerlichen Werken ſtrahlen und glänzen." — („Beſſer's Schriften", II. Bd., S. 155; Br. Bauer, „Geſch. der Politik, Kultur und Aufklärung des 18. Jahrhunderts", 1. Bd., S. 265 ff.).

*) Keyßler a. a. O. S. 106.

zufinden. Auguſt der Starke konnte noch, als eine ſeiner Mätreſſen ſich beſchwerte, daß der proteſtantiſche Hofprediger auf der Kanzel gegen ſie eifere, lachend erwidern: ſie möge doch den Mann reden laſſen, es ſei ein Recht der Prediger, wöchentlich einmal auf der Kanzel ihrem Herzen Luft zu machen. Dieſe Frivolität, welche auf das Vorrecht der Majeſtät, wie dem Volke, ſo ſelber dem Himmel gegenüber trotzte und ſich ebenſo wenig darum kümmerte, ob ihre Thaten mit den Forderungen der Religion, als ob ſie mit dem Wohl des Landes und den Pflichten des Regentenberufs übereinſtimmten, machte bei ſpäteren Fürſten einer affectirten Frömmigkeit Platz, durch welche dieſelben entweder den Himmel mit ihren Sünden ausſöhnen, oder doch die öffentliche Meinung blenden zu wollen ſchienen. Carl Albert von Baiern, Carl Eugen von Würtemberg, Carl Theodor von der Pfalz huldigten mehr oder weniger einer ſolchen Scheinheiligkeit*), und ſelber ein Brühl fand für nöthig, den Devoten zu ſpielen, ließ ſich gern in ſeiner Hauskapelle auf den Knien betend antreffen und ſchrieb in eigner Perſon ein Buch unter dem Titel: „Die wahre und gründliche Gottſeligkeit aller Chriſten“**), worin er die Stirn hatte, zu ſagen: „Unſere ganze Wohlfahrt beſteht darin, wenn es uns in dieſer Welt übel geht. Die Scheingüter dieſer Erde ſind nur für ſolche Leute, welche keine beſſeren hoffen und keine wahrhafteren ſuchen.“

Die Fürſten ſelbſt zogen ſich immer mehr in einen durch Etikette und Herkommen eng abgegrenzten Kreis zurück. Wenn Auguſt der Starke gern die ganze Reſidenz, ja das Land weit umher an ſeinen glänzenden Feſten Theil nehmen ließ, ſo ſchloß ſich ſein Sohn nicht blos von jeder Berührung mit dem Volke, ſondern ſelbſt mit ſeinen höfiſchen Umgebungen ſo viel als möglich ab durch die Schranken eines ſtrengen, feierlichen Ceremoniels, — zum Theil aus Neigung und eignem Temperament (denn er war ein ſteifer und gravitätiſcher Herr und hatte Nichts von der unerſchöpflichen Lebendigkeit und perſönlichen Liebenswürdigkeit ſeines Vaters), zum Theil auf Betrieb des allmächtigen Mi-

*) Vergl. die ſchon citirten Werke von Zſchokke, Häuſſer, Vehſe, „Schubart's Leben“ von Strauß, u. A.

**) Daſſelbe erſchien zuerſt 1740, in 2. Aufl. 1743 — zwar ohne Namensnennung, aber ſo, daß Jedermann den Verf. ahnte. Vehſe, „Deutſche Höfe“ 33. Bd., S. 368.

niſters Brühl, der den König von aller Welt abgeſperrt zu halten ſuchte, um ihn ganz allein zu beherrſchen*).

Jener erſte polniſche König erinnert bisweilen in der Maßloſigkeit ſeiner Ausſchweifungen und ſeiner Verſchwendung, ſowie durch ſeinen überall perſönlich eingreifenden Despotismus, an die römiſchen Imperatoren (freilich mehr an die Nachfolger des Auguſtus, als an dieſen ſelbſt, mit welchem ihn gern die feile Schmeichelei gunſtbuhlender Poeten verglich); ſein Nachfolger dagegen ähnelt beinahe einem jener letzten Sprößlinge aus dem Hauſe der Merovinger, deren ſchwächliche Lüſternheit und Geiſtesträgheit von allmächtigen Hausmeiern in der feierlichen Abgeſchloſſenheit ihrer königlichen Paläſte, hinter den ſteifen Formen eines prunkenden Ceremoniels verborgen gehalten ward, oder jenen Beherrſchern des großen Reichs der Mitte, die, von ihren Mandarinen und einer unantaſtbaren Etikette bewacht, faſt regungslos, nur den eitlen Schimmer der Macht ohne die Macht ſelber genießen.

Kampf zwiſchen dieſer neuen und den Reſten der alten Sitte. Fortdauernde Spuren von Rohheit im Umgangstone der Höfe.

Noch in anderer Beziehung zeigt ſich ein merkwürdiger Contraſt zwiſchen dem Anfange des vorigen Jahrhunderts und der ſpäteren Zeit. Wie üppig auch gerade in jener erſten Epoche die fremde Saat franzöſiſcher Leichtfertigkeit und Eleganz emporſchoß, ſo vermochte ſie doch nicht ſo raſch die Keime urſprünglichen deutſchen Weſens zu erſticken, welche ſelber in den vornehmen Kreiſen tiefe Wurzeln geſchlagen hatten, und, als die beſſeren nationalen Eigenſchaften den Verführungen des Auslandes das Feld geräumt hatten, waren es die nationalen Untugenden und Rohheiten, welche denſelben hier und da noch den Sieg ſtreitig machten. So erſcheinen noch lange mitten unter den feinzugeſpitzten Epigrammen und Madrigalen, die man dem Mercure galant entlehnte oder ſelbſt mühſam nachzubilden verſuchte, die derben Späße der Hofnarren**) und die gereimten und ungereimten Zweideutigkeiten, mit

*) Vehſe, „Deutſche Höfe", 33. Bd., S. 298. — Derſelbe erzählt von Friedrich Auguſt II.: er habe den größten Theil des Tages träge auf ſeinem Zimmer zugebracht, Tabak rauchend und von Zeit zu Zeit an Brühl die phlegmatiſche Frage richtend: „Brühl, habe ich Geld?" worauf Brühl jedesmal dienſtbefliſſen geantwortet: „„Ja wohl, Ew. Majeſtät!"" Dabei dürfte wol etwas Erdichtung ſein.

**) Beſonders bekannt iſt der Luſtigmacher am Hofe Auguſt's des Starken (wenn auch nicht eigentlich in der Rolle eines Hofnarren), v. Kyau, von welchem zahlreiche Anekdoten und Witze der derbſten Art exiſtiren. Die eigentlichen Hofnarren, wie

denen man gern die jüngeren Damen des Hofes zum Erröthen, die ſchon eingeweihten älteren zu lautem Gelächter zwang.

Die „Wirthſchaften" neben den Feſten im ausländiſchen Geſchmack.

Auch einzelne harmloſere Vergnügungen aus dem früheren einfachen Hofleben hatten ſich in das neue ſchwelgeriſche hinübergeſtohlen und bildeten in der fremdartigen Umgebung einen merkwürdigen Contraſt, der aber vielleicht gerade durch das Pikante, was er hatte, die verwöhnte Lüſternheit reizte. Abwechſelnd mit „italieniſchen Nächten", „Saturnusfeſten" u. dergl. ſah man — ſelbſt an dem prunkvollen Hofe Auguſt's des Starken — von Zeit zu Zeit, namentlich in der Faſtnacht, jene „Wirthſchaften" aufführen, welche damals, nach dem Zeugniſſe der Markgräfin von Baireuth*), ein nur in Deutſchland bekannter Zeitvertreib waren**), Darſtellungen des Volkslebens, bei denen der Fürſt und ſeine Gemahlin — oder auch ſeine Mätreſſe — als „Wirth und Wirthin" erſchienen, Herren und Damen vom Hofe als Bauern und Bäuerinnen oder als Handwerker aller Art mit ihren Frauen, den Wirthen Geſchenke bringend und von ihnen auf ländliche Weiſe bewirthet, Alles von dem Vortrag beziehungsreicher Verſe (und zwar ausnahmsweiſe in der Mutterſprache) begleitet, denen natürlich die Würze derber, leichtverſtändlicher Anſpielungen nicht fehlen durfte***).

Zuziehung des Volks zu den Vergnügungen der Vornehmen.

Die früher weitverbreitete Sitte, das Volk an den Vergnügungen des Hofes Theil nehmen zu laſſen†), behauptete ſich noch hier und da, ſelber ein Stück ins 18.

Schmiedel, Leppert, Saumagen, Fröhlich, die zum Theil in das Hofleben unter dem zweiten Friedrich Auguſt hinüberreichen, waren matte Geſellen. Das Inſtitut hatte ſich überlebt und paßte weder mehr zu der allgemeinen Zeitbildung, noch ſpeziell zu dem zierlichen franzöſiſchen Weſen der Höfe. Dennoch erhielt es ſich bis 1763, wo der letzte deutſche Hofnarr in der Perſon des ſogenannten „bairiſchen Fröhlich" ausſtarb. (Vehſe a. a. O. 33. Bd., S. 142 ff.)

*) „Denkwürdigkeiten", 2. Bd., S. 80.

**) Unter Ludwig XVI. finden wir ſie auch am franzöſiſchen Hofe — ob durch deutſche Prinzeſſinnen dorthin verpflanzt, wiſſen wir nicht.

***) In „Beſſer's Schriften" (herausg. von König), S. 443, iſt uns eine ganze Reihenfolge ſolcher Verſe aufbehalten, welche bei einer Wirthſchaft in Berlin 1690 von einer der mitſpielenden Perſonen in der Rolle eines „Scheerenſchleifers" an die auftretenden Masken (Römer und Römerin, Schiffer und Schifferin, lithauiſche Bauern, Gärtner u. ſ. w. mit ihren Frauen) gerichtet wurden. Es kommen darin die ärgſten Zweideutigkeiten vor.

†) S. oben S. 15.

Jahrhundert herein, freilich nicht ſelten in einer Weiſe, die mehr einer Verhöhnung des Volks durch ariſtokratiſchen Uebermuth, als einer Bezeigung patriarchaliſcher Liebe zu demſelben glich. Man geſtattete den bürgerlichen Ständen huldreichſt den Zutritt zu den Maskenbällen des Hofes, aber man wies ihnen einen beſonderen, mit Schranken umgebenen Raum an, den ſie nicht überſchreiten durften*). Man commandirte die ſubalternen Beamten mit ihren Frauen und Töchtern zum Erſcheinen auf dem Carneval**), um dem Fürſten und ſeinen Höflingen die Augenweide friſcher bürgerlicher Schönheiten und den Pariſer Moden des Adels die Folie der, wahrſcheinlich etwas altfränkiſchen Toiletten der Frauen und Mädchen der „Rotüre" zu geben. Man lud die Landleute der Umgegend zur Theilnahme an den Mummereien und Faſtnachtsſcherzen in den Straßen der Reſidenz ein und hatte ſeine Kurzweil daran, wenn die ungelenken Burſche bei Fehlſtößen im Ringſtechen durch eine verborgene Maſchinerie mit Waſſer überſchüttet wurden, wenn die zuſchauenden Dirnen unverſehens auf durchlöcherte Deckel geriethen, aus denen unter ihren Füßen Waſſerſtrahlen emporſpritzten, oder wenn Solche, die in der Freude über das ihnen widerfahrene Glück, auf königliche Koſten bewirthet zu werden, ſich ein Räuſchchen getrunken, zur Strafe dafür öffentlich auf hölzernen Eſeln reiten mußten***). Das Volk, ſchon gewöhnt, als Staffage oder Werkzeug für derartige noble Paſſionen der vornehmen Klaſſen zu dienen, drängte ſich bei jeder ſolchen Gelegenheit maſſenhaft herzu und dünkte ſich überglücklich, wenn es nur die „Herrſchaft" und ihre Umgebungen in der Nähe ſehen und bewundern durfte.

Das unmäßige Trinken an den Höfen.

Am Längſten trotzte der eingedrungenen franzöſiſchen Zierlichkeit und Galanterie jene älteſte, auch in den höchſten Kreiſen weitverbreitete nationale Leidenſchaft des unmäßigen Trinkens. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fand ein engliſcher Reiſender, Lord Cheſterfield, dieſe Sitte an den Höfen von Mainz und Trier in ſo hohem Grade herrſchend, daß er, nach ſeiner Erklärung, ſich an die Hofſtatt eines gothiſchen oder vandaliſchen Königs zurückverſetzt glaubte †). Die Memoiren des Baron von Pöllnitz, welcher

*) Vehſe a. a. O. 32. Bd., S. 29.

**) S. den 1. Bd. S. 81.

***) Vehſe a. a. O. — nach den Schilderungen des Touriſten v. Löen.

†) Meiners, „Geſchichte der Frauen", 3. Bd., S. 361.

etwa zwanzig Jahre früher die meiſten deutſchen Höfe bereiſte, ſind angefüllt mit Schilderungen von Scenen ſolcher Art, von Heldenthaten und Niederlagen beim Becher*).

Den erſten Rang hierin behaupteten, wie natürlich, die geiſtlichen Höfe, wo theils der edle Stoff in vorzüglicher Güte und Fülle vorhanden war, theils der Mangel einer feineren, durch den Umgang mit Frauen gewürzten Geſelligkeit die lebensluſtigen Würdenträger der Kirche auf ſolche rohere Ergötzungen von ſelber hinwies. Den Preis des Saufens (die unerbittliche Wahrheit zwingt uns, dieſen unſchönen Ausdruck für eine Sache zu gebrauchen, von welcher das Wort: Trinken nur eine ſchwache und unrichtige Vorſtellung geben würde) theilt Herr v. Pöllnitz dem biſchöflichen Hofe von Fulda zu**), eine Auszeichnung, die man erſt dann ganz zu würdigen vermag, wenn man von demſelben Reiſenden erfährt, daß er am Hofe von Würzburg während ſeines mehr als achttägigen Aufenthalts faſt keine Stunde nüchtern wurde und die biſchöfliche Tafel niemals anders, als im Zuſtande völliger Bewußtloſigkeit verließ***). Aber auch andere Höfe blieben nicht zurück. Nicht umſonſt nannte der Kurfürſt von der Pfalz das weltberühmte Faß zu Heidelberg und die an köſtlichen Weinen ſo reichen Hügel der Haardt ſein. Dort war es, wo der Baron von Pöllnitz, dieſer nur in den Künſten franzöſiſcher Galanterie bewanderte Hofmann, ſein trübſeligſtes Abenteuer erlebte. Man führte ihn zu dem bekannten großen Faſſe. Als Willkomm ward ihm hier ein ungeheurer Pokal voll Wein gereicht. Pöllnitz überſtand dieſe erſte Probe glücklich, indem er einen Theil des Inhalts hinter dem Rücken des Kurfürſten vergoß. Aber immer ſtärker ward ihm zugeſetzt. Die Damen nippten von dem Weine und veranlaßten ſo die Herren zum Trinken. Pöllnitz, der ſeine Kräfte ſchwinden fühlte, verſteckte ſich unter das Faß. Aber der Kurfürſt, der ſeinen Gaſt bald vermißte, befahl, den Flüchtling zu ſuchen und „todt oder lebendig" zurückzubringen. Ein Page entdeckte den Unglücklichen, der nun im Triumph hervorgezogen und vor den Kurfürſten geführt ward. Dieſer ernannte ſeine Tochter und deren Damen zu Richterinnen, um dem Ausreißer den Prozeß zu machen. Trotz ſeiner Vertheidigung

*) Pöllnitz, „Memoiren", 1. Bd., S. 219. 224 ff., 2. Bd. S. 16 ff.
**) Deſſen „Memoiren", 1. Bd., S. 219.
***) Ebenda S. 224 ff.

ward er einſtimmig verurtheilt, „ſo lange zu trinken, bis der Tod erfolge.“ Der Kurfürſt erklärte, als Landesherr das Urtheil dahin mildern zu wollen, daß Pöllnitz ſtehenden Fußes vier große Gläſer, jedes von einem halben Maß, leeren ſolle. Er verlor dadurch zwar nicht das Leben, aber Sprache und Beſinnung. Als er wieder zu ſich kam, erfuhr er zu ſeiner Genugthuung, daß es ſeinen Anklägern nicht viel beſſer ergangen ſei, als ihm ſelbſt, und daß Alle das Gewölbe in einem weſentlich andern Zuſtande verlaſſen hätten, als in welchem ſie daſſelbe betreten*).

Sogar an dem galanten Hofe Auguſt's des Starken ward mitten zwiſchen Liebesabenteuern und zierlichen Feſten mitunter tüchtig gezecht, beſonders wenn es galt, die Ehre der ſächſiſchen Cavaliere im Wettſtreite mit den Herren aus Polen zu retten und dieſen Letzteren den Aufenthalt am Hoflager zu Dresden angenehm zu machen.

Bis nahezu an die Mitte des vorigen Jahrhunderts galt es in den meiſten Kreiſen der ſogenannten guten Geſellſchaft in Deutſchland für einen Ehrenpunkt, Keinem im Trinken das Feld zu räumen und einem Jeden auf ſein Vortrinken Beſcheid zu thun, und für einen beſonderen Beweis der Artigkeit und der Hochachtung, Jemandem ſo lange zuzutrinken, bis er unter den Tiſch fiel oder für todt vom Platze getragen werden mußte. Selbſt den Damen ward ein kleiner Rauſch nicht hoch angerechnet**). Wie in den Zeiten des Mittelalters fahrende Ritter im Lande umherzogen, um mit Ihresgleichen eine Lanze zu brechen, ſo konnte man in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Edelleute ſehen, Meiſter in der Kunſt des Trinkens, welche ihren Ruhm darin ſuchten, von Hof zu Hof zu reiſen und ihre Standesgenoſſen förmlich auf einen Kampf mit dem Becher herauszufordern***). Ein paar tüchtige Trinker gehörten daher zu den unentbehrlichen Requiſiten jedes

*) Pöllnitz a. a. O. 2. Bd., S. 16 ff.

**) Meiners a. a. O. 3. Bd., S. 383; Galletti, „Allgem. Kulturgeſchichte der drei letzten Jahrhunderte“ 1. Bd., S. 314.

***) Keyßler in ſeinen „Reiſen durch Deutſchland“ (aus dem Jahre 1729) erzählt, S. 84, von einem Würzburger Geheimen Rath, der nach Stuttgart kam und alle Herren des dortigen Hofes im Trinkkampfe beſiegte, indem er zehn Maß Burgunder in einem Tage zu ſich nahm. Nach der Verſicherung dieſes Helden des Bechers gab es am Würzburger Hofe noch fünf ſo ſtarke Trinker wie er.

wohlgeordneten Hofſtaates*), und ſogar das ehrwürdige Reichskammergericht zu Wetzlar forderte von ſeinen Aſſeſſoren, daß ſie nicht blos den Reichskammergerichtsprozeß und die Reichsgeſetze inne haben, ſondern auch die Kunſt des Trinkens verſtehen müßten, um vorkommenden Falls dem hohen Collegium keine Schande zu machen**).

Einflüſſe dieſer Unmäßigkeit einzelner Höfe auf die Sitten des Volks, verglichen mit denen der franzöſiſchen Ueberfeinerung der andern.

Unſtreitig bietet dieſe Erſcheinung einer aus den vornehmſten Kreiſen Deutſchlands beſtehenden Geſellſchaft, in der man keine andere Ergötzlichkeit zu kennen ſcheint, als, ſich gegenſeitig um den Verſtand zu trinken, und wo man den einen Rauſch nur darum ausſchläft, um ſo bald als möglich in einen zweiten zu fallen, kein beſonders anmuthiges Bild dar. Und dennoch ſehen wir darin faſt noch eine Lichtſeite der Sittengeſchichte jener Zeit im Vergleich zu den widerlichen Zuſtänden von Schamloſigkeit und von Auflöſung aller ſittlichen Bande, welchen wir an andern deutſchen Höfen begegnen. Die Schlemmerei und Trunkſucht, worin ein Theil der tonangebenden Klaſſen ſich gefiel, war zwar gewiß kein wünſchenswerthes Vorbild für Bevölkerungen, welche kaum erſt den Folgen einer ähnlichen Verwilderung im dreißigjährigen Kriege wieder entwachſen waren und eben anfingen, edlere Sitten anzunehmen; aber ſie lehrte dieſelben wenigſtens nicht neue Laſter, ſondern beſtärkte ſie höchſtens in einem längſt angewöhnten und, ſo zu ſagen, erblichen, während die nach dem Muſter von Verſailles gebildeten Höfe die bürgerlichen Klaſſen mit einer Sittenloſigkeit anſteckten, von der man bis dahin in Deutſchland kaum einen Begriff gehabt hatte. Jene roheren Ausſchweifungen entfremdeten die Fürſten und ihre Umgebungen nicht dem Volke, da vielmehr beide Theile ſich auf dem gleichen Boden einer ihnen gemeinſamen nationalen Untugend zuſammenfanden; die raffinirte Ueppigkeit franzöſiſcher Modelaſter begünſtigte die Abſchließung der vornehmen Klaſſen von den bürgerlichen, theils weil das Bürgerthum in ſeiner Mehrheit doch zu viel geſunden moraliſchen Sinn beſaß,

*) Nach Keyßler, a. a. O., hielt man in Stuttgart, als die allgemeine Sitte des Trinkens abkam, doch noch immer auf einige ſtarke Trinker, welche im Stande wären, Fremden gehörig Beſcheid zu thun und Stand zu halten. Man ſcheint indeß, wie das in der vorigen Note angeführte Beiſpiel zeigt, dieſen Zweck nur unvollkommen erreicht zu haben.

**) „J. J. Moſer's Leben, von ihm ſelbſt beſchrieben", 1. Bd.

um die ganze Leichtfertigkeit der höhern Stände in Bezug auf die heiligſten Lebensverhältniſſe nachzuahmen, theils weil die höhern Stände ſelbſt dieſe Leichtfertigkeit als ein Vorrecht ihrer geſellſchaftlichen Stellung und als ein neues Mittel, ſich vor der „Canaille" auszuzeichnen, betrachteten. Der täglich wachſenden geiſtigen Bildung und ſittlichen Veredlung des Volks mußte die Gewohnheit der Unmäßigkeit und Völlerei, die noch hier und da an den Höfen herrſchte, bald zum Ekel werden, konnte ihr keinesfalls auf die Länge widerſtehen; die moraliſche Fäulniß dagegen, die in dem falſchen Glanze der Genialität ſchillerte, auf das Beiſpiel des Auslandes pochte, mit einer gewiſſen Eleganz der Formen und einer gewiſſen Geſchliffenheit des Geiſtes gepaart war, hatte für die halbgebildeten Kreiſe des Mittelſtandes etwas Beſtechendes und drang mit dem wachſenden Triebe nach Verfeinerung gerade erſt recht in alle Schichten der Geſellſchaft ein.

Schilderung dieſer letztern: die leichtfertige Behandlung der Eheverhältniſſe.

Den Mittelpunkt dieſes nach franzöſiſchem Zuſchnitte geregelten Hoflebens bildete faſt immer die leichtfertige Behandlung des heiligſten aller Lebensverhältniſſe, der Ehe- und Familienbande. Wo immer wir in der damaligen Zeit einen Fürſten die Achtung und Treue gegen ſeine rechtmäßige Gemahlin unverletzt erhalten ſehen (leider eine täglich ſeltener werdende Ausnahme) — da finden wir auch in der Regel die Sitten des Hofs geordneter, die Verſchwendung minder ausſchweifend, die Gewohnheiten und Vergnügungen des regierenden Hauſes weniger verkünſtelt, wir möchten ſagen, bürgerlicher. Wir dürfen den fürſtlichen Frauen jener Epoche das ehrende Zeugniß nicht verſagen, daß nicht ſie es waren, welche ausländiſchen Luxus, ausländiſche Leichtfertigkeit und Ueppigkeit zum herrſchenden Ton der vornehmen deutſchen Kreiſe machten. Anderwärts und zu anderen Zeiten haben wol fürſtliche Frauen das Signal zu ſolcher Sittenverſchlimmerung gegeben. Katharina und Maria von Medicis brachten italieniſche Laſter nach Frankreich, Henriette von Frankreich, des erſten Carl Stuart Gemahlin, franzöſiſche nach England, und für das leichtſinnige Treiben des franzöſiſchen Hofs, welches der Revolution von 1789 voranging, macht die Geſchichte ebenfalls eine Frau, die Königin Marie Antoinette, in erſter Linie mitverantwortlich. Ein ſolcher Vorwurf trifft von den deutſchen Fürſtinnen in der Periode, von der wir hier ſprechen, ſo viel uns bekannt, keine. Wenn das Jahrhundert der Reformation eine Ja-

Die fürſtlichen Gemahlinnen und ihr Verhältniß zu der einreißenden Sittenloſigkeit.

cobäa von Baden geſehen, ſo ſteht dieſes Beiſpiel glücklicherweiſe nicht blos in jener, ſondern ſelber in der folgenden, wenn ſchon ſo ſehr verderbten Zeit ziemlich vereinzelt da. Züge von Leichtfertigkeit oder Gemeinheit finden wir wol hier und da auch bei fürſtlichen Frauen, aber entweder ſtehen dieſe Frauen doch nur an zweiter Stelle, ſo daß ihr Einfluß kein weitreichender iſt — wie jene „debauchirte" Fürſtin von Naſſau-Siegen, von welcher die Herzogin von Orleans*), und jene ſchamloſe Markgräfin von Culmbach, von welcher die Markgräfin von Baireuth erzählt**), oder die Verirrungen, deren noch höhergeſtellte ſich ſchuldig machen mochten, entzogen ſich wenigſtens ſo weit der Oeffentlichkeit, daß ſelber die Wahrheit der Beſchuldigung nicht zweifellos erſcheint — ſo bei den geiſtreichen Fürſtinnen Sophie von Hannover und ihrer Tochter Sophie Charlotte von Preußen. Von einer gewiſſen Leichtfertigkeit, vielleicht weniger der Sitten, als der ſittlichen Anſchauung, kann man allerdings namentlich die Letztere, die am Hofe ihres Vaters und auf mehrfachen Reiſen mit ihrer Mutter nach Frankreich und Italien in ausländiſcher Bildung erzogen war, nicht ganz freiſprechen***), und wenn man den Ausſpruch Leibnitzens von dem „liederlichen Hofe" dieſer Königin†) wol zu ſtreng finden darf (um ſo mehr, als der Philoſoph ſelbſt nicht Bedenken trug, längere Zeit an dieſem Hofe zu verkehren), ſo wird man andererſeits berechtigt ſein, von dem entgegengeſetzten Lobe, welches Friedrich II. ihr zollte — ihr Hof ſei „ein Tempel" geweſen, „wo das heilige Feuer der Veſta ewig brannte, eine Freiſtatt der Gelehrſamkeit und wahrhaft feiner Sitte"††), Etwas auf Rechnung der pietätvollen Bewunderung zu ſetzen, welche ihr großer Enkel für einen Geiſt empfand, deſſen Einflüſſen er ſelbſt einen nicht geringen Theil

*) „Briefe" u. ſ. w.

**) „Denkwürdigkeiten", 2. Bd.

***) Einen Beweis von der leichtfertigen Art, mit welcher ſogar eine Fürſtin von ſo hohem Geiſte, die vertraute Freundin eines Leibnitz, galante Verhältniſſe behandelte, gab ſie z. B., als ſie auf der Meſſe zu Leipzig, wo ſie mit König Auguſt dem Starken von Sachſen und ſeiner Gemahlin zuſammentraf, den König mit dreien ſeiner ehemaligen Geliebten, die ſich zufällig gerade ebendort befanden, zu ſich einlud und ſich an ſeiner Verlegenheit ergötzte (La Saxe galante, S. 230 ff.). Freilich war dieſer Ton damals ſchon der allgemeinherrſchende.

†) Vergl. Scherr, „Kulturgeſchichte", S. 328.

††) „Denkwürdigkeiten zur brandenb. Geſchichte", 1. Bd., S. 189. 274.

ſeiner hohen Bildung verdankte. Gewiß iſt, daß die geiſtvolle Gemahlin des nichts weniger als geiſtvollen, aber deſto eitleren Friedrich I. von Preußen die kindiſche Luſt ihres königlichen Gemahls an hohlem Prunk und äußerem Formenweſen ſo wenig theilte, daß ſie vielmehr darüber ſpottete und für die Leere eines ſolchen Lebens durch die edleren Ergötzungen des Geiſtes ſich ſchadlos zu halten ſuchte.

Andere Fürſtinnen jener Zeit, wie Auguſt's des Starken und Eberhard Ludwig's von Würtemberg Gemahlin, ſtanden ihrer ganzen Bildung und Neigung nach dem ausländiſchen Weſen fern und faßten die Sitte des Hofes und das Verhältniß der fürſtlichen Gatten faſt noch in der alten, bürgerlichfamilienhaften Weiſe auf. Sie behaupteten ihr gutes Recht gegen die Anmaßungen begünſtigter Buhlerinnen, ſo lange ſie konnten, und zogen ſich, als ihnen dies nicht mehr gelang, ſo viel möglich aus den Kreiſen des Hofes in die Stille ihrer engſten Cirkel zurück*). Nur in einzelnen Fällen verleitete der Unmuth über die von Seiten des Gatten rückſichtslos verletzte Treue und das unbefriedigte Herzensbedürfniß eine ſolche fürſtliche Frau ebenfalls zu Uebertretungen ihrer Pflicht, ſo jene unglückliche Sophie Dorothea, Georg's, des Kurprinzen von Hannover (ſpäter Königs von England) Gemahlin, deren tragiſcher Liebeshandel mit dem ſchönen Grafen von Königsmark ebenſo den kritiſchen Scharfſinn der Geſchichtsforſcher, wie die Phantaſie der Dichter herausgefordert hat**).

Vielleicht könnte man verſucht ſein, zur Entſchuldigung der fürſtlichen Galanterien des vorigen Jahrhunderts auf den Contraſt hinzuweiſen, der zwiſchen dem ſchlichten, faſt etwas hausbacknen Weſen, welches damals noch vielen Fürſtentöchtern eigen war, und der durch Reiſen ins

---

*) La Saxe galante; Pöllnitz, „Memoiren", 1. Thl.; Spittler, „Geſch. Würtembergs."

**) Palmblad, „Briefwechſel des Grafen K. und der Prinzeſſin Sophie Dorothea von Celle", 1847; „Die Herzogin von Ahlden", 1852; Sternberg, „Berühmte deutſche Frauen des 18. Jahrhunderts" (A. v. Königsmark); Behſe, „Deutſche Höfe", 18. Bd., S. 83 ff. Ausgemacht iſt, daß der Graf (der Bruder jener Aurora von K., welche die erſte Mätreſſe Auguſt's des Starken ward) einen brieflichen und perſönlichen Verkehr mit der Prinzeſſin, ſeiner Jugendgeſpielin, angeknüpft hatte und, von einem geheimen Beſuche bei derſelben zurückkehrend, in den Gängen des Schloſſes ſpurlos verſchwand, wahrſcheinlich meuchlings ermordet. Die Prinzeſſin ward auf ein entferntes Schloß verbannt.

Ausland und durch den Aufenthalt an den glänzendſten Höfen Europas gewonnenen Weltbildung der männlichen fürſtlichen Jugend beſtand. Es iſt wahr, der Kurfürſt von der Pfalz ward hauptſächlich durch das geiſtvolle Geſpräch des Fräulein von Degenfeld, dem ſelber der Reiz eines Anflugs klaſſiſcher Gelehrſamkeit nicht fehlte, an ſie gefeſſelt, und Aurora von Königsmark war nicht blos durch ſeltne Körperſchönheit ausgezeichnet, ſondern auch durch eine ebenſo ſeltne Fertigkeit in ausländiſchen Sprachen und in allen jenen Künſten, welche die Mode der guten Geſellſchaft verlangte.

Aber in der Mehrzahl der Fälle trifft ſelber dieſe Entſchuldigung nicht zu. Das Fräulein von Grävenitz, welcher die edle und charaktervolle Herzogin von Würtemberg weichen mußte, hatte weit mehr Frechheit, als Geiſt; die meiſten Geliebten Auguſt's des Starken werden zwar wegen ihrer körperlichen Reize, nicht aber wegen hervorragender Eigenſchaften des Verſtandes oder des Gemüths gerühmt; die Gräfin von Platen konnte ſich nicht entfernt an Geiſt oder Liebenswürdigkeit mit der Gemahlin Ernſt Auguſt's von Hannover meſſen*), und gegen die feine Bildung ihrer genialen Tochter Sophie Charlotte hätten die gemeinen Sitten einer Frau Kolbe, der Geliebten Friedrich's I. von Preußen, nimmermehr in die Schranken treten können, wäre wirklich das Bedürfniß geiſtiger Befriedigung, nicht blos ſinnliche Lüſternheit und nebenbei der Stachel der Eitelkeit, es andern Souveränen gleichzuthun und der Mode des Tags zu huldigen, die eigentliche Triebfeder jener unordentlichen Leidenſchaften ſo vieler deutſchen Fürſten geweſen. Ja von dem erſten König von England aus dem Hauſe Hannover ſagt ein engliſcher Geſchichtſchreiber**): „er habe bei allen ſeinen Liebſchaften mit der größten Sorgfalt darauf geſehen, daß er nicht die überlegenen Erörterungen einer gelehrten Dame zu ertragen brauche.“ Und in der That hatten weder die Herzogin von Munſter, noch die Gräfin von Darlington ein beſonderes Maß von Geiſt oder Bildung aufzuweiſen.

Das häusliche Leben der deutschen Fürsten in früherer Zeit.

Ehedem hatten deutſche Landesherren ihren Völkern meiſt das Beiſpiel häuslicher Tugenden und ehelicher Treue gegeben. Aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts leuchteten als Muſterbilder eines deutſchen Fürſtenpaares in faſt bürgerlicher

*) „Briefe der Herzogin von Orleans“, S. 121.

**) Lord Mahon, „Geſch. Englands“, 1855, 1. Bd., S. 243.

Herzlichkeit und Innigkeit des häuslichen Lebens Vater Auguſt und Mutter Anna von Sachſen herüber, und noch am Schluſſe deſſelben Zeitraums hatte Baiern ein ähnliches Beiſpiel ehelicher Treue und Zärtlichkeit in ſeinem Kurfürſten Ferdinand Maria und deſſen liebenswürdiger Gemahlin, Adelheid von Savoyen, geſehen. An Ausnahmen hatte es freilich auch damals, ja ſchon im Zeitalter der Reformation nicht gefehlt. Luther ſelber beklagte ſich, daß die Fürſten „zum Theil den Holzweg gingen" und dadurch auch die andern Stände verführten, Dies nicht für Sünde zu halten, und das bekannte Gutachten der Reformatoren zu Gunſten der Doppelehe des Landgrafen Philipp von Heſſen berief ſich darauf, „daß ſolche Nebenverhältniſſe bei Fürſten nicht ungewöhnlich ſeien"*). Allein Das waren und blieben doch immer Ausnahmen, und die herrſchende Sitte duldete höchſtens dieſe Ausnahmen, erklärte ſie aber nicht für berechtigt, noch weniger für nachahmungswerth.

Die Ebenbürtigkeitsgeſetze und ihr Einfluß auf die Sittlichkeitsverhältniſſe der Fürſten.

Die Geſetze der Ebenbürtigkeit bei fürſtlichen Heirathen waren bis in das 17. Jahrhundert minder ſtreng und geſtatteten wol auch dem Hochgeborenen, wenn ſeine Neigung ſich auf Tugend oder Schönheit unterhalb ſeines Standes richtete, den Gegenſtand ſeiner Wahl zu ſich emporzuheben und in vollkommen rechtsgültiger Ehe ſich zu verbinden**). So hatte Ferdinand von Tyrol ſeiner Zeit die ſchöne Augsburgerin Welſer gechelicht; ſo verband ſich noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts der Fürſt Leopold von Deſſau mit einer liebenswürdigen Apothekerstochter,

*) Diss. de concubinatu, praeside Ch. Thomasio defensa, in der „Einleitung zur Praxis oder gerichtl. Prozeß", 1712, S. 43.

**) Erſt im 17. Jahrhundert ward die Ebenbürtigkeit bei Fürſtenheirathen, welche, obſchon dem älteſten germaniſchen Rechte entſprechend, lange Zeit, in Folge des Uebergewichts der römiſchen Rechtsideen, in Abgang gekommen war, allmälig wieder zu einem feſtſtehenden Grundſatze des deutſchen Staatsrechts. (Chr. Thomaſius, „Juriſtiſche Händel", 2. Bd., S. 107 ff.) Die Wahlcapitulation Carl's VII. (1741) iſt die erſte, in welcher dieſer Grundſatz ausdrücklich erwähnt wird. (Wachsmuth, „Europ. Sittengeſchichte", 5. Bd., 2. Abth., S. 178.) Noch am Anfange des 18. Jahrh. ſchrieb ein jüngerer Prinz an ſeine Verwandten, zur Rechtfertigung einer unebenbürtigen Ehe, die er eingegangen: „er habe lieber eine reine Ehe, als ein unzüchtiges Leben oder ein Gott verhaßtes Concubinat erwählet" (Chr. Thomaſius a. a. O. S. 114).

und dieſe Ehe wird als das Muſter einer glücklichen und tugendhaften Verbindung geprieſen*).

Seitdem jedoch die deutſchen Fürſten, beſonders nach dem dreißigjährigen Kriege, ein geſteigertes Gefühl ihrer Würde und Hoheit angenommen hatten, ward auch der Grundſatz der Ebenbürtigkeit immer ſtrenger gehandhabt; die Kluft zwiſchen den ſouveränen Fürſtenhäuſern und allen übrigen Klaſſen der Geſellſchaft erſchien ſo groß, daß kein geſetzliches Band und keine, auch noch ſo herzliche Neigung dieſelbe zu überbrücken im Stande war. Nur der regelloſen Leidenſchaft blieb es verſtattet, dieſe Kluft rückſichtslos zu überſpringen und, während die Tochter einer noch ſo achtbaren Familie, ja ſelbſt eine Fürſtin aus einem nichtregierenden Hauſe für unwürdig gehalten ward, die Gemahlin eines ſouveränen Fürſten zu werden, erſchien es nicht entwürdigend für einen ſolchen, mit ſeiner Neigung bis zu der leichtfertigſten Ballettänzerin oder Opernſängerin herabzuſteigen, dieſe zu ſeiner beſtändigen Geſellſchafterin und Lebensgefährtin auf kürzere oder längere Zeit, zum Gegenſtande der gezwungenen Huldigungen ſeines Hofes und ſeiner Staatsdienerſchaft zu erheben. „Die zarten Gefühle heben jeden Rangunterſchied auf," ſagte König Auguſt der Starke zu der franzöſiſchen Sängerin Duparc, als dieſe ihn auf den großen Abſtand zwiſchen ſeiner Hoheit und ihrer Niedrigkeit aufmerkſam machte**).

Anfänge und raſche Entwicklung des Mätreſſenweſens.

Nichts iſt ſo ſehr geeignet, uns die furchtbare Macht des von oben gegebenen Beiſpiels kecker Hinwegſetzung über die hergebrachte Sitte und das allmälige Umſichgreifen einer laſterhaften Gewohnheit vor Augen zu ſtellen, als die Geſchichte der Mätreſſenwirthſchaft an den deutſchen Höfen. Als zuerſt einzelne Fürſten, halb ſchüchtern noch, ihren unordentlichen Neigungen in dieſer Richtung freien Lauf ließen, da zeigte ſich die öffentliche Sitte dadurch aufs Höchſte empört. Die erſten fürſtlichen Geliebten wurden, wie ein Berichterſtatter des vorigen Jahrhunderts erzählt***), vom Volke mit Koth beworfen. Die proteſtantiſche Geiſtlichkeit hielt ſich in ihrem Gewiſſen verpflichtet, den Fürſten ernſtliche Vorſtellungen wegen der

*) Die Herzogin von Orleans erwähnt in ihren „Briefen" dieſes Verhältniß, aber ſpottweiſe; auch ſie war in dem allgemeinen Vorurtheile befangen.

**) La Saxe galante, S. 350.

***) Schlözer, „Staatsanzeiger", 18. Heft.

Sünde zu machen, die sie durch solche Ausschweifungen begingen. Ein Dresdner Geistlicher versagte der Geliebten Johann Georg's IV., Fräulein von Neidschütz, die Absolution, und das Consistorium zu Stuttgart ging so weit, dem Herzog Eberhard Ludwig wegen seines Verhältnisses zu der Grävenitz ernstlich ins Gewissen zu reden und ihm die Frage vorzulegen: „ob er wagen wolle, in diese Verbindung verflochten das heilige Abendmahl zu genießen"*)? Auch die weltlichen Rathgeber der Fürsten versuchten anfangs, dieselben von solchen ungesetzlichen Verbindungen zurückzuhalten, deren schädlichen Einfluß auf die öffentliche Moral wie auf die Verwaltung der Länder sie wohl voraussahen. Aber dieser Widerstand war in der Regel nur kurz und ohnmächtig. An der Stelle sittenstrenger Theologen fanden sich andere, welche minder scrupulös waren. Die Beamten oder Hofdiener, welche sich dem Einfluß einer Mätresse nicht beugen oder ihr die gebührende Ehrerbietung nicht erweisen wollten, wurden durch gefügigere ersetzt. In Würtemberg zwang man selbst die Frauen der Beamten, dem Fräulein v. Grävenitz förmlich Cour zu machen, und trotz der allgemeinen Empörung wagte Niemand, sich diesem Befehle zu entziehen. Das Volk verlernte allmälig seine anfängliche sittliche Entrüstung gegen die fürstlichen Buhlerinnen und jauchzte am Ende selbst diesen zu, wenn sie an ihm im Glanze des mit seinem Schweiße bezahlten Schmuckes vorüberfuhren oder mit verschwenderischer Hand die goldenen Gaben ausstreuten, womit die Freigebigkeit ihrer fürstlichen Geliebten sie überschüttete. Zuletzt hatte sich die öffentliche Meinung so sehr an diese Mätressenwirthschaft gewöhnt, daß eine Mätresse als ein nothwendiger Bestandtheil jeder fürstlichen Hofhaltung, ihre Abwesenheit als ein fühlbarer Mangel erschien. „Nun fehlt unserem Fürsten Nichts mehr, als eine schöne Mätresse!" rief gerührt ein Bürger der Residenzstadt eines kleinen Fürstenthums aus, als er seinen jungen Fürsten, mit seiner so eben angetrauten liebenswürdigen Gemahlin, von Zufriedenheit strahlend vorüberfahren sah. „Er war es," setzt der Erzähler dieser Anekdote hinzu, „an dem Vater und Großvater des Fürsten so gewohnt gewesen und dachte, Das gehöre zur rechten fürstlichen Würde"**).

Die ersten Fürsten, welche das Beispiel dieser neuen Sitte gaben,

*) Spittler, „Gesch. Würtembergs"; A. Menzel, „Gesch. d. Deutschen", 8. Bd.
**) K. Fr. v. Moser, „Der Herr und der Diener", 1. Bd., S. 43.

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

Fig. 7.

Fig. 8.

Fig. 9.

Fig. 10.

Fig. 11.

Fig. 12.

Fig. 13.

Fig. 14.

Fig. 15.

Fig. 16.

Fig. 17.

Fig. 18.

Fig. 19.

Fig. 20.

Fig. 21.

Fig. 22.

Fig. 23.

Fig.

gen nach außen und die wichtigsten Verbesserungen im Innern seines Landes durchzuführen, ergaben sich diese deutschen Sultane zum größten Theil einer wirklich morgenländischen Weichlichkeit und Thatenlosigkeit, hatten fast nur Sinn für ihre Liebeshändel und die damit in Verbindung stehenden Lustbarkeiten und Zerstreuungen und behandelten die Erfüllung ihrer Regentenpflichten wie ein lästiges Nebengeschäft, dem sie sich so viel als möglich zu entziehen suchten. Ihr Beispiel verdarb ihre Diener. Gegen die Leidenschaft des Gebieters oder den Einfluß der herrschenden Geliebten anzukämpfen, war ein undankbares und gefahrbringendes Geschäft, dieser Leidenschaft zu dienen und dieses Einflusses sich zu bemächtigen, eine einträgliche Sache. Der große Heinrich IV. von Frankreich, im Punkte der Galanterie ein ziemlich leichtfertiger Fürst, hatte doch bei einem Streite seiner Geliebten mit seinem Freunde und Rathgeber Sully sich ohne Bedenken auf die Seite des Letzteren geschlagen, weil, wie er sagte, er wol wieder eine Geliebte, nicht leicht aber einen zweiten Sully finden könne. So dachte die Mehrzahl der deutschen Fürsten im vorigen Jahrhundert nicht. Es gibt kaum ein lehrreicheres und abschreckenderes Beispiel von der furchtbaren Verblendung, in welche eine ungezügelte und verbrecherische Neigung einen von Haus aus nicht unedlen Charakter zu stürzen vermag, als das Verfahren des Herzogs Eberhard Ludwig gegen seinen Jugendfreund und treuen Diener Forstner, welchen er seiner Leidenschaft zur Grävenitz opferte. Forstner hatte diese Leidenschaft sogleich in ihrem Entstehen entdeckt. Er kannte den Charakter und Lebenswandel der Dame und wußte, durch welche Intriguen man den Herzog in eine Neigung für dieselbe zu verstricken suchte. Er machte ihn mit Freimuth darauf aufmerksam. Der Herzog bezeigte ihm seine Dankbarkeit und gab ihm sein Wort „als Freund und Fürst", daß er seine Dienste nie vergessen, ihn nie seiner Mätresse aufopfern werde. Aber nicht lange, so kündigte ihm der, von seiner Leidenschaft immer weiter fortgerissene Fürst an, daß er die Grävenitz zu heirathen und zur Herzogin zu erheben, seine Gemahlin aber zu verstoßen gedenke. Forstner bekämpfte mit aller Macht der Beredsamkeit einen so unheilvollen Entschluß, der, wie er dem Herzog vorstellte, ihm nicht nur die Liebe seiner Unterthanen, sondern leicht sein Land kosten könne. Vergebens. Der Herzog that den verhängnißvollen Schritt. Die Folgen ließen nicht auf sich warten. Eine kaiserliche Commission ward angemeldet. In höchster Verlegenheit nahm der Her-

zog ſeine Zuflucht wieder zu Forſtner. Dieſer brachte eine Ausſöhnung zwiſchen ihm und der Herzogin zu Stande; die Grävenitz ward an einen Herrn v. Wurben vermählt. Allein ihr Einfluß auf den Herzog war dadurch um Nichts vermindert. Bald beherrſchte ſie nicht blos den Hof, ſondern das ganze Land. Ihre Verwandten und Creaturen nahmen die erſten Stellen ein. Die Herzogin ward beleidigt, der Erbprinz mißhandelt. Forſtner, welcher allein ſich jenem Einfluß nicht beugen wollte, ſah ſich zuletzt, ſeiner eigenen Sicherheit halber, genöthigt, zu fliehen. Von Straßburg aus ſchrieb er an ſeinen ehemaligen fürſtlichen Freund und ſuchte ihm noch einmal die Augen zu öffnen. Statt aller Antwort ließ man ihn zu Paris, wohin er ſich indeß begeben hatte, mittels eines Verhaftsbefehls des Königs einſperren, in Stuttgart ſein Bildniß durch den Scharfrichter verbrennen und ſein Vermögen, ſoweit man deſſen habhaft werden konnte, confiſciren*).

Diener von der Unerſchrockenheit, Beharrlichkeit und aufopfernden Treue für das wahre Wohl ihres Gebieters und ihres Landes, wie es Forſtner war, gab es nur wenige. Der Troß der Hof- und Staatsbeamten, ſelber Perſonen von der höchſten Stellung und Geburt, buhlten ſclaviſch um die Gunſt der fürſtlichen Geliebten und ſuchten, weit entfernt, die ungeordneten Leidenſchaften ihrer Herren zu bekämpfen, dieſelben vielmehr zu ermuntern, zu unterſtützen und für ihr eigenes Intereſſe auszubeuten. Und die Fürſten waren ſchwach genug, ſich zum Gegenſtand ſolcher Intriguen darzubieten und ihre Leidenſchaften zum Werkzeug des Eigennutzes oder des Ehrgeizes ihrer Höflinge mißbrauchen zu laſſen. Auguſt dem Starken ward bei einem Aufenthalte in Warſchau von ſeinen Umgebungen, die ihn dem allmächtigen Einfluß der Coſel entziehen wollten, die Gräfin Dönhoff entgegengeführt, und Auguſt, obgleich er den Plan merkte und dadurch gegen die Dönhoff eingenommen ward, ließ ſich doch am Ende durch die fortgeſetzten Bemühungen der Dame und ihrer Verwandten beſtricken, machte ſie zu ſeiner Geliebten und bewilligte der Familie alle die unverſchämten Forderungen, welche ſie im Laufe dieſes Liebeshandels an ihn ſtellte**).

Wie die Erfüllung der öffentlichen Pflichten, ſo litt auch die per-

*) Spittler, „Geſch. Würtembergs", S. 298, und die dort abgedruckte „Apologie de Mr. Forstner."

**) La Saxe galante, S. 368.

sönliche Würde der Fürsten unter einer Leidenschaft, welche bei der Wahl ihres Gegenstandes, wie der Werkzeuge und der Mittel ihrer Befriedigung, nicht selten jede Rücksicht, nicht blos der standesgemäßen Sitte, sondern selber der gewöhnlichsten Schicklichkeit aus den Augen setzte. Dieselben Fürsten, welche sich sonst mit aller Grandezza einer steifen Etikette umgaben, scheuten sich nicht, bei ihren Liebeshändeln zu den größten Vertraulichkeiten mit den niedrigsten ihrer Diener, ja mit Personen von der untergeordnetsten gesellschaftlichen Stellung und dem zweideutigsten Rufe herabzusteigen. August der Starke pflegte mit einer Anzahl junger Cavaliere vom Hofe, Leuten von ebenso lockeren Sitten wie er, in höchster Vertraulichkeit die gegenseitigen Liebesabenteuer auszutauschen und die Vorzüge der Geliebten eines jeden zu besprechen. Bei einer solchen Gelegenheit war es, wo Graf Hoym die Schönheit seiner jungen Frau rühmte, die er wohlweislich bis dahin vom Hofe fern gehalten hatte, und der Prinz von Fürstenberg, einer der Vertrautesten des Königs, dem Grafen eine Wette anbot, daß dem von ihm entworfenen Bilde seiner Gemahlin die Wirklichkeit nicht entspreche. Der unglückliche Graf, mehr noch, als durch die Aussicht auf Gewinn, durch seine aufgestachelte Eitelkeit verführt, ließ seine Gemahlin an den Hof kommen, die natürlich bald eine Beute der königlichen Leidenschaft wurde, und erhielt dafür als Entschädigung den Preis der Wette, tausend Ducaten, welche der König dem Verlierenden verzehnfacht wiedererſetzte. Ein anderes Mal hörte der König beim Lever seine Hofleute von einer neuentdeckten berühmten Schönheit sprechen: alsbald berief er den Urheber dieser Entdeckung in sein Kabinet, um die gefundene Spur weiter zu verfolgen. Als er sich in die Duparc verliebt hatte, ließ er beim Intendanten des Theaters für sich, die Duparc und einige andere Tänzerinnen ein Souper vorrichten, aß mit diesen Damen des Theaters zusammen, entfernte sich beim Dessert auf einige Zeit mit der Duparc und befahl beim Fortgehen, jeder der Tänzerinnen ein Geschenk an Geld und Kleidern zu reichen*).

Solche und ähnliche Vertraulichkeiten, welche in jedem andern Verhältniß als eine Entwürdigung der Majestät gegolten hätten, erschienen gerechtfertigt durch diese mächtigste der Leidenschaften, welche allein das Vorrecht hatte, die Götter der Erde vollständig als Menschen erscheinen

*) Alles Obige nach der „Saxe galante."

zu laſſen und ſie in ihrer größten Schwäche dem Volke zu zeigen, welchem von einer edleren Seite nahezutreten, ſie ſich viel zu vornehm erachteten.

So allgemein anerkannt waren die zarten Verhältniſſe der höchſten Perſonen, daß, als der König von Dänemark zum Beſuch bei Auguſt dem Starken war, er mit dieſem zu der damaligen Mätreſſe ſeines königlichen Wirthes, der Gräfin Coſel, fuhr und bei den Feſten, welche ihm zu Ehren gegeben wurden, überall die Chiffre und Deviſe dieſer Dame trug*)!

Allgemeine Umgeſtaltung der Höfe nach franzöſiſchem Zuſchnitt.

Je mehr die Fürſten ſich dem freien Zuge der Liebe hingaben und je mehr der Geiſt der Galanterie den ganzen Ton der Höfe zu beherrſchen anfing, deſto raſcher und üppiger entwickelten ſich auch alle übrigen Keime eines leidenſchaftlichen und leichtfertigen Lebensgenuſſes. Der bunteſte Wechſel rauſchender Vergnügungen aller Art, die reichſte Entfaltung von Glanz und Pracht, ein ewiger Taumel geſelliger Ergötzungen, Das ſchien die nothwendige Würze eines Verhältniſſes, welches doch hauptſächlich auf ſinnliche Neigungen gebaut war, die würdigſte Huldigung für die Gegenſtände einer Leidenſchaft, welche weit mehr der Phantaſie, als dem Herzen entſprang. Die Zärtlichkeit der fürſtlichen Liebhaber war raſtlos bemüht, die jeweiligen Gebieterinnen ihrer Herzen mit den ſeltenſten und ausgeſuchteſten Huldigungen zu umgeben, und der häufige Wechſel dieſer Verhältniſſe ſelbſt ließ es an immer neuen Gelegenheiten zu ſolchen Verherrlichungen nicht fehlen. Der Ruf der Galanterie, den die einzelnen Höfe ſich wetteifernd ſtreitig machten, lockte aus den weiteſten Kreiſen der vornehmen Geſellſchaft Alles herbei, was durch Schönheit, Eleganz und Koketterie auf dieſer Schaubühne des guten Geſchmacks glänzen zu können hoffte, und das Zuſammenſtrömen ſo vieler und ſo mannigfaltiger Elemente einer anmuthig ſchillernden Geſelligkeit ſteigerte wiederum fortwährend den bunten Reiz dieſes heitern und leichtfertigen Treibens. Ab- und zureiſende Cavaliere**) vermittelten den Verkehr zwiſchen den verſchiedenen Höfen und wurden die Verkündiger des Glanzes und der feinen Sitten des einen

*) La Saxe galante.

**) Im J. 1721 paſſirten in Dresden binnen acht Monaten nicht weniger als 400 Perſonen vom hohen Adel aus fremden Ländern ein (Iccander, „Kurzgefaßtes ſächſiſches Kernchronicon“, 2. Bd., S. 12).

an den andern. In größerem Maßſtabe verrichteten daſſelbe Geſchäft jene Zeitſchriften, welche, wie der Mercure galant, der Mercure historique, das Theatrum Europaeum, das „Eröffnete Kabinet großer Herren" und andere, die Schilderung aller Vorgänge in der vornehmen Welt zu ihrer ausſchließlichen oder doch bevorzugten Aufgabe machten, ſo wie jene poetiſchen und proſaiſchen Feſtbeſchreibungen aller Art, in denen berufsmäßige Hofpoeten und Hofhiſtoriographen jedes Hoffeſt und jede fürſtliche Reiſe mit bombaſtiſcher Weitſchweifigkeit dem — wie ſie wenigſtens annahmen — geſpannt aufhorchenden Europa verkündigten.

Bild der Lebensweiſe und der Beſchäftigungen an dieſen Höfen.

Das Leben in dieſen Kreiſen glich einem ewigen Rauſche. Schon der alltägliche Lauf der Dinge bot einen ſteten Wechſel von Luſtbarkeiten und Zerſtreuungen dar. Bälle, Concerte, Spielgeſellſchaften, Maskeraden folgten ſich an vielen Höfen Tag für Tag, nur etwa unterbrochen, je nach der Jahreszeit, durch Jagdpartien, Schlitten- oder Gondelfahrten, den Beſuch der verſchiedenen Luſtſchlöſſer und allerhand Feſtlichkeiten im Freien. Am Mittag vereinigte gewöhnlich eine reichbeſetzte Tafel — an den größern Höfen bis zu 90 und 100 Couverts alltäglich — die fürſtliche Familie mit den fremden Cavalieren (welche oft auch im Reſidenzſchloſſe ſelbſt Wohnung erhielten), den Hofchargen und ſonſtigen Eingeladenen zu einem reichen und gewöhnlich langausgedehnten Mahle, und am Abend fand ſich der glänzende Cirkel in der franzöſiſchen Comödie oder der italieniſchen Oper wieder zuſammen, wo nach damaliger Sitte die ganze vornehme Welt freien Eintritt hatte *). Häufige Beſuche zwiſchen den zahlreichen, meiſt unfern von einander gelegenen Höfen, bisweilen größere Reiſen, faſt immer mit bedeutendem Gefolge und großem Prunke unternommen, bald in ein Bad, bald zu einer der Meſſen in Leipzig oder Frankfurt a. M. (beliebten Sammelpunkten der hohen Ariſtokratie), brachten weitere Abwechſelung in das Leben dieſer Kreiſe. Dazu kamen endlich die vielen außergewöhnlichen Feſte, zu denen der Geburts- oder Namenstag des Fürſten oder ſeiner Mätreſſe, oder ſonſt eine Familienfeier, oder die Anweſenheit eines fremden Potentaten, oder auch wol irgend eine willkürlich herbeigeführte Gelegenheit Anlaß gab. Ein ſol-

*) Häuſſer, „Geſchichte der Pfalz", 2. Bd., S. 933; Pöllnitz, „Memoiren", 2. Bd., S. 77 ff.

ches Feſt, mit ſeinen Vorbereitungen, ſeiner Ausführung und ſeinen Nachklängen, ſetzte nicht blos Fürſt und Hof, ſondern die Reſidenz und beinahe das ganze Land Wochen und Monate lang in Bewegung. Wie einem weltgeſchichtlichen Ereigniß ſah man ihm lange voraus entgegen, hing man ihm lange hinterher noch in der Erinnerung nach. In Ermangelung würdigerer Gegenſtände des patriotiſchen Wetteifers, kitzelte ſich die Eitelkeit, nicht allein der Höfe, ſondern auch der Bevölkerungen, mit dem ſtolzen Gedanken, daß ihr Fürſt an Geſchmack, Neuheit der Erfindung und Pracht der Ausführung den Sieg über andere davongetragen habe. Die Fürſten ſelbſt ſchienen dieſen Ruhm nicht ſelten höher anzuſchlagen, als das Lob guter Landesväter und pflichteifriger Regenten. Auguſt der Starke fand, trotz der Doppellaſt der Regierung ſeiner Erbſtaaten und ſeines polniſchen Königreichs, welche auf ihm ruhte, Muße genug, um ſich Monate lang in höchſteigener Perſon mit den Vorbereitungen zu den glänzenden Feſten zu beſchäftigen, mit denen er das Luſtlager von Mühlberg (1730) umgab*), und der glänzende Kreis fürſtlicher und adeliger Gäſte, welcher dieſe Feſte verherrlichte**), ſo wie das ſchmeichelhafte Lob des Mercure historique, der denſelben den Preis ſogar vor denen, die Ludwig XIV. einſt bei gleicher Gelegenheit zu Compiegne gegeben, zuerkannte, war gewiß für den eitlen Monarchen eine ebenſo große Genugthuung, wie eine gewonnene Schlacht oder ein glücklich erreichter Friedensſchluß. Jene Feſtlichkeiten ſelbſt nahmen über einen vollen Monat in Anſpruch. Faſt ebenſo lange dauerten die beim Einzug der Erzherzogin Joſephine, der Braut des Kurprinzen (1719) und die bei der Anweſenheit Friedrich Wilhelm's I. und ſeines Sohnes, des ſpätern Friedrich d. Gr., in Dresden (1728), ſämmtlich von dem Könige ſelbſt angegeben und geleitet. Ja bei der Vermählung des Prinzen Chriſtian, des Sohnes Friedrich Auguſt's II., kamen Hof und Reſidenz drei volle Monate lang aus dem Taumel der Luſtbarkeiten nicht heraus***). Alle Elemente und alle Naturreiche wurden bei ſol-

*) Vehſe a. a. O., 32. Bd., S. 58. La Saxe galante.

**) Nach Vehſe a. a. O., 32. Bd., S. 61, waren dabei anweſend: König Friedrich Wilhelm I. von Preußen nebſt ſeinem Kronprinzen und dem alten Deſſauer, außerdem 47 Herzöge und Fürſten, 15 Geſandte verſchiedener Mächte, 69 Grafen, 38 Barone. Die Koſten werden verſchieden, im Geringſten (ebenda) auf 1 Mill., von Keyßler („Reiſen") auf 5 Mill. angegeben.

***) Pöllnitz a. a. O.; La Saxe galante; Vehſe, „Deutſche Höfe", 32. und 33. Bd. u. ſ. w.

chen Gelegenheiten in Contribution geſetzt; allen Völkern und allen Zeiten entlehnte man Coſtüm, Idee und Anordnung der Aufzüge und der Decorationen. Da gab es Venusfeſte in den Luſtgärten, Dianenfeſte in den Hainen, Nymphenfeſte auf dem Fluſſe, Saturnusfeſte in den Klüften und auf den Höhen benachbarter Felsgebirge. Der ganze Hof vermummte ſich abwechſelnd in Ritter und Sarazenen, in Geſtalten des griechiſchen Götterhimmels und in Geſtalten aus der nächſten Alltagswelt, Bauern und Bergleute, in franzöſiſche Schäfer, italieniſche Fiſcher und nordiſche Jäger. Um den Reiz der Phantaſie und den Triumph des Außerordentlichen, Wunderähnlichen noch zu ſteigern, that man der Natur ſelbſt Zwang an. Auguſt d. St. ließ beim Luſtlager von Mühlberg durch 500 Bauern und 250 Bergleute ein ganzes Stück Wald ausroden, um beſſeren Platz für ſeine Anſtalten zu gewinnen*). Carl Eugen von Würtemberg, nicht zufrieden mit den gewöhnlichen Luſtbarkeiten, ließ auf Bergen Seen graben, dieſe mit Waſſer füllen, und ergötzte ſich daran, Hirſche darin zu jagen; er ließ ganze Wälder künſtlich erleuchten, inmitten deren dann aus Grotten Heere von Faunen und Satyrn hervorſprangen und in der Mitternachtsſtunde wollüſtige Ballette aufführten**).

Ein Touriſt jener Zeit, Herr von Loën, ſchildert einen Carneval unter Auguſt d. St. mit folgenden Worten des Erſtaunens***):

„Dresden ſcheint ein bezaubertes Land, welches ſogar die Träume der alten Poeten noch übertrifft. Man kann hier nicht wohl ernſthaft ſein, man wird in die Luſtbarkeiten und Schauſpiele hineingezogen. Hier giebt es immer Maskeraden, Helden- und Liebesgeſchichten, verirrte Ritter, Abenteuer, Wirthſchaften, Jagden, Schützen- und Schäferſpiele, Kriegs- und Friedensaufzüge, Ceremonien, Grimaſſen, ſchöne Raritäten u. dergl. m. Alles ſpielt; man ſieht zu, ſpielt mit und läßt mit ſich ſpielen.“

Der Fürſtenberuf und ſeine Auffaſſung an den Höfen und im Volke ſelbſt.

Es war in der That ein luſtiges, nichtsnutziges Treiben, in welchem man ſich Tag aus Tag ein bewegte. Die Fürſten ſelbſt, fortwährend von Weihrauchwolken der Schmeichelei und Vergötterung umgeben, ſchienen ſich jenen höheren We-

*) Vehſe a. a. O., 32. Bd., S. 58.

**) „Reiſen eines Franzoſen“ (von Risbeck).

***) Vehſe a. a. O., 32. Bd., S. 70.

ſen des Epikur gleich zu dünken, welche weit über der Erde ein ſorgloſes und freudenvolles Leben führten. In einem ewigen Wechſel von Vergnügungen und im eitlen Genuſſe ihrer eigenen Erhabenheit ſchwelgend, unbekümmert um Das, was tief unter ihnen, in der Sphäre der gemeinen Sterblichen, ihrer Unterthanen, vorging, warfen ſie höchſtens einmal aus ihrer Höhe einen Blick dahinab oder griffen mit einem Winke ihrer Allmacht, gewöhnlich ohne viel Vorbedacht, ſegnend oder ſtrafend ein, kehrten aber immer ſo bald als möglich zu dem eigentlichen Mittel- und Zielpunkte aller ihrer Gedanken zurück, der Verherrlichung ihres eigenen fürſtlichen Selbſt und der Befriedigung ihrer unerſättlichen Genuß- und Zerſtreuungsſucht. Auguſt d. St. glaubte gar etwas Großes und Gemeinnütziges vollbracht zu haben, wenn er Hof und Reſidenz mit ſich in einen wochenlangen Taumel von Vergnügungen verſetzte, und er hatte Recht, ſo zu denken, da das Volk ſchon ſo entartet war, daß nicht nur der Pöbel, wie einſt zu Rom, durch immer neue Spektakel, prunkende Augenweide und wilden Sinnentaumel ſich hochbeglückt und befriedigt zeigte, ſondern ſelber die Gebildeten in dieſen Ton ſerviler Huldigungen einſtimmten*).

*) Wir haben hierbei nicht die Lobhudeleien bezahlter Hofpoeten im Auge, ſondern Aeußerungen ſcheinbar unabhängiger Männer von hohem Anſehen. Gottſched beſang den Carneval zu Dresden 1732 in folgenden Verſen (Deſſen „Gedichte", S. 500, Curiosa Saxonica, 3. Bd., S. 53):

„Nun hab' ich's ſelbſt geſehn, nun weiß ich, wie es iſt,
Mein König, wenn Dein Volk des Kummers ganz vergißt,
Indem es voller Luſt nach Deinen Zimmern eilet
Und da die Faſtnachtsluſt mit Deinem Hofe theilet. . . . .
— So thuſt Du auch, o Herr, in Kur- und Königreich,
Die Gnade für Dein Volk macht Dich dem Höchſten gleich,
So weit es möglich iſt. — . . . .
— Es iſt Dir nicht genug, daß Du mit Sorgfalt wachſt,
Dein ganzes Land umher vor Feinden ſicher machſt, ...
— Nein, Deine Gnade geht bis auf die Luſtbarkeit.
Dein Unterthan genießt bei Dir der goldnen Zeit,
Darin Saturn regiert. . . . .
— So, König, iſt Dein Schloß, wo alle Freiheit blühet,
Von deſſen Schwelle uns kein Wächter rückwärts ziehet,
Wo Fürſt und Edelmann und Bürger ſich vermengt,
Wohin der Pöbel ſelbſt ſich nicht vergebens drängt. . . . .
— Geprieſ'nes Sachſenland, erkenne doch Dein Glück!
Und ſieh' die Faſtnachtsluſt mit einem ſchärfer'n Blick!"

Von Carl Theodor erzählt der Geschichtsschreiber Baierns, Zschokke, „er habe Alles gehen lassen und sich nur um Das gekümmert, was seine Einkünfte mehrte oder seinen natürlichen Kindern Vortheil brachte; eine gewisse Gutmüthigkeit habe ihn wohl für Erleichterungen des Volks und für Verbesserungen der öffentlichen Zustände geneigt gestimmt, so weit das Eine und das Andere ohne Unbequemlichkeit für ihn selbst geschehen konnte.“

Es gab Fürsten, welche ihre Thätigkeit und ihr Interesse zwischen den Zerstreuungen des Hoflebens und den ernsteren Regierungsgeschäften entweder wirklich theilten oder doch zu theilen den Schein haben wollten. Von dem Markgrafen von Baden-Durlach rühmt Pöllnitz*), daß er mitten aus den berauschenden Freuden seines Serails heraus mit seinen Räthen gearbeitet, seinen Unterthanen Audienz gegeben, außerdem auch mit wissenschaftlichen Studien sich beschäftigt

---

In dem Trauergedicht auf Augusts d. St. Tod preist er wieder das Glück, welches dem Lande durch die Prachtliebe des Königs zugeflossen („Gedichte“, S. 17):

„So manchen Bau Du Held vollführt,
So manchen Aufzug Du gehalten,
So vielmal hat das Land Dein mildes Herz gespürt,
Nur in veränderten Gestalten. . . . .
— Es ward die halbe Welt nach Sachsen eingeladen,
Wie gern war Jeder Dresdens Gast;
Doch ist, wenn sich Dein Schatz den Strömen gleich ergossen,
Der Ueberfluß ins Land geflossen.“

Wieder ein anderes Mal heißt es („Gedichte“, S. 18):

— „Du freust Dich, Deinen Unterthanen
Den Weg zu lauter Heil zu bahnen;
Drum sitzen sie dem Glück im Schooß.“

Als 1727 August, auf seiner Rückkehr aus Polen, seinen Geburtstag in Leipzig feierte, erschien eine Beschreibung der Festlichkeiten unter dem Titel: „Das frohlockende Leipzig.“ In einem Gedicht, welches die Universität bei gleicher Gelegenheit dem Könige überreichte, wird er „der Titus unserer Zeit“ genannt und so angeredet:

„Du weißt, je mehr Du göttlich bist,
Den Menschen glücklich vorzustehen:
Und suchst, so hoch Dein Vorzug ist,
Auch niedrer Knechte Wohlergehen.“

(„Das jetzt lebende Leipzig“, von Sicul, S. 265).

*) „Memoiren“, 1. Bd., S. 406.

habe. Der ausſchweifende Carl Eugen von Würtemberg wollte Friedrich II. nachahmen, ließ ſich von ſeinem Kammerdiener frühzeitig wecken und affectirte dann mehrere Stunden lang eine angeſtrengte Geſchäftsthätigkeit. Aber man kann ſich denken, mit welcher Hingebung und welchem eindringenden Verſtändniß ſolche Fürſten, kaum von einer Orgie ausgeruht und einer neuen entgegenlechzend, die oft ſo verwickelten, mühevollen und verdrießlichen Staatsgeſchäfte betrieben haben mögen, und gewiß kommt Caſanova's ſatiriſche Schilderung von der Ungeduld, womit der würtembergiſche Herzog Bauern, deren Streitigkeiten höchſteigen ſchlichten zu wollen er ſich herabließ, wenn ſie nicht ſofort ſeine Vorſchläge annahmen, zornig zur Thür hinauswarf, während er die Vorbringen hübſcher Bäuerinnen ſehr gründlich „unter vier Augen" unterſuchte, der Wahrheit näher, als die ernſthafte Lobeserhebung von dem Regenteneifer des Durlachers, welche der ſchmeichleriſche Hofmann Pöllnitz anſtimmt.

Die Anſicht von dem Berufe des Fürſten, ſeinem Verhältniß zum Lande und des Landes zu ihm, wie ſie damals in den allermeiſten deutſchen Hofkreiſen gäng und gäbe und ſelber im Volke — theils durch feile Liebedienerei, theils durch feige Unterwürfigkeit und erbärmliche Gedankenloſigkeit — weitverbreitet war, läßt ſich nicht beſſer wiedergeben als durch den Vers, worin ein damals wohlangeſehener Dichter, Pietſch, noch im Jahre 1740 mit beneidenswerther Naivetät dieſelbe ausſprach, wenn er frohlockend ausrief*):

„Der König iſt vergnügt, — das Land erfreuet ſich!"

Angeblich günſtige Kultureinflüſſe des franzöſiſchen Hoflebens. Die Höfe in ihrem Verhältniß zu den Künſten und Wiſſenſchaften.

Man hat ſich bisweilen darin gefallen, die Zeit der franzöſiſchen Bildung, der Prunkliebe und der Ausſchweifungen an den deutſchen Höfen als eine Zeit großartiger Förderung von Kunſt und Wiſſenſchaft, als eine Zeit der Entwicklung eines verbeſſerten Geſchmackes und eines lebhafteren Geiſtes in der Nation darzuſtellen. Man hat hingewieſen auf die werthvollen Sammlungen theils von Kunſtwerken, theils von Gegenſtänden des wiſſenſchaftlichen Gebrauchs, welche damals entweder begründet oder vermehrt und vervollkommnet wurden, auf den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Bauten, womit die Reſidenzen prachtlie-

*) In ſeinen „Helden- und Lobgedichten."

bender Fürſten ſich ſchmückten, auf den Glanz der Oper und des Schauſpiels, dieſer Schule eines verfeinerten Kunſtſinnes für ganze Bevölkerungen, und auf ſo manche andere nützliche Anſtalt, die ihr Entſtehen derſelben Freigebigkeit verdanke, welche lediglich als die Urheberin unſinniger und leichtfertiger Verſchwendungen anzuklagen eine undankbare Nachwelt ſich allzuſehr gewöhnt habe.

Es iſt wahr, die Hauptſtadt Sachſens verdankt ihre Gemäldegallerie ſonder Gleichen, ſo wie den größern Theil ihrer übrigen Sammlungen für Kunſt, Alterthumskunde, Naturwiſſenſchaften u. ſ. w., den beiden polniſchen Auguſten, von denen namentlich der zweite als wirklicher Freund und Kenner der ſchönen Künſte gerühmt wird*). Auch in Düſſeldorf ſammelte Johann Wilhelm von der Neuenburgiſchen Linie mit Geſchmack und Verſtändniß Werke der bildenden Kunſt, und ſeine Nachfolger, bis hinab auf Carl Theodor, zeigten ſich mehr oder weniger von dem gleichen äſthetiſchen Intereſſe beſeelt**). Und noch von manchen Fürſten jener Zeit wäre Aehnliches zu rühmen.

Wir wollen ihnen dieſen Ruhm nicht verkümmern. Das Bild der Fürſten und Höfe Deutſchlands im 18. Jahrhundert enthält ſo viele und ſo dunkle Schatten, daß wir ihm einiges Licht wol gönnen mögen. Nur muthe man der unparteiiſchen Geſchichte nicht zu, daß ſie um dieſes einen Verdienſtes willen die großen und verhängnißvollen Gebrechen überſehe, die damit Hand in Hand gingen, oder daß ſie aus dieſem Grunde ihr allgemeines Verdammungsurtheil über jene Periode der Liederlichkeit und des Leichtſinns zurücknehme! Es wäre ein trauriges Armuthszeugniß ebenſowol für die Kunſt, als für den menſchlichen Geiſt, wenn die Liebe zu jener und das Verſtändniß ihrer erhabenen Werke nur die Mitgift eines lockern Lebenswandels und leichtfertiger Anſichten von den heiligſten Verhältniſſen des Menſchen ſein könnte. Wenn wir zugeben müſſen, daß eine mehr ſinnliche Auffaſſung des Lebens oftmals, und namentlich in den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft, mit einer lebhaftern Hinneigung zur Kunſt, ja ſelber mit einem gewiſſen tieferen Kunſtintereſſe gepaart erſcheint, ſo leugnen wir doch entſchieden, daß dieſer Zuſammenhang ein nothwendiger und unauflöslicher, oder

*) Hübner, „Katalog der Dresdner Galerie, Vorrede.“

**) Pöllnitz, „Memoiren“, 3. Bd., S. 278.; Häuſſer, „Geſchichte der Pfalz,“ 2. Bd., S. 840.

daß eine erlauchte Gönnerſchaft der Kunſt um keinen andern Preis zu haben ſei, als um den der Losſprechung der fürſtlichen Mäcenaten von den Geſetzen und den Forderungen bürgerlicher Moral. Es gibt glücklicherweiſe ein Mittleres zwiſchen jenem herben Puritanerthum, welches die heitre Schönheit und ihre Verklärung durch die Kunſt mit finſterem Fanatismus von ſich ſtößt, und der ſinnlichen Lüſternheit, welche, indem ſie ſich zur Beſchützerin dieſer Kunſt aufwirft, deren keuſche Hoheit durch ihre Berührung entweiht und den wahren Geiſt künſtleriſcher Weihe — der nimmermehr ohne den Adel ſittlicher Kraft und Reinheit beſtehen kann — ertödtet, wie ſehr ſie auch durch die an die Kunſt und die Künſtler verſchwendeten äußeren Gunſtbezeigungen ihn zu fördern ſcheint. Auch hat es, dem Himmel ſei Dank, in Deutſchland allezeit Fürſten gegeben und gibt deren noch, welche für die Dienſte, die ſie den Künſten und Wiſſenſchaften leiſteten, ſich nicht bezahlt machten durch eine zügelloſe Befriedigung ſinnlicher oder despotiſcher Leidenſchaften und ein ihren Völkern gegebenes verderbliches Beiſpiel.

Uebrigens war ſelber der Eifer, den manche deutſche Fürſten des vorigen Jahrhunderts für Kunſt und Wiſſenſchaft zur Schau trugen, ſowol ſeinem eigentlichen Weſen, als ſeinen Erfolgen nach oftmals ein ſehr zweideutiger. Auf die Hunderttauſende, welche Friedrich Auguſt I. für Gemälde und Antiken verwendete, kommen nahezu Millionen, welche ihm das grüne Gewölbe, die Rüſtkammer, die Sammlung japaniſcher Porzellaine und Aehnliches koſteten — Sammlungen, deren wiſſenſchaftlicher oder Kunſtwerth in keinem Verhältniſſe zu dem ungeheuren Aufwande ſteht, der hier mit einer ſchwerfälligen und überladenen Pracht oder mit abenteuerlichen und oftmals geſchmackloſen Curioſitäten getrieben iſt. Auch in Düſſeldorf beſtand neben der Gemäldeſammlung ein „Raritätencabinet", welches jener erſtern die Aufmerkſamkeit der Beſucher und das Intereſſe des Kurfürſten ſtreitig machte*). Wo die fürſtliche Prachtliebe und Freigebigkeit ſich nicht darauf beſchränkte, ältere Kunſtwerke zu ſammeln und aufzubewahren, ſondern ſelber kunſtſchöpferiſch zu wirken unternahm, da verrieth ſich faſt immer die geiſtige Armuth und innere Hohlheit der äußerlich aufgeblähten und künſtlich emporgeſchraubten Bildung jener vornehmen Kreiſe. Die Schlöſſer, die man zum Theil mit ungeheurem Aufwand bauen ließ, die Parks und

*) Pöllnitz a. a. O.

Luſtgärten, die man einrichtete, die Statuen, mit denen man jene und dieſe ausſchmückte, ſind, mit ſeltenen Ausnahmen, redende Zeugen der Unnatur, der Verliebe für äußern Prunk und leeres Formenweſen, des völligen Mangels an Originalität und an Sinn für wahre, einfache Schönheit, woran jene Zeit krankte. Die ſclaviſche Nachahmung der Bauten und der Anlagen von Verſailles, welche uns an der Mehrzahl der Schlöſſer und der Parks aus dem vorigen Jahrhundert entgegen tritt, ſtimmt vollkommen zu der Abhängigkeit der Sitten und des Geſchmacks, in welche ſich die deutſchen Höfe, dem franzöſiſchen gegenüber, in allen Stücken begeben hatten. Die, bald ſinnlich lüſternen, bald theatraliſch affectirten Formen und Stellungen, die wir an den meiſten Werken der Bildhauerei derſelben Epoche wahrnehmen, erinnern lebhaft an das ganze Treiben der Kreiſe, zu deren ſinnlich äſthetiſcher Ergötzung ſie beſtimmt waren, jener Kreiſe, welche ihr Leben zwiſchen üppigen Vergnügungen und Anreizungen der Phantaſie, und einem ſteifen Zwange conventioneller Sitte und Etikette theilten. Der überladene Prunk der Verzierungen, ſowol an dem Aeußern, als im Innern der fürſtlichen Prachtbauten, die geſchmackloſe Vermiſchung von Kunſtformen aller Zeiten und aller Länder — (z. B. in Schwetzingen, wo türkiſche Kioſks und Minarets neben griechiſchen Tempeln und römiſchen Waſſerleitungen, künſtliche Ruinen mittelalterlicher Baukunſt neben ſolchen von antikem Gepräge ſich im bunten Wechſel, gleich Nürnberger Spielwaaren, an einander reihen) — die Unnatur und Einförmigkeit der auf fürſtlichen Befehl angelegten Städte mit ihren ſchnurgeraden und gleichförmigen, bald fächerartig ſich ausbreitenden, bald in regelrechten Vierecken ſich kreuzenden Straßen (wie Carlsruhe, Mannheim, Ludwigsburg u. a.) — endlich nicht am Wenigſten die merkwürdige Liebhaberei vieler Fürſten jener Zeit, ihre Reſidenzen aus den romantiſchen Naturumgebungen, in denen ihre Vorfahren ſich wohl gefühlt, hinweg und in die ödeſten, reizloſeſten, eintönigſten Flächen zu verlegen, Heidelberg mit Mannheim und Schwetzingen, Stuttgart mit Ludwigsburg, Durlach mit Carlsruhe zu vertauſchen*) — alles Dies charakteriſirt vollſtändig den Geiſt und die Bildungsweiſe einer Geſellſchaft, welcher Prunk mehr galt, als Be-

*) Um keinen Raub zu begehen, wollen wir nicht verſchweigen, daß auf dieſen letztgedachten, in der That ſehr charakteriſtiſchen Umſtand ſchon Häuſſer in ſeiner „Geſch. der Pfalz“ (2. Bd. S. 900.) aufmerkſam gemacht hat.

ſchmack, ein zerſtreuender Wechſel von bunten Erſcheinungen mehr, als ſinniger Ernſt und edle Einfachheit, Künſtelei mehr, als Natur, conventioneller Zwang mehr, als harmoniſche Freiheit.

Man ſieht es dieſen luſtig geſchwungenen Dächern und Giebeln, dieſen phantaſtiſchen Kuppeln, dieſen weithin glänzenden Dächern von Kupfer oder Zink, dieſen willkürlich aneinandergereihten und doch ſteifen Schnörkeln, dieſen allegoriſchen Figuren, die in theatraliſchen Stellungen herabblicken oder hingelagert ruhen, dieſen ſich weit ausbreitenden Rampen und dieſen feierlichen Freitreppen, dieſen hohen, ſteifen, ſtrengverſchnittenen Tarushecken und dieſen Grotten mit Nymphen, Amoretten und verborgenen Waſſerkünſten, man ſieht es ihnen wol an, daß hier ein Geſchlecht gewandelt iſt, kunſtreich friſirt und toupirt, in Escarpins und galonirtem Hofkleide, unter dem Arme den Chapeau bas und an der Seite den Galanteriedegen, in zierlichem Tanzſchritt ſich neigend und beugend, Complimente und Bonmots drechſelnd, ein Geſchlecht, luſtig ohne Behagen, ſchillernd ohne tieferen Gehalt, äußerlicher Convenienz huldigend bei innerer Geſetzloſigkeit und Verachtung jedes höheren Ideals.

Demſelben heitern, aber oberflächlichen Geſchmacke des romaniſchen Genius huldigten die Höfe des vorigen Jahrhunderts in Bezug auf die Muſik und das Theater. Italieniſche Oper, franzöſiſche Comödie und franzöſiſches Ballet, die Kunſtfertigkeiten eines Lotti, Jomelli und Noverre verſchlangen das ganze Intereſſe der vornehmen Geſellſchaft und wurden mit den ungeheuerſten Koſten gepflegt, während deutſches Schauſpiel und deutſche Muſik — ſelbſt als beide wieder einen friſcheren Aufſchwung zu nehmen begannen, — ſich faſt nirgends in dieſen Kreiſen einer ermunternden Beachtung zu erfreuen hatten. Es war keiner jener größeren, üppigen und glänzenden Höfe, weder der zu Dresden noch der zu Berlin oder Braunſchweig, ſondern es waren zwei der kleineren, unſcheinbaren — die zu Weimar und Arnſtadt, — welche dem Altmeiſter der neuern deutſchen Muſik, Seb. Bach, die erſte Anregung und Unterſtützung zur Entfaltung ſeines herrlichen Talentes gaben, und es war ein bürgerliches Gemeinweſen, Leipzig, welches ihm eine bleibende Stätte ſeines Wirkens bot. Auch Händels großer Genius entfaltete ſich erſt dann in ſeiner ganzen erhabenen Pracht und Hoheit, als er aus der beengenden und unfruchtbaren Sphäre des Hoflebens zu Hannover in die freien und großartigen Verhältniſſe des engliſchen Volks-

lebens verſetzt ward. Die Kunſtfertigkeit Haſſes — des „göttlichen Sachſen," — wie ihn bewunderungsvoll ſogar ſeine italieniſchen Kunſtgenoſſen nannten — ward zwar von dem Dresdner Hofe mit ſchwerem Gelde erkauft, aber nur, weil er eben ein Meiſter der Muſik im italieniſchen Style und nebenbei der Gemahl der ſchönen und talentvollen Sängerin Fauſtina Bordoni war. Und man ließ ihn ungehindert wieder nach Italien ziehen, ja hielt ihn, wie die böſe Welt ſagt, abſichtlich Jahrelang dort von der Heimath entfernt, um inzwiſchen ungeſtörter ſich des Beſitzes ſeiner reizenden Gattin — der Geliebten des Königs Friedrich Auguſts II., oder Brühls, oder Beider — erfreuen zu können*).

Am Ende des 17. Jahrhunderts hatten manche der Fürſten, die ſich im Uebrigen bereits der neueren, franzöſiſchen Richtung zuneigten, doch auch den edleren Ergötzungen der Wiſſenſchaft ihre Aufmerkſamkeit nicht verſagt, hatten deutſche Gelehrte an ſich gezogen und unterſtützt. Um den Beſitz eines Leibnitz rivaliſirten mit dem ernſteren Hofe des Reichserzkanzlers von Mainz die leichtfertigern Höfe von Hannover und Berlin, und der Landgraf von Heſſen-Rheinfels ſuchte wenigſtens durch brieflichen Verkehr einen Antheil an dem Genie und dem Ruhme des Philoſophen ſich zu verſchaffen. Anton Ulrich von Braunſchweig verſuchte ſich ſogar ſelbſt, mitten unter den Zerſtreuungen der italieniſchen Oper und der franzöſiſchen Comödie, denen er nach dem allgemeinen Geſchmacke huldigte, in Schöpfungen der deutſchen Muſe, und ſeine geiſtlichen Lieder wie ſeine Romane, wenn auch ihr dichteriſcher Werth nur ein zweifelhafter iſt, bezeugen doch wenigſtens ein ernſteres Streben des fürſtlichen Verfaſſers. Später wieder, als die Periode der Liederlichkeit und Oberflächlichkeit ſchon zu Ende ging und die tonangebenden Kreiſe ſich vor der weitausgebreiteten ſoliden Bildung der bürgerlichen Klaſſen zu ſchämen begannen, zeigten manche der Fürſten, welche im Uebrigen noch ganz jener Periode angehörten, einen lebhaften Eifer — nicht ohne eine gewiſſe Affectation — für Förderung der Künſte und Wiſſenſchaften und für Unterſtützung heimiſcher Talente. Carl Theodor von der Pfalz ſtiftete Akademien für die Kunſt, Geſellſchaften für vaterländiſche Sprache und Geſchichte, ſogar ein „deutſches Nationaltheater," ſuchte mit Schriftſtellern von Bedeutung Verbindungen anzuknüpfen, die nur freilich meiſt

*) Barthold, „Geſchichtliche Charaktere aus Caſanovas Memoiren", S. 37 ff. — Vehſe, „Deutſche Höfe", 33. Bd.

ohne Reſultate blieben, brachte es aber mit Alledem weder für ſeine Perſon zu mehr als einem gelehrten Dilettantismus, noch für ſeine Anſtalten zu einem wirklichen, nachhaltigen Gedeihen und Wirken im großen Maßſtabe*). Carl Eugen von Würtemberg wollte, wie es ſchien, die Zügelloſigkeiten ſeines frühern Lebens abbüßen und dem Zuge der Zeit nach ernſteren Dingen gerecht werden, und ſo ſtiftete er die Carlsakademie, die in der That manches tüchtige Talent zeitigte, aber auch manches Genie beinahe erſtickt hätte, wenn es nicht ihrem Bannе entflohen wäre. Denn auch als „Schulmeiſterlein" (wie Schubart, zu ſeinem eignen Verderben, mit nur allzuwahrer Satire den verwandelten Herzog ſpottend nannte,) blieb Carl der Despot, der er ſein Leben lang geweſen, und, wie er ſich früher an den kunſtgerecht verſchnittenen Taxushecken nach franzöſiſchem Geſchmack in ſeinen Gärten und Parkanlagen erfreut hatte, ſo erfreute er ſich jetzt an der gleichen Uniformität, welche mit militäriſcher Strenge in dem ganzen Weſen und Thun ſeiner Carlszöglinge — vom Aeußerlichſten, dem Zopfe an, bis auf die innerſten Regungen ihres Geiſtes- und Gemüthslebens — herzuſtellen er ſich vermaß.

Immerhin verrieth die Handlungsweiſe dieſer Epigonen des Ludwigiſchen Zeitalters einen gewiſſen, wenn auch vielleicht zum größern Theile nur erheuchelten, Reſpekt vor den ernſteren Geiſtesbeſchäftigungen der Nation. Auf dem eigentlichen Höhepunkte jener Zeit der Liederlichkeit dagegen hielt man es nicht einmal der Mühe werth, ſeine Geringſchätzung der gelehrten Studien und der Beſtrebungen für Bildung des Volks zu verbergen oder zu beſchönigen. In Dresden hatte man — zu derſelben Zeit, wo ein einziges Feſt Hunderttauſende verſchlang — kein Geld zur Errichtung einer „Akademie der Naturmerkwürdigkeiten," welche Leibnitz dringend anempfahl**), und der Zuſchuß von 200 Thalern, welchen Profeſſor Mencke in Leipzig für gelehrte Zwecke vom Hofe bezogen hatte, war, trotz der eifrigſten Verwendung Gottſcheds zu Gunſten der neugeſtifteten deutſchen Geſellſchaft, nicht wiederzuerlangen — wie Gottſcheds Correſpondent von Dresden aus ihm ſchreibt, „wegen der Menge und Wichtigkeit ſo vieler andren Sachen***)!"

*) Häuſſer, a. a. O., 2. Bd., S. 907.

**) Herder's „Adraſtea", 3. Bd., S. 52. Tenzel's „Curioſitätenbibl", S. 48.

***) Gottſcheds „Handſchriftlicher Briefwechſel" (auf der Leipziger Univerſitäts-Bibl.) 2. Bd., S. 151.

Der geſellige Ton an dieſen Höfen war ſo, wie man nach allem Vorausgegangenen ſich denken kann. Frivolität galt für Geiſt, Unverſchämtheit für feine Lebensart, dagegen Gründlichkeit des Wiſſens und Ernſthaftigkeit des Weſens für Pedanterie und unweltmänniſche Steifheit. Man affectirte franzöſiſche Zierlichkeit und franzöſiſchen Witz und verachtete die heimiſche Bildung ſo ſehr, daß man ſich ſelber der Mutterſprache ſchämte*), und doch brachte man es nicht über eine matte Nachahmung der Manieren, der Witzworte, der Zweideutigkeiten der Hofcirkel von Verſailles hinaus, und, wenn es auch gelang, dieſe an Schlüpfrigkeit der Sitten und Leichtfertigkeit der Reden zu erreichen, ſo mühte ſich doch die deutſche Schwerfälligkeit vergebens ab, ihren Lehrmeiſtern an Witz und Geiſt nachzueifern.

Die Umgebungen der Fürſten.

Die Umgebungen der Fürſten an dieſen nach franzöſiſchem Zuſchnitt eingerichteten Höfen waren ihrer Gebieter würdig. Statt jener Spalatine und Carlowitze, welche einem Friedrich dem Weiſen und einem Moritz von Sachſen als Freunde und Rathgeber zur Seite geſtanden hatten, ſah man jetzt an demſelben Hofe einen Vitzthum, einen Fürſtenberg und Andere des gleichen Schlages, ebenſo leichtſinnige und charakterloſe, als oberflächliche und jeder gründlichen Bildung ermangelnde Leute, allzeit bereite Genoſſen, Förderer und Anhetzer der ungeregelten Leidenſchaften ihres gnädigen Herrn — es iſt ſchwer zu ſagen, ob mehr aus eigner laſterhafter Neigung, oder aus feiler Liebedienerei. An der Stelle der ernſten Geſpräche über die heiligſten Angelegenheiten des Menſchen und die höchſten Pflichten des Fürſten, welche einſt hier gepflogen worden waren, hörte man jetzt frivole Spöttereien über Tugend und Unſchuld, unwürdige Vertraulichkeiten zwiſchen dem Fürſten und ſeinen Günſtlingen über Zahl und Dauer der beiderſeitigen Liebſchaften; wie damals die gemeinſame Begeiſterung für die edelſten Ziele der Wohlfahrt und des Seelenheils der Völker, ſo war jetzt die

*) Das ſtärkſte Beiſpiel hiervon gab die bairiſche Prinzeſſin, welche den franzöſiſchen Dauphin heirathete. Als dieſe in Straßburg von einer Deputation der dortigen Bürgerſchaft deutſch angeredet ward, erklärte ſie derſelben: ſie verſtehe kein Deutſch mehr! (Meiners, a. a. O., 3. Bd., S. 355.) Die Herzogin von Orleans hält ſich mehrmals über die Deutſchen wegen dieſer Verachtung ihrer Mutterſprache auf (z. B. „Briefe", S. 168.). Auguſt dem Starken wußte ſeine Geliebte, die franzöſiſche Tänzerin Düparc, keine größere Schmeichelei zu ſagen, als: Vous êtes tout Français!

gemeinſame Leichtfertigkeit und Liederlichkeit das Band, welches den Monarchen an ſeine nächſten Umgebungen knüpfte.

Eine bunte Maſſe ausländiſcher Cavaliere und Glücksritter drängte ſich fortwährend herbei, um an dieſem glänzenden Hofe ihr Glück zu machen. Dresden wimmelte von Franzoſen, Italienern, Polen, Schweden, dazu von Deutſchen aus aller Herren Ländern. Die Schilderungen, welche zeitgenöſſiſche Schriftſteller aus jenen Kreiſen ſelbſt von den hervorragenderen Perſönlichkeiten am Hofe Auguſt's des Starken entwerfen, bezeugen, wie ſehr daſelbſt die Eigenſchaften des Hofmannes und des Cavaliers nach der Mode die des Staatsmannes in den Hintergrund ſtellten. Denn in dieſen Schilderungen iſt weit mehr von den feinen Manieren, den geſellſchaftlichen Talenten, den äußeren, körperlichen Vorzügen, der vornehmen Geburt oder den hohen Verbindungen, wodurch Dieſer und Jener ſein Glück bei Hofe gemacht, die Rede, als von ſolchen Tugenden, welche man bei Denen zu finden wünſchen möchte, denen die erſten Poſten des Staats und die nächſten Plätze um die Perſon des Fürſten anvertraut waren*).

Auch waren es in der That meiſt ganz andere Verdienſte, als die des Staatsmannes, des Feldherrn oder des gründlichen Kenners der Landesverwaltung, welche zu der Gunſt des Monarchen den Weg bahnten. Der Eine war für ſeine hohe Stellung der Protection eines ſchon befeſtigten Günſtlings, ein Anderer der Fürſprache einer Mätreſſe verpflichtet, und auch Diejenigen, welche ſich ohne fremde Hülfe emporgeſchwungen, verdankten Dies in der Regel nur den ſehr zweideutigen Dienſten, welche ſie ſo glücklich geweſen waren den fürſtlichen Launen und Leidenſchaften zu leiſten.

Unter dem zweiten polniſchen Auguſt ſtieg man in Bezug auf die Wahl der Umgebungen der allerhöchſten Perſon noch einige Stufen tiefer hinab. Nicht blos Pagen, ſondern gemeine Lakaien wurden durch die Gunſt des Monarchen zu den oberſten Stellen am Hofe und im Lande befördert**).

---

*) Pöllnitz, „Memoiren", 1. Bd., S. 164 ff.: Vehſe, „Deutſche Höfe", 32. Bd., S. 199 ff.

**) Brühl und Sulkowsky, Beide im Kabinette des Königs, waren Pagen geweſen und hatten nie ſtudirt. Hennicke, gleichfalls eine Zeitlang Miniſter, war früher Lakai. Damals erſchien in Holland eine Spottmünze mit der Umſchrift: „Wir ſind unſerer Drei, zwei Pagen und ein Lakai." Vehſe a. a. O., 33. B., S. 347.

In Würtemberg hauſte, nachdem unter Eberhard Ludwig eine Mätreſſe, die Grävenitz, als Landhofmeiſterin von Würden förmlich den Kabinetsminiſter geſpielt, im Geheimenrathe den Vorſitz geführt und das Land ſouverän regiert hatte*), unter ſeinem Nachfolger Carl Alexander der vielberufene „Jud Süß", plünderte das Volk aus und mißbrauchte die Schwäche und Trägheit des Fürſten ebenſo zur Befriedigung ſeiner Hab- und Herrſchſucht, wie Dies in Sachſen Brühl that.

In München theilten ſich in den Einfluß über den alternden und abgelebten Carl Theodor Jeſuiten, Günſtlinge, Mätreſſen und die zahlreichen natürlichen Kinder des Kurfürſten**).

Am Hofe zu Braunſchweig war noch gegen das Ende des 18. Jahrhunderts die Menge der Fremden, und namentlich der Franzoſen, welche den täglichen Umgang des Herzogs — Carl Wilhelm Ferdinand — bildeten, ſo groß, daß einer dieſer Letztern die Unverſchämtheit haben konnte, dem Fürſten ins Geſicht zu ſagen: „es ſei doch ſonderbar, daß er (der Fürſt) der einzige Ausländer in der Geſellſchaft ſei"***).

Führte auch einmal ein günſtiges Geſchick einem dieſer Fürſten Männer von ſoliderer Bildung und gemeinnützigeren Abſichten zu, wie jenem Carl Theodor den edlen Hompeſch und den genialen Thompſon †), ſo ſcheiterten doch deren ernſte Beſtrebungen an der Weichlichkeit oder Geiſtesträgheit des, nur für Sinnesgenuß und äußeren Prunk empfänglichen Herrſchers und an dem allgemeinen Widerſtande eines Hofgeſindes, welches jede Störung ſeines luſtigen, müßiggängeriſchen und verſchwenderiſchen Lebens wie einen Frevel an der Majeſtät ſelbſt betrachtete.

*) Spittler a. a. O.

**) Häuſſer, „Geſch. der Pfalz", 2. Bd., S. 934.

***) Vehſe, „Deutſche Höfe", 22. Bd., S. 281. Wachsmuth, „Europ. Sittengeſchichte", 5. Bd., 2. Abth., S. 478, erzählt dieſelbe Anekdote von einem andern Fürſten dieſes Hauſes.

†) Lerchenfeld, „Geſchichte Baierns", S. 4, ſagt: „Die wohlmeinenden Verſuche von Hompeſch und Rumford (Thompſon) waren von geringem Erfolge. Der Kurfürſt, ohne tiefere Ueberzeugung von deren Nothwendigkeit, betrieb ſie blos, um der allgemeinen Zeitrichtung zu folgen, und ließ Beide fallen, als ihre Reformen zu tief in die Mätreſſen-, Pfaffen- und Beamtenwirthſchaft eindrangen."

Allgemeines Bild des Hofadels jener Zeit.

Hier dürfte der Ort ſein, von jener ganzen Geſellſchaftsklaſſe, die ſich zunächſt um die Fürſten drängte, dem Hofadel, ein etwas ausgeführteres Bild zu entwerfen.

Es wäre ſchwer, zu ſagen, ob mehr die Fürſten des vorigen Jahrhunderts den Adel, oder mehr der Adel die Fürſten verdorben habe. Gewiß iſt, daß an Schamloſigkeit und Verleugnung jedes edleren Gefühls, ja ſogar des gemeinſten Anſtandes, Beide nur zu häufig mit einander wetteiferten. Wie die Fürſten ungeſcheut ihre Höflinge zu Zeugen und Helfershelfern ihrer Schwächen und Ausſchweifungen machten, ſo kamen dieſe ihrerſeits den fürſtlichen Gelüſten mit der ſchamloſeſten Wegwerfung entgegen. Männer verkauften ihre Frauen für Geld und Titel an die Leidenſchaft des Gebieters*), und Frauen verließen ihre Männer, wenn ſie das Glück hatten, der Aufnahme in das Serail eines Sultans gewürdigt zu werden. Mütter beglückwünſchten ihre Töchter über die Eroberung eines fürſtlichen Herzens, und andere Mütter ſchalten die ihrigen, weil ſie ein gleiches Glück durch ihr „zu unſchuldiges" Betragen verſcherzt hatten. Die Stelle der Geliebten eines Fürſten war das Ziel des Ehrgeizes für junge adelige Damen von guter Familie und unabhängigem Vermögen und der Gegenſtand fein angelegter Intriguen für ganze Familien von der höchſten geſellſchaftlichen Stellung.

Deſſen Selbſtentwürdigung gegenüber den Fürſten.

Die Annalen der Höfe jener Zeit ſind überreich an Geſchichten und Anekdoten, welche das hier in allgemeinen Zügen entworfene Bild weiter ausführen und bewahrheiten. Und man darf dabei nicht vergeſſen, daß dieſe Annalen faſt ohne Unterſchied von Männern oder Frauen des Adels ſelbſt geſchrieben ſind, von denen nicht anzunehmen iſt, daß ſie auf Koſten ihres eigenen Standes dergleichen Schandgeſchichten erdacht oder vergrößert haben ſollten. Selber die Art und Weiſe, wie dieſe Geſchichten erzählt werden, bezeugt, wie weit man damals in den Kreiſen jenes franzöſiſch gebildeten Hofadels ſogar von dem einfachſten Gefühl für Sitte und Schicklichkeit ſich entfernt hatte. „Le sang des rois

*) „Es gab," wie Herr von Wolframsdorf in ſeinem Portrait de la cour de Pologne (bei Vehſe a. a. O., 32. Bd., S. 197) ſagt, „eine eigene Klaſſe Leute an dem Dresdner Hofe, die, da ſie aus eigenen Mitteln nicht leben konnten, ihre Frauen dem Vergnügen des Königs aufopferten, um ſich in ſeiner Gunſt zu erhalten." Wolframsdorf (ſelbſt ein Adliger!) räth dem Könige, mit dieſen Damen ſo zu verfahren: „leur donner un coup de pied après s'en être servi."

ne souille pas'': dieser Grundsatz, welcher die Devise des Adels am Hofe Ludwig's XIV. geworden war, schien auch von dem deutschen Adel, in pflichtschuldiger Nachahmung alles Dessen, was von dorther kam, angenommen zu sein*), und so sehen wir Damen des höchsten Adels, Gräfinnen, ja Fürstinnen, ungescheut die Stellen königlicher Mätressen einnehmen und mit Töchtern von Weinhändlern und Tanzmeistern, mit Ballettänzerinnen und Schauspielerinnen um die Gunst des durchlauchtigen Gebieters rivalisiren. Weder das edle Blut der Königsmark, noch der alte Stammbaum der Platen bebte vor einer solchen Selbsterniedrigung zurück; die ersten Familien der polnischen und der sächsischen Aristokratie wetteiferten, ihre Töchter der Lüsternheit des königlichen Gebieters als Opfer darzubieten, und selber der reichsunmittelbare Adel machte in diesem Handelszweige dem Landadel Concurrenz, oder sah doch ruhig zu, wie fürstliche Buhlerinnen und ihre Bastarde durch kaiserliche Freibriefe in seine Reihen eingeschwärzt wurden.

August der Starke ward in Wien von einem Grafen d'Esterle bei dessen Frau überrascht. Der Graf wollte sich beim Kaiser beschweren; man stellte ihm vor: „in alter und neuer Zeit hätten die Männer sich es zur Ehre gerechnet, ihre Frauen dem Souverän zu überlassen." Auf die Bemerkung des Grafen, daß der Kurfürst von Sachsen nicht sein Souverän sei, rieth man ihm, um diesem Bedenken abzuhelfen, in sächsische Dienste zu treten, und wirklich beging der Graf die Selbstentwürdigung, sich bei dem Kurfürsten anzubieten. Dieser schloß einen Vertrag mit ihm, wonach der Graf seine Frau öffentlich und förmlich wieder zu Ehren annehmen, nie gegen sie das Geschehene erwähnen, sie nie wieder anrühren, sie nach ihrer Neigung auf Reisen schicken, endlich alle die Kinder, welche sie noch bekommen würde, als die seinen anerkennen, Namen und Wappen der d'Esterle führen lassen sollte. Dafür erhielt der Graf ein Jahresgehalt von 20,000 Gulden und den Titel als Oberhofmarschall**)!

Keine bessere Rolle spielte jener Graf Hoym, der sich durch eine Wette verleiten ließ, seine schöne Gemahlin (die spätere Gräfin Cosel) an den Hof August's des Starken zu bringen. Die Gräfin, nachdem sie die Liebeserklärung des Kurfürsten empfangen und sich von dem ver-

*) Lerchenfeld a. a. O., S. 30.

**) La Saxe galante, S. 227; Vehse a. a. O., 32. Bd., S. 128.

liebten Monarchen eine jährliche Penſion von 100,000 Thalern nebſt dem Verſprechen, nach dem Tode der Königin zum Range der wirklichen Gemahlin erhoben zu werden, ausbedungen hatte, begab ſich zu ihrem Manne und überraſchte dieſen durch folgende entſchiedene Anrede: „Der König liebt mich, und ich verhehle Ihnen nicht, daß ich entſchloſſen bin, die Ehre, die er mir erweiſt, anzunehmen. Damit Sie ſich nicht beklagen können, biete ich Ihnen eine Scheidung an, welche Ihre Ehre ſicherſtellt. Bei Annahme dieſes Anerbietens können Sie meiner Freundſchaft verſichert ſein; Ihr Widerſtand würde meinen Entſchluß nicht ändern, aber niemals würde ich Ihnen vergeſſen, daß Sie meinem Glücke ſich widerſetzt hätten.“ Der Graf, der ſeine Frau wirklich liebte und, wie es ſcheint, auch durch dieſes offene Geſtändniß nicht von ſeiner Leidenſchaft geheilt war, wollte anfangs durchaus nicht darauf eingehen; da er jedoch die Gräfin zu Allem entſchloſſen ſah, machte er gute Miene zum böſen Spiel und verließ auf einige Zeit den Hof*).

Eine andere Mätreſſe Auguſt's des Starken, die Gräfin Tönhoff, ward von ihren Verwandten förmlich zu dem Zwecke nach Warſchau entboten, um den König in ſie verliebt zu machen. Der Plan gelang, und als der Gemahl der Gräfin, von dem Geſchehenen unterrichtet, ihr befahl, zu ihm zurückzukommen, antwortete ihm die Schwiegermutter: „wenn es ihm nicht anſtehe, daß ſeine Gemahlin die Mätreſſe des Königs ſei, möge er ſich ſcheiden laſſen**).“

Die adeligen Mütter jener Zeit ſcheinen überhaupt das Geſchäftemachen in dieſem Punkte beſonders gut verſtanden zu haben. Auguſt, der Held unerſchöpflicher Romane, verliebte ſich auch einmal in ein Fräulein von Dieskau und wandte ſich (vielleicht weil das Mädchen ſelbſt „zu unſchuldig“ war) mit ſeinen Wünſchen an die Fürſprache der Mutter. Dieſe bezeigte ſich „ſehr geehrt von dem Vertrauen des Königs“, verſicherte: „ihre Tochter ſei glücklich, von einem ſo großen Monarchen geliebt zu werden,“ und machte ſich anheiſchig, dafür zu ſorgen, „daß dieſelbe den Gefühlen Sr. Majeſtät entſpreche“, verlangte aber zugleich eine anſehnliche Summe als Mitgift für ihre Tochter, welche Auguſt auch ohne Weiteres zugeſtand und auszahlen ließ. Ein großes Hoffeſt wurde veranſtaltet, deſſen Königin das Mädchen ſein ſollte. An

*) La Saxe galante, S. 278.

**) Ebenda S. 368. 383.

dem bestimmten Tage ward dieses von der eigenen Mutter feierlich, wie zur Hochzeit, geschmückt und in der Rolle, die es zu spielen habe, unterwiesen! Jene andere Mutter, welche ihre Tochter schalt, daß sie nicht entgegenkommend genug gegen den König gewesen sei und sich so um das Glück, seine Geliebte zu werden, gebracht habe, war keine Geringere, als eine Fürstin von Hohenzollern, also eine Dame aus dem höchsten reichsunmittelbaren Adel Deutschlands! Die Gerechtigkeit verpflichtet uns, zu sagen, daß es auch Ausnahmen von dieser unter dem Adel weitverbreiteten Ehrlosigkeit gab. Die Prinzessin von Dessau, welcher der König den Vorzug vor der Prinzessin von Hohenzollern gegeben hatte, erwiderte ihm auf seine Anträge: „Sie sei sich ihrer Geburt zu wohl bewußt, um die Mätresse eines Fürsten zu sein", und zu der Fürstin von Teschen, der damaligen erklärten Geliebten des Königs, welche sich über diese neue Bekanntschaft beunruhigte, sagte sie: „Beruhigen Sie sich, Madame, wenn auch der König mir Liebeserklärungen macht; nicht alle Fürstinnen gleichen Ihnen*)." Diese Worte, welche uns heut als der natürliche Ausdruck nicht etwa eines besonders adeligen, sondern eines ganz gewöhnlichen sittlichen Bewußtseins erscheinen, haben gewiß damals in den adligen Cirkeln manches mitleidige Achselzucken und manchen frivolen Spott über so unweltmännische Gesinnungen erregt.

Das Glück, dem Fürsten einen Günstling oder eine Mätresse geliefert zu haben, war für viele adelige Familien eine Quelle des Reichthums, des Einflusses und der Macht. In Sachsen gab es, nach dem Berichte eines Zeitgenossen**), keine adelige Familie von bedeutenderem Vermögen, die nicht den Ursprung ihres Reichthums auf einen Minister oder eine Favoritin zurückführte. Personen vom höchsten Adel ließen sich zu Diensten herbei, welche weder ihrem Stande noch ihrer Stellung wohl anstanden, nahmen dafür aus der Hand des Gebieters förmliche Douceurs, gleich Bedienten, in Empfang und bezeigten ihre Erkenntlichkeit dafür auch auf wahrhaft bedientenhafte Weise. Bei jener Wette wegen der Gräfin Hoym erhielt der Prinz von Fürstenberg vom Könige den Preis der Wette, die er dem Grafen ausgezahlt, verzehnfacht zurück. Der Prinz nahm dies Geschenk höchst vergnügt an, küßte dem Könige

*) La Saxe galante, S. 267 ff.

**) „Vertrauliche Briefe über Leben und Charakter des Grafen Brühl", bei Wehse a. a. O., 32. Bd., S. 8.

die Hand und dankte ihm demüthig für ſeine Güte. Wir müſſen hinzuſetzen, daß dieſer Prinz einer der höchſten Beamten des Staates und jedesmal während der Abweſenheit des Königs in Polen Statthalter von Sachſen war.

Spezielle Charakteriſtik der Sitten des ſächſiſchen, brandenburgiſchen, wartembergiſchen, öſterreichiſchen Adels.

Der ſächſiſche Adel ſcheint zu Anfange des vorigen Jahrhunderts einer der verderbteſten in ganz Deutſchland geweſen zu ſein. So übel berüchtigt waren die Töchter des ſächſiſchen Adels wegen ihrer lockeren Grundſätze in der Liebe und wegen ihrer verſchwenderiſchen Gewohnheiten, daß Graf Hoym ſeine Gemahlin von auswärts, aus Holſtein holte, freilich, wie wir geſehen, mit keinem beſſeren Erfolge. Für weniger galant, als die Sächſinnen, galten die Damen am Hofe von Berlin; doch ſcheint es ihnen weniger an Neigung, als an Geſchick oder natürlichen Gaben zu Liebesintriguen gefehlt zu haben, wie wenigſtens das Beiſpiel der Gräfin Wartenberg beweiſt, die, nach der Erzählung des Herrn von Pöllnitz*), Auguſt dem Starken ſehr unzweideutige, jedoch fruchtloſe Beweiſe ihrer Liebe gab. In Wien waren unter den höheren Ständen von jeher ziemlich lockere Grundſätze herrſchend geweſen. Schon Aeneas Sylvius, welcher Wien zu Anfange des 16. Jahrhunderts beſuchte, ſagt, daß dort keine Frau ihrem Manne treu ſei. Dieſe Sitte hatte ſich im Laufe zweier Jahrhunderte nicht geändert. Lady Montague fand bei ihrem Aufenthalte in Wien (1717) die allgemeine Sitte herrſchend, daß jede vornehme Dame neben ihrem Gemahle einen Liebhaber beſaß. Es gehörte zum guten Ton und galt als ein Ehrenpunkt, von dieſem Letzteren, wenn er das Verhältniß löſte, eine hohe Penſion zu beziehen. Dieſe Verhältniſſe (die übrigens gewöhnlich ziemlich lange beſtanden, indem die vornehmen Frauen Wiens, wie es ſcheint, ihren Liebhabern treuer waren, als ihren Männern) wurden von den Damen ſelbſt ganz unbefangen und offen eingeſtanden, und die Männer („die gutherzigſten Leute in der ganzen Welt", wie Lady Montague ſich ausdrückt), „betrachteten die Liebhaber ihrer Frauen mit denſelben Augen, wie andere Männer ihre Bevollmächtigten betrachten, welche den mühſamen Theil ihres Geſchäfts ihnen aus der Hand nehmen." Natürlich entſchädigten ſie ſich für dieſe Duldſamkeit dadurch, daß ſie ihrerſeits dieſelbe Rolle von Nebenmännern bei anderen Frauen übernahmen. Es galt für eine ange-

*) La Saxe galante, S. 358.

nommene Sache, daß jede Dame von Stande zwei Männer habe, „einen, der den Namen trug, und einen andern, der die Pflichten des Ehemanns erfüllte", und man würde es für eine ſchwere Beleidigung gehalten haben, wenn Jemand eine vornehme Frau zum Diner eingeladen hätte, ohne zugleich ihre beiden Cavaliere, Liebhaber und Mann, miteinzuladen, zwiſchen denen beiden die Dame dann, wie die Engländerin ſagt, „mit großer Ernſthaftigkeit ihren Sitz nahm." Dagegen hätte es für eine unverzeihliche Koketterie gegolten, wenn eine Frau zwei Liebhaber auf einmal hätte haben wollen*).

Wiederum fünfzig Jahre ſpäter (1765) waren, trotz der ſittenſtrengen Regierung Maria Thereſia's, die ſchon faſt ein volles Vierteljahrhundert gedauert hatte, die Sitten der vornehmen Welt in Wien im Weſentlichen noch immer dieſelben. Sonnenfels, der damals ſeinen „Vertrauten" ſchrieb, ſagt darüber: „Jede artige Frau hat ihre „Einſamkeit" (boudoir), wo ein Gemahl von Lebensart nie eindringt und nur der Liebhaber „vom Tage" (du jour) ſie zu ſtören Erlaubniß hat**)."

Eine große Sittenloſigkeit herrſchte auch unter dem Hofadel beiderlei Geſchlechts in Ludwigsburg. Der Dichter Schubart erzählt von ſehr fühlbaren Erfahrungen, die er in dieſem Punkte im Verkehr mit ſeinen adeligen Clavierſchülerinnen gemacht habe***).

Hohes Spiel und Verſchwendungsſucht des Adels.

Neben den Ausſchweifungen der Liebe war es die Leidenſchaft des hohen Spiels, welche den Adel in ſeiner Mehrzahl beherrſchte. In den adeligen Cirkeln Wiens galt hohes Spiel als eine Eigenſchaft, welche ſelbſt die Makel eines nicht ganz probehaltigen Stammbaumes verdeckte†). Die meiſten Hofcirkel, Bälle und Geſellſchaften des Adels begannen oder endeten mit Glücksſpielen, an welchen Herren und Damen Theil nahmen und wobei oft ungeheure Summen in Umlauf waren††). Selbſt die geiſtlichen

*) „Letters of Lady Montague", 1. Bd., S. 47 ff.

**) „Sonnenfels' Werke", 1. Bd.

***) Strauß, „Schubart's Leben", 1. Bd.

†) Keyßler, „Reiſen", S. 1214.

††) Keyßler a. a. O. erzählt, daß manche vornehme Damen zu Wien in einem Winter 20,000 Fl. verloren hätten, und ein anderer zeitgenöſſiſcher Schriftſteller, den Förſter („Höfe und Cabinette Europas", 2. Bd., S. 92) anführt, ſpricht gar von 20—30,000 Fl., die in einer Woche von einer Perſon verſpielt worden ſeien.

Höfe machten davon nicht immer eine Ausnahme. Caſanova ſah auf dem kurfürſtlichen Balle in Bonn Damen und Herren Pharo ſpielen mit einem durchſchnittlichen Einſatz von zehn bis zwölf Ducaten. Die Bank, welche er ſprengte, enthielt ſechshundert Ducaten*).

Beiſpiele von Ehrloſigkeit und Geſetzesverachtung unter dem Adel.

Bei dieſem lockern Leben, welches der größere Theil des Adels, beſonders in den Reſidenzen, führte, der maßloſen Verſchwendungsſucht, welcher er ſich ergab, und der leidenſchaftlichen Jagd nach raſcher Wiedererſetzung der Mittel, die er in einem, oft weit über ſein Vermögen gehenden Aufwande erſchöpfte, mußten wol nicht blos jene ſtrengeren Begriffe von Ehre, mit denen gerade dieſer Stand ſich ſo gern brüſtete, ſondern ſelber die gewöhnlichſten Grundſätze der Moral und des Anſtandes dem Leichtſinn und der Genußſucht weichen. Caſanova hat uns davon aus den Erfahrungen, die er auf ſeinen Abenteurerzügen gemacht, einige Beiſpiele berichtet, die einen tiefen Schlagſchatten auf die ſittlichen Zuſtände der damaligen vornehmen Geſellſchaftskreiſe werfen. In Stuttgart, wohin er im Jahre 1760 kam, ward er von drei Offizieren von vornehmer Geburt, mit denen er bekannt geworden, in ein verrufenes Haus geführt, dort zum hohen Spiele verleitet und bei halber Beſinnungsloſigkeit (man hatte ihn mit verfälſchten Weinen betrunken gemacht) dahin gebracht, daß er nicht nur ſeine ganze Baarſchaft, ſondern auch noch eine große Summe auf Credit, im Ganzen viertauſend Louisd'or, an ſie verſpielte. Dann überließ man ihn ſeinem Schickſal. Aus ſeinem Rauſche erwacht, fand ſich Caſanova auch noch aller ſeiner Pretioſen, Uhren, Doſen ꝛc. beraubt. Da er nicht Luſt hatte, die ihm auf ſo niedrige Weiſe abgeſchwindelten Verſchreibungen zu bezahlen, ſuchte er ein Aſyl im Hauſe des öſterreichiſchen Geſandten. Seine adligen Plünderer hatten wirklich die Frechheit, auf ihrer Forderung zu beſtehen, ſie gewannen ſogar den Herzog für ſich, der den Geſandten bitten ließ, Caſanova aus ſeinem Hauſe zu entlaſſen, „damit die Gerechtigkeit freie Hand habe; es ſolle ihm ſtrenges Recht zu Theil werden.“ Caſanova, dem der Geſandte Dies mittheilte, verließ, um denſelben nicht in Verlegenheit zu ſetzen, ſein Aſyl, erhielt aber in ſeiner neuen Wohnung ſogleich Stubenarreſt und eine Wache vor die Thür. Und nun beginnt eine Scene unbeſchreiblicher Ehrloſigkeit. Die Offiziere kommen einzeln, einer nach dem andern, zu

*) Caſanova's „Memoiren“, 5. Bd., S. 488.

ihm; jeder ſucht ihn zu bereden, ihm hinter dem Rücken ſeiner Kameraden das Geld zu geben, und verſpricht dagegen, ihn alsdann aus der Verlegenheit zu ziehen. Da Caſanova darauf nicht eingeht, feilſcht man mit ihm um die Summe; der Eine will mit vier-, der Andere mit dreihundert Louisd'or zufrieden ſein. An die verſprochene Gerechtigkeit war nicht zu denken. Der Herzog hatte geäußert, ſich nicht in die Sache miſchen zu wollen, und der öſterreichiſche Geſandte, bei dem ſich Caſanova wieder Raths erholte, ſprach gegen ihn die Befürchtung aus, daß dieſe Nichteinmiſchung des Herzogs für die Gerichte ein Wink ſein werde, ihm kein Recht gegen die Herren vom Adel zu verſchaffen. Ein Rechtskundiger, den er darum befragte, beſtätigte dieſe Befürchtung. „Die Sentenz des Polizeirichters," ſagte derſelbe, „wird ſummariſch ſein, denn als Fremder können Sie nicht verlangen, Ihre Sache auf den gewöhnlichen Weg der Chicane gebracht zu ſehen. Man wird Ihre Effecten verſteigern, und, wenn das daraus gelöſte Geld nicht zur Zahlung Ihrer Schuld und der Gerichtskoſten ausreicht, Sie unter die Soldaten ſtecken." Caſanova erſparte der herzoglichen Juſtiz dieſen letzten Beweis ihrer Gerechtigkeitsliebe, indem er ſich ſeinem Arreſte durch die Flucht entzog*).

Wenn der Adel ſich dergleichen Ehrloſigkeiten gegen Einen erlaubte, den er als Seinesgleichen anſah, ſo kann man ſich denken, mit welcher Rückſichtsloſigkeit er Leute ohne Geburt behandelte, wenn ſie das Unglück hatten, mit ihm in Beziehungen ähnlicher Art zu kommen. Ein ſächſiſcher Adliger beredete mehrere Schweizer Kapitaliſten, welche ihr Geld in ſächſiſchen Steuerkaſſenſcheinen angelegt hatten, daſſelbe darin zu belaſſen, obgleich er von dem bevorſtehenden Bankerott der Steuerkaſſe wußte, und erwarb ſich durch dieſes Meiſterſtück einer noblen Handlungsweiſe den Kammerherrnſchlüſſel.**) Sonnenfels in Wien fand nöthig, als einen hauptſächlichen Zweck ſeiner freimüthigen Wochenſchriften den hinzuſtellen, „das Bewußtſein des Bürgers und Handwerkers gegenüber den Vornehmen zu heben"; aber

*) Caſanova's „Memoiren", 6. Bd., S. 12.

**) Aus dem Tagebuch eines Hofmeiſters in einem adligen Hauſe zu Dresden, (handſchriftlich auf der Gött. Un.-Bibl. 4 Hefte, 8.) 1. Heft. Ebendort heißt es: „Der Credit des Adels iſt ſehr gefallen. Man kann Keinem rathen, ſein Geld dem Adel zu geben." Daß der Bürgerſtand leider in dieſer Unſolidität dem Adel nachahmte, werden wir ſpäter ſehen.

Gesetz, dass der Adel nur durch Geburt erworben werden könne, und dass Niemand, der nicht von adeligen Eltern geboren sei, in den Adelstand erhoben werden könne. Dieses Gesetz ist in Deutschland, Frankreich, Spanien, Portugal, Italien, Polen, Ungarn, Böhmen, Dänemark, Schweden, Russland, Siebenbürgen, Kroatien, Slavonien, Dalmatien, Galizien, Lodomerien, Illyrien, Tirol, Lombardei, Venedig, Modena, Toscana, Parma, Piacenza, Guastalla, Lucca, Massa, Carrara, Mailand, Mantua, Neapel, Sicilien, Sardinien, Piemont, Savoyen, Nizza, Genua, Corsica, Malta, Rom, Ferrara, Bologna, Ancona, Urbino, Spoleto, Perugia, Benevent, Pontecorvo, Avignon, Venaissin, Monaco, Lichtenstein, Hessen, Nassau, Lippe, Waldeck, Reuss, Schwarzburg, Anhalt, Sachsen, Hannover, Braunschweig, Oldenburg, Mecklenburg, Holstein, Lauenburg, Lübeck, Hamburg, Bremen, Frankfurt, Preussen, Baden, Würtemberg, Bayern, Hohenzollern, Salzburg, Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Görz, Gradiska, Istrien, Triest, Fiume, Cro

indem er, wie Casanova erzählt, der ihm auf seinen Reisen begegnete, mit Betrügen, Stehlen, Flüchtigwerden und der Anfertigung falscher Wechsel sich fortzuhelfen suchte. Nach andern Berichten hätte er ein blutgetränktes Hemd oder Ordensband seines großen Oheims für Geld sehen lassen. Friedrich II., um die Ehre der Familie zu retten, bezahlte die falschen Wechsel, wegen deren ihm der Prozeß gemacht werden sollte, setzte ihn aber auf Zeitlebens nach Spandau*).

Adlige Abenteurer und Glücksritter.

Wie es früher fahrende Ritter gegeben hatte, die sich durchs Leben schlugen, indem sie ihren tapfern Arm und ihr gutes Schwert Jedem anboten, der davon Gebrauch machen wollte, so finden wir im vorigen Jahrhundert eine, wie es scheint, ziemlich zahlreiche Klasse von Glücksrittern aus dem Adelsstande, welche an den Höfen umherzieht und durch ihre galanten Manieren, ein wenig Witz und viel Keckheit ihr Glück zu machen sucht. Ein solcher Glücksritter mußte natürlich die neuesten Moden von Paris oder Venedig in Tracht, Sprache und geselligen Umgangsformen völlig inne haben, er mußte hoch zu spielen, einen Ehrenhandel mit Anstand durchzuführen und galante Abenteuer mit Kühnheit anzuknüpfen wissen. Gewöhnlich brachte er von den Löwen des Versailler Hofes Empfehlungsbriefe an Personen von gesellschaftlich hervorragender Stellung an den verschiedenen deutschen Höfen, auch wol an die Fürsten selbst mit und konnte fast immer sicher sein, auf Grund dieser Empfehlungen erst bei einem, dann, wenn sein Ruf einmal gegründet und er in die Mode gekommen war, auch bei allen übrigen Höfen zuvorkommende Aufnahme, Artigkeiten aller Art und zuletzt irgendwo eine feste Anstellung zu finden. Einer der bekanntesten dieser adligen Glücksritter ist der Freiherr von Pöllnitz, dem wir, als Verfasser der vielgelesenen Memoiren, der Saxe galante und anderer ähnlicher Schriften, mancherlei schätzbares Material zur Sittengeschichte der vornehmen Kreise jener Zeit verdanken. Die Art, wie er diese schildert, die Naivetät, womit er die Ausschweifungen, die Frivolität, den gänzlichen Mangel an sittlichen Grundsätzen und an höheren geistigen Interessen in diesen Schichten der Gesellschaft als etwas gleichsam sich von selbst Verstehendes zeichnet, ist ebenso charakteristisch und für das Verständniß jener Zeit lehrreich, wie Dasjenige selbst,

*) Casanova, „Memoiren", 10. Bd., S. 273. Barthold, Geschichtl. Charaktere aus C.'s Memoiren", 2. Bd.

was er darüber mittheilt. Ueberall ſehen wir ihn gut aufgenommen, überall ſcheint er durch ſeine geſellſchaftlichen Talente, ſeinen Witz und ſeine franzöſiſchen Manieren Glück zu machen. Er iſt mehrere Tage lang der Gaſt des Landgrafen von Hanau in deſſen Schloſſe, er wird an den Biſchofsſitzen von Bamberg, Würzburg und Fulda, ebenſo wie bei dem Kurfürſten von der Pfalz, durch tägliche Einladungen zur Tafel geehrt und wie eine Perſon von beſonderer Diſtinction hervorgezogen. Und doch war er nichts als ein Abenteurer, der, ohne beſtimmtes Lebensziel, ohne ſolide Kenntniſſe, nach Durchbringung ſeines Vermögens unſtät umherzog, mehrmals um ſeines Vortheils willen ſeine Religion wechſelte und froh ſein mußte, erſt als Vorleſer Friedrichs des Großen und zuletzt als Theaterdirector ein Unterkommen zu finden*).

Noch zahlreicher und gewöhnlich auch höher angeſehen waren ausländiſche Abenteurer dieſer Art. Die Reſidenzſtädte und die Badeorte (neben jenen die Sammelplätze der vornehmen Welt), wie Aachen, Spaa u. ſ. w., wimmelten von ſolchen Leuten**). Die Bewunderung, die man in den eleganten Kreiſen Deutſchlands für alles Ausländiſche hegte, machte dieſe fremden Abenteurer von vornherein zum Gegenſtande einer ganz beſondern Aufmerkſamkeit, und, wenn ſie überdies aus ihrer Heimath irgend eine neue Mode, ein neues Schönheitsmittel, wol gar das Geheimniß eines Elixirs zur Verlängerung des Lebens oder einer Tinctur zur Verwandlung unedler Metalle in edle mitbrachten, ſo konnten ſie verſichert ſein, überall mit offenen Armen empfangen zu werden und als die Löwen der guten Geſellſchaft eine vielbeneidete Rolle zu ſpielen. Von dieſen fremden Abenteurern iſt keiner berühmter geworden, als jener Caſanova von Seingault, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Europa durchzog. Ohne irgend ein anderes Verdienſt, als den Ruf, welchen er ſich durch einen lockern Lebenswandel ohne Beiſpiel, durch ſeine harte Gefangenſchaft unter den Bleidächern von Venedig und ſein wunderbares Entkommen daraus erworben hatte, ward er am franzöſiſchen und an verſchiedenen deutſchen Höfen, die er bereiſte, mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen und mit einer

*) Als Friedrich der Große ihn in der erſtern Eigenſchaft, einer Indiscretion wegen, abgedankt hatte, ſchrieb er an ſeinen Geſandten zu Paris: Envoyez-moi un autre Perroquet! („Tagebuch", 1. Heft.)

**) Barthold a. a. O., 2. Bd., S. 204.

auszeichnenden Aufmerksamkeit behandelt. Der erste Hof, den er in Deutschland besuchte, war der des Kurfürsten von Köln zu Bonn. Schon in Köln erregte er im Theater die Aufmerksamkeit der jungen Offiziere durch den ungewöhnlich feinen Geruch seiner Pomade. Sie drängten sich an ihn, suchten seine Bekanntschaft zu machen und waren glücklich, von ihm das Recept dieses wundervollen Parfüms zu erhalten. Auf einem Maskenball, den der Kurfürst in seinem Schlosse Brühl bei Köln gab, fand sich Casanova uneingeladen ein, spielte hoch und glücklich und zog dadurch die Aufmerksamkeit des Kurfürsten auf sich. Der Bankhalter, Graf Verita, dem er die Bank gesprengt, kam zu ihm und redete ihn in der schmeichelhaftesten Weise an: „Der Kurfürst weiß Alles und wird Sie zu Ihrer Strafe morgen nicht reisen lassen.“ „„Also werde ich Arrest erhalten.““ „Wahrscheinlich, wenn Sie ausschlagen sollten, an der Tafel des Kurfürsten zu speisen.“ Am andern Morgen ward Casanova dem Kurfürsten vorgestellt; er erkannte den hochwürdigsten Herrn nicht sogleich, weil er ihn in geistlicher Kleidung vermuthete, allein der Kurfürst zog ihn alsbald aus der Verlegenheit, indem er ihm, „in unreinem Venetianisch“ sagte, daß er als Großmeister des deutschen Ordens gekleidet sei. Als Casanova ihm die Hand küssen wollte, zog er sie zurück, drückte ihm die seinige und kam sogleich auf sein Abenteuer in Venedig und seine Flucht zu sprechen. Er sei gerade während dieser Zeit in Venedig gewesen und wisse, welches große Aufsehen seine That gemacht habe. Sein Neffe, der Kurfürst von Baiern, habe ihm erzählt, daß Casanova auf seiner Flucht München berührt; wäre Casanova statt dessen nach Köln gekommen, so würde er ihn nicht fortgelassen haben. „Ich rechne darauf“, damit verließ ihn der Kurfürst, „daß Sie mir nach der Tafel Ihre Flucht erzählen und Abends einer kleinen Maskerade beiwohnen, wo wir lachen wollen.“ „Ueber Tisch“, so erzählt Casanova weiter, „sprach der Kurfürst jedesmal venetianisch mit mir und sagte mir die verbindlichsten Dinge.“ Am folgenden Tage stellte er ihm die Salons in seinem Schlosse zu Brühl zur Verfügung, wo Casanova den Herren und Damen von Köln, welche mit ihm auf dem Maskenball in Bonn gewesen, ein luxuriöses Frühstück gab, welches 200 Dukaten kostete, „gerade so viel, wie dasjenige, welches kurz vorher ein Herzog von Zweibrücken daselbst einer Gesellschaft gegeben hatte“. Bei der Verabschiedung vom Kurfürsten erhielt Casanova von diesem eine kost-

bare Doſe geſchenkt, auf deren Deckel ſich inwendig das Portrait des Kurfürſten in der geiſtlichen Ordenstracht befand, worin er Caſanova empfangen.

Eine ähnliche ſchmeichelhafte Huldigung ſah Caſanova ſeinem europäiſchen Rufe an dem Hofe des Herzogs Carl Eugen von Würtemberg gezollt. Eben erſt in Stuttgart angekommen, wohnte er einer Oper im Theater bei und klatſchte einem Caſtraten, deſſen ſchöne Stimme und Kunſtfertigkeit ihm gefiel, Beifall zu. Ein Offizier kam zu ihm und deutete ihm an, daß, wenn der Herzog im Theater ſei, man nicht klatſchen dürfe. Caſanova, mit dem kecken Weſen des routinirten Mannes von der Welt, erwidert: „Sehr wohl, ſo werde ich nur dann kommen, wenn der Herzog nicht da iſt, denn, wenn mir eine Arie gefällt, ſo kann ich mich nicht enthalten, zu klatſchen". Der Offizier überbringt dieſe Antwort nebſt dem Namen des Fremden dem Herzog und kehrt alsbald zu Caſanova zurück, um dieſen zu Seiner Durchlaucht zu beſcheiden. „Sie ſind Herr Caſanova?" redet der Herzog ihn an, und auf Caſanova's Bejahung fragt er weiter: „Werden Sie lange bei uns verweilen?" „„Acht Tage"", entgegnet Caſanova, „„„wenn Eure Durchlaucht es erlauben."" „So lange es Ihnen gefällt, und es ſei Ihnen auch erlaubt, zu klatſchen." „Bei der folgenden Arie" — fährt Caſanova fort — „klatſchte der Herzog ſelbſt, und alle Welt folgte dem Beiſpiel; da mir aber die Arie nicht gefiel, klatſchte ich nicht."

So machten damals deutſche Fürſten ſammt der ganzen ſogenannten „guten Geſellſchaft" fremden Abenteurern von der oberflächlichſten Bildung und dem zweideutigſten Rufe den Hof, während ſie einheimiſches Verdienſt mit dem Rücken anſahen oder gar mit Füßen traten. Ein Fürſt der Kirche empfängt und entläßt mit den ausgeſuchteſten Schmeicheleien einen Menſchen, dem der Ruf des frivolſten Wüſtlings ſeiner Zeit vorausging und der ſich mit dieſem Rufe brüſtete! Und ein Herzog von Würtemberg opfert eben dieſem fremden Abenteurer nicht blos die, ſonſt ſo ſtreng aufrechterhaltene Etikette ſeines Theaters, ſondern klatſcht ſelbſt ihm zu Gefallen und nimmt es ruhig hin, daß Jener, durch ſolche Zuvorkommenheit übermüthig gemacht, ſich herausnimmt, ſeinen Geſchmack zu corrigiren! Und das iſt derſelbe Herzog, welcher einen Schubart einkerkerte und einen Schiller zur Flucht aus ſeinem Lande zwang, weil ſich der freie Geiſt dieſer Männer ſeinem despotiſchen Walten nicht fügen wollte!

Die geistige Bildung des deutschen Adels in der damaligen Zeit.

Wir können diese Betrachtungen über den deutschen Adel in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht schließen, ohne einige Worte über den geistigen Bildungsstand desselben hinzuzufügen.

In Frankreich und England hatte sich der Adel, welches auch sonst sein Verhältniß zu den andern Klassen sein mochte, wenigstens an der Spitze der nationalen Bildung erhalten. Die Namen eines Montaigne und Fénélon, wie später eines Voltaire, Helvetius und d'Argens, die Namen eines Herbert und A. Sydney, eines Bolingbroke, Shaftesbury und Chesterfield, und noch viele andre Namen von aristokratischem Klange, glänzen in den ersten Reihen der Schriftsteller, welche in jenen Ländern eine neue Epoche der Literatur, des Geschmacks, der philosophischen und socialen Ideen herbeiführten oder sind wenigstens mit dem Rufe aufrichtiger Gönner und Beschützer der Künste und Wissenschaften geschmückt.

Der deutsche Adel war, seiner großen Mehrzahl nach, so weit entfernt, dieses Beispiel nachzuahmen, daß er nicht einmal Sinn und Verständniß für ernstere Studien verrieth, geschweige daß er sich an die Spitze der geistigen Bewegung gestellt hätte. Einzelne rühmliche Ausnahmen gab es freilich, und wir beeilen uns um so mehr, diesen Ausnahmen durch anerkennende Erwähnung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, je mehr dieselben durch ihre Seltenheit aus der, aller höheren Bildung abgewandten Masse ihrer Standesgenossen aus jener Zeit hervorleuchten. Der Graf von Tschirnhausen bereicherte nicht nur selbst durch werthvolle Erfindungen und Entdeckungen die mathematischen und die Naturwissenschaften, sondern leistete ihnen auch indirect Vorschub durch die Anstalten, die er mit Hülfe seiner reichen Mittel ins Leben rief. Dem gelehrten Verfasser des „Fürstenstaats", H. V. von Seckendorff, stellt sich würdig zur Seite der gründliche Bearbeiter der „Deutschen Kaiser- und Reichshistorie", der Sammler wissenschaftlicher Bücherschätze, der Gönner Winckelmanns, H. von Bünau-Dahlen. Der Baron von Boyneburg, der zuerst Leibnitzens Genie in größere Bahnen wies, war selbst mit ernsten philosophischen und theologischen Fragen beschäftigt. In dem Grafen von Manteuffel werden wir einen ebenso eifrigen wie einsichtsvollen Anhänger und Verbreiter der Wolfschen Philosophie, und in dem Freiherrn von Münchhausen den hochgebildeten Stifter und Pfleger der jungen

Univerſität Göttingen kennen lernen. Auf dem Gebiete der Dichtkunſt machten ſogar in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts adlige Namen — ein Logau, Hoffmannswaldau, Lauenſtein, Ziegler und Klipphauſen — den bürgerlichen den Rang ſtreitig, und die Hofpoeſie zu Anfang des 18. Jahrhunderts war natürlich faſt gänzlich in den Händen adliger oder doch geadelter Dichter. Aber alle dieſe Beiſpiele (denen ſich vielleicht noch einige andere, minder bekannte anreihen ließen)*) haben doch nur die Bedeutung lobenswerther Ausnahmen und können die Thatſache nicht umſtoßen, daß im Allgemeinen der deutſche Adel von der Mitte des 17. bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts in wirklicher Bildung und wiſſenſchaftlichem Streben nicht nur hinter den bürgerlichen Klaſſen in Deutſchland, ſondern auch hinter ſeinen eigenen Standesgenoſſen in anderen Ländern zurückſtand. Von dem Landadel iſt hier kaum zu ſprechen; ihn ſchildern zeitgenöſſiſche Sittengemälde noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts**) als größtentheils roh' und ungeſchlacht in ſeinen Manieren, im gewöhnlichen Leben unflätig in ſeinen Ausdrücken, mit Verwaltern und Jägern um die Wette fluchend und ſchimpfend, trinkend und ſpielend, kaum in den Elementen des Wiſſens nothdürftig unterrichtet, dennoch bisweilen komiſche Anſtrengungen machend, mit ein paar aufgeſchnappten franzöſiſchen Brocken und ein paar mühſam eingelernten ſteifen Complimenten moderne Bildung zu heucheln. Aber auch der Reſidenzadel brachte es über eine oberflächliche Scheinbildung ſelten hinaus. In einer ſatiriſchen Schrift***) aus dem erſten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts begegnen wir einer Schilderung von der Erziehung der Kinder in den adligen Häuſern, welche wir für übertrieben zu halten kaum berechtigt ſein dürften, Angeſichts der geringen Anſprüche, welche ſelbſt an die fürſtliche Jugend die damalige Zeit in Bezug auf Bildung ſtellte†). Schon von früheſter Kindheit an mußten die jungen adligen Herrchen in

*) Vgl. Büſchings Lebensbeſchreibungen des Herrn von Seckau und von Müßler, des Herrn von Uffenbach „Reiſe durch Niederſachſen u. ſ. w." u. A.

**) Vgl. die Romane „Siegfried von Lindenberg", und „Siegwart, eine Kloſtergeſchichte", ferner die „Erinnerungen aus dem äußern Leben" von E. M. Arndt, 2. Bd., S. 17 ff. „Das ſich ſelbſt nicht kennende Sachſen", in Moſers Patr. Archiv, S. 277, u. A. m.

***) Genealogia Nisibitarum (1716), S. 91.

†) S. den Schluß des 3. Abſchnittes, S. 73.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

jeder Geſellſchaft ihren „serviteur“ machen, wie Papageien ſchwatzen und den Damen Galanterien ſagen, ohne zu wiſſen, was die „amoureuſen“ Worte zu bedeuten hatten, welche die gnädige Mama ihnen auf die Zunge legte. Eine ungrazieuſe Verbeugung ward härter beſtraft, als eine Unart oder ein Verſtoß gegen die Sittlichkeit. Man hielt die Kinder zeitiger zu Galanterien und zierlichen Redensarten an, als zum Beten, denn dieſes, ſagte man, mache „melancholiſche Lottfeigen“. Die kleinen adligen Gelbſchnäbel fanden ſich natürlich leicht in dieſe Art von Pädagogik. „Wir werden zu Staatskindern erzogen“, ſagten ſie, wenn ihnen eine ernſtere Anſtrengung zugemuthet werden ſollte, „mit uns iſts etwas Anderes, als mit den Kindern der Canaille.“ Wollte der Hofmeiſter dagegen einreden, ſo ward er bedeutet: er verſtehe das nicht, er ſei auch „von gemeinerem Stoffe*)“.

Faſt ein Menſchenalter ſpäter finden wir dieſe Zuſtände ziemlich unverändert wieder. Es liegt uns das Tagebuch eines Hofmeiſters in einer der erſten Adelsfamilien Sachſens aus dem Jahre 1744 vor, welches ein ziemlich getreues Bild von dem Adel Sachſens und der Nachbarländer aus jener Zeit enthält. Die Anſprüche an das Wiſſen der adligen Jugend waren zwar in Folge der allgemeinen Steigerung der Bildung einigermaßen gewachſen, aber ſie waren noch immer ſehr beſcheiden, und nach wie vor ward ein größeres Gewicht auf äußere Tournüre und geſellſchaftliche Formen gelegt, als auf gründliche Kenntniſſe oder Tüchtigkeit des Charakters. Die häufigen Klagen jenes Hofmeiſters über Störungen, welche ſein Unterricht erfährt, bald durch einen vornehmen Beſuch, dem ſeine adligen Zöglinge ſich vorſtellen und die Hand küſſen müſſen, bald durch allerhand fremdartige Dienſtleiſtungen, für welche der gnädige Herr und die gnädige Frau ihn ſelbſt in Anſpruch nehmen, bezeugen, wie oberflächlich man in dieſen Kreiſen das wichtige Erziehungsgeſchäft behandelte, wie gering man den Lehrer ſeiner Kinder tarirte und wie demüthig dieſer ſelbſt in der Regel ſeine Stellung auffaßte. Der ſtudirte Hofmeiſter mußte den Einfluß auf ſeine Zöglinge nicht ſelten mit dem franzöſiſchen Kammerdiener, Friſeur oder Tanzmeiſter theilen und in Colliſionsfällen dieſen das Feld räumen. Ernſtes Studium galt für bürgerliche Pedanterie, und wichtiger, als alles Wiſſen, ſchien für einen jungen Mann von Adel Dasjenige, was nach

*) Genealogia Nisibitarum, a. a. O.

den herrſchenden Zeitbegriffen den vollendeten Cavalier ausmachte, d. h. Gewandtheit in der Erledigung eines Ehrenhandels, die Kunſt des Umganges mit Frauen und eine gewiſſe Fertigkeit in allen gangbaren Glücksſpielen, um nicht in der Geſellſchaft den Kürzern zu ziehen und ausgelacht zu werden*). Wozu auch ſich den Kopf mit Kenntniſſen anfüllen, welche am Hofe — dem Endziel aller Wünſche der adligen Jugend — Nichts galten im Vergleich zu einſchmeichelndem Betragen und einem genauen Studium der Perſönlichkeit des Fürſten und ſeiner Umgebungen?**) So darf es nicht Wunder nehmen, wenn, nach dem Zeugniſſe unſeres Gewährsmannes, „von tauſend Cavalieren kaum einer es in den Wiſſenſchaften zu Etwas brachte***)“. Einmal in die Hofkreiſe eingetreten, hatte der junge Cavalier natürlich noch viel weniger Zeit und Veranlaſſung zu ernſten Beſchäftigungen. Die regelmäßige Lectüre des Mercure galant, um über die neueſten Vorgänge an den verſchiedenen Höfen wohl unterrichtet zu ſein, das Studium der Ceremonialwiſſenſchaft, welche bereits eine ſolche Ausdehnung erlangt hatte, daß die Schriften darüber ganze Bibliotheken anfüllten†), vielleicht, wenn es hoch kam, die flüchtige Durchſicht eines jener politiſchen Tractate, in denen die Verwandtſchaftsgrade und die Erbfolgetitel der vornehmſten europäiſchen Familien oder die Vorrechte der kurfürſtlichen vor den fürſtlichen, der altfürſtlichen vor den neufürſtlichen Häuſern in Deutſchland discutirt wurden††), — Dies und das Leſen ausländiſcher Romane füllte die Mußeſtunden aus, welche dem adligen Hofmanne der Dienſt beim Fürſten, die Theilnahme an den zahlreichen Hoffeſten und die, nicht zu entbehrenden, galanten Abenteuer übrig ließen. Aus den adligen Bibliotheken verſchwanden faſt überall jene ernſteren wiſſen-

*) „Tagebuch“, 1. Heft.

**) v. Rohr, „Klugheitslehre“ (1719) räth den jungen Cavalieren (S. 276), ſich, ſobald ſie an den Hof kämen, genau über alle Charaktere zu informiren: ob ein Miniſter durch ſeine Meriten (was ſelten der Fall ſei), oder deshalb zu ſeiner Stelle gekommen, weil er die Mätreſſe des Fürſten geheirathet oder dem Fürſten Geld vorgeſchoſſen u. ſ. w.

***) „Tagebuch“, 1. Heft.

†) Der Herr v. Beſſer beſaß eine ſolche Bibliothek, welche ihm der Dresdner Hof für 10,000 Thlr. abkaufte. Rohr in der Vorrede zu ſeiner „Einleitung zur Ceremonialwiſſenſchaft für Privatperſonen“ (1730) ſagt: die franzöſiſchen Schriften über Cer.-W. ſeien in aller jungen Cavaliere Händen.

††) Thomaſius, „Monatsgeſpräche“, 2. Bd., S. 721.

ſchaftlichen und religiöſen Schriften, welche man noch im 17. Jahrhundert darin antreffen konnte*), und machten der leichten Literatur des Auslandes, den Mémoires de Gilblas, einer franzöſiſchen Ueberſetzung des Boccaccio, dem Espion turc, dem „Homme de qualité“ und ähnlichen Sachen Platz**).

Geſellſchaftliche Stellung des Adels zu den übrigen Klaſſen.

Je weniger aber der Adel in dieſer Zeit an reellen Vorzügen des Geiſtes oder an Verdienſten um die Wiſſenſchaft und das Gemeinweſen die bürgerlichen Klaſſen übertraf oder auch nur ihnen gleichkam, deſto anmaßender erhob er ſich über ſie und deſto ſchroffer behauptete er ſein geſellſchaftliches Vorrecht. Im Jahre 1682 trug die Ritterſchaft in Sachſen darauf an, daß ihre Söhne von denen der Bürgerlichen auf den Fürſtenſchulen gänzlich abgeſondert würden, nicht blos, weil jene andere Dinge zu lernen hätten, als dieſe, ſondern auch, weil die adlige Jugend durch den gleichen Zwang in den Sitten, dem ſie mit der bürgerlichen zuſammen unterworfen ſei, dergeſtalt ſchüchtern gemacht werde, daß ihr davon auch im ſpätern Leben beſtändig Etwas anhänge***). Selber die Gemeinſchaft gottesdienſtlicher Handlungen zwiſchen Adligen und Nichtadligen fand man ehrenrührig und beanſpruchte deshalb für die Erſtern das Recht der Taufen und Trauungen im eignen Hauſe: „denn es wäre doch disreputirlich, wenn ein vornehmes Kind mit demſelben Waſſer getauft würde, mit welchem gemeine Kinder getauft ſind“ †). Bürgerlichem Verdienſte ſich unterzuordnen, hätte dem Adel unerträglich geſchienen (vielmehr betrachtete er es als ſelbſtverſtändlich, daß ſeine Mitglieder alle einträglichen und einflußreichen Stellen im Staate in Beſitz nahmen, die Arbeit davon den bürgerlichen Subalternen überlaſſend), aber ohne Erröthen bückte er ſich vor Emporkömmlingen von der niedrigſten Geburt und dem zweideutigſten Charakter, wenn die Gunſt des Fürſten ſie emporgehoben und geadelt hatte. Mit Bürgerlichen geſellig zu verkehren, galt den meiſten Adligen für eine beſondere Herablaſſung, manchen ſogar für eine Selbſterniedrigung ††); aber dieſelben Leute bedachten ſich keinen Augenblick,

*) S. oben den 1. Abſchnitt, S. 22.

**) „Tagebuch“, 1. Heft.

***) Weiße, „Neueſte Geſchichte von Sachſen“, 1. Bd., S. 313.

†) Gen. Nisib. S. 38. 92.

††) Auch hier erkennt man die Regel am Beſten aus den einzelnen Ausnahmen gegentheiliger Art. So finden wir es als das Anzeichen eines „beſonders großmü-

in ihre Kreiſe Abenteurer und Glücksritter der ſchlechteſten Sorte aufzunehmen, deren Stammbaum vielleicht von ſehr zweideutigem Urſprunge war, wenn ſie nur hoch ſpielten, adlige Manieren affectirten und die Frechheit beſaßen, ſich in die ſogenannte gute Geſellſchaft einzudrängen*). Die Heirath eines Herrn vom Stande mit einem Mädchen ohne Ahnen oder eines adligen Fräuleins mit einem Bürgerlichen galt für eine nicht zu duldende Mesalliance, aber die Baſtarde einer fürſtlichen Mätreſſe, und wenn ſie nichts war, als eine Tänzerin, wurden für ebenbürtig anerkannt, und die erſten Familien des Adels fühlten ſich durch die Verbindung mit ihnen geehrt. Die Gräfin Orſelska, Auguſts des Starken Tochter, aber von mütterlicher Seite die Enkelin eines Weinhändlers, ward die Gemahlin eines Prinzen aus dem Hauſe Holſtein-Beck; eine natürliche Tochter Carl Theodors heirathete einen Prinzen von Iſenburg, und drei andere natürliche Töchter deſſelben Fürſten von einer Schauſpielerin machten ebenfalls vornehme Partien**).

So war, ſeiner großen Mehrzahl nach, der Stand beſchaffen, welcher alle Stellen um die Perſon des Fürſten und alle wichtigeren Poſten des Staates einnahm!

Phyſiſcher und geiſtiger Verfall der Ariſtokratie, als Folge ihrer Demoraliſation.

Wir haben das Bild, welches von den Höfen des vorigen Jahrhunderts zu entwerfen wir unternahmen, nach allen Seiten hin ſo weit ausgemalt, als unſer Plan und der beſchränkte Raum dieſes Werkes geſtatteten. Was uns noch übrig bleibt, iſt eine Andeutung der Folgen, welche ein ſo lange fortgeſetztes

thigen Herzens" gerühmt, daß der Freiherr von Canitz zwei jungen Bürgerlichen, mit denen er befreundet war, als ſie ihm bei ſeiner Erhebung zum Geheimen Rathe in ſehr demüthigen Redensarten Glück wünſchten, dies „freundlich verwies". Zugleich erſieht man aber auch hieraus, daß das Bürgerthum an jener Ueberhebung des Adels ebenfalls ſeinen guten Theil von Schuld hatte durch den Mangel an Selbſtgefühl, den es ihm gegenüber zeigte. (S. „Gedichte des Herrn v. C.", herausgeg. von König, und die daſelbſt befindliche Lebensbeſchreibung des Dichters, S. 126.)

*) Keyßler in ſeinen „Reiſen" erzählt ausdrücklich von Wien, daß dort hohes Spiel vor allem Andern, ſelbſt der adligen Geburt, ein Freibrief der Zulaſſung in die vornehmen Kreiſe ſei.

**) Vehſe und Häuſſer a. a. O.

Treiben der geschilderten Art für die geistige und selber die physische Verschlechterung dieser ganzen wichtigen Gesellschaftsklasse hatte, Folgen, welche uns aus zeitgenössischen Schilderungen — nicht etwa von grundsätzlichen Gegnern der Fürsten und des Adels, sondern von Personen aus den höchsten Kreisen der vornehmen Gesellschaft selbst — unverkennbar und zum Theil in erschreckender Gestalt entgegentreten. Wir hören von Fürsten und Fürstinnen, welche, in dem Zustande körperlicher und geistiger Zerrüttung von Paris heimgekehrt, an den Folgen ihrer Ausschweifungen zu Grunde gingen*), von ganzen Familien des allerhöchsten Reichsadels, denen, als Nachwehen eines unordentlichen Lebenswandels, der Stempel körperlichen Siechthums oder geistiger Stupidität aufgedrückt war**), von Beispielen sittlicher Gemeinheit und Verworfenheit, selber bei fürstlichen Frauen, für deren rechte Bezeichnung uns Wort und Vorstellung gebricht***).

*) „Briefe der Herzogin von Orleans", S. 53, 131, 520.

**) Die Markgräfin von Baireuth entwirft in ihren „Denkwürdigkeiten" (2. Bd., S. 171) folgendes Bild von der landgräflichen Familie von Hessendarmstadt, nach einem Besuche, den sie an diesem Hofe gemacht: „Der Landgraf antwortete keine Sylbe, seine Tochter lachte aus voller Kehle, der Sohn machte Verbeugungen. Der Landgraf war ausschweifend gewesen, hatte den Krebs an der Nase. Der Sohn war durch schlechte Gesellschaft ganz roh geworden. Die Tochter hatte durch Wein und Ausschweifungen sich häßlich und krank gemacht und litt an finstren Launen." — Ein Herzog von Sachsen-Merseburg war (nach den Mittheilungen Nüßlers, s. Büschings „Lebensbeschreibungen", 1. Bd., S. 286 ff.) so kindisch, daß er auf den Gassen umherlief und sich von Straßenjungen und Bettlern, die ihn verfolgten, Alles, sogar Perrücke, Hut und Handschuhe, abnehmen ließ. Seine größte Leidenschaft war, die Baßgeige zu spielen. Er wollte ein Kind, das ihm seine Gemahlin gebar, nicht anerkennen, bis man ihm sagte, es habe eine Baßgeige mit auf die Welt gebracht. Nichtsdestoweniger herrschte bei der Tafel dieses halbverrückten Fürsten dasselbe steife Ceremoniell, wie am Kaiserhofe zu Wien. — In der eben erwähnten Lebensbeschreibung Nüßlers (S. 280) ist auch von einer Gräfin v. Callenberg die Rede, welche ein liederliches Leben führte, Branntwein trank und allerhand Gemeinheiten und Gewaltthätigkeiten sich zu Schulden kommen ließ.

***) Vielleicht das Aergste dieser Art ist Das, was die Markgräfin v. B. (2. Bd., S. 67, 121.) von einer Markgräfin von Culmbach berichtet. Diese (so erzählt sie), eifersüchtig auf ihre Tochter, und um deren Heirath mit einem Prinzen, in den sie selbst verliebt war, zu hintertreiben, versprach einem Cavalier 4000 Ducaten, wenn er die Prinzessin in einen Zustand versetzen würde, welcher ihre Heirath unmöglich mache. Da dies durch Verführung nicht gelang, ließ das teuflische Weib Beide zusammen einsperren und erreichte so ihren Zweck. Die Prinzessin gebar Zwillinge,

Nicht minder augenfällig sind die zerstörenden Wirkungen, welche das leichtfertige Leben fürstlicher Familienhäupter auf den Bestand ihrer Dynastien selbst äußerte. Wir sehen an dem einen Hofe die legitime Nachkommenschaft eines solchen ausschweifenden Fürsten an körperlicher und geistiger Tüchtigkeit verkürzt gegen die Sprößlinge seiner unordentlichen Liebesneigungen, und wir sehen vieler Orten die regelmäßige Erbfolge in dem regierenden Hause gänzlich unterbrochen und Land und Volk dem mißlichen Schicksal eines Dynastiewechsels preisgegeben. Kaum dürfte eine andere Zeit und ein anderes Land so häufige Beispiele von Kinderlosigkeit der Fürsten und Aussterben ganzer Regentenfamilien aufzuweisen haben, als Deutschland im vorigen Jahrhundert*). Nicht überall läßt sich mit Sicherheit als Ursache dieses Erlöschens fürstlicher Geschlechter eine bestimmte Verschuldung ihrer Stammhalter nachweisen, — allein in vielen, ja den meisten Fällen kann darüber kaum ein Zweifel obwalten**). Ist es doch selber von Friedrich II. noch immer unentschieden, ob nicht die Folgen einer Verführung, welcher er angeblich als junger Prinz bei einem Besuche an dem liederlichen Hofe zu Dresden unterlag, ihn um die Freude, sein Volk um das Glück einer directen Nachkommenschaft des größten seiner Regenten betrogen haben!

Wir schließen diesen Theil unsrer Schilderungen mit einer Beschreibung, welche der schon erwähnte Graf von Manteuffel, ein Mann von vornehmer Geburt, der lange an den Höfen gelebt und die höchsten Stellen des Staats bekleidet hatte, von der Mehrheit der deutschen Fürsten zu Anfange des vorigen Jahrhunderts entwirft. „Deutschland",

---

welche dann die Mutter aller Welt mit Geschrei zeigte, um die Schande der Tochter offenkundig zu machen. — Dieses Scheusal heirathete später einen Grafen Hoditz, der ihr Alles abnahm, was sie besaß, so daß sie zuletzt in Wien von Unterstützungen des Adels leben mußte.

*) Allein von den bekannteren deutschen Fürstenhäusern starben in dieser Periode aus oder erlitten doch einen Wechsel der directen Erbfolge: Brandenburg, Würtemberg (zweimal), die Pfalz (dreimal), Hessenkassel, Anspach, Baireuth, Braunschweig.

**) Schon Schubart in seiner „Deutschen Chronik" von 1775 machte auf die Kinderlosigkeit so vieler Fürsten aufmerksam und knüpfte daran Bemerkungen, die allem Vermuthen nach eine Hauptursache seiner gewaltthätigen Verhaftung und langen Gefangenschaft auf dem Asperge wurden. („Schubarts Leben aus seinen Briefen" von Strauß, 1. Bd.)

sagt derselbe*), „wimmelt von Fürsten, von denen drei Viertheile kaum gesunden Menschenverstand haben und die Schmach und Geißel der Gesellschaft sind. So klein ihre Länder, so bilden sie sich doch ein, die Menschheit sei für sie gemacht, um ihren Albernheiten als Gegenstand zu dienen. Ihre oft sehr zweideutige Geburt als Centrum alles Verdienstes betrachtend, halten sie die Mühe, ihren Geist oder ihr Herz zu bilden, für überflüssig und unter ihrer Würde. Wenn man sie handeln sieht, sollte man glauben, sie wären nur da, um ihre Mitmenschen zu verthieren (abrutir), indem sie durch die Verkehrtheit ihrer Ansichten und ihrer Handlungen alle Grundsätze zerstören, ohne die der Mensch nicht werth ist, ein Vernunftwesen zu heißen."

Zusammenhang der sittlichen Haltung der Höfe mit ihrer politischen Stellung; Charakteristik der verschiedenen Höfe nach dieser doppelten Beziehung.

Gewiß war es mehr als bloßer Zufall, daß die ärgste Sittenverderbniß und der maßloseste Leichtsinn sich gerade an den Höfen entwickelte, welche auch politisch ihr Gleichmaß und ihren ruhigen Halt am Meisten verloren hatten und einem Zustande der Unsolidität und des Schwindels verfallen waren. Dies waren vorzugsweise die Höfe der Mittelstaaten. Sie hauptsächlich hatten seit dem westphälischen Frieden und vollends seit dem Zeitalter Ludwigs XIV. große Politik mit kleinen Mitteln zu treiben sich vermessen, hatten die Anlehnung an größere Mächte gesucht, um dadurch eine Bedeutung zu gewinnen, welche die natürlichen Hülfsquellen ihrer Länder ihnen versagten, oder hatten wol auch unternommen, zwischen solche vermittelnd hineinzutreten, um auf diese Weise eine gewisse Rolle zu spielen. Diesen Weg hatte Kursachsen während des dreißigjährigen Krieges, Baiern ebenda, dann wieder im spanischen und im östreichischen Erbfolgekriege betreten. Dazu kamen Standeserhöhungen, welche einzelne deutsche Fürsten zweiten Ranges gerade um diese Zeit theils wirklich erlangten, theils erstrebten, vor Allem der verführerische Glanz auswärtiger Kronen, deren Besitz entweder sich ihnen darbot, oder von ihnen gesucht ward. Noch vor dem Ausgange des 17. Jahrhunderts sah man die jüngere braunschweigische Linie durch Erwerbung des Kurhutes sich über die ältere emporschwingen, und etwa zwei Jahrzehnte später war dieser neue Kurhut von der funkelnden Krone eines der ersten Reiche Europas um-

*) In seinem Briefwechsel mit dem Philosophen Wolf (Handschrift der Leipz. Univ.-Bibl.) 1. Bd. (v. Jahre 1738), Blatt 7.

ſchlungen. Das Haus Sachſen nahm Beſitz von dem Throne der Jagellonen und wußte ſich durch zwei Generationen auf demſelben zu behaupten, und die wittelsbachiſche Dynaſtie, welche ſchon zu Anfange des 30jährigen Krieges in der einen ihrer Linien einen Königstitel — freilich auch nur den Titel — beſeſſen hatte, ſtreckte, in der andern Linie, noch zweimal die Hand nach Kronen aus und wagte den Kampf mit den mächtigen Habsburgern. Auch Würtemberg, das ſchon lange ſich über ſeine Größe hervorzudrängen geſucht, ſtrebte, wetteifernd mit Heſſen, nach einer zehnten Kur.

Alles, was wir von den Einflüſſen einer dynaſtiſchen Politik auf die Sitten und die Lebensweiſe der Höfe früher im Allgemeinen geſagt haben, findet ſeine vollſte Anwendung auf dieſe Politik der Mittelſtaaten. Eine gewiſſe krankhafte Unruhe, ſich bemerklich zu machen, zu glänzen, eine Rolle zu ſpielen, hatte ſich vor Allem der Regenten dieſer Staaten bemächtigt und trieb ſie ebenſo in ihrem Hofleben zu lächerlichen Uebertreibungen des Ceremoniells und zu aberwitziger Verſchwendung, wie in ihrer Politik zu Beſtrebungen, welche weder der Wohlfahrt ihrer Völker, noch der Würde und Sicherheit des Reichs zuträglich waren. Dem Taumel ſteter Aufregung, in welche ihre kleinliche Großmannsſucht ſie verſetzte, entſprach vollkommen der Taumel ewigwechſelnder Zerſtreuungen, in dem ſie nebſt ihren Umgebungen Tag für Tag ſich umhertrieben, und, wie ſie über ihren dynaſtiſchen Plänen für Vergrößerung und Auszeichnung gewöhnlich die Entwicklung der innern Kräfte ihrer Länder vernachläſſigten, ſo ſtand ihnen auch in ihrer Lebensweiſe, ihrem Umgange und ihren Beziehungen zum Volke die einfache und beſcheidene Rolle von Landesvätern am Wenigſten mehr an, mit welcher ihre Vorfahren ſich begnügt hatten und manche ihrer Mitfürſten ſich noch begnügten.

Es iſt nicht ſchwer, dieſen innern Zuſammenhang zwiſchen der Politik und der Lebensweiſe der Fürſten zweiten Ranges an der äußeren Zeitfolge der Thatſachen nachzuweiſen. Mit Ernſt Auguſt, dem erſten Kurfürſten von Braunſchweig-Lüneburg, beginnt am Hofe von Hannover der Prunk und die Steifheit eines im großen Style und nach dem Muſter der Königshöfe eingerichteten Lebens, und ſeinen Höhepunkt erreicht dieſes Leben unter Georg, dem erſten Könige von England aus dem braunſchweigiſchen Hauſe, während ſpäter, da die Beherrſcher der zwei getrennten Reiche ſich ſelten mehr in ihrem Stamm-

lande aufhalten, ihr deutscher Hof wieder an Glanz und Bedeutung verliert. In Sachsen war der Zauber feenhafter Pracht und ritterlicher Galanterie, den August um sich verbreitete, ebensowol eine Berechnung der Politik, um die prachtliebende und galante polnische Aristokratie an ihren neuen König zu fesseln, wie ein Ausfluß der persönlichen Neigungen dieses letzteren. In der Pfalz datiren ebensowol die ersten entschiedenen Anfänge der Wiederaufnahme einer Großmannspolitik (nach dem dreißigjährigen Kriege), wie die einer ganz auf französischen Fuß eingerichteten Hofwirthschaft von einem und demselben Fürsten, Karl Philipp. Für Max Emanuel von Baiern ward die Statthalterschaft der Niederlande, — seinen Hoffnungen und Absichten nach die Vorstufe größern Machterwerbes — der Anfang eines ausschweifenden Lebens, welches dann auch sein Sohn, Carl Albert, unter ähnlichen Anreizungen von außen fortsetzte, und in Würtemberg geht die Steigerung des höfischen Ceremoniells und die wachsende Lockerung der Sitten Hand in Hand mit dem immer stärker hervortretenden Bestreben, sich unter den größern Staaten bemerklich zu machen und durch eine Politik der Anlehnung, bald an Frankreich, bald an Oestreich, eine Rolle zu spielen.

Die Glaubenswechsel deutscher Fürsten eine Ursache wachsender Sittenverderbniß an den Höfen.

Auch die zahlreichen Glaubenswechsel deutscher Fürsten, welche gegen das Ende des 17. und den Anfang des 18. Jahrhunderts stattfanden, trugen nicht wenig zu der Lockerung der Sitten und der Entfremdung der Höfe von den übrigen Kreisen des Volkes bei. Schon an sich war ein solcher Wechsel des religiösen Bekenntnisses meist die Folge und das Symptom eines bedenklichen Uebergewichts von Eigennutz oder Leichtsinn in dem Gemüthe des fürstlichen Apostaten. Friedrich August I. von Sachsen schwor den väterlichen Glauben ab, um der Krone Polens theilhaftig zu werden. Anton Ulrich von Braunschweig veranlaßte erst seine Enkelin, um sie als deutsche Kaiserin zu sehen, zur Vertauschung ihrer angebornen Religion mit der ihres kaiserlichen Verlobten, und trat bald darauf, um die Gewissensbisse der gewaltsam Bekehrten zu beschwichtigen, selbst zum Katholicismus über*). Andere Fürsten wurden zu dem gleichen Schritte bewogen, indem man ihnen von Seiten der römischen Kirche allerhand Zugeständnisse in Bezug auf ihr sittliches Verhalten in Aus-

*) Vgl. Soldan, „Der Proselytismus in Braunschweig und Sachsen.“ (1845).

ſicht ſtellte*). Wieder ein anderes Mal war es dieſelbe Uebermacht ſinnlich geiſtiger Erregbarkeit, aus welcher die Hinneigung zu dem phantaſiereichen Kultus der römiſchen Kirche und die Empfänglichkeit für die wolluſtathmenden Sitten des Südens entſprang**).

Der neue Glaube ſelbſt bot manche verführeriſche Lockung für die Entfeſſelung von Neigungen, welche der kalte und ſtrenge Proteſtantismus darniedergehalten, wenigſtens nicht ermuntert hatte. Das glänzende und ſinneblendende Ceremoniell, welches die Kirche Roms zu einem weſentlichen Beſtändtheil der Verehrung des Ueberſinnlichen macht, ſchien eine ähnliche Verherrlichung der irdiſchen Majeſtät, welche ſich ja als einen Abglanz der göttlichen darzuſtellen liebte, nahezulegen, und der feierliche Pomp, mit welchem gold- und juwelenſtrahlende Biſchöfe, umgeben von einem glänzenden Geleite anderer Geiſtlichen, bei den rauſchenden Klängen italieniſcher Kirchenmuſik, inmitten eines Lichtmeeres von Hunderten von Wachskerzen, einen katholiſchen Fürſten einſegneten, war freilich Etwas, dem der Proteſtantismus mit ſeinen nüchternen und, ſo zu ſagen, bürgerlichen Formen Nichts entgegenzuſtellen hatte.

Die zahlreichen kirchlichen Feſte und die häufigen Prozeſſionen des römiſchen Kultus gaben zu vielfacher Entfaltung von Pracht und Etikette erwünſchte Veranlaſſung und begünſtigten in eben dem Maße den ariſtokratiſchen Müßiggang, wie die Abneigung des Proteſtantismus gegen das Uebermaß der Feiertage die bürgerliche Werkeltagsthätigkeit ermunterte. Die bequeme Moral der Jeſuiten erſparte den bekehrten Machthabern alle jene Conflicte, die ſie doch dann und wann mit den ſchwerfälligeren Gewiſſen ihrer proteſtantiſchen Beichtväter zu beſtehen gehabt hatten. Die Caſuiſtik der Schüler Loyola's, welche für ſo Vieles eine Rechtfertigung bereit hatte, war nicht verlegen, die zärtlichen Herzensneigungen verliebter Fürſten nicht blos zu beſchönigen, ſondern beinahe als etwas dem Himmel Wohlgefälliges darzuſtellen***), und noch

*) Dies wird u. A. ausdrücklich als Grund des Uebertritts angegeben bei einem Herzoge Chriſtian von Mecklenburg und einem Grafen F. A. von Limburg. (Hoßbach, „Spener und ſeine Zeit", 1. Bd., S. 54.)

**) So z. Th. bei Johann Friedrich von Braunſchweig (ſ. oben S. 59) und Landgraf Ernſt von Heſſen Rheinfels (ſ. deſſen Briefwechſel mit Leibnitz, herausgeg. von Rommel).

***) Häuſſer, „Geſchichte der Pfalz", 2. Bd., S. 931.

viel leichter ward diesen gefälligen Gewissensräthen, bei der damals noch fast allgemeinen Unkenntniß in volkswirthschaftlichen Materien, der für verschwenderische Fürsten so beruhigende Beweis, „daß der Landesherr depensiren dürfe, so viel er wolle, wenn nur das Geld im Lande bleibe"*).

Die Kirche selbst, in der Freude über den Gewinn gekrönter Proselyten, ließ sich bereit finden, den reuigen Söhnen um solchen Verdienstes willen manche andere Schwachheit nachzusehen, und gebrauchte zu deren Gunsten ihren allmächtigen Schlüssel mit freigebiger Hand. Man löste Ehebündnisse, welche den Machthabern unbequem waren, und gestattete sogar, gegen das kanonische Verbot, den Getrennten eine neue Heirath, wenn dadurch die Erfüllung fürstlicher Wünsche erleichtert ward**). Katholische Klöster gewährten verabschiedeten fürstlichen Geliebten oder vornehmen Damen, welche ihre weltlichen Neigungen gern mit dem Schleier der Frömmigkeit bedecken wollten, ein bequemes Asyl***).

Noch in anderer Beziehung wirkte der Glaubenswechsel der Fürsten ungünstig auf die Sittlichkeit der Höfe ein. Im Geleite und unter dem Schutze italienischer Jesuiten und französischer Abbés kamen italienische und französische Abenteurer in größerer Masse an die deutschen Höfe, um hier ihr Glück zu versuchen, und brachten die üppigen und leichtfertigen Sitten ihrer Heimath mit. Die Umgebung des Fürsten ward je mehr und mehr eine durchaus katholische und schied sich und ihn

*) Nach Häusser a. a. O. S. 909 ward Dies ausdrücklich in einem Gutachten erklärt von dem Jesuiten Serdorf, dem Erzieher Carl Theodors. Und Serdorf war noch, wie H. erwähnt, „ein wohlmeinender Mann".

**) So löste der Pabst auf Auguste d. St. Wunsch die Ehe der Gräfin Lubomirska und gestattete beiden Theilen, sich wieder zu vermählen; ebenso die der Gräfin Dönhoff (La Saxe galante, S. 257. 383).

***) Aurora von Königsmark zog sich nach Verlust der königlichen Gunst in das Kloster zu Quedlinburg zurück; eine andere Geliebte Auguste d. St., Fräulein von Osterhausen; lebte eine Zeit lang in einem Kloster zu Prag, von wo aus sie ungenirt die Gesellschaften, Bälle u. s. w. des dortigen Adels besuchte (La Saxe galante. Vehse, „Deutsche Höfe", 32. Bd.) Die Schwester der Kurfürstin Sophie von Hannover, Louise Hollandine, ward katholisch und darauf Aebtissin des Klosters zu Maubuisson, obgleich ihr Lebenswandel so wenig fromm war, daß sie sich selbst trotzig rühmte, vierzehn natürliche Kinder geboren zu haben. (Guhrauer, „Leibnitz", 2. Bd. S. 36.)

immer ſchärfer von der proteſtantiſchen Bevölkerung ab. Das von oben gegebene Beiſpiel der Abſchwörung des angeborenen Glaubens vermehrte den Leichtſinn und die Geſinnungsloſigkeit der Höflinge, welche bald ebenfalls ihre religiöſen Ueberzeugungen wie ihre moraliſchen Grundſätze als eine Waare behandelten, die ſie unbedenklich losſchlugen, ſobald damit die Gunſt des Fürſten und äußere Vortheile zu erkaufen ſtanden. Ja ſelber bis in die bürgerlichen Kreiſe hinein drang der verwirrende und entſittlichende Einfluß einer Handlungsweiſe, die man, wie Alles, was von den Machthabern ausging; in gewohnter unterthäniger Demuth vor deren Untrüglichkeit und Unverantwortlichkeit rechtfertigen zu müſſen glaubte und doch mit gutem Gewiſſen nicht wohl rechtfertigen konnte*).

Es war auch wieder nicht zufällig, daß die meiſten Fälle von Uebertritten fürſtlicher Perſonen zum Katholicismus an den Höfen der Mittelſtaaten vorkamen. Eroberungen in dieſen Kreiſen waren natürlich der katholiſchen Propaganda, welche eben damals ihre ganze Thätigkeit aufbot, vorzugsweiſe werthvoll, und in der That gelangen ihr durch kluge Benutzung der Umſtände gerade hier mehrfache Bekehrungen. Mit beſonders ſchlauer Berechnung ſcheint ſie ſich an nachgeborene Söhne oder auch an entferntere Stammesvettern größerer fürſtlicher Häuſer gemacht zu haben, welche eine unmittelbare Ausſicht auf die Nachfolge in der Regierung nicht hatten und durch Beförderungen zu hohen geiſtlichen oder weltlichen Würden, auch wol durch Geld, zu verlocken waren. Genug, es gab eine geraume Zeit lang faſt kein fürſtliches Haus zweiten Ranges in Deutſchland, welches nicht entweder in ſeinem regierenden Haupte oder doch in einem und dem andern ſeiner Glieder dem Bekehrungseifer Roms unterlegen hätte. Binnen eines Jahrzehnts gingen dem Proteſtantismus zwei ſeiner Hauptvorpoſten verloren, die Pfalz durch Erbfall an die katholiſche Linie Neuburg, Sachſen durch den Glaubenswechſel ſeines Kurfürſten. Die zwei Linien des Hauſes Braunſchweig ſahen beide eine Zeit lang Apoſtaten

*) Höchſt bezeichnend in dieſem Betracht ſind die Gutachten, welche bei dem Uebertritt der Prinzeſſin von Braunſchweig, der Enkelin Anton Ulrichs, zur katholiſchen Kirche, über die Rechtmäßigkeit dieſes Schrittes von Theologen und Juriſten abgegeben wurden. Sie finden ſich zuſammengeſtellt in Chr. Thomaſius' „Juriſt. Händeln", 2. Bd.

an ihrer Spitze. Würtemberg ſtand weit über ein halbes Jahrhundert unter katholiſchen Fürſten, und ein Prinz des heſſiſchen Hauſes ward nicht blos ſelbſt ein eifriger Katholik, ſondern nahm ſich auch des Proſelytenmachens für ſeinen neuen Glauben eifrig an.

So traf in den Staaten zweiten Ranges Alles zuſammen, um dem lockern Treiben, dem ausſchweifenden Prunke und der vornehmen Abſchließung der Höfe vom Volke Vorſchub zu leiſten.

Die kleineren weltlichen und die geiſtlichen Höfe.

Ein glücklicheres Loos hatten in dieſer Beziehung im Allgemeinen jene deutſchen Länder gezogen, welche nicht groß genug waren, um ihren Beherrſchern die Verſuchung nahe zu legen, hohe Politik zu treiben und in Folge deſſen auch in ihrem Hof- und Privatleben ſich über Gebühr aufzublähen, aber doch auch nicht zu klein, um denſelben nicht Beſchäftigung und Befriedigung in ſtiller, landesväterlicher Thätigkeit zu gewähren und ſie dadurch in engerer Verbindung mit ihren Unterthanen zu erhalten. In einzelnen dieſer kleineren Länder — z. B. den ſächſiſchen Herzogthümern, Baden-Baden, Anhalt-Deſſau — geht durch eine ganze Reihe von Regenten ein gewiſſer Zug landesväterlicher Tüchtigkeit, wohlmeinender Sorglichkeit für das Beſte der Unterthanen und einer verhältnißmäßig einfachen, faſt bürgerlichen Sitte, der ſie und ihre Umgebungen wenigſtens vor jenem wüſten Taumel der Liederlichkeit, der die Höfe der Mittelſtaaten ergriffen hatte, bewahrte. Wenn ſchon auch dieſe Höfe der allgemeinen Anſteckung nicht ſo ganz ſich zu erwehren vermochten, daß nicht hier ein ſteiferes und prunkenderes Ceremoniell — wie in Gotha unter Friedrich II., — dort ein herriſcherer Geiſt des Regierens — wie unter dem wilden Ernſt Auguſt von Weimar, — bisweilen ſelbſt etwas ausländiſche Leichtfertigkeit ſich bemerkbar machte, ſo blieb doch im Ganzen immer ein Trieb zum Beſſeren und Edleren, ein Sinn für das Einfache und Vaterländiſche vorherrſchend, der in ſpätern Zeiten, unter einer Amalie und einem Carl Auguſt von Weimar, einer Louiſe Dorothea und einem Ernſt II. von Gotha, einem Carl Friedrich von Baden und Anderen, herrliche Blüthen und Früchte zeitigte.

Was die geiſtlichen Höfe betrifft, ſo erhielten auch ſie ſich keineswegs von der allgemeinen Sittenverderbniß unberührt, und, wenn franzöſiſche Galanterie dort nicht ganz ſo verbreitet war, wie an den

weltlichen *), ſo war ſie es doch ſicherlich weit mehr, als die Würde und das Anſehen von Vertretern der Kirche und der Religion zu geſtatten ſchien. Im Allgemeinen kann man ſagen, daß zu einer Zeit, wo an vielen der größeren weltlichen Höfe Deutſchlands das franzöſiſche Weſen ſchon in üppigſter Blüthe ſtand, die meiſten geiſtlichen noch den einfacheren, freilich auch roheren Geſchmack einer früheren Kulturperiode beibehielten, dagegen ein freierer, bisweilen ſogar ſehr freier Ton hier gerade dann zu herrſchen anfing, als jene zum Theil ſchon wieder davon zurückgekommen waren. Ueber das Mehr oder Weniger, das Früher oder Später des Eindringens franzöſiſcher Leichtfertigkeit an die geiſtlichen Höfe entſchieden theils geographiſche Lage und politiſche Beziehungen, theils die Perſönlichkeit des gewählten Oberhauptes und die Traditionen, die daſſelbe aus ſeinem Stammlande mitbrachte. Während am erzbiſchöflichen Hofe zu Salzburg der ſteife Pomp ſpaniſchen Ceremoniells, wie er zu Wien herrſchte, nachgeahmt ward, neigten die geiſtlichen Kurfürſtenthümer an der franzöſiſchen Grenze ſich früher, als andere, den freieren Sitten des Nachbarlandes zu. An den Hof zu Bonn brachten die beiden Wittelsbacher Johann Clemens und Clemens Auguſt den Sinn für Glanz und Ausſchweifungen und die Hinneigung zu franzöſiſchem Weſen mit, während ſpäter, unter einem öſtreichiſchen Prinzen, der Ton daſelbſt wieder ein ernſterer ward. Am Hofe zu Trier herrſchte bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts ziemliche Einfachheit der Lebensweiſe und der Etikette; erſt der ſächſiſche Prinz, dem ſpäter der geiſtliche Kurhut übertragen wurde, führte die ſteiferen Sitten ſeiner Familie ein, und ſeine Leidenſchaft für die franzöſiſchen Emigranten, welche ſich maſſenweiſe unter ſeinen Schutz begaben, machte noch am Ausgange dieſes Zeitraumes den Hof zu Coblenz zu einem Sammelpunkte des alten, legitimen Frankreichs mit ſeinen galanten und chevalereſken Manieren, aber auch ſeinen nichts weniger als reinen Sitten. Der Hof des Kurfürſten Erzkanzlers von Mainz war nach dem 30jährigen Kriege durch den würdigen Grafen von Schönborn ein Sitz edler Geſittung und ächt fürſtlichen Strebens nach Förderung vaterländiſcher Bildung geworden. Wenn ſchon er auf dieſer Höhe ſich nicht erhielt, ſo behielt er doch auch

*) Dies behauptet Barthold. („Geſch. Charaktere aus Casanova's Memoiren", 2. Bd., S. 134), was uns doch zu ſtreng geurtheilt ſcheint.

unter den folgenden Regierungen ein gesetzteres Wesen bei und blieb den Leichtfertigkeiten anderer Höfe ziemlich fremd. Erst im letzten Drittheil des 18. Jahrhunderts, unter dem geistreich-frivolen Karl Joseph von Erthal, der zwar gern den Gönner der ernsten Wissenschaft, sogar der protestantischen, spielte, aber noch weit lieber mit seiner Freundin, der Baronesse von Coudenhoven und mit anderen Damen von Welt, nach Anleitung des „Ardhingello", den sein Bibliothekar Heinse diesem Kreise vortrug, in den verführerischen Genüssen einer genialen, geistigsinnlichen Lebensanschauung schwelgte, riß auch am Mainzer Hofe ein leichtfertiger und üppiger Ton ein, in welchen die hochwürdigen Herren des Domcapitels mit rückhaltloser Hingebung einstimmten*).

Der Name: Schönborn spielt in der Geschichte der geistlichen Fürstenhöfe Deutschlands im vorigen Jahrhundert eine wahrhaft denkwürdige, in hohem Grade ehrenvolle Rolle. Auf vielen und gerade den bedeutendsten Bischofssitzen, in Mainz und Trier, in Speyer und Fulda, in Bamberg und Würzburg, finden wir Mitglieder dieser wenig begüterten, aber alten und durch treffliche Eigenschaften des Geistes und Herzens ausgezeichneten Grafenfamilie aus dem Westerwalde, und fast überall haben dieselben durch ihre edlen und einfachen Sitten, ihre persönliche Liebenswürdigkeit, ihr Streben nach Bildung, ihre Fürsorge für das Beste der ihnen anvertrauten Länder, ihre Wohlthätigkeit und ihre Vorliebe für geschmackvolle Verschönerungen, ohne übermäßigen Prunk, ein dankbares und gesegnetes Andenken hinterlassen**).

Der Kaiserhof und der Hof zu Berlin.

Die beiden größten deutschen Höfe, der kaiserliche und der brandenburgisch-preußische, wurden durch die politischen Verhältnisse der Staaten, die sie repräsentirten, und durch die Persönlichkeiten der Herrscher, welche während des größten Theils dieses Zeitraums an ihrer Spitze standen, vor dem Versinken in eine ähnliche sittliche Zerfahrenheit und Frivolität, wie die Höfe zweiten

*) „Rhein. Antiquarius", 1. Bd. 1. Abtheilung; Wachsmuth, „Europ. Sittengeschichte", 5. Bd., 2. Abth. S. 190; Scherr, „Geschichte deutscher Kultur", S. 466; Pertz, „Steins Leben", 1. Bd.; „Sömmerings Leben und Verkehr mit seinen Zeitgenossen", von R. Wagner, 2. Bd., S. 48.

**) „Rhein. Antiquarius", 3. Bd. 1. Abth. S. 119., 208 u. f. w.; A. Menzel, „Neuere Geschichte der Deutschen", 8. Bd., S. 322.; Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd.; Pöllnitz a. a. O., u. A. m.

Ranges, bewahrt. Die feindliche Stellung, welche ſowol Oeſtreich als Brandenburg gegen Frankreich gerade zu der Zeit einnahmen, wo Ludwigs XIV. Einfluß mit ſo verhängnißvoller Gewalt auf Deutſchland drückte, ſetzte demſelben nach dieſen beiden Seiten hin Schranken, und, wenn er dennoch theilweiſe eindrang, ſo vermochte er doch niemals hier ein ſo großes und ſo bleibendes Uebergewicht zu gewinnen, wie an den Höfen, welche auch politiſch mehr oder weniger von Frankreich abhängig waren oder eine Anlehnung an dieſen Staat ſuchten. Die natürliche Machtſtellung und Bedeutung, welche Oeſtreich ſchon lange, Brandenburg wenigſtens ſeit ſeinem großen Kurfürſten beſaß, verlieh der Politik und dem ganzen Weſen beider Höfe einen gewiſſen Zug und Schwung wahrer innerer Größe, neben welchem weder die hohle Aufgeblaſenheit eines ausſchweifenden Flitterprunkes, noch die läppiſche Zerfahrenheit einer in ewigen Zerſtreuungen ſich berauſchenden Thatenloſigkeit und Genußſucht auf die Länge beſtehen konnte, und, wenn einmal einzelne Fürſten ſich leichtfertigeren oder verſchwenderiſcheren Sitten zuwendeten, ſo kehrten doch ihre Nachfolger immer bald wieder zu einer ernſteren und gehalteneren Lebensweiſe zurück.

Der Hof zu Wien hatte ſeit Carl V. und den Ferdinanden das ſpaniſche Ceremoniell mit ſeiner ganzen ſteifen Würde und Grandezza angenommen. Joſeph I., ein junger Fürſt von lebhaftem Geiſte, prachtliebend und galant, neigte ſich zu der leichteren und heiterern Weiſe Frankreichs hin, aber ſeine Regierung war nur kurz, und ſein Nachfolger Carl VI. hielt an den Traditionen der alten Etikette in ihrer ganzen Strenge feſt. Nur unter wiederholten Kniebeugungen, in genau vorgeſchriebenen Entfernungen, durften dem Kaiſer Diejenigen nahen, welche einer Audienz gewürdigt wurden, ſelber die fremden Geſandten nicht ausgenommen. Kniend bedienten ihn bei Tiſch die höchſten Würdenträger des Hofs — faſt immer Perſonen des reichsunmittelbaren Adels, Mitglieder reichsfürſtlicher oder reichsgräflicher Geſchlechter. Niemand außer der kaiſerlichen Gemahlin und den kaiſerlichen Kindern — bei beſonders feierlichen Gelegenheiten nicht einmal dieſe — durfte an einer und derſelben Tafel mit dem geſalbten Herrn der Chriſtenheit Platz nehmen. Nicht einmal ein fremder Fürſt, und wäre er von königlichem Range, konnte dieſer Ehre theilhaftig werden. In ſolchem Falle wählte man wol den Ausweg, den hohen Gaſt „auf der Seite der Kaiſerin" einzuladen. Dort war das Ceremoniell nicht ſo

ſtreng; dort konnte der Kaiſer, ohne ſich Etwas zu vergeben, mit andern Perſonen von erlauchter Geburt zuſammen ſpeiſen. An der eignen Tafel ſaß der Kaiſer ſtets bedeckt. Um ihn her ſtanden, ehrfurchtsvoll auf ein Wort aus kaiſerlichem Munde harrend, die Geſandten der europäiſchen Mächte, — gleichfalls bedeckten Hauptes, als Vertreter ihrer Fürſten —, die Miniſter und die Spitzen des Hofſtaates. Nach den erſten Gängen trank der Kaiſer auf das Wohl der Kaiſerin, wobei er das Haupt entblößte. Seinem Beiſpiel folgten die fremden Geſandten, die ſich auch mit ihm zugleich wieder bedeckten. Dies war der Moment, wonach alle die Perſonen, welche den Majeſtäten bei der Tafel ihre Ehrerbietung bezeigt, ſich zurückzogen, nachdem noch zuvor die Hofwürdenträger vom Kaiſer und der Kaiſerin die üblichen Befehle für den Reſt des Tags empfangen hatten*).

Es muß zugegeben werden, daß dieſes Ceremoniell in der Vergötterung der Perſon des Souveräns und der ängſtlichen Fernhaltung deſſelben von jeder Berührung mit gemeinen Sterblichen ebenſo weit, wenn nicht weiter ging, als das von Ludwig XIV. eingeführte und an den meiſten deutſchen Höfen nachgeahmte. Aber es muß auch zugegeben werden, daß die Anwendung eines ſolchen Ceremoniells, wenn irgendwo, bei einem Souveräne gerechtfertigt war, welchen die einmüthige Anſicht aller Potentaten noch immer als den erſten Monarchen der Welt anerkannte und welchem ein uralter, niemals förmlich aufgehobener Grundſatz des europäiſchen Staatsrechts die Oberhoheit über alle chriſtlichen Könige und Fürſten zuſprach.

Die Tracht des Hofes war für gewöhnlich ziemlich einfach, dagegen um ſo prächtiger an den Galatagen, deren es ſehr viele gab**). Bei

*) Letters of Lady Montague, 1. Bd., S. 38 ff.; Pöllnitz, „Memoiren", 1. Bd., S. 290 ff.; Meiners, „Geſchichte des weiblichen Geſchlechts", 3. Band, S. 540.

**) Recht gute Darſtellungen der Trachten des Wiener Hofs aus dem Anfange des 18. Jahrh. enthält das Bilderwerk: „Neueröffnete Weltgallerie", 1703. Leopold I. erſcheint daſelbſt noch in ganz ſpaniſcher Tracht, ſeine Gemahlin in reichgeſticktem Unterkleid und halb zurückgeſchlagenem Oberkleid, Spitzenärmeln, das Haar ſehr einfach, eine Art Puffenſcheitel mit einzelnen, lang auf die Schultern herabfallenden Locken, und Blumen darin. Joſeph I. iſt im Bruſtharniſch, dazu aber in ſeidnen Strümpfen und Alongenperrücke, ſeine Gemahlin ähnlich der vorigen, Carl VI. im kleinen franzöſiſchen dreieckigen Hut über der Alongenperrücke, geſtickten Rock mit

großer Gala mußten nicht blos Hof und Adel, ſondern auch die ganze Stadt Wien im Feſtſchmuck erſcheinen. Die Majeſtäten waren an ſolchen Tagen ganz mit Diamanten bedeckt; beſonders die Kleidung der Kaiſerin ſtrotzte dergeſtalt von Edelſteinen, daß ſie die Laſt kaum ertragen konnte. In feierlichem Zuge ging es dann in die Kirche des heiligen Stephan, voran zu Pferde die Ritter vom goldenen Vließ und die kaiſerlichen Kammerherren; dann, in prachtvollem, ſchwervergoldetem, von acht Pferden gezogenem Wagen, im Fond der Kaiſer ganz allein, ihm gegenüber auf dem Rückſitz die Kaiſerin; dahinter die Erzherzöge und Erzherzoginnen, die hohen Hofchargen, der päbſtliche Nuncius und die Geſandten der weltlichen Fürſten, ſämmtlich mit Gefolge, in je drei Wagen, jeder mit ſechs Pferden beſpannt. Eine Doppelreihe von Garden ſchloß den kaiſerlichen Wagen ein; andere Abtheilungen folgten; den ganzen Zug umgaben Pagen und Kammerdiener zu Fuß mit entblößtem Haupt.

Die kaiſerliche Gemahlin war von einem kaum viel weniger ſtrengen Ceremoniell, als der Kaiſer ſelbſt, umgeben. Auch bei ihren Audienzen fanden die drei üblichen Kniebeugungen beim Eintritt wie beim Fortgehen ſtatt. Der Beſuch des Kaiſers bei der Kaiſerin ward jedesmal durch den Oberhofmeiſter angekündigt. Die Kaiſerin empfing ihren Gemahl mit großer Förmlichkeit, umgeben von ihren Damen, an welche aber der Kaiſer — ſo wollte es die Etikette — kein Wort richtete. Die zwölf Ehrenfräulein der Kaiſerin — junge Damen aus den erſten Familien des hohen Adels, welche dieſe Stellen als Ehrenämter, ohne Gehalt, bekleideten — lebten am Hofe in einer Art von klöſterlicher Zucht, nach ſpaniſcher Sitte, unter der Aufſicht einer Oberhofmeiſterin, gewöhnlich einer verwittweten Dame vom höchſten Stande.

Starb der Kaiſer, ſo durfte ſeine Wittwe die Trauer um ihn während ihres ganzen übrigen Lebens nicht ablegen. Ihre Zimmer, ihre Caroſſen, ihre Livreen trugen immerfort die Farbe des Schmerzes. Weder Schauſpiel, noch Concert ſahen jemals die kaiſerliche Wittwe, die auf alle Freuden des Lebens verzichtete und ſich gewöhnlich in ein Kloſter zurückzog, nur mit Beten und Wohlthun beſchäftigt.

---

weiten Aermeln, Manchetten, Escarpins, Degen, Stock. Die beiden Feldherren, Ludwig von Baden und Prinz Eugen, ſind ganz franzöſiſch gekleidet. Die Trachten der Damen erſcheinen ebenſo kleidſam als anſtändig.

Die Luſtbarkeiten des Hofs boten wenig Abwechſelung. Die gewöhnlichſten Erholungen Kaiſer Carls VI. waren die Jagd und das Scheibenſchießen. Die Kaiſerin pflegte ihn dabei zu begleiten. Auch die jungen Erzherzoginnen ergötzten ſich öfters mit ihren Hofdamen am Schießen nach dem Ziele, wobei die Kaiſerin die Preiſe austheilte und der Kaiſer nebſt den Herren vom Hofe die Zuſchauer abgaben. Carl VI. und ſeine Gemahlin liebten beide die Muſik. Der Kaiſer ſpielte mehrere Inſtrumente, verſuchte ſich auch im Componiren. Eine ſeiner Opern ward vom Hofe aufgeführt: die Muſiker wie die Sänger waren Perſonen von Rang; zwei Erzherzoginnen tanzten darin, und der Kaiſer ſelbſt ſpielte im Orcheſter mit. Oeffentliche Opern fanden nur wenige das ganze Jahr hindurch ſtatt. Dieſe, ein Hofball, ein Carneval und eine Maskerade, meiſt eine Bauernhochzeit oder Etwas dergleichen vorſtellend, — Das waren die ſeltenen Zerſtreuungen, welche das, im Uebrigen ſtreng abgemeſſene und einförmige Leben des kaiſerlichen Hofes unterbrachen.

Die Palläſte und Luſtſchlöſſer, welche der Hof bewohnte, waren weder prächtig, noch von modernem Styl. Joſeph I. hatte den Bau eines Pallaſtes zu Schönbrunn im Geſchmacke von Verſailles begonnen, allein Carl VI. zog den Aufenthalt in den engen und unwohnlichen Schlöſſern zu Laxenburg und in der Vorſtadt Wieden vor. Die Ausſchmückung dieſer Schlöſſer verrieth ebenſowenig Luxus. Zwar gab es Vorräthe von reichen Tapeten, koſtbaren Meubeln und prächtigen Bildern, welche viele Säle füllten; aber es ſchien Herkommen zu ſein, ſich derſelben nicht zu bedienen; man ließ ſie in ihrem Verſteck und begnügte ſich mit den alten und einfachen Einrichtungen*).

Unter Maria Thereſia verlor ſich zum Theil der allzuſteife Ton des ſpaniſchen Ceremoniells. Männer von Verdienſt durften an der Tafel der Kaiſerin ſpeiſen**). Ihr Gemahl, Franz von Lothringen, brachte franzöſiſche Sitte an den Hof mit und verſchaffte der franzöſiſchen Sprache, welche noch Carl VI. nicht geduldet hatte, neben dem herrſchenden Italieniſch Eingang. Fürſt Kaunitz, Maria Thereſias erſter

*) Letters of Lady Montague a. a. O.; Pöllnitz, „Memoiren“, a. a. O.; Galletti, „Allgem. Kulturgeſchichte der drei letzten Jahrhunderte“, 1. Bd., S. 382; Förſter, „Die Höfe und Cabinette Europas im 18. Jahrhundert“, 2. Bd., („Der Kaiſerliche Hof“), S. 14 ff.

**) Meiners, „Geſchichte des weiblichen Geſchlechts“, 3. Bd., S. 550.

Miniſter, hatte durchaus franzöſiſche Manieren, auch die Leichtfertigkeiten der Galanterie nicht ausgeſchloſſen*). Die Kaiſerin ſelbſt war und blieb in Sprache und Manieren ihr Lebenlang eine ächte Oeſtreicherin und that ihrer Natur nur ſo weit Zwang an, als ihr Rang und die Verhältniſſe es durchaus zu fordern ſchienen. Das Unglück ihrer erſten Regierungsjahre hatte ſie ihren Völkern, deren tapfrer Treue ſie ihre Rettung verdankte, enger verbunden, und ſie bewahrte das Andenken daran durch die ganze lange Dauer ihrer Regierung. Während viele Fürſten der damaligen Zeit, ſelber von den kleinſten, vor jeder Berührung mit ihren Unterthanen wie vor einer Selbſterniedrigung zurückſcheuten, betrachtete die mächtige Kaiſerin, trotz der noch immer ziemlich ſtrengen Etikette, welche das Herkommen und die Würde ihrer Stellung ihr auferlegten, ihre Völker als eine große Familie und ſich als deren Mutter; ſie kümmerte ſich herzlich um die Angelegenheiten ihrer Umgebungen in den weiteſten Kreiſen und erwartete dagegen, daß dieſe eben ſo warmen Antheil an den Leiden und Freuden des Kaiſerhauſes nähmen. Als ſie die Nachricht von der Geburt ihres erſten Enkels (des älteſten Sohnes Erzherzogs Leopold) erhielt, eilte ſie ſtehenden Fußes, im Nachtkleide, durch die Corridore des Schloſſes ins Burgtheater und rief, weit über die Brüſtung der Loge vorgebeugt, ins Parterre hinab: „Der Poldel hat an Buaba — und grad' zum Bindband auf mein' Hochzeitstag — Der iſt galant!“**)

Das Familienleben am Kaiſerhofe war zwar durch die ſteife Etikette einigermaßen der vertraulichen Herzlichkeit entfremdet, dagegen aber auch vor der Verflüchtigung in franzöſiſche Leichtfertigkeit geſchützt. Zwar hatten ſowol Joſeph I. als Carl VI. galante Verbindungen***); doch ward wenigſtens der äußere Anſtand beobachtet, und das Verhältniß der kaiſerlichen Ehegatten erlitt keine ſichtbare Veränderung. Eine eigentliche Mätreſſenherrſchaft, wie am ſächſiſchen, bairiſchen oder würtembergiſchen Hofe, hat es am Kaiſerhofe nie gegeben. Maria The-

*) Man erzählt: die in dieſem Punkte ſehr ſtrenge Kaiſerin habe ihm einmal darüber Vorſtellungen machen wollen; der Fürſt aber habe ihr kurz erwidert: „Majeſtät, ich bin gekommen, um über Ihre Angelegenheiten mit Ihnen zu ſprechen, nicht über die meinigen“. (Scherr, a. a. O. S. 443.)

**) Ebend. S. 445.

***) La Saxe galante, S. 229.; Scherr, a. a. O. 439. Die Geliebte Joſephs war eine Gräfin Palfi, die Carls eine Gräfin Althan.

reſia — darin hocherhaben über mancher andern Selbſtherrſcherin ihrer Zeit — war ſo weit entfernt, aus ihrem hohen Range ein Privilegium freierer Sitten für ſich zu machen, daß ſie vielmehr in ehelicher Treue und weiblicher Sittſamkeit ihren Völkern ein Beiſpiel gab, welches freilich gerade in ihrer nächſten Umgebung, in Wien, wenig Nachahmung fand — denn, trotz der Strenge, womit die Kaiſerin die Sitten ihrer Hauptſtadt in dieſem Punkte überwachte, brachte ſie es doch nur dahin, daß man ſich äußerlich einigen Zwang auflegte und den Schein zu wahren ſuchte. Wie ſie ihren Gemahl rein aus Liebe gewählt hatte, blieb ſie ihm auch in ungetheilter und ungeſchwächter Liebe bis zu ſeinem Tode treu und ſtrebte, obſchon eine der ſchönſten Frauen ihrer Zeit, nie, einem andern Manne zu gefallen. Ja ſo zärtlich war ſie ihm ergeben, daß ſelber ſeine kleinen galanten Abenteuer, von denen ſie wußte und welche ſie tief ſchmerzten, weder ihre Liebe verminderten, noch ihre Eiferſucht zu einem Ausbruche gerechten Unwillens gegen einen Gemahl verleiteten, der ihr ſo viel verdankte und ſo wenig nach Gebühr lohnte. Sie verbarg ihr verletztes Gefühl vor dem Kaiſer ſelbſt, wie vor der Welt, und ging in ihrer Duldſamkeit gegen ſeine Schwächen ſo weit, daß ſie die eine ſeiner Geliebten an ihren Spieltiſch zog, einer andern beim Tode des Kaiſers ihr Mitgefühl über den Verluſt ausſprach, der ſie Beide betroffen habe*).

Dieſe Frau, die als Regentin Niemand neben ſich duldete, ſelbſt nicht ihren Sohn Joſeph, war als Gattin ſo ganz nur das liebende und hingebende Weib, daß ſie dem Gatten nachſah, was ſie ſich ſelbſt nie verziehen haben würde, einen Mangel ehelicher Treue und Liebe.

In Brandenburg war durch den großen Kurfürſten dem ganzen Staatsleben eine entſchiedene Richtung auf ſolide Größe und nachhaltiges Wachsthum von innen heraus gegeben worden. Zeuge der furchtbaren Schickſale, welche der dreißigjährige Krieg und die während deſſelben von ſeinem Vater verfolgte kurzſichtige und ſchwächliche Politik über das Land gebracht, war Friedrich Wilhelm in dieſer Schule des Unglücks zu einem ernſten, thatkräftigen Charakter heran-

*) „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben", von Caroline Pichler, 1844, 1. Bd., S. 10 ff. 30 ff. (die Mutter der Verfaſſerin war Kammerdienerin der Kaiſerin); Scherr, a. a. O. S. 445. „Meine liebe Fürſtin", ſoll Maria Thereſia zur Fürſtin Auersperg geſagt haben, „wir haben Beide viel verloren"!

gereift, an welchem die Verführungen, denen ſonſt ſo leicht junge Fürſtenſöhne unterliegen, machtlos abprallten. Dieſer Charakter, von dem er ſchon als halbreifer Jüngling ſo entſcheidende Proben abgelegt*), blieb ſich auch in ſeinem ſpätern Leben unwandelbar treu. Wir beſitzen dafür ein werthvolles Zeugniß in der Schilderung, welche ſein Urenkel, Friedrich II., der ruhmreiche Vollender Deſſen, was Jener ruhmreich begonnen, von den Sitten und der Lebensweiſe ſeines großen Vorgängers entworfen hat**). Wie er verſichert, war Friedrich Wilhelm gegen die gefährlichen Verführungen der Liebe unempfindlich und wußte von keiner andern Leidenſchaft, als gegen ſeine Gemahlin. Er liebte den Wein und die Geſellſchaft, überließ ſich jedoch auch darin keinen Ausſchweifungen. Sein Hof war nicht ohne eine gewiſſe Pracht, allein nicht aus Eitelkeit oder Hang zur Weichlichkeit, ſondern aus der nothwendigen Rückſicht auf das äußere Anſehen, deſſen er bei ſeinem Streben nach Vergrößerung der Machtſtellung ſeines Reichs nicht entbehren zu können glaubte. Verglichen mit dem ſeines Zeitgenoſſen und Gegners, Ludwigs XIV., repräſentirte der Hof zu Berlin ebenſo die deutſche Mäßigkeit, wie der zu Verſailles die franzöſiſche Eleganz***). Friedrich Wilhelm war viel zu ernſtlich mit der Wiederherſtellung der zerrütteten Verhältniſſe ſeines Landes, mit der Befeſtigung der Macht und des Anſehens Brandenburgs und mit der Verbeſſerung der allgemeinen Angelegenheiten Deutſchlands beſchäftigt, als daß er für jene läppiſchen Zerſtreuungen Zeit und Stimmung hätte finden ſollen, womit manche ſeiner deutſchen Mitfürſten beinahe ihr ganzes Leben ausfüllten.

Unter ſeinem Sohne Friedrich, dem erſten Könige von Preußen, trat eine weſentliche Veränderung ein. Der Grundzug des Charakters dieſes Fürſten war eine kleinliche Eitelkeit, welche, wie ſich ſein Enkel ausdrückt†), mehr nach einem blendenden Glanze, als nach wahrer, ſolider Größe ſtrebte. Sogar ſeine Anſtrengungen, die königliche Würde zu erhalten, welche man bisweilen als den Ausfluß einer großartigen und vorausſehenden Politik hat rühmen wollen, waren, nach dem Urtheil eben jenes königlichen Geſchichtsſchreibers (welcher ge-

*) S. oben S. 56.

**) „Denkwürdigkeiten zur brandenburg. Geſchichte", S. 149.

***) A. a. O., S. 157.

†) Ebend. S. 208.

rade hierüber wol der competenteste Richter sein dürfte), lediglich die Wirkung der Begierde, seinen Geschmack durch äußerliches Gepränge befriedigen und seine stolze Verschwendung durch einen scheinbaren Vorwand rechtfertigen zu können. Die Pracht, welche Friedrich I. liebte, war nicht das Resultat der weisen Berechnung eines Regenten, welcher durch einen wohlangebrachten Luxus den Gewerbfleiß seiner Unterthanen zu beleben und zu ermuntern sucht, sondern die Verschleuderung eines eitlen und verschwenderischen Fürsten. Sein Hof war einer der prächtigsten in Europa; in seinen Küchen, Kellereien und Ställen bemerkte man mehr einen asiatischen Stolz, als eine europäische Anständigkeit*).

Allerdings that Friedrich Manches für die Künste und sogar für die Wissenschaften, allein auch nur, um seine Eitelkeit zu befriedigen, ohne wahre Neigung und noch mehr ohne tieferes Verständniß für die edleren Beschäftigungen des Geistes. Die Stiftung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin war mehr das Werk der geistvollen Königin, als das seine, denn er selbst ward für die Genehmigung zur Ausführung des von Leibnitz auf den Betrieb seiner königlichen Freundin und Schülerin entworfenen Plans nur dadurch gestimmt, daß man ihm vorstellte, es sei schicklich für einen König von Preußen, ein eben solches Institut zu besitzen, wie Ludwig XIV. Dieser selben Nachahmungssucht verdankte auch die Bildhauer- und Malerakademie zu Berlin ihr Entstehen. Die Prachtliebe und Verschwendungssucht des Königs versammelte in seiner Residenz eine große Masse von Künstlern, unter denen manches nicht unbedeutende Talent sich hervorthat, und einige der großen öffentlichen Bauten Berlins, wie das Schloß und das Zeughaus, so wie einige Denkmäler der Bildhauerei, besonders die Bildsäule des großen Kurfürsten, entstanden auf seine Veranlassung. Allein so wenig verstand Friedrich I. den wahren Werth der Künste und der Künstler zu schätzen, daß er den bedeutendsten aller damaligen Künstler Deutschlands, den genialen Schlüter, gegen einen andern zurücksetzte, der ihm Nichts entgegenzustellen hatte, als seine adlige Geburt.

Natürlich fehlten dem, ganz auf französischen Fuß eingerichteten Hofe des neuen Königs von Preußen weder die Frivolitäten einer

*) Das Obige ist wörtlich dem mehrfach angezogenen Werke Friedrichs des Großen entnommen; wir glaubten keinen bessern Gewährsmann anführen zu können.

ungescheut betriebenen Mätressenwirthschaft, noch die eitle Selbstvergötterung durch feile Hofpoeten, und eben so wenig entging der beschränkte Geist Friedrich's I. den betrügerischen Verspiegelungen, mit welchen damals Goldmacher und Schwarzkünstler aller Art verschwenderische und leichtgläubige Fürsten zu bestricken wußten. Einer der verschmitztesten und unverschämtesten unter diesen Betrügern, Namens Caëtano, ein Italiener, trieb sein Spiel jahrelang mit dem schwachen König. Die Geschichte dieses Menschen ist die Geschichte der Thorheit, Unwissenheit und blinden Gier nach Reichthümern, welche einen großen Theil der damaligen Fürsten beherrschten. Caëtano, nachdem er sein Wesen in Spanien getrieben, kam nach Deutschland und versuchte sein Glück zuerst bei dem, immer geldbedürftigen, Kurfürsten Max Emanuel von Baiern. Er wußte diesen durch seine Schwindeleien so zu verblenden, daß derselbe ihn mit Ehrenauszeichnungen und Geschenken überhäufte. Er ward zum Feldmarschall und Commandanten von München ernannt. Als jedoch die Leerheit seiner Versprechungen, Gold zu machen, sich offenbarte, ließ der Kurfürst ihn verhaften und ins Gefängniß werfen. Erst nach sechs Jahren, 1704, wurde er wieder frei, und wandte sich nun unter dem Namen eines Grafen Ruggiero zuerst an den Kaiser Leopold, dann an den Kurfürsten von der Pfalz, erhielt von Beiden Vorschüsse, ward jedoch auch wieder entlarvt und gefangengesetzt, entkam abermals und verlegte nun den Schauplatz seiner Betrügereien nach Berlin, wo ihm die Schwachheit, Eitelkeit und Verschwendungssucht Friedrichs einen günstigen Boden für seine Schwindeleien versprach. Der König, obgleich bereits von auswärts vor ihm gewarnt, schenkte dem Betrüger dennoch Glauben. Zwar wollte er ihm anfangs die Summen, welche Caëtano zu seinen Versuchen nöthig zu haben vorgab, nicht bewilligen, weil, wie er meinte, ein Goldmacher nicht erst von Andern Geld zu erhalten brauchte; als aber Caëtano, anscheinend gekränkt durch dieses Mißtrauen, mit stolzen Mienen ihn verließ, um, wie er vorgab, die Früchte seiner goldenen Kunst anderswohin zu tragen, wo man sie besser zu würdigen wisse, da ward dem schwachen Könige bange, daß der schon im Geiste gesehene Goldregen ihm entgehen und einem Andern zu Theil werden möchte. Mit den größten Versprechungen rief er Caëtano zurück, bewilligte ihm alle seine Forderungen und überhäufte ihn außerdem mit den schmeichelhaftesten Auszeichnungen; er schenkte ihm sein eigenes, mit Brillanten besetztes Bildniß und er-

nannte ihn zum Generalmajor der Artillerie. Als der freche Schwindler nun aber endlich seine Verheißungen lösen sollte, entfloh er. Man holte ihn ein, er entfloh von Neuem. Nochmals zurückgebracht, wußte er wiederum den König durch einige gaukleriſche Proben ſeiner vorgeblichen Kunſt für ſich einzunehmen und ſein völliges Zutrauen zu gewinnen. So zog er, unter immer wiederholten Verſprechungen und Täuſchungen, den König fünf volle Jahre hin. Endlich, mit vieler Mühe, gelang es dem Kronprinzen, ſeinen Vater zu überzeugen, daß er ſich ſo lange von einem ganz gemeinen Betrüger habe narren laſſen. Der König that nun, was kleine Seelen in ſolchen Lagen zu thun pflegen. Je blinder vorher ſein Vertrauen geweſen war, um ſo größer war nun ſein Zorn. Nachdem er durch die Leichtgläubigkeit, womit er Jahre lang einem längſt entlarvten Betrüger ſein Ohr geliehen, ſich lächerlich gemacht, entehrte er ſich durch die Grauſamkeit, womit er ſeine Schwäche an dem Elenden rächte. Caſtano ward zum Tode verurtheilt und, wie es damals Brauch war, an einem mit Goldpapier ausſtaffirten Galgen, angethan mit einer ebenſo verzierten römiſchen Kleidung, gehenkt*).

Auch Böttcher, der Erfinder des Porzellans, begann ſeine alchymiſtiſche Laufbahn am Hofe Friedrich's I. Die erſten Proben, die er anſtellte, ſchienen gelungen; der König wollte ihn feſthalten, aber Böttcher entfloh nach Wittenberg. Friedrich verlangte ſeine Auslieferung, und zwar ſo dringend und unter Beifügung ſolcher Drohungen, daß man in Sachſen fürchtete, er werde ihn mit bewaffneter Hand holen, und deshalb die Garniſon von Wittenberg verſtärkte. Zur größeren Sicherheit ward Böttcher dann nach Dresden und endlich auf den Königſtein gebracht. Dort enttäuſchte er zwar die Hoffnungen auf die Gewinnung von Gold, mit denen auch Auguſt der Starke ſich geſchmeichelt hatte, aber er entſchädigte dieſen dafür durch eine Erfindung, welche in anderer Weiſe die Prachtliebe des Königs und ſeine Begierde nach Schätzen befriedigte, für die Induſtrie aber einen viel größern Werth hatte, als die angebliche Kunſt der Goldmacherei**).

Wie ſchwach und eitel aber auch, wie verſchwendungsſüchtig und

---

*) Gallus, „Handbuch der brandenburgiſchen Geſchichte", 4. Bd., S. 489; „Denkwürdigkeiten zur brandenburgiſchen Geſchichte", S. 274; Kopp, „Geſchichte der Chemie", 2. Bd., S. 200 ff.

**) Kopp, a. a. O. S. 207.

wie ſehr ergeben jeder Art von Weichlichkeit und Ausſchweifung Friedrich I. war, ſo hinterließ doch ſeine Regierung nicht jene tiefen, zerſtörenden Spuren in dem Leben des Staates und dem Charakter des Volkes, welche anderwärts bei einer ähnlichen Lebensweiſe der Fürſten ſich bemerkbar machten. Der dem preußiſchen Staate von dem großen Kurfürſten gegebene Anſtoß zu wirklicher, ſolider Größe war zu mächtig geweſen, um durch eine, wenn auch in ganz anderem Geiſte geführte Regierung von nicht zu langer Dauer ſogleich wieder zu verſchwinden; vielmehr pflanzte er ſich trotz dieſer Unterbrechung fort und ließ die von Friedrich eingeſchlagene Richtung alsbald wieder in die entgegengeſetzte umſchlagen. Die Eitelkeit des erſten Königs von Preußen ſelbſt mußte dazu dienen, ſeine Nachfolger auf den rechten Weg zu leiten. Die Krone, die er ſich aufgeſetzt, war keine ausländiſche, deren unſicherer Beſitz nur zu raſchem Genuß vorübergehenden Glanzes hätte locken, oder deren Behauptung ihren Träger von der Sorge für die Intereſſen des eignen Landes hätte ablenken können. Im Gegentheil gab die Vereinigung der getrennten Beſitzungen des Hauſes Hohenzollern unter dieſem Symbole ſouverainer Macht und Größe der von dem großen Kurfürſten eingeſchlagenen Richtung auf Conſolidirung des preußiſchen Staates nur neuen Schwung und Nachdruck, und, wenn Friedrich I. ſich damit begnügt hatte, in dem äußeren Glanze der neuen Krone zu ſchwelgen, ſo waren ſeine Nachfolger um ſo emſiger bemüht, für den materiellen Rückhalt der erworbenen Machtſtellung und für deren würdige Behauptung durch Einfachheit der Sitten und Sparſamkeit im eignen wie im Haushalte des Staates zu ſorgen. Die Höhe, auf welche die Beherrſcher des brandenburgiſch-preußiſchen Staates durch die Annahme des Königstitels ſich ſtellten, entfernte ſie nicht von ihrem Volke, verknüpfte ſie vielmehr nur um ſo inniger mit dieſem, welches dadurch befähigt und angewieſen ward, mit ſeinen Fürſten vereint eine große Rolle in der europäiſchen Politik zu ſpielen, während der bloße Schein von Macht, womit die ſächſiſchen Auguſte durch Annahme der polniſchen Krone ſich umgaben, weil er nur ihnen perſönlich, nicht ihrem Stammlande zu Gute kam, ſie dieſem immer mehr entfremdete und zwiſchen Fürſt und Volk eine immer weitere Kluft befeſtigte.

Der Gegenſatz des Charakters und der Lebensweiſe, welcher zwiſchen Friedrich I. und ſeinem großen Vorgänger ſtattgefunden, war kaum ſo ſchroff, wie derjenige, welcher ſich zwiſchen ihm und ſeinem

Sohne zeigte, als dieser zur Regierung kam. Wir können die Wirkungen dieses Gegensatzes nicht treffender schildern, als mit den Worten Friedrichs II.: „Unter Friedrich I. war Berlin das nördliche Athen, unter Friedrich Wilhelm I. wurde es Sparta"*).

Wir müssen freilich hinzusetzen, daß die Aehnlichkeit Berlins mit Athen unter Friedrich I. mehr in dem schwelgerisch sinnlichen Lebensgenuß, als in der eigentlichen Verfeinerung der Sitten bestanden hatte, und daß die entgegengesetzte Denkweise, welcher Friedrich Wilhelm I. huldigte, wenigstens nicht ganz die spartanische Verachtung aller friedlichen Beschäftigungen in sich schloß.

Allerdings war eine fast bis zum Aeußersten getriebene rauhe Einfachheit und Derbheit der Sitten der Grundcharakter Friedrich Wilhelms I., und vergebens hatte seine geistvolle Mutter sich bemüht, ihm sanftere Gewohnheiten beizubringen**). Angewidert von der weichlichen und verschwenderischen Pracht am Hofe seines Vaters, Zeuge der tiefen Wunden, welche ein solches Leben nicht blos den Finanzen des Staats, sondern auch der Sittlichkeit des Volkes geschlagen, verfiel er, in dem Eifer, diese Richtung zu vermeiden, beinahe allzu sehr in das entgegengesetzte Extrem. Aus Haß gegen das ausländische Wesen, welchem sein Vater gehuldigt, war er unempfänglich selber gegen die Vortheile, welche eine zweckmäßige Benutzung der Kultur des Auslandes für die Verfeinerung der Sitten und die Bildung des Geistes der preußischen Nation, die in Beidem noch keineswegs weit vorangeschritten war, wol gewähren konnte***). Die Künste und Wissenschaften, welche sein Vater, wenn auch nur aus Eitelkeit und mit beschränktem Sinne, gefördert hatte,

---

*) „Denkwürdigkeiten zur brandenburg. Geschichte", S. 275.

**) Förster, „Fr. Wilhelm I.," 1. Bd., S. 104 ff.

***) Komisch ist, daß dieser gründliche Hasser französischen Wesens sich dennoch der, damals zur Mode gewordenen und auch ihm anerzogenen Vermengung des Deutschen mit französischen Brocken so wenig entschlagen konnte, daß er z. B. bei der Zusammenkunft mit seinem Sohne in Cüstrin (nach dessen Verbannung dorthin) unmittelbar, nachdem er gesagt hatte: „er habe keine französischen Manieren, er sei ein deutscher Fürst und wolle als solcher leben und sterben", sich in dem folgenden Kauderwelsch gegen den Kronprinzen erging: „Wenn ein junger Mensch Sottisen thut im Courtisiren" u. s. w., solches kann man ihm als Jugendfehler pardonniren; aber mit Vorsatz Lacheteien und dergleichen garstige Action zu thun, ist impardonnable. (Preuß, „Friedrichs des Großen Jugend", S. 133.)

verachtete er vollſtändig. Friedrich I. hatte zwar mit den Mitteln zur Ausſtattung der neugeſtifteten Akademie gekargt, aber er hatte ihr wenigſtens einen weithin ſtrahlenden Glanz verliehen, indem er zu ihrem Präſidenten einen Leibnitz ernannte, der, nach dem Ausſpruche Friedrichs des Großen, „für ſich allein eine ganze Akademie war.“ Friedrich Wilhelm I. erklärte den großen Philoſophen für „einen Kerl, der zu gar Nichts, nicht einmal zum Schildwachеſtehen, tauge“*); er verhöhnte die Akademie, indem er ihr ſeinen luſtigen Rath Gundling zum Präſidenten gab, und würde ſie wahrſcheinlich ganz aufgehoben haben, wenn dieſelbe ſich nicht erboten hätte, durch Anlegung eines anatomiſchen Theaters ihm tüchtige Feldſcherer für ſeine Armee zu liefern**). Die Univerſitäten verſpottete er, indem er die Profeſſoren zu Frankfurt a. O. zwang, mit einem andern ſeiner luſtigen Räthe, Morgenſtern, öffentlich zu disputiren***), und von der zu Halle, durch deren Stiftung ſein Vater, halb unbewußt vielleicht, den Keim zu einem freieren Aufſchwunge der Wiſſenſchaft und zu der darauf ruhenden Größe Preußens gelegt hatte, vertrieb Friedrich Wilhelm den bedeutendſten Vertreter dieſer freieren Wiſſenſchaft, Chriſtian Wolf, weil man ihm weiß gemacht, die philoſophiſchen Anſichten deſſelben, ins Leben übertragen, würden ſeine großen Grenadiere zur Deſertion veranlaſſen†). In ſeiner hausväterlichen Strenge ging er nicht ſelten bis zur Brutalität, und ſeine Verachtung aller feineren Bildung des Geiſtes und des Geſchmackes, überhaupt alles Deſſen, was nicht unmittelbar für die militäriſchen Zwecke, die einzigen, die er anerkannte, nützlich und nothwendig erſchien, ließ ihn auch in der Erziehung ſeiner Kinder ein Syſtem befolgen, welches, wenn es ihm gelungen wäre, daſſelbe in ganzer Strenge durchzuführen, Preußen

*) Scherr, „Kulturgeſchichte“, S. 446.

**) Guhrauer, „Leibnitz“, 2. Bd., S. 202; Förſter, „Friedrich Wilhelm I.“, 2. Bd., S. 351.

***) Förſter a. a. O., 1. Bd., S. 296.

†) Ebend., 2. Bd., S. 352. Erſt gegen ſein Lebensende, wo er überhaupt weicher und menſchlicher ward, ließ er auch von dem früheren Widerwillen gegen alles Ideale etwas nach. „Der König hat von den Wiſſenſchaften als etwas Löblichem geſprochen“, ſchreibt der Kronprinz hocherfreut im J. 1738 an einen ſeiner Vertrauten, und 1739: „Der König lieſt Wolfs „„Natürliche Theologie““. (Kugler, „Geſch. Friedrichs des Großen“. S. 81. 83.)

für lange Zeit in dem geistigen Aufschwunge gehemmt haben würde, zu dem es bestimmt war.

Welche großen Veränderungen in dem Hofleben Berlins durch einen solchen Regierungswechsel vor sich gehen mußten, läßt sich denken. Der Hofstaat, unter Friedrich I. einer der zahlreichsten und glänzendsten in Europa, ward unter Friedrich Wilhelm I. einer der eingeschränktesten; die großen Besoldungen hörten auf, der schwelgerische Luxus und der laute Lärm höfischer Feste wich dem einförmigen Leben einer großen Wachstube oder Kaserne, wozu der kriegerische König sein Schloß und beinahe die ganze Residenz umwandelte. Das steife französische Ceremoniell verschwand. Der König lebte wie ein einfacher Landedelmann und verlangte von seiner Familie dieselbe Einfachheit. Sogar den Rangstolz, diese allgemeine Untugend der deutschen Fürsten, ließ ihn sein patriarchalischer Sinn beinahe gänzlich aus den Augen setzen. Es war für seine Gemahlin, die darin nicht so dachte wie er, und für seine Töchter oft eine Ursache peinlicher Kränkungen, daß sie fremde fürstliche Personen nur in der Rolle der Frau und der Töchter vom Hause empfangen und ihnen, auch wenn sie geringeren Ranges waren, mit Beiseitesetzung alles herkömmlichen Ceremoniells den Vortritt lassen sollten*). Die Tagesordnung der königlichen Familie war die einfachste und regelmäßigste von der Welt. Täglich um 10 Uhr begaben sich die Prinzessinnen zu der Königin und mit dieser in die neben dem Zimmer des Königs befindlichen Paradezimmer. Hier saßen sie, selbst im Winter gewöhnlich ohne Feuer, und ohne sich die Zeit mit Etwas vertreiben zu dürfen, bis zum Mittag; dann gingen sie in des Königs geheimes Kabinet, um ihm guten Morgen zu wünschen, worauf man sich an eine Tafel von vierundzwanzig Gedecken setzte, auf der, so lang und groß sie war, nur zwei Schüsseln standen: ein Gemüse, aus dem Wasser gekocht, auf dem ein Bischen geschmolzene Butter und gehackte Kräuter obenauf schwammen, und eine Schüssel mit Kohl und Schweinefleisch; zwei andere Schüsseln folgten mit einem Hecht oder Karpfen, von denen Jedes eine Nuß groß bekam; der Braten bestand meist aus einer Gans oder einem alten wälschen Hahn. Sonntags kam noch eine Torte dazu. Ein sehr langweiliger Mann saß mitten an der Tafel, dem Könige gegenüber, und erzählte Zeitungsnachrichten, über die er dann einen langen

*) „Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Baireuth", 1. Bd., S. 39.

politiſchen Unſinn ergoß, der Allen, außer dem Könige ſelbſt, tödliche Langeweile machte. Nach der Tafel ſetzte ſich der König neben den Kamin in einen Armſtuhl und ſchlief. Die Königin und die Prinzeſſinnen ſaßen um ihn her. Das dauerte bis drei Uhr, wo der König ſpazieren ritt. Wenn der König um ſechs Uhr zurückkam, malte er, oder beſudelte vielmehr Papier, bis um acht Uhr, wo er in die Tabagie ging. Die Königin ſpielte indeß mit ein paar Hofdamen Tocadille. Um neun Uhr ſetzte man ſich zur Tafel, die mehrere Stunden dauerte. Dieſes Leben war ſo regelmäßig, wie das Exercitium der Soldaten, und alle Tage ſich völlig gleich*). Die Tafel des Königs durfte nicht mehr als ſieben Thaler täglich koſten, womit die Speiſen für vierundzwanzig Perſonen, außerdem aber auch für die Hofdamen, Pagen, Lakaien ꝛc. beſtritten werden mußten**). Nicht weniger ſparſam und einfach war die ganze häusliche Einrichtung. In den Zimmern des Königs ſah man nur hölzerne Schemel und Bänke; auch die Tiſche und die übrigen Meubles waren von dem einfachſten Stoff. Teppiche, Tapeten, Polſterſeſſel und andern dergleichen Luxus gab es nicht. Um jedoch zu zeigen, daß es ihm nicht an Mitteln zu einer Prachtentfaltung mangle, welche nur die eigne Neigung ihm verbiete, ließ der König einmal ſechs Säle mit dem größten Luxus ausſchmücken und verwandte darauf, nach dem Zeugniß ſeiner Tochter, die für ſeine Sparſamkeit ungeheure Summe von ſechs Millionen Thalern***), und bei feſtlichen Gelegenheiten prangte auf der königlichen Tafel ein Service von gediegenem Silber, deſſen Werth man auf anderthalb Millionen Thaler ſchätzte†).

Die Vergnügungen des Königs waren der Einfachheit und Rauhheit ſeiner Sitten angemeſſen. Muſik hielt er für ein Capitalverbrechen. Die Beſchäftigung mit Künſten überhaupt oder mit Wiſſenſchaften war in ſeinen Augen nicht viel beſſer als eine der ſieben Todſünden. Nach ſeinem Willen ſollte alle Welt nur *eine* Sache im Kopfe haben, die

*) „Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Baireuth", 1. Bd., S. 342.

**) Seckendorfs „Journal secret", als Anhang zu den „Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Baireuth" gedruckt. Etwas weniger kärglich, aber immerhin äußerſt frugal erſcheint die königliche Tafel in den Beſchreibungen Feſmanns bei Förſter a. a. O., 1. Bd., S. 196.

***) „Denkwürdigkeiten", 1. Bd., S. 243.

†) Förſter a. a. O., 1. Bd., S. 219.

Männer das Kriegswesen, die Weiber den Haushalt*). Die einzige Kunstfertigkeit, welche Gnade vor seinen Augen fand, waren die grotesken Luftsprünge der Seiltänzer, mit deren Vorstellungen auf dem Rathhause zu Berlin oder Potsdam er sich bisweilen einige Abendstunden vertrieb**). Seine liebste Zerstreuung war und blieb sein Tabakscollegium, welches er täglich besuchte und worin er gewöhnlich den ganzen Abend verbrachte. Er hatte dazu besondere Tabaksstuben in den königlichen Schlössern von Berlin, Potsdam und Wusterhausen einrichten lassen. Bier und Tabak waren die einzigen materiellen Genüsse, welche hier geboten wurden. Die Generäle und Minister des Königs mußten regelmäßig in diesem Collegium erscheinen, und auch die fremden Gesandten fanden sich veranlaßt, wo möglich dabei nicht zu fehlen, denn manche Staatsangelegenheit ward hier gesprächsweise abgemacht. Selbst seine fürstlichen Gäste glaubte der König nicht besser zu ehren, als wenn er sie in sein Tabakscollegium einführte. Die Würze desselben waren die Späße Gundlings. Der Ton der ganzen Gesellschaft war mehr als zwanglos. Das Einzige, was von den Gästen gefordert wurde, war, daß Jeder aus einer holländischen Pfeife rauchte, und auf das allseitige Zutrinken fleißig Bescheid that. Wer nicht brav mittrank, ward als ein „Pinsel" verspottet. Das Collegium endete daher selten ohne einen allgemeinen Rausch, der bisweilen die Gäste und den Wirth selbst unter den Tisch warf***).

Einen grelleren Contrast konnte es nicht geben, als zwischen diesem Hofe Friedrich Wilhelm's I., welcher die ganze Einfachheit, aber auch die ganze Rohheit der älteren deutschen Sitte auf das Strengste beibehielt, und dem überfeinerten, in allem Glanze, aber auch allen Lastern ausländischer Mode schwelgenden Hofe seines sächsischen Nachbars. Der preußische Soldatenkönig mag wol eine eigenthümliche Figur gespielt haben, als er im Jahre 1728 mit seinem Sohne, dem Kronprinzen, einen Besuch in Dresden abstattete. Nach gewohnter Sitte feierte August die Anwesenheit desselben durch eine Reihe üppiger Feste. Bei

*) „Denkwürdigkeiten", 1. Bd., S. 358.

**) Ebend., 1. Bd., S. 28.

***) „Denkwürdigkeiten", 1. Bd., S. 340. Eine sehr treue und lebendige Schilderung dieses Tabakscollegiums hat bekanntlich Gutzkow in seinem Lustspiel: „Zopf und Schwert" gegeben.

einem dieſer Feſte führte er ſeinen königlichen Gaſt, nachdem man zuvor weidlich gezecht hatte, auf eine Redoute. Im vertraulichen Geſpräche durchſchritten die beiden Fürſten ein Zimmer nach dem anderen, gefolgt von den übrigen Gäſten, unter denen auch der Kronprinz von Preußen ſich befand. Endlich gelangte man in ein großes, prächtig ausgeſchmücktes Zimmer, welches von einer Unzahl von Kerzen tageshell erleuchtet war. Während der König von Preußen die Pracht dieſer Einrichtung bewunderte, ſank plötzlich eine Tapetenwand nieder, und eine Scene bot ſich den Blicken der erſtaunten Gäſte dar, ähnlich jener, welche Goethe in ſeiner Schweizerreiſe ſo verführeriſch geſchildert hat. Ein Mädchen von tadelloſer Schönheit zeigte ſich, gänzlich unverhüllt, auf einem Ruhebette nachläſſig ausgeſtreckt. Der König von Polen erwartete geſpannt den Eindruck, den dieſes Bild auf ſeinen königlichen Gaſt machen würde. Dieſer aber hatte beim erſten Anblick der Venus ſogleich ſeinen Hut dem Kronprinzen vors Geſicht gehalten, indem er ihm zugleich befahl, ſich zu entfernen. Dann wandte er ſich zu ſeinem Wirth und ſagte trocken: „Sie iſt recht ſchön", worauf er fortging. Gegen ſeine Umgebungen aber erklärte er noch an demſelben Abende ſehr beſtimmt: „er liebe ſolche Dinge nicht und möge ſie nicht wieder ſehen"*).

Die rauhe Sittenſtrenge Friedrich Wilhelms I. war, ſelbſt in ihren Uebertreibungen, ein wohlthätiger Gegenſatz zu der aſiatiſchen Verweichlichung ſo vieler deutſcher Höfe dieſer Zeit. Sie führte nicht blos ſeine Umgebungen und die Bevölkerung der preußiſchen Hauptſtadt, welche unter Friedrich I. bereits angefangen hatte, ſich einer gewiſſen Weichlichkeit und Leichtfertigkeit hinzugeben, zu einfacheren Sitten, den Adel des Landes, der ſich eine Zeit lang in Verſchwendungen überbot, zu größerer Sparſamkeit zurück, ſondern ſie wirkte auch wenigſtens einigermaßen mäßigend auf das Treiben der übrigen deutſchen Höfe ein, weckte in manchen Fürſten den Trieb der Nachahmung und ließ die deutſche Nation doch nicht ganz ausſchließlich unter dem Eindrucke jener, von nur zu vielen Punkten aus ihr zur Schau geſtellten, ausländiſchen Frivolität. Allein die allzulange Fortdauer einer derartigen Lebens- und Regierungsweiſe wäre nicht weniger vom Uebel geweſen. Sie hätte das preußiſche Volk, deſſen Sitten ohnehin noch wenig verfeinert waren, in völlige Rohheit und Barbarei zurückgeſtürzt und Preußen am

*) „Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Baireuth", 1. Bd., S. 77.

Ende gänzlich von den Fortschritten der neuen Bildung, welche bereits im übrigen Europa durchzubrechen begann, ausgeschlossen. Schon hatte, wie Friedrich der Große bemerkt*), das preußische Volk aus einer gezwungenen Nachahmung eine saure Miene angenommen. Niemand in den ganzen preußischen Staaten hatte mehr als drei Ellen Tuch zu seinem Kleide, dagegen einen Degen an der Seite, dessen Länge nicht weniger als zwei Ellen betrug. Die Weiber flohen die Gesellschaft der Mannspersonen, und diese ersetzten solchen Verlust durch Wein, Tabak und Narrenspossen. Die Sitten der Preußen waren denen ihrer Nachbarn kaum noch ähnlich — sie waren Urbilder geworden.

Ein wie großes Glück es daher für Preußen gewesen war, daß auf die üppige Regierung eines Friedrich I. die nüchterne eines Friedrich Wilhelm I. folgte, so war es doch ein noch viel größeres Glück, daß des Letzteren Nachfolger nicht in allen Stücken ihm glich, zwar die Vorzüge seiner Einfachheit und Sittenstrenge beibehielt, aber damit einen größeren Schwung des Geistes, eine größere Freiheit und Vielseitigkeit der Lebensanschauung, feine Sitten und einen lebhaften Geschmack für geistige Genüsse verband. Derselbe natürliche Rückschlag, welcher Friedrich Wilhelm I., den Sohn eines weichlichen, eitlen, allen ernsteren Geschäften abgeneigten und nur in Vergnügungen lebenden Fürsten, zu einem pedantisch strengen Haushalter und Regenten und zu einem Manne von nicht blos einfachen, sondern fast rohen Sitten gemacht hatte, bewirkte in Friedrich II. eine ähnliche Abweichung von dem durch das Beispiel und den Befehl seines Vaters ihm vorgezeichneten Wege der Bildung. Der tödliche Haß, den Friedrich Wilhelm I. gegen die schönen Künste, die moderne Literatur und die höhere Wissenschaft, die Philosophie, hegte, konnte nicht verhindern, daß sein Sohn sich gerade allen diesen Studien mit besonderer Vorliebe hingab, seinen Geist und Geschmack durch Musik, durch das Lesen der neueren französischen Literatur und durch das Studium der Wolf'schen Philosophie bildete und mit den hervorragenden Geistern der Franzosen, insbesondere mit Voltaire, einen lebhaften Verkehr unterhielt. Die Brutalität, womit der König dieses freiere Aufstreben des gewaltigen Geistes seines Sohnes zu unterdrücken suchte, bestärkte den Letzteren nur noch mehr in der eingeschlagenen Richtung. Es folgten jene furchtbaren Scenen, welche

*) „Denkwürdigk. zur brandenb. Geschichte", S. 281.

den Charakter des Königs in ſeiner ganzen Wildheit zeigten und bei denen wenig fehlte, daß Friedrich Wilhelm ſeinem Sohne das Schickſal des unglücklichen Alexis von Rußland bereitet hätte, weil derſelbe gleich dieſem (nur in entgegengeſetzter Richtung) die Pläne des Vaters zu durchkreuzen ſchien. Die Verbannung Friedrichs nach Cüſtrin war die mildeſte Löſung eines Conflictes, welcher bei längerem Beiſammenſein zweier ſo gänzlich ungleichartiger Naturen ſich fort und fort erneuern und bis zum Unerträglichen ſteigern mußte. Dort und in Rheinsberg, wohin ſich Friedrich nach zu Stande gebrachter Ausſöhnung mit ſeinem Vater, in Begleitung der von dieſem ihm gegebenen Gemahlin zurückzog, begann der junge Prinz jenes Leben ſtrenggeregelter Abwechſelung zwiſchen pünktlichſter Pflichterfüllung und heiterſter Erholung in geiſtigen und geſelligen Ergötzungen, zwiſchen Geſchäften des Kriegers oder des Staatsmannes und Studien des Philoſophen, des Dichters oder des Künſtlers, zwiſchen Ernſt und Laune, Arbeit und Genuß, — wie er es auch ſpäter, nach ſeiner Thronbeſteigung, im Weſentlichen beibehielt. Während er mit peinlichſter Genauigkeit die von ſeinem Vater ihm vorgeſchriebene Lebensordnung befolgte, ſein Regiment einübte und die Acten ſtudirte, die ihm zur Bearbeitung zugeſtellt wurden, behielt er Zeit genug, nicht nur, um weit über dieſen beſchränkten Kreis mechaniſcher Beſchäftigungen hinaus in das wahre Weſen der Kunſt des Staatsmanns, des Regenten und des Feldherrn einzudringen und von den Verhältniſſen ſeiner eignen künftigen Staaten, wie von denen des geſammten Europas ſich eine ausgebreitete und gründliche Kenntniß zu verſchaffen, ſondern auch ſeinen Geiſt zu der Höhe der anbrechenden Aera der Philoſophie hinanzubilden, ſeinen Geſchmack für die ſchönen Künſte zu entwickeln und zu befriedigen und außerdem noch dem jugendlichen Drange fröhlichen Sichauslebens in zwangloſer Heiterkeit und überſprudelnder Luſt genug zu thun. Hier vertiefte ſich der Prinz abwechſelnd in das Studium der Wolfiſchen Metaphyſik und der kritiſchen Schriften Bayles und ſchöpfte aus Beiden hellere Anſichten über die Natur der Dinge und die Beſtimmung der Menſchen, als welche ſeine ſtreng orthodoxe Erziehung ihm gewährt hatte. Hier bildete er ſeine Fertigkeit auf der Flöte aus. Hier übte er ſich in ernſten und heitern poetiſchen Verſuchen, bald in der Mutterſprache, häufiger noch in der, ihm früh anerzogenen, franzöſiſchen. Von hier aus unterhielt er bereits einen ſchriftlichen Verkehr mit Vol-

taire und andern französischen Gelehrten. Hier verfaßte er jene ersten politischen Schriften — die „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand von Europa" und den „Antimacchiavell" — worin er, der kaum vierundzwanzigjährige Prinz, die Fürsten Deutschlands an ihre Pflichten als „Diener ihrer Völker" erinnerte und wegen ihrer leichtsinnigen und übermüthigen Lebensweise zur Rede stellte*). Hier endlich stiftete er — dem Hange der damaligen Zeit nach Verbindungen und Ceremonien nachgebend — einen „Bayardbund" mit allerhand geheimnißvollen Formen und Bezeichnungen, ohne einen anderen Zweck, als den des Ergötzens an eben diesen Aeußerlichkeiten und der darin sich ausprägenden unbefangenen und heitern genialen Vertraulichkeit**).

Rheinsberg, der Ort dieser stillen Zurückgezogenheit des Prinzen, liegt, obwol in den wenig romantischen Ebenen Pommerns, doch ziemlich anmuthig an einem See, jenseits dessen sich ein Wald von Eichen und Buchen in Gestalt eines Amphitheaters erhebt***). Friedrich ließ das alte Schloß nach seinen eignen Angaben ausbauen und gab ihm ein anmuthigeres, mit den Umgebungen mehr harmonirendes Aussehen. Die innere Einrichtung zeigte eine bescheidene und geschmackvolle Pracht; die Bekleidung der Zimmer und der Meubles war von sanften Farben, violett, himmelblau u. dgl. mit Silber; nur der Saal prangte in reicherem Schmucke und war mit einem schönen Deckengemälde von der Hand des berühmten französischen Malers Pesne verziert. Um das Ganze her zogen sich schöne Gärten. Der kleine Hof, den Friedrich hier um sich versammelte, bestand durchweg aus Personen von einfachen und anständigen Sitten, gefälligem Wesen, lebhaftem Verstand und auf-

*) Kugler, „Geschichte Friedrichs des Gr.", S. 78; Preuß, „Friedrich der Große", 1. Bd., S. 107, 117.

**) Manche haben dem Bayardbunde gewisse geheimnißvolle Zwecke unterlegen wollen. Daß dies nicht der Fall gewesen, bezeugen Preuß „Friedrichs des Großen Jugend", S. 213., Kugler, „Gesch. Friedrichs des Gr.", S. 72. Die Verpflichtung der Bundesglieder lautete: „zu jeder edlen That", insbesondre „zur Erlernung der Kriegsgeschichte und Heerführung". Man legte sich romantische Namen aus dem Mittelalter bei, schrieb sich Briefe im altfranzösischen Ritterstyl und „beobachtete auch noch später mit Ernst die Formen des Bundes, wie in der Zeit unbefangener Jugend".

***) Das Folgende meist nach des Freiherrn v. Bielefeld „Freundschaftl. Briefen", 1. Bd., S. 70 ff. Vgl. die angeführten Werke von Preuß u. Kugler.

richtiger Neigung zu den ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten. Zu den Vertrauteſten des Prinzen gehörte ein Baron von Knobelsdorf, ein äußerlich ſchlichter, faſt mürriſcher Mann, aber talentvoll und kenntnißreich, von gebildetem Geſchmack in Malerei und Baukunſt. Er war auf des Prinzen Koſten gereiſt und half dieſem nun bei der Einrichtung ſeines Schloſſes und ſeiner Gärten. Da war ferner ein Herr Jordan, eigentlich ein Theolog, aber ebenfalls den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften ergeben, durch Reiſen gebildet, ſelbſt als Schriftſteller ſchon aufgetreten, gelehrt und witzig, dabei von ſanftem Charakter und edlen Sitten; Herr von Chaſot, ein Franzoſe, ein Mann von gefälligem Weſen und lebhaftem Verſtande; ſodann ein alter Major von Senning, des Prinzen Lehrer in der Mathematik; endlich der Hofmarſchall von Wolden, ein einfacher, verſtändiger, redlicher Mann. Dazu kamen noch einige Offiziere von des Prinzen Regiment, geſchickte Militairs und zugleich Freunde der ſchönen Künſte. Dieſe Künſte ſelbſt hatten noch überdies ihre beſondern Vertreter in dem kleinen, aber auserleſenen Cirkel: die Malerei an zwei Franzoſen, Pesne und Dubuiſſon, die Muſik an dem berühmten Graun und ſeinem Bruder. In demſelben Geiſte, wie der Hof des Prinzen, war der ſeiner Gemahlin zuſammengeſetzt. Nicht ſowol glänzende Vorzüge des Aeußern oder der Geburt, als edle Bildung und ein achtbarer Charakter waren die Eigenſchaften, welche hier Zutritt verſchafften. Außerdem wurden in dieſe Kreiſe von Zeit zu Zeit noch allerlei Damen aus Berlin gezogen, welche durch Geiſt und anmuthiges Weſen geeignet ſchienen, die Geſellſchaft zu verſchönern. Fremde, welche durch Bildung und geiſtige Vorzüge ſich empfahlen, waren jederzeit willkommen, und es fehlte faſt niemals an ſolchen. Ausländer von Ruf, wie Algarotti und Lord Baltimore, kehrten hier ein; andre, wie Voltaire, nahmen wenigſtens brieflich an dieſer geiſtig belebten Geſelligkeit Theil*).

Alle Bewohner des Schloſſes genoſſen der vollkommenſten Freiheit in ihrer täglichen Lebensweiſe; von einer abgemeſſenen Etiquette oder einem ſteifen Ceremoniell war nicht die Rede. Den Morgen über trieb Jeder, was er wollte, beſchäftigte ſich auf ſeinem Zimmer mit Muſik, Malerei, Lectüre oder ſonſt einem nützlichen Zeitvertreib, oder luſtwandelte in den Gärten und den Umgebungen des Schloſſes. Den

*) Preuß, „Friedrich der Große", 1. Bd., S. 77.

Prinzen und die Prinzessin sah man nur bei Tafel, bei den Bällen, Concerten und sonstigen Ergötzlichkeiten, welche die Gesellschaft vereinigten. Zur Tafel fanden sich die Gäste zusammen in sauberer Kleidung, doch ohne Pracht. Nach der Tafel begab man sich in das Zimmer derjenigen Dame, welche die Reihe traf, den Kaffee zu reichen. Selbst die fremden Damen waren von dieser Pflicht nicht ausgenommen. Der ganze Hof versammelte sich hier wieder, mit Ausnahme des Prinzen und der Prinzessin, welche den Kaffee auf ihrem Zimmer nahmen. Da ward geschwatzt, gescherzt, auch wol ein Spiel gemacht. Des Abends fand gewöhnlich eine musikalische Unterhaltung, bisweilen ein Ball statt. Zu den Concerten in des Prinzen Zimmer wurden nur die Auserwähltesten eingeladen. Der Prinz spielte dann gewöhnlich eine Sonate oder ein anderes Musikstück auf der Flöte, meist von seiner eignen Composition. Die Unterhaltung bei Tafel war lebhaft und witzig. Der Prinz erschien auf allen Feldern des Wissens bewandert, und seine Einbildungskraft brachte immer neue Gesichtspunkte herbei, um das Gespräch zu beleben. Er duldete nicht blos einen höflichen Widerspruch gegen seine Ansichten, sondern er suchte auch den Andern Gelegenheit zu geben, ihr geselliges Talent zu entfalten und ihren Witz zu zeigen. Er liebte es, zu scherzen und zu spötteln, doch ohne Bitterkeit, und eine witzige Antwort verletzte ihn nicht. Auch die Prinzessin, obgleich sie wenig sprach, zeigte Geist und Anmuth.

Selbst eine etwas ausgelassenere Art von Lustigkeit wies man nicht gänzlich ab, sondern betrachtete sie als eine angenehme Würze des gewöhnlichen, einfacheren und gehalteneren Lebens. Der Freiherr von Bielefeld, der selbst eine Zeit lang zu dem vertrauteren Cirkel von Rheinsberg gehörte, entwirft von einem solchen kleinen Bacchanal daselbst die folgende Schilderung*). „Wir hatten uns kaum zur Tafel gesetzt, als der Kronprinz den Anfang machte, viele wichtige Gesundheiten, eine nach der andern, auszubringen, auf welche man nothwendig Bescheid thun mußte. Auf dieses erste Scharmützel erfolgte eine ganze Lage von scherzhaften und sinnreichen Einfällen, sowol von Seiten des Prinzen, als einiger Andern, die zugegen waren; die finstersten Stirnen heiterten sich auf; die Fröhlichkeit ward allgemein, und selbst die Damen nahmen Theil daran. Nach Verlauf von zwei Stunden bemerkten

*) „Freundschaftliche Briefe", 1. Bd., S. 66.

wir, daß auch die größten Behältniſſe nicht einem Schlunde gleichen, worein man ohne Aufhören flüſſige Materien ſchütten kann, ohne ihnen wieder einen Ausgang zu verſchaffen. Die Nothwendigkeit litt kein Geſetz, und die Ehrfurcht ſelbſt, welche man der Gegenwart der Prinzeſſin ſchuldig war, konnte mehrere der Gäſte nicht zurückhalten, aufzuſtehen, um im Vorgemach friſche Luft zu ſchöpfen. Ich ſelbſt war von dieſer Zahl. Beim Hinausgehen befand ich mich noch ziemlich friſch; aber nachdem mich die Luft getroffen, ſpürte ich beim Hineingehen in den Saal eine kleine Umnebelung, welche mir den Verſtand zu verdunkeln anfing. Ich hatte ein großes Glas Waſſer vor mir ſtehen gehabt. Die Prinzeſſin, der gegenüber ich zu ſitzen die Ehre hatte, war durch eine kleine Schalkheit bewogen worden, mir das Waſſer ausgießen und das Glas mit Sillerywein, ſo klar wie Quellwaſſer, anfüllen zu laſſen; überdies hatte man noch den Schaum davon abgeblaſen. Auf dieſe Art, da ich ſchon das Feine im Geſchmack verloren hatte, vermiſchte ich wider Willen meinen Wein mit anderm Wein, und ſtatt der gehofften Abkühlung trank ich mir ein Räuſchchen, das einem Rauſche ziemlich nahe kam. Um mir völlig den Reſt zu geben, befahl der Prinz, daß ich mich an ſeine Seite ſetzen ſollte; er ſchwatzte mir viel von ſeinen gnädigen Geſinnungen vor; er ließ mich einen Blick in die Zukunft thun, ſo weit, als damals meine umnebelten Augen ſehen konnten, und nöthigte mich dabei, ein geſtrichenes Glas nach dem andern von ſeinem Lünelwein zu trinken. Indeſſen empfand die übrige Geſellſchaft ſo gut als ich die Wirkung des Nektars, der an dieſem Feſte wie Waſſer floß. Endlich, es ſei nun durch Zufall, oder aus Vorſatz, zerbrach die Kronprinzeſſin ein Glas. Dies war gleichſam die Looſung für unſre ungeſtüme Freude und ſchien uns ein großes, der Nachahmung würdiges Beiſpiel. Im Augenblick flogen die Gläſer in alle Winkel des Saals, und alles Kryſtall, Porcelain, Schaalen, Spiegel, Leuchter, Geſchirr und dergleichen wurde in tauſend Stücke zerſchlagen. Mitten in dieſer gänzlichen Verwüſtung bezeigte ſich der Prinz wie der geſetzte Mann beim Horaz, der bei dem Umſturz des ganzen Weltgebäudes die Trümmer mit ruhigem und heiterm Auge betrachtet. Allein, da ſich die Freude in einen Tumult verwandelte, entzog er ſich dem Handgemenge und begab ſich mit Hülfe ſeiner Pagen in ſein Zimmer. Die Prinzeſſin verſchwand in dem nämlichen Augenblicke. Ich für meine Perſon hatte das Unglück, daß ich auch nicht einen Bedienten antraf, der ſo viel

Menſchlichkeit beſeſſen hätte, ſich meiner wankenden Figur anzunehmen. Ich kam alſo der großen Treppe zu nahe, fiel ſelbige von oben hinunter und blieb an der letzten Stufe ausgeſtreckt, ohne Beſinnung, liegen. Ich wäre vermuthlich umgekommen, wenn nicht eine alte Magd mein Schutzengel geweſen wäre. Ein ungefährer Zufall hatte ſie an dieſen Ort gebracht, und, da ſie mich im Finſtern für den großen Schloßpudel anſah, ſo belegte ſie mich mit einem garſtigen Titel und gab mir mit dem Fuße einen Tritt vor den Leib. Da ſie aber merkte, daß ich ein Menſch und, was noch mehr, ein junger Hofmann war, ſo mochte ſich ihr ganzes Herz bewegen; ſie ſchrie nach Hülfe; meine Bedienten liefen herbei, man trug mich in mein Bett, holte den Chirurgus und verband meine Wunden. Den Morgen darauf ſchwatzte man vom Trepaniren; allein ich wurde von dieſer Furcht befreit und mußte nur vierzehn Tage lang das Bett hüten, in welcher Zeit der Prinz die Gnade hatte, mich alle Tage zu beſuchen und zu meiner Geneſung alles Mögliche beizutragen. An eben dieſem Morgen nach dem Feſte war das ganze Schloß zum Sterben krank; weder der Prinz noch ein anderer von ſeinen Cavalieren konnte aus dem Bette ſteigen, und Ihre Königliche Hoheit die Prinzeſſin befand ſich allein an der Tafel.“

Wol mochte Friedrich das Leben, welches er und ſeine Umgebungen führten, als ein zwiſchen Ernſt und Frohſinn getheiltes und in heitrer, doch würdiger Weiſe geführtes in den Worten charakteriſiren*):

„Wir haben unſre Beſchäftigungen in zwei Klaſſen, die nützlichen und die angenehmen, getheilt. Zu den nützlichen rechne ich das Studium der Philoſophie, der Geſchichte und der Sprachen; die angenehmen ſind die Muſik, die Luſt- und Trauerſpiele, welche wir aufführen, die Maskeraden und die Schmauſereien, welche wir geben. Ernſthafte Beſchäftigungen behalten indeß den Vorzug, und ich darf wol ſagen, daß wir nur einen vernünftigen Gebrauch von den Vergnügungen machen, indem ſie uns blos zur Erholung und zur Milderung der Finſterheit und des Ernſtes der Philoſophie dienen, welche die Grazien nicht leicht zu einem freundlichen Geſichte bringen können.“

---

*) In einem Briefe an Suhm, 1738 (ſ. Preuß, „Friedrichs des Großen Jugend“, S. 194.).

Wenn Etwas noch einen Schatten auf dieſes heitere Bild warf, ſo war es der trotz der äußerlichen Verſöhnung doch nicht völlig ausgeglichene Gegenſatz zwiſchen der Denk- und Lebensweiſe des Kronprinzen und derjenigen ſeines Vaters. Aber auch dieſer Schatten ſollte noch ſchwinden! Die gleiche innere Tüchtigkeit Beider mußte ſie trotz aller Verſchiedenheit ihres Denkens und Thuns einander allmälig näher und endlich zu gegenſeitiger Anerkennung führen. Auf einer Reiſe durch Litthauen, die er mit ſeinem Vater machte, ging dem Kronprinzen zuerſt der ganze, volle Werth dieſer, zwar äußerlich rauhen, aber in ihrer hingebenden Sorge für das Wohl des Landes wahrhaft königlichen Natur auf, und gerührt ſchrieb er an Voltaire: „Ich habe eine neue Schöpfung des Königs meines Vaters geſehen“. Und auch das dem Sohne ſo lange verſchloſſene Herz des Königs erweichte ſich, als er mehr und mehr einſah, daß dieſer, wenn auch auf andern Wegen, doch dem gleichen Ziele, wie er ſelbſt, der Wohlfahrt des Volkes und der Größe des Staates, zuſtrebte, und froh beruhigt, rief er in ſeinen letzten Stunden aus: „Mein Gott, ich ſterbe zufrieden, da ich einen ſo würdigen Sohn und Nachfolger habe“! *)

Der Geiſt, der am Hofe des Kronprinzen geherrſcht, ging auch auf den Hof des Königs über, nachdem Friedrich II. den Thron ſeines Vaters beſtiegen hatte. Die jugendliche Ausgelaſſenheit freilich, welche die Kreiſe zu Rheinsberg belebte, mußte einem ſtrengeren Ernſte weichen, wie ihn die ſchweren Pflichten des Beherrſchers eines neuen, aufſtrebenden Reiches und die verwickelten Verhältniſſe, in welche er ſich alsbald verſtrickt ſah, heiſchten. „Die Poſſen haben nun ein Ende!“ ſagte Friedrich ſelbſt, als er Rheinsberg verließ, um die Regierung anzutreten, und in einer poetiſchen Ergießung aus eben jenen Tagen legte er das wahrhaft königliche Gelübde ab:

„Von jetzt an dien' ich keinem Gott,
Als meinem lieben Volk allein“ **).

Allein die Grazien der Kunſt und heiteren Geſelligkeit blieben ihrem königlichen Lieblinge auch ferner treu, und der Geiſt wiſſenſchaftlicher Forſchung, der bis dahin nur zur eignen Ausbildung des jungen Fürſten und zur Befriedigung ſeines Dranges nach Aufklärung gedient, verbrei-

*) Preuß, „Friedrich der Große“, 1. Bd., S. 124; Kugler a. a. O., S. 83.
**) Preuß, „Friedrich der Große“, 1. Bd., S. 133, 146.

tete von nun an ſeine befruchtenden Strahlen über ein ganzes Land, ja weithin über Deutſchland und Europa. Von dem Hofe Friedrich Wilhelms nahm Friedrich die Mäßigkeit, den Haß gegen Weichlichkeit und leichtfertige Verſchwendung von Zeit und Geld, nicht aber die zu weit getriebene, an Barbarei grenzende Rauhheit der Sitten, nicht die Verachtung jedes edlern Schmuckes des Lebens und jeder Erheiterung durch geiſtige Vergnügungen mit hinüber. Sein Hof ward ein Muſterbild ſtrenger Ordnung, Sparſamkeit und einer faſt bürgerlichen Einfachheit der Sitten und der Genüſſe, die ſich indeß eben ſo fern hielt von der faſt geſuchten Aermlichkeit und Rauhheit der Lebensweiſe ſeines Vaters, wie von dem üppigen Luxus, dem ſo viele Höfe damaliger Zeit huldigten*).

Es iſt wahr, Friedrichs II. Leben entbehrte, da er niemals eine recht herzliche Zuneigung zu der, durch den eiſernen Willen des Vaters ihm aufgedrungenen Gemahlin faßte und ſeit des Letztern Tode ſogar äußerlich getrennt von ihr lebte, der wohlthuenden Erſcheinung eines glücklichen Familienkreiſes und der Uebung jener häuslichen Tugenden, durch welche ſein Ahn, der große Kurfürſt, ſeine Unterthanen erfreut hatte, und ſein Enkelneffe, der Gemahl der vortrefflichen Louiſe, die ſeinen wiederum erfreute; allein wenigſtens gab Friedrich nicht das verderbliche Beiſpiel der Verachtung bürgerlicher Moral in Bezug auf dieſes heiligſte Lebensverhältniß, und von ſeinem Hofe war die Leichtfertigkeit der Sitten verbannt, die man anderwärts nicht blos duldete, ſondern bewunderte und ermuthigte**). Der abenteuernde Wüſtling Caſanova, deſſen eleganter Laſterhaftigkeit an weltlichen und geiſtlichen Höfen wetteifernd gehuldigt ward, ſah ſich zu Sansſouci ſehr kalt aufgenommen und kaum der Unterredung, die er mit Eifer ſuchte, gewürdigt, und der faule und leichtſinnige Pöllnitz war zwar an der Tafel des Königs wegen ſeines unbeſtreitbaren Talentes der Unterhaltung bisweilen wohlgelitten, im Uebrigen aber mit gebührender Verachtung behandelt***).

*) Vgl. den 1. Bd., S. 227 ff. 283 ff.

**) Preuß, „Friedrich der Große", 1. Bd., S. 424, 429. Einzelne Ausſchweifungen, welche dem Könige nachgeſagt werden — ob mit Recht oder Unrecht, iſt noch unentſchieden — (vgl. ebenda S. 364), blieben wenigſtens der Oeffentlichkeit entzogen und wirkten ſomit nicht durch ihr Beiſpiel entſittlichend auf das Volk ein.

***) „Gut zur Unterhaltung bei Tiſch, hernach einſperren!" — ſo lautete

Es iſt wahr, auch in Friedrichs Cirkeln übertönten die Klänge franzöſiſcher Converſation die ſeltenen und ſchüchternen Laute der Mutterſprache, welche etwa einer der alten Generäle oder der geiſtlichen Geſellſchafter des Königs einzumiſchen wagte*), aber wenigſtens waren es immer geiſtvolle Geſpräche, die dort gepflogen wurden, nicht ein ſchales Geplauder mit eingelernten Redensarten und lächerlichen Complimenten. Es iſt wahr, das Ohr Friedrichs, welches mit Entzücken den Verſen Voltaire's lauſchte, blieb den ernſteren Klängen der deutſchen Muſe beinahe gänzlich verſchloſſen, aber immerhin war der lebhafte Geſchmack des großen Königs für Dichtkunſt und Literatur, wenn auch irregehend in ſeiner Wahl, unendlich beſſer, als der gänzliche Mangel an literariſchem Intereſſe, welches an den meiſten deutſchen Höfen herrſchte, oder die jämmerliche Geſchmackloſigkeit, womit man ſich an den albernen Schmeicheleien bezahlter Hofpoeten ergötzte. Wenn Friedrich unmittelbar Nichts für die deutſche Literatur that, ſo ward er mittelbar der Schöpfer einer neuen Aera derſelben durch die Belebung des allgemeinen Geiſtes der Nation, durch die Begeiſterung, welche ſeine Thaten weckten, und durch die Zerſtörung ſo vieler Schranken, welche die freie Entwicklung des Denkens und der Forſchung bis dahin gehemmt hatten**). Es iſt wahr, ſelbſt der helle Geiſt eines Friedrich war noch nicht über das Vorurtheil erhaben, welches einem einzelnen Stande ungebührliche Bevorzugungen im öffentlichen wie im geſelligen Leben einräumte***). Aber er war doch weit entfernt, den Adel ſeines Landes in der übermüthigen Verachtung der übrigen Klaſſen des Volkes, in der Ueberhebung über die bürgerliche Sitte und die Staatsgeſetze, in der Scheu vor ernſten Beſchäftigungen und der Einbildung, als ob Leichtfertigkeit und Müſſiggang ein nothwendiges Zubehör adliger Lebensweiſe ſei, durch ſein Beiſpiel oder die

Friedrichs Meinung von jenem charakterloſen Hofmann (Preuß, „Friedrichs des Großen Jugend", S. 180).

*) Büſching, „Beiträge zu der Lebensgeſchichte de ſw. Perſonen", 5. Th. S. 22.

**) Wir kommen darauf in der 2. Abtheilung dieſes Bandes zurück. Vgl. indeſſen Goethe „Aus meinem Leben", 6. Buch. (Goethe's Werke, vollſt. Ausg. letzter Hand, 20. Bd., S. 103 ff.)

***) Vgl. den 1. Band S. 84, 198. Friedrich hielt das Verbot der Heirathen zwiſchen Adligen und Bürgerlichen, das ſein Vater gegeben, aufrecht, ſuchte den Verkauf adliger Güter an Bürgerliche zu verhindern u. ſ. w. (Preuß, „Friedrich der Große", 1. Bd., S. 197).

von ihm kundgegebenen Anſichten zu beſtärken, wie Dies andere deutſche Fürſten nur zu häufig thaten; vielmehr war er eben ſo befliſſen, bürgerliches Verdienſt anzuerkennen, hervorzuziehen und zu benutzen, wie er das Pochen auf adlige Geburt ohne die entſprechenden Vorzüge des Verſtandes und des Herzens ſchonungslos brandmarkte und zurückſtieß*). Der Adel des Geiſtes, welcher in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts je mehr und mehr an die Stelle des, in der erſten Hälfte beinahe alleinherrſchenden, Adels der Geburt trat, der Ernſt wiſſenſchaftlicher Forſchung und der Eifer für Zwecke des Gemeinwohls und der Humanität, welcher die ſchale Geiſtesleere und den kalten Egoismus des Genießens, die ſich dort breit machten, verdrängte, der friſche Aufſchwung, den das ganze Volksleben nahm und der ebenſo in der allgemeinen Geſittung wie in der Wiſſenſchaft und der Kunſt ſich kundgab — dieſe ganze mächtige Umgeſtaltung des öffentlichen und des ſittlichen Geiſtes der Nation hatte ihren Ausgangs- und Stützpunkt zum großen Theil in der Perſönlichkeit und der Lebensweiſe Friedrichs des Großen, deſſen Autorität — in jener für Autoritäten ſo empfänglichen Zeit — erſt den Beſtrebungen zum Siege verhalf, welche bis dahin noch immer nur ſchüchtern und ſchwach gegen das Gewicht der herrſchenden Einflüſſe angekämpft hatten.

*) Vgl. den 1. Bd., S. 199.

Fünfter Abſchnitt.

Die bürgerlichen Klaſſen und ihre allmälige geiſtige und ſittliche Wiedererhebung. — Die gelehrten und die praktiſchen Wiſſenſchaften. — Die Philoſophie. — Leibnitz.

Allgemeines Bild des geiſtigen und ſittlichen Zuſtandes der bürgerlichen Klaſſen beim Beginn und im Verlaufe der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Mit Befriedigung wenden wir unſern Blick von dem Bilde des höfiſchen Lebens, wie wir es in dem vorhergehenden Abſchnitte geſchildert, zu dem Bürgerthum und ſeinen Beſtrebungen einer geiſtigen und ſittlichen Wiedererhebung. Zwar finden wir dieſe Beſtrebungen an der Schwelle des Jahrhunderts noch in ihren erſten Anfängen. Die Erſtarrung des wiſſenſchaftlichen Lebens, in welche der dreißigjährige Krieg die Nation zurückgeworfen hatte, beginnt nur eben erſt einigermaßen zu weichen, und, was das Sittliche betrifft, ſo kämpfen noch vielfach eingeborne Rohheit und vom Auslande erlernte Leichtfertigkeit um den Preis, und nur in einzelnen, zerſtreuten Spuren zeigt ſich der beginnende Einfluß einer edleren Geſittung.

Bei Alledem iſt dennoch der Fortſchritt zum Beſſeren unverkennbar, und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zieht derſelbe ſeine Kreiſe weiter, treibt er ſeine befruchtenden Keime tiefer in die Geiſter und die Herzen der Nation.

Wir ſehen Deutſchland zuerſt auf dem Felde der gelehrten Wiſſenſchaften und der Philoſophie die Stelle in dem allgemeinen Wettſtreite der Nationen, die ihm eine Zeit lang entriſſen war, allmälig wieder erobern. Wir ſehen daneben eine andere, beſcheidenere, aber tiefgreifende Bewegung auf ſittlich-religiöſem Gebiete aus dem Schooße des Volkes

selbst sich entwickeln. Wir sehen sodann jene selbe Wissenschaft, die anfangs nur auf den höchsten Höhen der Speculation hinzuschreiten und nur an die vornehmen Kreise sich zu wenden schien, je mehr und mehr zu den Fragen des gewöhnlichen Lebens, zu den Bedürfnissen allgemeiner Bildung und zu dem Verständniß der weitesten Kreise des Bürgerthums herabsteigen. Wir sehen den Sinn für philosophische und moralische Betrachtungen mit dem Eifer für die wiedererwachte Literatur und Dichtkunst sich vermählen und aus diesem Bunde allmälig eine allgemeine geistige und sittliche Verjüngung der Nation hervorgehen.

Jede dieser Phasen des wiedererwachenden geistigen Lebens in Deutschland ist durch einen hervorragenden Namen von epochemachendem Rufe bezeichnet. Die Wiedergeburt des wissenschaftlichen Geistes überhaupt, seine Erhebung zu freieren und universelleren Standpunkten, die Anfeuerung der Nation zum Wettstreit mit andern Nationen auf dem Felde der Gelehrsamkeit und der Erfindungen, endlich die Begründung einer eigenthümlich deutschen Philosophie, theils im Gegensatze zu, theils im Anschlusse an die Systeme des Auslandes — alle diese so mannigfachen und so umfassenden Bestrebungen finden ihren belebenden Mittelpunkt in dem außerordentlichen Genie eines einzigen Mannes, G. W. v. Leibnitz. Gleichzeitig mit ihm, aber nach ganz andrer Richtung und in ganz andern Kreisen wirkt als Reformator des kirchlichen und sittlichen Lebens der fromme Philipp Jacob Spener. Die Versuche einer Popularisirung und Praktischmachung der neuen philosophischen Ideen knüpfen sich von der einen Seite an den Namen eines Christian Thomasius, von der andern an den eines Christian Wolf. Die weitere Ausbreitung der Resultate der Wolf'schen Philosophie endlich, insbesondre aber die Belebung und Veredlung des moralisch-ästhetischen Sinnes der Nation unternimmt, auf seine Weise freilich, Joh. Christoph Gottsched.

Rückblick auf das wissenschaftliche Leben Deutschlands vor dem 30jährigen Kriege.

Es hatte eine Zeit gegeben, wo Deutschland nicht blos auf dem Gebiete der höchsten Wahrheiten, durch die von ihm ausgegangene kirchliche Reformation, sondern auch auf dem Gebiete der gelehrten und der praktischen Wissenschaften an der Spitze des europäischen Kulturfortschrittes stand*). Von Deutsch-

*) Für das Folgende sind hauptsächlich benutzt worden: Wachler, „Handbuch der Geschichte der Literatur", 3. und 4. Theil; Guhrauer, „J. Jungius und sein

land war ſchon im 15. Jahrhundert durch zwei der wichtigſten Erfindungen aller Zeiten, die Buchdruckerkunſt und das Schießpulver, der Anſtoß zu einer Umgeſtaltung des geiſtigen wie des ſocialen Lebens aller civiliſirten Völker ausgegangen, deren ganze ungeheure Bedeutung wir erſt jetzt recht begreifen. Das deutſche Volk bewährte damals neben dem Geiſte der Gelehrſamkeit auch noch ein lebhaftes Intereſſe und einen praktiſchen Sinn für diejenigen Künſte und Wiſſenſchaften, welche den Bedürfniſſen des Lebens und der Erkenntniß der Natur unmittelbar naheſtehen. In ſeinen Bergwerken hatten ſich die Anfänge einer praktiſchen Chemie und Maſchinenkunde entwickelt. Die Uhren und Waſſerkünſte Nürnbergs und Augsburgs wurden als Wunderwerke der Mechanik angeſtaunt. Der große Maler Albrecht Dürer hatte wetteifernd mit ſeinem italieniſchen Kunſtgenoſſen Leonardo da Vinci die Kunſt des Meſſens und der Befeſtigung vervollkommnet, die Regeln der Perſpective feſtgeſtellt und die Technik des Kupferſtechens zu noch nicht gekannter Vollendung ausgebildet. In der Mathematik und Aſtronomie war der deutſche Name durch Männer wie Purbach und Regiomontanus zu Ehren gebracht worden, während auf dem Gebiete der klaſſiſchen Wiſſenſchaften ein Reuchlin und ein Melanchthon die meiſten ihrer Zeitgenoſſen an Gelehrſamkeit und feinem Geſchmack übertrafen.

Noch am Anfange des 17. Jahrhunderts — obwol damals ſchon die überhandnehmenden theologiſchen Zänkereien dem Aufſchwunge des freien wiſſenſchaftlichen Geiſtes Eintrag thaten — behauptete Deutſch-

---

Zeitalter"; Henke, „Calixt und ſeine Zeit", endlich ganz beſonders ein Aufſatz von Leibnitz: „Bedenken von Aufrichtung einer Akademie oder Societät in Deutſchland zur Aufnahme der Künſte und Wiſſenſchaften", welcher ſich darüber ausläßt, was die Deutſchen ſonſt in den Künſten und Wiſſenſchaften, namentlich den mechaniſchen und exacten, geleiſtet hätten und was ſie jetzt leiſteten*).

*) Der oben citirte Aufſatz befindet ſich, nebſt andern, auf die im Folgenden Bezug genommen werden wird, in einer Sammlung noch ungedruckter Leibnitziſcher Handſchriften, welche mein ſehr geehrter Freund, Herr Dr Rößler zu Göttingen, der ſich bereits durch Bearbeitung und Veröffentlichung der auf die Gründung der Univerſität Göttingen bezüglichen Varia (in ſeiner Schrift: „Die Gründung der Univerſität Göttingen", 1855) um die Kulturgeſchichte verdient gemacht, theils auf der Univ. Bibl. zu Göttingen, theils im Archive zu Hannover aufgefunden und mir in Reinſchriften zur Benutzung für mein Werk mit dankenswertheſter Zuvorkommenheit überlaſſen hat. Hoffentlich wird Herr Dr. Rößler recht bald dieſen wichtigen Schatz durch Herausgabe der betreffenden Handſchriften der allgemeinen Benutzung zugänglich machen. — Ich werde im Folgenden dieſe Handſchriften ſtets unter dem Zeichen: R.-Hſ. citiren.

land in den meisten Fächern des Wissens eine ehrenvolle Stelle. Es besaß in Kepler einen ebenbürtigen Nebenbuhler der Galilei und Copernicus, in Jungius einen Naturforscher, welchem das stolze England Ehren erwies, die es später einem Leibnitz versagte, in Tassius einen Mathematiker, dessen Autorität in Holland, damals dem Sammelpunkte der bedeutendsten Gelehrten dieses Fachs, geachtet ward. Die Gebrüder Lindenbrog, die Vertrauten und Gastfreunde eines Hugo Grotius, und Lucas Holsten, der Bibliothekar des Vatican zu Rom, waren als vorzügliche Kenner des klassischen Alterthums anerkannt. In der Pädagogik verfolgten Ratich und Amos Comenius nicht ohne Glück dieselben Bahnen erfahrungsmäßiger Beobachtung und eingehender Berücksichtigung der Bedürfnisse des praktischen Lebens, auf welchen kurz vorher in England Baco so große Erfolge errungen hatte. Der allgemeine Drang des Vorwärtsstrebens, der Ernst und die Tiefe gründlicher Bildung auf allen Gebieten der Wissenschaft gab sich kund in dem Entstehen von Gesellschaften, von denen die eine, unter des frommen Val. Andreä Leitung, darauf ausging, „zur Rettung aus der wissenschaftlichen, sittlichen und religiösen Barbarei der Zeit das heilige Feuer des Glaubens, der Liebe und der Erkenntniß anzufachen und zu bewahren", eine andre, von Jungius gestiftet, alle Felder der Forschung — Philosophie, Mathematik, Naturwissenschaften — „nach den Grundsätzen der Vernunft und der Erfahrung anzubauen" unternahm.

Veränderung dieser Zustände durch den 30jährigen Krieg.

Alle diese Bestrebungen wurden unterbrochen durch den dreißigjährigen Krieg, dessen verheerende Wirkungen das deutsche Volk auf der Bahn geistigen Fortschrittes weit zurückwarfen. Schulen und Universitäten lagen verwüstet und verödet*). Gelehrte von Ruf flüchteten sich ins Ausland, und Jünger der Wissenschaft, welche auf den fremden Anstalten die geistige Nahrung und die Muße des Studiums suchten und fanden, welche das vom Kriege verheerte Vaterland ihnen nicht gewährte, blieben oftmals für ihr ganzes Leben dort haften und kehrten der Heimath mit ihren zerstörten Stätten der Gelehrsamkeit und ihren trostlosen Zuständen auf immer den Rücken. Schon früher hatte Deutschland an die rasch aufblühenden Niederlande einzelne seiner vorzüglichsten Gelehrten,

*) Vgl. oben S. 34.

wie G. J. Voß und van Keulen, verloren; ihnen folgten jetzt ein Gronow, ein Gräfe, ein Sylvius und noch manche andere*). Die, welche zurückblieben, waren nicht ſelten zu den härteſten Entbehrungen und den ärgſten Drangſalen verurtheilt. Sogar ein Kepler, die Zierde ſeines Vaterlandes und ſeiner Zeit, verkümmerte unter dem Drucke von Nahrungsſorgen und von Arbeiten, unwürdig ſeines hohen Geiſtes, mit denen er ſeinen Unterhalt ſuchen mußte, und ſein, für die Wiſſenſchaft ſo koſtbares Leben ward verkürzt durch Anſtrengungen und Kränkungen aller Art, denen er unterlag**). Die kaum ins Leben getretenen wiſſenſchaftlichen Vereine vermochten den Unbilden der Zeit nicht zu widerſtehen und löſten ſich nach kurzem Beſtehen wieder auf***). Selbſt da, wo das Elend des Kriegs weniger unmittelbar empfunden ward, wie in dem neutralen Hamburg, brachten doch die allgemeinen Zeitverhältniſſe, die Ablenkung der Thätigkeit aller Klaſſen des Volks auf die dringenderen Bedürfniſſe des täglichen Lebens, die überall einreißende Sittenrohheit und das Ueberhandnehmen theologiſchen Gezänkes eine Abſchwächung und zuletzt eine beinahe gänzliche Ertödtung des höheren wiſſenſchaftlichen Intereſſes zuwege†).

Was aber vor Allem den Aufſchwung des geiſtigen Lebens in Deutſchland hemmte, war die allgemeine Erſchlaffung des Volksgeiſtes und die Zerſtörung aller Grundlagen des öffentlichen und nationalen Lebens, welche der Krieg herbeiführte. Die geiſtige Triebkraft in den Kreiſen des Bürgerthums war erſtorben; Höfe und Adel, den Einflüſſen der eindringenden ausländiſchen Sitte hingegeben, entwöhnten ſich jeder ernſtern Bildung; das Gelehrtenthum aber, nur auf ſich ſelbſt

*) Wachler, a. a. O., 4. Thl., S. 84, 205, 252 (2. Umarbeitung).

**) Kepler mußte, weil ihm ſeine Beſoldung als kaiſerlicher Mathematiker zu Prag nicht mehr ausgezahlt wurde, lange in Dürftigkeit leben, dann als Lehrer der Mathematik an einer Schule ſich plagen; er ſtarb, an Kräften erſchöpft, (1639) mitten unter den Bemühungen, beim Regensburger Reichstage eine Anerkennung ſeines Rechts auf den rückſtändigen Gehalt auszuwirken. (Guhrauer, a. a. O., S. 88.)

***) So ging die von Andreä 1620 geſtiftete Geſellſchaft um 1630 wieder ein, die von Jungius 1622 in Roſtock begründete societas eleunetica oder zetetica ſchon 1625. (Guhrauer, „Jungius", S. 63. 70.)

†) Jungius beklagt ſich darüber in einem Briefe aus Hamburg vom Jahre 1649. (Guhrauer, a. a. O. S. 132.)

angewiesen und ohne den Rückhalt eines kräftigen und empfänglichen Volksinstinctes, verlor vollends den Sinn für die wahren Bedürfnisse des Lebens und zog sich immer mehr auf die nebelhaften Höhen künstlicher Abstractionen, scholastischer Formeln und eines blinden Autoritätsglaubens zurück.

Gleichzeitiger Aufschwung der Wissenschaften in andern Ländern.

Während so das geistige Leben in Deutschland darniederlag, waren andere Nationen ungestört und mit immer beschleunigter Schnelligkeit auf den Bahnen der Wissenschaft vorangeschritten.

Italien, obschon es die glänzendste Epoche seiner wissenschaftlichen Bedeutung — die Zeiten eines Machiavelli, Giordano Bruno, Vanini, Campanella — bereits hinter sich hatte, war doch noch immer die Lehrerin Deutschlands und eines großen Theils von Europa in den verschiedenen Fächern der Naturwissenschaft und behauptete darin den alten Ruf seiner Universitäten und Akademien, denen eben damals die gefeierten Namen eines Galilei und Torricelli neuen Glanz verliehen.

Frankreich, welches schon im 16. Jahrhundert durch eine Reihe kühner Denker — Montaigne, Bodin, Hubert Languet, die Vorläufer der Montesquieu, Voltaire und Rousseau — einen lebhaften Antheil an der allgemeinen geistigen Erhebung dieser Zeit genommen, später in Descartes den Begründer einer neuen philosophischen Aera hervorgebracht hatte, ward um die Mitte des 17. Jahrhunderts der Ausgangspunkt einer doppelten wissenschaftlichen Bewegung. Auf der einen Seite waren es die sogenannten exacten oder positiven Wissenschaften, Mathematik und Naturforschung, welche, begünstigt durch den Einfluß des Hofes, der sich die Förderung der Künste und Wissenschaften, als eines unentbehrlichen Schmuckes der Krone, angelegen sein ließ, und durch das System politischer Centralisation, welches die besten Köpfe aus ganz Frankreich nach Paris zog, einen immer gesteigerten Aufschwung nahmen und ihren Höhepunkt in der, 1666 von Colbert gestifteten, von Ludwig XIV. mit reichen Mitteln und werthvollen Vorrechten ausgestatteten Akademie der Wissenschaften erreichten. Auf der andern Seite gab der Druck der kirchlichen Despotie, die sich mit dem weltlichen Absolutismus in die Herrschaft über Frankreich theilte, den Anstoß zu einer wissenschaftlichen

Oppoſition, die zwar anfangs, unter den Händen der Gelehrten des Portroyal, eines Pascal und eines Arnaud, nur gegen die Ausartungen des kirchlichen Syſtems, gegen die Verderbtheit der Jeſuiten und andrer geiſtlicher Orden gerichtet war, bald aber, von feurigern Geiſtern aufgenommen und weitergeführt, die bisherigen Grundlagen der Kirche und der Religion ſelbſt angriff und erſchütterte.

In England hatten die religiöſen Kämpfe unter Heinrich VIII. die Geiſter, trotz der politiſchen Unterdrückung, wach erhalten. Das lebhafte Intereſſe für Handel, Induſtrie und Schifffahrt, welches die kraftvolle Politik der großen Eliſabeth in der Nation hervorrief, ermunterte und kräftigte den natürlichen Zug des angelſächſiſchen Charakters zu praktiſcher Thätigkeit und empiriſcher Naturbeobachtung. Lord Francis Baco von Verulam gab dieſer Richtung die wiſſenſchaftliche Weihe, indem er ſie in ein Syſtem brachte und auf eine nach Grundſätzen entwickelte Methode zurückführte. Sein berühmtes Werk Novum organon scientiarum ward das Evangelium einer neuen Schule, die Fahne, unter welcher Erfahrung und Combination ihre glänzenden Siege über die hohlen Formen und die willkürlichen Abſtractionen einer unfruchtbaren Scholaſtik erfochten. Die bürgerlichen Kämpfe, welche England im 17. Jahrhundert erſchütterten, lenkten für einige Zeit die Aufmerkſamkeit von der Beobachtung der Natur ab, aber nur, um ſie deſto entſchiedner auf die Betrachtung der politiſchen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe hinzuführen. Die Verſuche der verſchiedenen politiſchen Parteien, ihre Anſichten und Handlungen wiſſenſchaftlich zu rechtfertigen, die Theorien eines Hobbes und Filmer vom abſoluten Königthum, die entgegengeſetzten eines Milton und Sidney von der Volksſouverainetät bahnten den Weg zu jenen allgemeineren Unterſuchungen über die Geſetze des menſchlichen Geiſtes und die natürlichen Grundlagen des Staats, durch welche ſpäter Locke einen ſo wichtigen Einfluß auf die Entwicklung der philoſophiſchen und politiſchen Wiſſenſchaften gewann. Als die Sturmflut der erſten Revolution ſich verlaufen hatte und die mit der Wiedereinſetzung der Stuarts eintretende Reaction die Betheiligung des Volks an der Politik in den Hintergrund drängte, warf ſich der einmal erregte Trieb der Forſchung von Neuem und mit verdoppeltem Eifer auf die eine Zeit lang vernachläſſigten Naturwiſſenſchaften. Alle Welt fing an, zu beobachten, Experimente zu machen, mechaniſche Erfindungen und Verbeſſerungen

auszuſinnen*). Ihren belebenden Mittelpunkt fanden dieſe Beſtrebungen auch hier in einem großen wiſſenſchaftlichen Vereine, in der, aus der Privatgeſellſchaft des Gresham-College hervorgegangenen, im J. 1662 unter königliche Autorität geſtellten Societät der Wiſſenſchaften und den von ihr herausgegebenen Philosophical Transactions, ihre letzte Vollendung aber erhielten ſie durch die großen Entdeckungen Newtons, die eine neue Epoche auf dem Gebiete der exacten Wiſſenſchaften heraufführten.

Der eigentliche Brennpunkt jedoch der gewaltigen Bewegung der Ideen, welche das 17. Jahrhundert kennzeichnet und welche nach und nach alle civiliſirten Nationen in ihre Kreiſe zog, wurden die Niederlande, dieſer jugendliche Freiſtaat inmitten der alten Monarchien Europas. Zwar hatte noch am Anfange des Jahrhunderts auf dieſem, zugleich der weltlichen und der geiſtlichen Tyrannei abgekämpften Boden engherziger Glaubenseifer ſeine verderbliche Macht geübt, hatte einen der größten Männer der Republik, Hugo Grotius, in die Verbannung getrieben. Allein dieſelben Urſachen, welche in England den Geiſt der Beobachtung und des ſelbſtthätigen Denkens entfeſſelten — regſamer Gewerbfleiß und großartiger Weltverkehr — übten ihre befreiende Wirkung auch hier, und hier in verſtärktem Maße unter der Herrſchaft der republikaniſchen Ideen, deren natürliche Folge die Freiheit des Denkens auch auf andern Gebieten war, und unter dem Einfluſſe des rivaliſirenden Wetteifers großer und blühender Handelsſtädte, von denen jede die andren, wie an materiellem Wohlſtande, ſo an geiſtiger Regſamkeit und an Glanz des wiſſenſchaftlichen Lebens überflügeln wollte. Dazu kam die politiſche Stellung der Republik als Vorkämpfer in den Principien der Freiheit und des europäiſchen Gleichgewichts gegen den verbündeten Despotismus Ludwig's XIV. und ſeiner Vaſallen, der Stuarts, eine Stellung, welche dieſelbe zur natürlichen Beſchützerin aller freiſinnigen Ideen und ihrer Träger, ihr Gebiet zu einem immer offenen und ſichern Aſyl für Jeden machte, den geiſtlicher oder weltlicher Druck aus der Heimath vertrieb. Und ſo ſehen wir denn in der That die kühnſten und ſtrebſamſten Geiſter aller Länder in dieſem kleinen nordweſtlichen Winkel des Feſtlandes ſich begegnen, mit einander verkehren und von

*) S. die treffliche Schilderung dieſes Umſchwunges bei Macaulay, „Geſchichte Englands", 3. Kapitel.

dort aus die Hebel ihrer reformatoriſchen Gedanken gegen das beſtehende Syſtem des kirchlichen und des politiſchen Autoritätsglaubens in Bewegung ſetzen. Dort war es, wo Descartes die meiſten ſeiner philoſophiſchen Schriften ausarbeitete, wo Bayle ſeinen berühmten Dictionnaire historique et critique erſcheinen ließ, der die Fackel ſchonungsloſer Kritik in alle Räume des Staats und der Kirche trug, wo er und ſein Landsmann Leclerc in periodiſchen Schriften — einer in dieſem Kampfe bisher noch nicht gebrauchten Waffe — alle Funken des neuen Lichtes ſammelten und mit immer ſtärkeren Schlägen die Feinde der Aufklärung trafen. Dort vollendete Locke ſeinen denkwürdigen Aufſatz über Toleranz und arbeitete an ſeinem größern Werke über den menſchlichen Verſtand. Dort ſchrieb Toland ſein „Chriſtenthum ohne Wunder" (Christianity not mysterious), das erſte Glied in jener langen Reihe freidenkeriſcher Schriften, in welchen ſeitdem von England aus das beſtehende theologiſche Syſtem angegriffen ward. Dort entwickelte ſich, theils im vertrauten Gedankenaustauſch mit ſeinen gelehrten deutſchen Freunden L. Meyer und Oldenburg, theils in ſtiller Zurückgezogenheit, Spinozas kühner Genius und ſchuf den Tractatus theologico-politicus und die Ethik.

Anfänge eines neuen wiſſenſchaftlichen Lebens in Deutſchland nach dem 30jährigen Kriege.

Inmitten dieſer wetteifernden Bewegung rings an ſeinen Grenzen ſah Deutſchland, als es, herausgetreten aus dreißigjähriger Kriegsnoth und Verwirrung, wieder für friedliche Beſchäftigungen Raum gewann und Kräfte ſammelte, ſich von allen Seiten überflügelt. Zwar regte ſich auch hier bald nach wiederhergeſtelltem Frieden, ja zum Theil ſchon bei den erſten Anzeichen eines ſolchen, von Neuem der Geiſt wiſſenſchaftlicher Forſchung und praktiſcher Verbeſſerungen. Geſellſchaften entſtanden zur Förderung der klaſſiſchen Studien, der Naturwiſſenſchaften, der Philoſophie, der Geſchichte*). Pläne zu wiſſenſchaftlichen und gemein-

*) In Leipzig entſtand im Jahre 1641 (dem Jahre der erſten Friedensunterhandlungen) das Collegium Gellianum, deſſen Mitglieder die bedeutendſten Profeſſoren der Univerſität waren und in welchem man ſich mit Erklärung der Klaſſiker, Sammlung gelehrter Notizen u. dgl. beſchäftigte. Seit 1664 ſchloß ſich ihm ein Collegium Conferentium an, deſſen Mitglied u. A. Leibnitz war. Aus der Vereinigung dieſer beiden Geſellſchaften gingen ſpäter die Acta Eruditorum hervor. Auch ein Collegium anthologicum gab es daſelbſt ſeit 1661. In Jena fand Leibnitz eine societas quaerentium, aus Profeſſoren und Studenten beſtehend. Die zu

nützigen Unternehmungen tauchten von allen Seiten auf*). Bibliotheken wurden errichtet.**) Mit den Philosophical transactions der Engländer und den Veröffentlichungen der Pariſer Akademie wetteiferten ſeit 1682 die Acta Eruditorum zu Leipzig, in welchen die erſten Gelehrten Deutſchlands die Reſultate ihrer Forſchungen niederlegten. Mehrere wichtige Entdeckungen auf naturwiſſenſchaftlichem Gebiete ſchienen anzuzeigen, daß der praktiſche Erfindungsgeiſt, der die deutſche Nation vormals ausgezeichnet, noch nicht gänzlich von ihr gewichen ſei. Guerike erfand die Luftpumpe und erfreute den 1651 zu Regensburg verſammelten Reichs-

---

Schweinfurt 1651 gebildete societas scrutatorum naturae (Naturforſchergeſellſchaft) ward 1672 nach Wien verlegt und vom Kaiſer Leopold unter dem Titel einer Academia Caesareo-Leopoldina beſtätigt. Endlich gehört hierher auch das, ein paar Jahrzehnte ſpäter von Paullini u. A. projectirte collegium historicum imperiale, welches den Zweck haben ſollte, die Quellen der deutſchen Geſchichtſchreibung zu ſammeln und „in lateiniſcher Sprache" (!) herauszugeben, aber nie recht eigentlich zu Stande kam. (Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd., S. 33.; Glafey, „Kern d. ſächſ. Geſch." S. 803.; Sicul, „Jahrbücher der deutſchen Geſchichte", „Das jetzt lebende Leipzig", 1. Bd. S. 189; Koppe, „Geſchichte der Chemie", 1. Bd.; „Der Chroniſt Lucä" S. 284, 331, u. ſ. w.)

*) Leibnitz in einem Aufſatze — wahrſcheinlich aus den 80 Jahren — (R.-Hdſ.) ſchreibt: „Es ſind jetzo viel wackere Leute, ſo zu Societäten und Verſtändigungen unter Gelehrten oder Liebhabern der gründlichen Wiſſenſchaften und höhern Künſte Vorſchläge thun. Herr N. N. hat mir einen Entwurf zugeſchickt, vermöge deſſen die Gedanken gerichtet werden ſollen auf allerhand Wiſſenſchaften, dadurch Land und Leuten bei Kriegs- und Friedenszeiten gedient werden könnte. Ein andrer vornehmer Mann hat eine „deutſch-geſinnte Geſellſchaft" vorgeſchlagen, dadurch inſonderheit die Wohlfahrt Deutſchlands befördert würde. Herr Geh. Rath N. dringt ſonderlich auf ein collegium historicum, dadurch eine rechtſchaffene historie der deutſchen Lande abgefaßt und allerhand dienliche monumenta zu dem Ende zuſammengetragen würden. Ein Anderer treibt vornehmlich das Aufnehmen der deutſchen Sprache, damit Alles, was dienlich zu wiſſen, darin beſchrieben und wir nicht weniger, als andere Völker, des Kerns der Wiſſenſchaften genießen können, ohne daß nöthig, uns an der Schule des Lateins ſtumpf zu arbeiten. Herr von N. ſchreibt mir: er möchte ein forum sapientiae wünſchen, da recht gelehrte Leute nicht weniger zuſammen kämen, als die Kaufleute wegen ihrer vergänglichen Dinge auf der Leipziger Meſſe. Herr Pater N. wundert ſich zum höchſten, daß noch kein Potentat auf eine Fundation zu Beförderung der Arzneikunſt gedacht, daran doch, nächſt der Gottesfurcht, dem Menſchen am allermeiſten gelegen. Und was dergleichen gute Gedanken mehr, deren nicht wenig beigebracht werden könnten."

**) Leibnitz, „Einige curieuſe Anmerkungen auf einer Reiſe durch Heſſen, Baiern u. ſ. w." (muthmaßlich zwiſchen 1680 und 1690). (R.-Hdſ.).

tag durch ſeine gelungenen Verſuche mit dieſer, für die Naturbeobachtung ſo wichtigen Maſchine. Brand und Kunkel zeigten die Bereitung des Phosphors und erregten dadurch die ſtaunende Aufmerkſamkeit der Gelehrten des Auslandes. Glauber ward der Entdecker jenes Heilmittels, welches noch heut ſeinen Namen trägt. Becher legte den Grund zu einer neuen Theorie der Chemie, welche beinahe durch das ganze 18. Jahrhundert die herrſchende blieb*). Der Graf von Tſchirnhauſen, zugleich Philoſoph, Mathematiker und Naturforſcher, bereicherte die Wiſſenſchaft mit werthvollen Inſtrumenten der Beobachtung, und die Akademie zu Paris, welcher er dieſelben darbrachte, ehrte ihn durch die Ernennung zu ihrem Mitgliede. Leibnitz endlich machte in einem der wichtigſten Zweige der höhern Mathematik, der Differentialrechnung, ſogar einem Newton den Ruhm der erſten Erfindung ſtreitig**).

Der Inſtinct des Praktiſchen und der Trieb nach Realität ſchien ſich aus den ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeiten, die ihn ſo lange misleitet, und aus der allgemeinen Erſchlaffung, die ihn unterdrückt hatte, wieder hervorzuarbeiten. Alle Welt wetteiferte, halb aus wirklichem inneren Drange, halb aus Nachahmung des Auslandes, in naturwiſſenſchaftlichen Beobachtungen und techniſchen Erfindungen. Einfache Bürger benutzten ihre Mußeſtunden zu phyſikaliſchen Experimenten. Gelehrte erholten ſich von den Anſtrengungen ihres abſtracten Denkens vor der chemiſchen Retorte oder in der mechaniſchen Werkſtatt, und Leute von Stand hielten es für anſtändig, ihren Namen an irgend eine gemeinnützige Erfindung zu knüpfen und Verſuche in der Entdeckung noch unerforſchter Naturgeheimniſſe entweder ſelbſt anzuſtellen oder unter ihren Augen und auf ihre Koſten anſtellen zu laſſen. Leibnitz beſchäftigte ſich mit der Verbeſſerung der Taſchenuhren und der Erfindung eines neuen Mechanismus an den Wagen und trug ſich ſogar mit kühnen Plänen von Schiffen, die unter dem Waſſer fahren, und anderen, die gegen den Wind ſegeln ſollten***). Ihm dünkte eine Erfindung,

---

*) Wachler, a. a. O., S. 228; Kopp, a. a. O., S. 327; Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd., S. 196 ff.

**) Eine Darſtellung dieſes berühmten Streites zwiſchen L. und N. findet ſich bei Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd., S. 127. 168.

***) Guhrauer, a. a. O., 1. Bd., S. 116 ff. 201.

durch welche die Herrschaft des Menschen über die Natur vermehrt werde, so wichtig wie die kunstreichste Speculation, die blos Ideen zu Tage fördere. Sein Nachfolger in dem Berufe eines philosophischen Lehrers Deutschlands, Chr. Wolf, hielt es nicht unter seiner Würde, seine Aufmerksamkeit einer Verbesserung der Lampen zuzuwenden. Prinz Ruprecht von der Pfalz ließ sein erfinderisches Genie und seine vielseitige Kenntniß der Naturkräfte ebensowol seiner deutschen Heimath, als seinem englischen Adoptivvaterlande zugute kommen*), und diese Liebhaberei der Großen, in mechanischen Verbesserungen sich zu versuchen, scheint sich selber noch ein Stück ins 18. Jahrhundert hinein fortgepflanzt zu haben, denn im Jahre 1730 finden wir den Marschall von Sachsen, Augusts des Starken natürlichen Sohn, damit beschäftigt, vor einer zahlreichen Zuschauerschaft ein Schiff von seiner Construction auf der Elbe fahren zu lassen, durch Räder getrieben, die ein im Schiffsraume umlaufendes Pferd in Bewegung setzte, „zu völligem Contentement aller Anwesenden und voller Approbation der hohen Kommissarien", wie es in der Chronik heißt**).

Von den Fürsten selbst widmeten einige aus wahrer Liebe zur Wissenschaft und aus Fürsorge für das Gemeinwohl, andre in eigensüchtiger und abergläubischer Absicht den staunenerregenden Entdeckungen der Naturforschung eine lebhafte Theilnahme. Herzog Johann Friedrich von Hannover unterstützte mit anerkennenswerther Liberalität die Versuche zur Herstellung des Phosphors***), und der alchymistischen Gier des Königs August von Polen nach einer künstlichen Goldtinctur hatte man die Erfindung des Porzellans zu verdanken. Die Wiederaufnahme verfallener Bergwerksunternehmungen gab zu der praktischen Anwendung und Ausbildung der neuen Entdeckungen auf dem Gebiete der Scheidekehre, die Betreibung von Plänen zur Verbesserung der Schiff-

*) Becher, „Närrische Weisheit und weise Narrheit", (1682), S. 33. 83. — (Von Ruprechts naturwissenschaftlichen Entdeckungen in England spricht Macaulay im 3. Kapitel.) Ebendort finden sich verschiedene Erfindungen von Laien aus dem Bürgerstande angeführt.

**) „Dresdner Merkwürdigkeiten", von Winter, in der Sächs. Const. Z. 1855, No. 153. Daselbst ist auch die Rede von einer Maschine eines Baron v Kröcher, vermittelst deren Dieser ebenso gut zu Wasser als zu Lande sich fortbewegen wollte, ferner von der Erfindung eines Bürgers, Wagen durch Segel zu treiben, u. s. f.

***) Guhrauer, a. a. O. S. 197.

fahrt und zur Verbindung der deutſchen Ströme durch Kanäle zu Vervollkommnungen der Mechanik einen fruchtbaren Anſtoß*).

Wieder andere Fürſten waren bemüht, die Ergebniſſe der freieren Forſchungen des Auslandes auf den Gebieten der Staats- und Geſellſchaftswiſſenſchaften für Deutſchland fruchtbar zu machen. Carl Ludwig von der Pfalz berief, wiewol vergeblich, an ſeine Hochſchule zu Heidelberg den Philoſophen Spinoza und errichtete für ſeinen Lehrer S. Pufendorf einen Lehrſtuhl des Naturrechts, um die Deutſchen mit den Theorien eines Hugo Grotius und eines Hobbes bekannt zu machen**).

Vergleichung der wiſſenſchaftlichen Zuſtände Deutſchlands zu Anfang des 18. Jahrhunderts mit denen andrer Länder: Mangel an Originalität und Selbſtſtändigkeit bei den deutſchen Forſchern.

So fehlte es in Deutſchland nicht an rührigem Wetteifer mit den Fortſchritten andrer Länder. Inzwiſchen würde es eine falſche Nationaleitelkeit verrathen, wollten wir leugnen, daß unſer Vaterland am Anfange des 18. Jahrhunderts, was Originalität der Entdeckung und Selbſtſtändigkeit der Forſchung betraf, hinter den meiſten ſeiner Nachbarn zurückſtand und einiger Zeit bedurfte, bevor es wieder vollkommen ebenbürtig in die Reihe derſelben eintrat. Es mußte in den klaſſiſchen Studien den Holländern, in den Naturwiſſenſchaften und der höhern Mathematik nicht blos dieſen, ſondern auch den Franzoſen, den Engländern, den Italienern den Vortritt laſſen. Es hatte den epochemachenden Entdeckungen eines Huygens, Harvey, Mariotte, Torricelli u. A. kaum Etwas von gleichem Werthe, was es ganz ſein eigen nennen konnte, entgegenzuſetzen. Denn auch die wenigen hervorragenden Forſcher, die es auf dieſen Gebieten beſaß, verdankten einen großen, wenn nicht den größern Theil ihrer wiſſenſchaftlichen Reſultate den befruchtenden Einflüſſen des einen oder andern der weiter vorgeſchrittenen Nachbarländer. Guerike hatte ſeine naturwiſſenſchaftlichen Studien zu Leyden gemacht. Der Graf von Tſchirnhauſen gehörte, ſeiner ganzen Bildung und Lebensweiſe nach, weit mehr Holland

*) Leibnitz in den oben erwähnten „Curieuſen Anmerkungen“ führt mehrere ſolche Unternehmungen an.

**) S. oben S. 56 und das dort citirte Werk von Häuſſer. Nachträglich zu dem über Johann Friedrich Geſagten ſei bemerkt, daß (nach Spittler „Sämmtliche Werke“, 7. Bd., S. 231) dieſer Fürſt allein für ſeine Bibliothek jährlich 2000 Thaler aufwendete, ungerechnet die Koſten ſeines Laboratoriums.

oder Frankreich, als Deutſchland an. Die phyſiologiſchen Entdeckungen Harveys waren es, welche der berühmte Polyhiſtor Conring ſeinen mediciniſchen Vorleſungen zu Helmſtädt zu Grunde legte*). Selber das Genie eines Leibnitz bekannte ſich für die wichtigſten Anregungen ſeiner philoſophiſchen Speculation einem Baco, Descartes, Campanella — ſämmtlich Nichtdeutſchen —, für die höheren Weihen der Mathematik ſo wie für mannigfache neue Einblicke in die Tiefen der Phyſik und Chemie den Pariſer und Londoner Gelehrten verpflichtet**). Die Acta Eruditorum, die erſte gelehrte Zeitſchrift Deutſchlands, ſtellten ſich ausdrücklich als eine Nachahmung des Journal des Savans, der Philosophical Transactions und des Giornale dei Letterati dar***), und, wie ſchon die Geſellſchaft der Naturforſcher, welche 1651 in Schweinfurt zuſammentrat, ſehr wahrſcheinlich dem, ſechs Jahre früher in England begründeten Gresham-College nachgebildet war, ſo dienten die Pariſer Akademie und die Londoner Societät der Wiſſenſchaften der Errichtung ähnlicher Anſtalten in Deutſchland zur Aufmunterung und zum Muſter†). Und endlich überflügelten die zu Paris und zu Greenwich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts errichteten Sternwarten bei Weitem die älteren zu Kaſſel und Uranienburg und blieben durch das ganze 18. Jahrhundert die Mittelpunkte aller aſtronomiſchen Beobachtungen††).

Nicht anders verhielt es ſich auf dem Gebiete der Geſellſchaftswiſſenſchaften. Die Ideen eines Hugo Grotius und eines Hobbes waren es, aus denen die Begründer des Naturrechts in Deutſchland, Pufendorf, Chr. Thomaſius und Andere, ihre Syſteme, wenn auch mit manchen Abweichungen und Verbeſſerungen in der Durchführung, auferbauten†††). Die ſtaatswirthſchaftlichen Theorien, welche Pufen-

*) Jöcher „Gelehrtenlexicon"; Göbel, „Leben Conrings" (in der Ausgabe von deſſen Werken).

**) Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd., S. 29, 113, 125.

***) In der Vorrede zu dem erſten Jahrgange, 1682.

†) Leibnitz läßt dies unverholen durchblicken in ſeinen mehrfachen Entwürfen zur Errichtung gelehrter Geſellſchaften (in den R.-Hdſ.).

††) „Geſchichte der inductiven Wiſſenſchaften", nach dem Engl. des W. Whewell von J. J. v. Littrow, 1. Bd.

†††) Pufendorf ſelbſt geſteht dies ein in der Vorr. zu ſeiner Schrift: De jure naturae et gentium.

dorf und Leibnitz als etwas anscheinend Neues ihren Landsleuten empfahlen, vor Allem der Grundsatz, daß ein Volk die Rohstoffe, die es erzeuge, nicht aus dem Lande lassen, vielmehr selbst verarbeiten müsse*), waren in England längst in die Praxis übergegangen und hatten dem Handel der deutschen Hansa dorthin den letzten Stoß gegeben. Und wenn Conring den ersten Grund zu einer Staatenkunde oder Statistik in Deutschland legte, wenn Leibnitz die Förderung dieser Wissenschaft unter die Aufgaben der von ihm gestifteten Berliner Akademie aufnahm**), so traten Beide auch darin nur in die Fußstapfen der Franzosen, die schon seit Richelieu umfängliche und schätzbare Arbeiten in diesem Fache besaßen, und der Engländer, die bereits erfolgreiche Versuche zur Entwerfung von Sterblichkeitstafeln und zur Errichtung einer besondern Anstalt für statistische Ermittlungen gemacht hatten***).

Zwei Umstände waren es hauptsächlich, welche für lange Zeit die Fortschritte deutscher Wissenschaft und deutschen Erfindungsgeistes gegen die anderer Länder in den Schatten stellten: der Mangel an öffentlicher Aufmunterung der Gelehrten und der Urheber wichtiger Erfindungen, und ein gewisses praktisches Ungeschick dieser Letztern, ihre theoretisch richtigen und fruchtbaren Ideen nun auch ins Leben einzuführen und zur Geltung zu bringen. Beides war eine traurige Nachwirkung des dreißigjährigen Krieges, welcher den Gemeinsinn geschwächt und seine Hauptstätten, die freien Städte, zum großen Theil ihrer Macht und ihres Ein-

*) Pufendorf de officio hominis et civis, 2. Buch, 11. Kapitel; Leibnitz, M.-Hdf., an verschiedenen Stellen.

**) Wachler, a. a. O., 4. Thl., S. 145; Guhrauer, a. a. O., 2. Bd., S. 200.

***) Wachler, a. a. O., 4. Thl., S. 144. Leibnitz, in einem Aufsatze über Errichtung von Akademien (M.-Hdf.), empfiehlt ausdrücklich, mit der Akademie ein house of intelligence und die Abfassung von bills of mortality zu verbinden, und beruft sich auf das Beispiel Frankreichs, wo man solche „Staatstafeln" (wie er es nennt) für den König ausgearbeitet habe. Es ist mir nicht unbekannt, daß damals schon einzelne statistische Ermittlungen in Preußen auf Veranstaltung des großen Kurfürsten und sogar sehr umfängliche und wohlangelegte unter Ernst des Frommen persönlicher Anleitung in Thüringen stattgefunden hatten (vergl. Brückner, „Denkwürdigkeiten zur Geschichte Frankens und Thüringens", 2. Heft). Allein selber der Umstand, daß diese einheimischen praktischen Versuche einem auf alles Neue so aufmerksamen Geiste, wie Leibnitz, entgingen und er nur Das ins Auge faßte, was im Auslande geschah, beweist die große Abhängigkeit, worin sich damals die deutsche Wissenschaft von der fremden befand.

flusses entkleidet, zugleich aber den praktischen Sinn und den Instinct des unmittelbaren, selbstsichern Zugreifens und Handelns in der Nation abgeschwächt und beinahe ertödtet hatte. Leibnitz klagt, „daß von allen Ländern nur Deutschland so thöricht sei, seine eignen großen Männer nicht anzuerkennen und zu unterstützen, und daß es erst dann auf sie achte, wenn es durch die Stimme des Auslandes auf ihren Werth aufmerksam gemacht werde*)." Er klagt, daß, aus Mangel solcher Unterstützung und Ermunterung, „die besten ingenia in Deutschland entweder ruinirt würden, oder sich zu andern Potentaten wendeten, welche wohl wüßten, was an diesem Gewinn gelegen, und aus allen Orten die besten Subjecte an sich zögen." Er klagt, daß, wenn Etwas in Deutschland erfunden werde, „die andern Nationen es alsbald zu appliciren, zu extendiren, zu perfectioniren wüßten und es dann den Deutschen also aufgeputzt, daß diese selbst es nicht mehr für das Ihrige zu erkennen vermöchten, zurückschickten"**). Und er hatte guten Grund zu solchen Klagen. War er doch genöthigt, um Kunkels wichtige Entdeckung zur verdienten Anerkennung und Geltung zu bringen, dieselbe in den Memoiren der französischen Akademie zu veröffentlichen***)! Mußte er doch für seine eigne Person die Erfahrung machen, daß seine eifrigsten Bemühungen für Errichtung von Akademien, als Organen zur Belebung des wissenschaftlichen Geistes und zur Unterstützung gemeinnütziger Unternehmungen, in Dresden an der Frivolität eines Hofes, der zwar Hunderttausende für ein einziges Fest, aber nicht Hunderte für die Wissenschaft und ihre Vertreter bereit hatte, in Wien an dem Einflusse der Jesuiten scheiterten und selber in Berlin nur langsame und spärliche Früchte trugen†)! Die meisten deutschen Höfe hatten mit

*) „Sola omnium regionum Germania in praeclaris suorum agrorum germinibus agnoscendis et ad immortalitatem propagandis stupida, obliviscitur sui ac suorum, nisi ab exteris de propriis opibus admoneatur" Leibnitii Opp. omn., vol. V., p. 349.

**) Leibnitz in den „Bedenken von Aufrichtung einer Akademie" (R.-Hds.).

***) Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd., S. 198.

†) Ebend., 2. Bd., S. 197, 203, 290. In Bezug auf die Akademie zu Dresden enthalten die R.-Hds. die in aller Form ausgefertigte Bestätigungsurkunde derselben nebst dem, darin vollständig wiedergegebenen, jedenfalls von Leibnitz selbst ausgearbeiteten Plane des Unternehmens, welcher im Wesentlichen dem der Berliner Societät gleicht. Auch die nöthigen Fonds für die Anstalt sind darin bereits ange-

ganz andern Dingen zu thun, als mit der Förderung der Wiſſenſchaften oder der Unterſtützung mechaniſcher Talente*), und von dem Adel und den andern reichen Leuten in Deutſchland klagt derſelbe große Gelehrte, „daß ſie nicht ſo wißbegierig, als bei den Engländern, noch ſolche Liebhaber des Verſtandes und erbaulicher Geſpräche, als bei den Wälſchen, ſondern zu viel dem Trunk und Spiel ergeben wären**).“

Unter ſolchen Umſtänden war es kein Wunder, wenn noch fort und fort die hellſten Köpfe Deutſchlands, da ſie daheim faſt immer die nöthige Unterſtützung und Ermuthigung zur Ausführung ihrer Ideen vermißten, ihre Erfindungen dem Auslande zuwandten, welches dieſe und ſie ſelbſt beſſer zu ehren und zu verwerthen wußte, oder um die Früchte ihrer Forſchungen gebracht wurden durch ausländiſche Mitbewerber, denen größere praktiſche Gewandtheit und die lebhaftere Aufmunterung, die ſie bei ihren Umgebungen fanden, dazu verhalf, den Ruhm und die reellen Vortheile einer ſolchen Erfindung zum Schaden des deutſchen Erfinders an ſich zu reißen. Die Schriften der Akademien von Paris, London und ſelber von Petersburg bereicherten ſich mit den wiſſenſchaftlichen Arbeiten deutſcher Gelehrten, eines Tſchirnhauſen, eines Leibnitz, der Bernoullis, Eulers u. A., weil es zu deren wirkſamen Verbreitung in Deutſchland, ſelber nach Errichtung der Societät zu Berlin, an ausreichender Gelegenheit fehlte, da dieſer letztern die

---

wieſen. Das wirkliche Inslebentreten der Akademie ward (nach Guhrauer a. a. O. 2. Bd., S. 203) durch dem polniſchen Krieg verhindert. Daß man in Dresden kein tiefes und nachhaltiges Intereſſe für die Sache hatte, dürfte daraus hervorgehen, daß der Plan auch ſpäter, wo die äußern Verhältniſſe günſtiger waren und man in den läppiſchſten Verſchwendungen Millionen vergeudete, nicht darauf zurückkam, trotz der nochmaligen perſönlichen Anweſenheit Leibnitzens in Dresden im J. 1712, der es gewiß an neuen Anregungen nicht würde haben fehlen laſſen, wenn er irgend einen Erfolg davon vorausgeſehen hätte. Wir können deshalb auch Guhrauers Worte (a. a. O.): „Schon der bloße Vorſatz des Königs Auguſt, mitten im Kriege an die Beförderung von Kunſt und Wiſſenſchaft zu denken, muß in den Annalen deutſcher Kulturgeſchichte aufbewahrt bleiben,“ ſo wie ſeine Lobpreiſung des „durch Liebe zu Künſten und Wiſſenſchaften ausgezeichneten Königs Auguſt“ nur mit einem Fragezeichen wiedergeben, zumal Angeſichts ſolcher Vorgänge, wie des oben S. 119 erwähnten.

*) S. oben S. 113 ff.

**) R.-Hdſ., in einem Aufſatz „über Errichtung einer deutſchliebenden Genoſſenſchaft“. (Vgl. oben S. 13.)

Mittel für solche Zwecke unter den beiden ersten Königen von Preußen viel zu knapp zugemessen waren*). Auch für ihre Personen wendeten jene und andere hervorragende Gelehrte Deutschlands — den einzigen Leibnitz ausgenommen — ihre Thätigkeit und den Glanz ihrer berühmten Namen für längere oder kürzere Zeit dem Auslande zu: Joh. Bernoulli lehrte zu Gröningen, seine drei Söhne zu Petersburg, sein Neffe zu Padua; Euler verbrachte den größten Theil seines Lebens in der russischen Hauptstadt; Fahrenheit und Albinus trugen ihre reichen Naturkenntnisse nach Holland, Hamberger die seinigen nach Frankreich, und der Entdecker des Phosphor, Kunkel, starb als Leibarzt des Königs von Schweden zu Stockholm. Auch Pufendorf folgte dem Rufe eben dieses Monarchen, unbefriedigt, wie es scheint, durch die Verhältnisse seiner deutschen Heimath.

Die glänzendste deutsche Erfindung aus dem 17. Jahrhundert, Guerikes Luftpumpe, ward, ebenso wie dessen wichtige Entdeckungen über das Wesen der Electricität, von dem Engländer Boyle weiter ausgebildet, aber zugleich für sich und seine Nation in Anspruch genommen, und diese Ausbeutung ursprünglich deutscher Erfindungen durch Ausländer, sammt der Bestreitung des Ruhms der ersten Urheberschaft, war nur das erste einer ganzen langen Reihe von Beispielen, welche bis auf unsere Tage herabreicht. In ähnlicher Weise mußten die stillen Verdienste deutscher Botaniker des 17. Jahrhunderts, Jungius, Rivinus u. A., den Ruhm Linné's mehren helfen; in ähnlicher Weise wurde, was um die Mitte des 18. Jahrhunderts Wenzel und Richter für die Lehre der chemischen Grundelemente, Aepinus für die Theorie der Electricität that, erst dann beachtet, als es durch Dalton und Berzelius, durch Franklin und Volta aufgenommen und weitergebildet worden war.

Uebrigens zeigte sich bei jener Gelegenheit, wie nicht minder bei dem Streite Leibnitzens mit Newton über die Priorität der Entdeckung des Differentialcalcüls, der große Mangel an Gemeingeist auf Seiten der Deutschen, selber in der Wissenschaft. Während die Engländer für ihre Landsleute mit einem Patriotismus einstanden, der bis zur Verleugnung der unparteiischen Gerechtigkeit ging, sahen sich die deutschen Gelehrten von den ihrigen nicht nur im Stiche gelassen, sondern bis-

*) Guhrauer a. a. O., 2. Bd., S. 266.

weilen sogar preisgegeben. Und auch diese Erscheinung hat sich zum Theil bis auf die neueste Zeit wiederholt*).

Spezifischer Antheil der Deutschen an dem allgemeinen Fortschritte der exacten Wissenschaften in dieser Periode.

Die sogenannten exacten Wissenschaften — Mathematik und Naturforschung — waren gerade gegen den Ausgang des 17. Jahrhunderts an einem wichtigen Wendepunkte angelangt**). Sie hatten eine geraume Zeit lang ziemlich planlos zwischen den Hypothesen und Unbestimmtheiten einer scholastischen Philosophie, die sich größtentheils noch auf aristotelische, überdies oft mißverstandene, Ideen stützte, und einer prinziplosen, höchstens von einem gewissen unklaren Instincte geleiteten Beobachtung einzelner Thatsachen und Erscheinungen hin- und hergeschwankt. Seit Kurzem aber war man dahin gekommen, mit bewußter Absicht, nach einer im Voraus festgestellten Methode und mit Zugrundelegung klar erkannter Grundsätze naturwissenschaftliche Untersuchungen und Experimente zu unternehmen, die dabei gewonnenen Resultate, auf bestimmte wissenschaftliche und mathematische Formeln gebracht, wiederum zur Berichtigung oder Bekräftigung der angenommenen allgemeinen Prinzipien anzuwenden und so gleichsam Schritt vor Schritt, von dem engsten Kreise aus nach allen Seiten hin sich ausbreitend, ein immer größeres Gebiet der Naturerkenntniß zu sicherm und dauerndem Besitz zu erobern. Vor Allem war es die Mechanik, die Wissenschaft von den Kräften und Gesetzen der allgemeinen Körperbewegung, welche auf diese Weise angebaut ward. Auf diesem Gebiete lagen die großen Entdeckungen Newtons, welche den ganzen Weltbau umspannten und ein

---

*) Guhrauer in der Vorr. zu seiner Biographie Leibnitzens (S. XIV.) erzählt: „Als ich in Paris war, fragte ich Herrn Libry, den Verfasser der Geschichte der Mathematik in Italien, um seine Ansicht über L's Verdienste um diese Wissenschaft. Da erzählte er u. A.: ein Gelehrter aus Göttingen, der ihn besucht, habe mit Verachtung von L. gesprochen, ihn namentlich als Mathematiker tief herabgesetzt. Der Mann war selbst nicht vom Fache. Auf die Frage des Herrn Libry: wer ihm Das gesagt hätte? nannte er einen der größten jetzt lebenden deutschen Mathematiker. J'étais surpris, sagte Herr Libry, de voir venir les détracteurs de Leibnitz de l'Allemagne elle-même!“

**) Für das Folgende wurden hauptsächlich benutzt: Biot, „Experimentalphysik“, (bearbeitet von Fechner), 5 Bde.; Kopp, „Geschichte der Chemie“, 4 Thle.; Muncke, „Handbuch der Naturlehre“, 2 Thle.; das schon citirte Werk von Whewell, 3 Bde.; Wachlers „Handbuch der Literaturgeschichte“, 3. u. 4. Theil.

einziges, gleichartiges Gesetz in der unendlichen Reihe der Erscheinungen, von dem fallenden Apfel bis zu den scheinbar unberechenbaren Bewegungen der fernsten Himmelskörper, aufzeigten. Dieses Gebiet grenzte am Nächsten an das der reinen Mathematik und war darum auch von den neuen philosophischen Bearbeitern der Naturlehre, wie Descartes, zuerst in Angriff genommen worden.

Das systematische Vorwärtsschreiten auf diesem und andern Gebieten der Naturwissenschaft, welches an die Stelle des früheren zufälligen und sprungweisen getreten war, machte ein bewußtes und planmäßiges Zusammenwirken der verschiedenen Bearbeiter eines und desselben Faches nicht blos möglich, sondern nothwendig. Und in der That sehen wir von dieser Zeit an je mehr und mehr die Naturwissenschaften einen kosmopolitischen Charakter annehmen. Die Forscher aller Länder reichen sich die Hand zu dem gemeinsamen Werke allseitigen, methodischen Eindringens in die Geheimnisse der Natur. Die großen gelehrten Gesellschaften halfen diesen wechselseitigen Verkehr vermitteln, welcher außerdem theils im Wege persönlichen Gedankenaustausches, theils im Wege der Correspondenz und der Literatur sich immer mehr ausbildete und verzweigte.

Deutschland übernahm von dieser gemeinsamen Arbeit der civilisirten Völker vorzugsweise denjenigen Theil, welcher sich am Besten für den, mehr reflectirenden, als praktischen Geist, den die Deutschen seit dem dreißigjährigen Kriege angenommen hatten, eignete und welcher, bei seinen nahen Beziehungen zu der herrschenden Wissenschaft der damaligen Zeit, der Mechanik, ein wichtiges Verdienst, wenn nicht der Erfindung neuer, so doch der Feststellung und Entwicklung der von Andern gewonnenen Resultate in Aussicht stellte, nämlich: die Vervollkommnung des mathematischen Calcüls in seiner Anwendung auf Probleme der Naturforschung und die Zurückführung dieser letztern auf allgemeine Formeln vermittelst der höhern Analysis. Auf diesem Felde sehen wir deutsche Gelehrte seit dem Ende des 17. Jahrhunderts einen ehrenvollen und selber vom Auslande meist bereitwillig anerkannten Ruf behaupten und der Erweiterung und Befestigung des neuen Fortschritts der Naturwissenschaften wesentliche Dienste leisten. Die große und folgenreiche Entdeckung Leibnitzens, die Differentialrechnung — deren Werth dadurch nicht geschmälert wird, daß er ihren Ruhm mit Newton theilen muß, der zu dem gleichen Resultate auf anderm Wege

gelangte*), die vielseitigen Untersuchungen der Bernoullis über die Bewegungen der flüssigen Körper, die Schwingungen der Saiten, das mechanische Princip der Erhaltung der lebendigen Kräfte u. A., Eulers gelehrte Arbeiten, die ebenso sehr durch ihre Gründlichkeit und praktische Brauchbarkeit, wie durch ihren ungeheuern Umfang das Staunen aller Männer vom Fach erregten**), seine Berechnungen des Mond- und Planetenlaufes und des dadurch bedingten Fortrückens der Tag- und Nachtgleichen, seine Theorie von der Bewegung fester Körper und von dem Gleichgewicht der flüssigen, seine Forschungen über das Wesen und die Gesetze des Wechsels von Ebbe und Flut, so wie über den Schall und über das Licht, endlich die, in bescheidneren Grenzen nicht minder verdienstlichen Bestrebungen der Nachfolger jener Mathematiker erster Größe, Tob. Mayers, Segners, Hindenburgs, Kästners u. A., gehören der angedeuteten Richtung an.

Die allgemeine Bewegung der Ideen im 17. Jahrhundert und ihr Charakter.

Die Fortschritte in den Naturwissenschaften, welche das 17. Jahrhundert vollbrachte, waren nur ein Theil, wenn auch einer der wichtigsten, des allgemeinen geistigen Umschwunges, der in eben jener Zeit stattfand. Der gemeinsame Zug dieser gewaltigen Bewegung ging auf die Befreiung des menschlichen Geistes von jeder fremden Autorität, auf die Erschließung aller

*) Diese Entscheidung der, lange und leidenschaftlich verhandelten Streitfrage: wem von Beiden der Ruhm der Entdeckung gebühre? — nämlich die Gleichberechtigung Beider, als gleich selbstständiger und von einander unabhängiger Urheber derselben Idee, darf man wol, namentlich nach den unparteiischen Erörterungen Biots (in seiner Biographie universelle, unter den Namen Leibnitz und Newton, und in einem besondern Aufsatz im Journal des Savans, 1832, S. 263 ff.), als feststehend und allgemein angenommen betrachten. (Vgl. Gubrauer a. a. O., 1. Bd., S. 170 ff.).

**) Allein die von Euler für die Petersburger Akademie gelieferten Beiträge füllten die Jahresberichte derselben von 1728—1783 zum größern Theile aus, und die von ihm zu gleichem Behufe hinterlassenen gaben anderweiten Stoff noch bis zum Jahre 1818. Außerdem arbeitete Euler für die Berliner Akademie, deren Mitglied und Präsident er 1741 ward, für die Pariser, von der er mehrere Preise erhielt, u. s. w. Den Werth seiner Arbeiten hat in neuerer Zeit wieder auf sehr ehrenvolle Weise Lagrange bestätigt, indem er sagte: „Jeder wahre Liebhaber der Mathematik werde dieselben nachlesen müssen, denn es sei darin Alles klar, wohl ausgedrückt, wohl berechnet, auch seien sie reich an schönen Beispielen". (Whewell-Littrow, 2. Thl., S. 99, 247.).

Räume des Reiches der Erfahrung, endlich auf eine innigere Annäherung der Wiſſenſchaft an das Leben. Das planmäßige Vorwärtsſchreiten der Beobachtung und des ihr eng zur Seite gehenden mathematiſchen Calcüls auf allen Gebieten der Naturerkenntniß ſtellte einen immer feſteren und immer ausgebreiteteren Zuſammenhang aller Erſcheinungen her und verdrängte mehr und mehr die Annahme verborgener und unberechenbarer Kräfte, ſowie die Anwendung unverſtandner Begriffe, womit die frühere ſcholaſtiſche Lehrweiſe die Lücken ihres Wiſſens auszufüllen geſucht hatte. Die Träume der Alchymiſten von einer myſtiſchen Verwandlung aller Dinge in Gold oder von einer Verlängerung des menſchlichen Lebens ins Ungemeſſene durch magiſche Mittel löſten ſich in Nichts auf vor den wachſenden Fortſchritten der wiſſenſchaftlichen Chemie, welche überall beſtimmte Elemente und ſtrenggeregelte Prozeſſe chemiſcher Veränderungen und Verwandtſchaften nachwies, und, wenn dieſelben immer noch eine geraume Zeit lang an der Rohheit und Unwiſſenheit der Maſſen, ſowie an der Genußſucht und Leichtfertigkeit der vornehmen Klaſſen beredte Fürſprecher fanden, ſo ſtießen ſie doch ſchon nicht blos unter den Gelehrten, ſondern ſelber in weitern Kreiſen der Gebildeten immer häufiger auf Solche, die ſie ſtill belächelten oder laut verſpotteten.

Die Unterſuchungen von Harvey über den Umlauf des Blutes, von Willis über die Beſchaffenheit und die Verrichtungen des Gehirns, von Ruyſch über das Gefäßſyſtem und den Ernährungsprozeß, ſammt den vergleichenden Beobachtungen Swammerdams u. A. über die gleichartigen Vorgänge im menſchlichen und im thieriſchen Organismus, führten Schritt vor Schritt zu einer Betrachtung des Seelenlebens in ſeinem Wechſelverhältniß mit dem Körper, gegen welche die abergläubiſchen Vorſtellungen von magiſchen Einwirkungen dämoniſcher Kräfte auf die Natur und den Menſchen auf die Länge nicht Stich halten konnten, welche aber freilich in ihren weitern Conſequenzen auch die herrſchenden theologiſchen und philoſophiſchen Anſichten von der Trennung eines geiſtigen und eines leiblichen Elements im Menſchen erſchüttern mußte.

Der gewaltigſte Umſchwung der Ideen ging jedoch von eben jenem Gebiete aus, auf welches damals die größten Forſcher aller Nationen die ganze Kraft ihres Scharfſinns und ihres ausdauernden Fleißes concentrirt hatten, von der Mechanik oder der allgemeinen Körper-

lehre. Copernicus, Kepler, Galilei hatten, Einer nach dem Andern, die bisherigen Ansichten von den Verhältnissen der Himmelskörper zu einander erschüttert. Newton vollendete diese wissenschaftliche Revolution, indem er genau die Gesetze aufzeigte, nach welchen alle Bewegungen, wie auf der Erde, so in den unendlichen Räumen des Himmelsgewölbes, mit der gleichen Regelmäßigkeit vor sich gehen. Der Gedanke einer mechanischen Nothwendigkeit, die Möglichkeit, alle Naturerscheinungen nach strengmathematischen Gesetzen zu berechnen, die Ausschließung jedes einer solchen Berechnung sich entziehenden Eingreifens unbekannter Mächte in den festgeregelten Gang der Natur schien damit im weitesten Umfange ausgesprochen und anerkannt.

Wichtige Verbesserungen der Werkzeuge der Beobachtung trugen dazu bei, den Sieg des Menschengeistes über die Natur zu vervollständigen und ihn in dem Bewußtsein von der Unbegrenztheit seiner Forschungskraft zu bestärken. Das 17. Jahrhundert war reich an solchen Erfindungen. Galilei vervollkommnete das Fernrohr und zog dadurch zahllose Himmelskörper, deren Dasein vorher kaum geahnt und deren Bewegungen gänzlich unbekannt gewesen waren, in den Bereich menschlicher Forschung herein. Torricelli und Guerike lehrten mittelst des Barometers und der Luftpumpe die körperlichen Eigenschaften der Luft wägen und messen. Das Mikroskop, womit ein holländischer Naturforscher die Wissenschaft bereicherte und welches ein Deutscher, Lieberkühn, verbesserte, öffnete dem menschlichen Auge den Blick in eine ganz neue Welt von Erscheinungen und dem menschlichen Geiste die nichtgeahnte Aussicht auf eine jeder Grenze spottende Erweiterung seines Beobachtungsfeldes.

Die Gestaltung der äußeren Lebensverhältnisse kam der Entwicklung der Erfahrungswissenschaften erfolgreich zu Hülfe. Der Wettstreit des Handels und des Gewerbfleißes, welcher mehr denn je seit der Entdeckung Amerikas und der Auffindung des Seeweges nach Ostindien zwischen den Staaten des westlichen Europas, besonders den seefahrenden, entbrannt war, schärfte nicht blos im Allgemeinen den Sinn der Bevölkerungen und weckte ihren Unternehmungsgeist, sondern lockte dieselben auch insbesondre zur Durchforschung und Bewältigung der Natur nach allen Seiten hin an. Die naturwissenschaftlichen und ethnographischen Entdeckungen, zu denen die Befahrung der großen Weltmeere und die Aufsuchung ferner Erdtheile mannigfache Gelegenheiten bot,

zogen die Kreiſe des Wiſſens und der Beobachtung immer weiter und weiter, und das Gefühl der Uebermacht, welches man über ein ſo gewaltiges und ſo unbotmäßiges Element, wie der Ocean, errungen hatte, beflügelte den Muth des Wagens und den Trieb des Entdeckens auch auf andern Gebieten und ließ ſchon faſt Nichts mehr dem menſchlichen Geiſte zu ſchwer oder unmöglich erſcheinen. Nicht zufrieden, an die Erfindung von Schiffen zu denken, welche jeder Gewalt der Stürme und der Wogen trotzen ſollten, erhob man ſich durch eine leicht erklärbare Ideenverbindung zu dem ſtolzeren Wunſche, ebenſo die Luft wie das Waſſer zu durchſchneiden, und Träume von Flügeln zur Fortbewegung über der Erde wurden die Vorläufer jener ſpätern, beſſer begründeten und erfolgreicheren Verſuche der Luftſchifffahrt, mit denen das vorige Jahrhundert ſich ſo angelegentlich beſchäftigte.

So weit dieſer Drang des Vorwärtsſtrebens und der Durchbrechung aller Schranken der Erkenntniß ſich lediglich innerhalb des Gebiets der Naturforſchung und des mathematiſchen Calcüls bewegte, ließ er ſich an den einzelnen Erfolgen genügen, die er hier errang, unbekümmert, wie es ſchien, um die Aufſuchung der höheren und allgemeineren Prinzipien, nach denen er nur gleichſam inſtinctartig verfuhr, ſowie um die Abwägung der weiteren Conſequenzen, zu denen ein ſolches Verfahren hinführte. War doch ſelber der Begründer der Mechanik des Himmels, Newton, unbefangen genug, das Hereingreifen einer höheren Gewalt in dieſe Weltordnung im Wege eines wunderthätigen Actes, gleichſam die Wiederausbeſſerung der nach einer gewiſſen Zeit aus dem Gange gekommenen und unbrauchbar gewordenen Weltenuhr, nicht allein nicht als unverträglich mit den von ihm gefundenen Geſetzen einer ſtrengmechaniſchen Selbſtbewegung des Weltenſyſtems abzuweiſen, ſondern ſogar als nothwendig vorauszuſetzen!*)

Aber ſchon hatten kühnere und logiſchere Geiſter auch jene oberſten Geſetze alles Forſchens und Denkens einer grundſätzlichen und rückſichtsloſen Prüfung unterzogen. Baco hatte die Induction (d. h. das Folgern allgemeiner Wahrheiten aus einzelnen ſinnlichen Beobachtungen mittelſt einer Combination des Verſtandes) für die allein ſichre Quelle menſchlicher Erkenntniß erklärt und damit der ganzen bisherigen Philoſophie, der Scholaſtik, mit ihren von vornherein für gewiß

*) Hettner, „Geſchichte der engliſchen Literatur", S. 28.

und allgemein gültig angenommenen Begriffen ein- für allemal abgeſagt*). Descartes, obſchon er in gewiſſer Hinſicht zu jenen Allgemeinbegriffen zurückkehrte und eine Erkenntniß der Wahrheit durch bloße logiſche Gedankenverbindung, ohne den Hinzutritt ſinnlicher Wahrnehmungen, nicht nur für möglich, ſondern ſogar für die allein richtige und zweifelloſe erklärte, hatte doch dadurch, daß er mittelſt ſeines Cogito, ergo sum den menſchlichen Geiſt rein auf ſich ſelbſt und ſein eignes Denken verwies, ihn von jeder fremden Autorität emancipirte, die Abhängigkeit zerſtört, in welcher bisher die Philoſophie der Theologie gegenüber gehalten worden war oder ſich ſelbſt gehalten hatte; er hatte ferner durch die Forderung, daß alle unſre Gedanken ſo klar ſein ſollten wie die Sätze der Mathematik, der mechaniſchen Weltanſicht ein Zugeſtändniß von unberechenbarer Tragweite gemacht, hatte endlich in dem phyſikaliſchen Theile ſeines Syſtems eben dieſes Prinzip eines ſtrengmechaniſchen Zuſammenhanges von Urſachen und Wirkungen mit rückſichtsloſer Conſequenz durchgeführt.

Auf dieſen Bahnen weiterſchreitend, ſtellte Spinoza (auch äußerlich in der ſtrengen Form geometriſcher Beweisführung) ein Syſtem der Weltanſchauung auf, in welchem weder die menſchliche, noch ſelbſt die göttliche Freiheit einen Platz zu finden ſchien, vielmehr über Allem das ſtarre Geſetz der Nothwendigkeit gleich einem unerbittlichen Fatum waltete; erklärte Bayle die abſolute Unvereinbarkeit des Glaubens und der Vernunft, mit andern Worten, der Myſtik des Ueberſinnlichen, Wunderbaren und der nüchternen Kritik deſſelben nach den Geſetzen menſchlichen Denkens; gelangte Locke mittelſt einer ſcharfen Zergliederung des geſammten menſchlichen Erkenntnißvermögens zu dem berühmten Satze: „Es giebt Nichts im menſchlichen Denken, was ihm nicht erſt durch die Sinne zugeführt wäre“; verwarf Toland, in conſequenter Weiterverfolgung des Baconiſchen Grundſatzes von der Unhaltbarkeit jedes die Grenzen des menſchlichen Erkennens überſchreitenden Wiſſens, alles Dasjenige von der beſtehenden Kirchenlehre, was ſich nicht ſchlechterdings begreifen und als übereinſtimmend mit den Geſetzen der Vernunft aufzeigen laſſe, indem er zugleich ausführte, daß nur in dem

*) Vergl. die ſo eben erſchienene ſehr klare Darſtellung der Baconiſchen Lehren in dem Buche: „Franz Baco von Verulam. Die Realphiloſophie und ihr Zeitalter“, von Kuno Fiſcher.

Allgemeinverständlichen und für alle Menschen Ueberzeugenden das wahre Wesen und der eigentliche Werth einer jeden Religion bestehe, während die mystische Zuthat von Wundern und Ceremonien, womit dogmatische Beschränktheit, kirchliche Herrschsucht oder priesterlicher Eigennutz das Christenthum umgeben hätten, lediglich dazu diene, Verwirrung in den Gemüthern zu erzeugen und die Ruhe der Einzelnen wie den Frieden der Staaten zu stören — ein Satz, den in ähnlicher Weise schon Herbert von Cherbury aufgestellt, Hobbes bekräftigt und Spinoza in seinem Tractatus theologico-politicus mit der ganzen Schärfe seiner gewaltigen Dialektik vertheidigt hatte*).

Aber nicht blos auf dem Gebiete der Natur machten sich die neuen Ansichten geltend: auch die Verhältnisse des Staats und der Gesellschaft wurden einer rückhaltlosen Kritik unterzogen. Man hatte bis dahin das Recht fast immer als den unmittelbaren Ausfluß eines höheren, göttlichen Willens verehrt: Hugo Grotius entwickelte zuerst die Idee eines Naturrechts, d. h. eines Rechts, welches, auch abgesehen von seiner Bekräftigung durch das göttliche Gebot, schon an sich, durch die Aussprüche der menschlichen Vernunft und die natürlichen Bedingungen jeder menschlichen Gesellschaft, volle Kraft und Allgemeingültigkeit habe. Hobbes, der Vertheidiger des fürstlichen Absolutismus, war doch weit entfernt, bei dieser Vertheidigung sich auf die Lehre von der Göttlichkeit der fürstlichen Gewalt, d. h. auf ihren Ursprung aus einer unmittelbaren göttlichen Einsetzung, zu berufen; vielmehr leitete er diese Gewalt ganz einfach aus einem ursprünglichen Vertrage oder einem freien Willensacte der sämmtlichen Gesellschaftsglieder ab, unterschied sich also von den Vertretern der entgegengesetzten politischen Theorie, von Milton, Sidney und Locke, nicht sowol im Grundsatze, als nur in der Anwendung des Grundsatzes, indem Hobbes annahm, durch jenen einmaligen freien Willensact hätten sich die Völker für alle Zeiten einer oberherrlichen Gewalt unterworfen, und die Natur des Staats, die Sicherheit der Gesellschaft verlange von allen Einzelnen unweigerlichen und unverbrüchlichen Gehorsam gegen die einmal bestehende Regierung, während seine Gegner behaupteten, die Menschen hätten nicht für immer zu Gunsten eines Einzigen auf ihre

*) Vgl. Hettner a. a. O.; Lechler, „Geschichte des engl. Deismus"; Noack, „Die Freidenker in der Religion", unter den betreffenden Namen.

ursprüngliche Freiheit verzichtet, sondern es sei ein unveräußerliches Recht der Völker, die Regierung in dem Gebrauche ihrer Macht zu überwachen und zu beschränken, ja sogar, im Fall eines groben Misbrauchs derselben, ihr den Gehorsam zu verweigern*). Genug, wie man in der Naturwissenschaft keine Berufung auf „verborgene Kräfte" oder „wunderbare Einwirkungen" mehr gelten lassen wollte, so in der Gesellschaftswissenschaft keine Berufung auf „göttliche Einsetzung" oder auf ein schlechthin durch sein Bestehen und das Herkommen geheiligtes Recht. Wie dort jede Wirkung auf eine erkennbare und nachweisbare Ursache, so sollte hier jedes geschichtliche Recht auf einen von der Vernunft einzusehenden Grund, jeder äußere Zwang auf eine in der Natur der Verhältnisse begründete innere Nothwendigkeit zurückgeführt werden.

Wenn so diese beiden Arten philosophischer Untersuchungen — die über religiöse und die über politische Fragen — auf ein und dasselbe Ziel hinausliefen, nämlich die Entfesselung der freien Selbstthätigkeit und des Vernunftgebrauchs des Menschen, so ging auch der Anstoß zu beiden von einem und demselben Punkte aus. Es war nicht ein leerer Kitzel der Speculation, was jene kühnen Denker antrieb, an den so lange für unantastbar gehaltenen Schranken des freien Vernunftgebrauchs zu rütteln, sondern es war ein sehr reelles praktisches Bedürfniß, und sie sprachen nur grundsätzlich, in der Form allgemeingültiger Regeln, aus, was instinctartig eine große Masse ihrer Zeitgenossen und Landsleute dachte oder doch fühlte. Der politische Despotismus hatte sich, selber in dem Lande uralter Volksfreiheit, England, eine geraume Zeit lang mit Hülfe einer religiösen Theorie des unbedingtesten Gehorsams im Weltlichen wie im Geistlichen behauptet und seinerseits wieder das ihm geistesverwandte System kirchlicher Allmacht und Unfehlbarkeit gestützt. In Frankreich sah man fortwährend diese beiden Mächte im verderblichen Bunde. Hugo Grotius war selbst beinahe das Opfer jenes unversöhnlichen, halb politischen, halb kirchlichen Parteigeistes geworden, dessen Herrschaft er durch die Grundsätze eines natürlichen Rechts, die er entwickelte, und durch die Lehren religiöser Duldung, die er empfahl,

*) Vgl. Hinrichs, „Geschichte des Natur- und Völkerrechts", 1. Bd., S. 124, 219. Raumer, „Ueber die geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik", S. 35. 60.

so siegreich bekämpfte. Bayle, indem er den Glauben für eine Angelegenheit der innersten Gefühle jedes Einzelnen erklärte, welche durch dogmatische Systeme und theologische Beweise um Nichts gefördert werde, dachte unstreitig an die blutigen Verfolgungen, denen er und andre Anhänger der kalvinistischen Lehre um ihrer Ueberzeugungen willen in Frankreich ausgesetzt gewesen waren, und Spinoza, wenn er seine Stimme für allgemeine Gewissensfreiheit erhob, vertrat ebenso sehr die Sache seiner Stammesverwandten, der Juden, gegen die Zurücksetzungen und Bedrückungen, welche sie von den Christen zu erfahren hatten, als seine eigne gegenüber der jüdischen Orthodoxie, welche ihn um seiner freieren Ansichten halber von der Gemeinschaft seiner Glaubensgenossen ausschloß. Sogar der unbefangene, jeder metaphysischen Speculation und vollends jeder politischen Wirksamkeit entsagende Trieb gelehrten Forschens auf dem Gebiete der Mechanik oder der Mathematik war nicht verschont geblieben von jener wilden Verketzerungssucht, welche, die unausbleiblichen Consequenzen der Fortschritte der Naturwissenschaften für das gesammte geistige Leben der Menschheit mit sichrem Instincte herausfühlend, einen Galilei dem Kerker, einen Vanini dem Scheiterhaufen und einen Descartes der Verbannung überantwortet hatte. Also auch die Naturwissenschaften bedurften, wenn sie sich ungestört entwickeln sollten, jener Anerkennung des freien Vernunftgebrauchs, welche zu erkämpfen die Speculation sich zum Ziele gesetzt hatte, und nicht minder bedurften derselben die praktischen Interessen des politischen und volkswirthschaftlichen Lebens, welches sich eben jetzt in allen den Ländern, von wo diese speculative Bewegung ausging, täglich kräftiger entwickelte. So war der geistige Kampf, der sich dort entspann, in seinen Beweggründen, seinen Zielen und seinen mitwirkenden Kräften ein durchaus klarer, einfacher und scharfbegrenzter. Die Speculation diente einem zweifellosen und sich deutlich ankündigenden praktischen Bedürfniß, nämlich der Sicherung der politischen Freiheit gegen weltlichen, der Freiheit der Gewissen gegen geistlichen Despotismus, endlich der freien Entwicklung aller Kräfte auf den Gebieten der Naturwissenschaften und der damit engverbundenen materiellen Interessen gegen die Beschränkungen eines einseitigen Autoritätsglaubens und eines falschen Spiritualismus, und hatte zugleich an allen diesen Interessen, die sie vertrat, ebenso viele Verbündete gegen den gemeinsamen Feind, den sie bekämpfte. Der Philosoph in England oder

den Niederlanden sah jeden Fußbreit Boden, den er in der Theorie für die Freiheit des Denkens und die naturgemäße Methode der Beobachtung eroberte, sogleich benutzt und angebaut von politischen Parteien und religiösen Secten, welche auf seine idealen Schlußfolgerungen sehr praktische Rechtsansprüche gründeten, von Forschern, welche die von ihm aufgestellten allgemeinen Grundsätze bei ihren Untersuchungen anwendeten, endlich von Geschäftsmännern, welche wiederum die Resultate dieser Untersuchungen im Leben, im Verkehr, in den Künsten und Gewerben verwertheten.

So klar und einfach waren die Verhältnisse, unter denen Deutschland in die allgemeine geistige Bewegung eintrat, keineswegs. Weder im Politischen, noch im Religiösen gab es hier so scharfausgeprägte, zu prinzipieller Entscheidung hindrängende Gegensätze. Hier bestand keine alleinherrschende Kirche, von der oder in deren Namen die Andersgläubigen hätten verfolgt werden können, und ebensowenig fand man hier jene religiösen Secten, die sich anderwärts mit geistigen und weltlichen Waffen gegen eine solche Verfolgung wehrten. Die Reformatoren hatten die Vertheidigung des neuen Glaubens nicht den einzelnen Anhängern desselben, sondern den zu ihnen übergetretenen Fürsten und Ständen anvertraut, sie hatten keine Secte, sondern eine zweite Kirche neben der alten gestiftet, und diese neue Kirche war, zuerst durch den Religionsfrieden von 1555, dann wieder durch den westphälischen Frieden, in ihrer Berechtigung und Ebenbürtigkeit mit der römisch-katholischen anerkannt worden. Das Verhältniß zwischen den beiden großen Glaubensparteien in Deutschland war daher mehr ein politisches, als ein religiöses: es eignete sich mehr zu staatsrechtlichen Auseinandersetzungen, als zu philosophischen Erörterungen, mehr zu einer Feststellung von positiven Rechten, als zu einer Aufsuchung allgemeiner Prinzipien. Der einzelne Protestant oder Katholik fand sich niemals in derselben Weise persönlich vereinzelt einer herrschenden Gewalt, als der Verfolgerin seines Glaubens, gegenüber, wie etwa der Hugenotte in Frankreich, der Presbyterianer oder Dissenter in England, denn zwischen ihm und jener Gewalt standen als vermittelnde Mächte die Stände seiner Kirche; er fühlte sich daher auch viel weniger durch den Drang eigner Noth zu einer grundsätzlichen Opposition in Glaubenssachen oder zu allgemeineren Untersuchungen über die Prinzipien der Gewissensfreiheit und der Toleranz hingedrängt. Was das Verhältniß des Einzel-

nen zu seiner eignen Kirche und deren Satzungen anbetraf, so wurde auch dieses durch das Nebeneinanderbestehen verschiedner Kirchen eigenthümlich modificirt. Der Kampf der Confessionen unter einander lähmte den Kampf innerhalb jeder einzelnen derselben oder hielt ihn wenigstens länger als anderwärts in Schranken. Die besten Köpfe fanden Beschäftigung und Befriedigung für ihren Trieb der Kritik und Polemik in der Bekämpfung des gegnerischen Religionstheils. Man scheute sich, im Schooße der eignen Glaubenspartei Uneinigkeit zu zeigen, um nicht der Gegenpartei einen Triumph zu bereiten, und andrerseits fehlte es nicht an Bemühungen, den Streit unter den verschiedenen Kirchen beizulegen, um der gemeinsamen Gefahr freidenkerischer Angriffe auf die Grundlagen des kirchlichen Lebens überhaupt keinen Vorschub zu leisten*). So ward der Kampf religiöser Meinungen durch äußere Rücksichten und eigenthümliche Verhältnisse vielfach gebrochen oder von seinen letzten Zielen abgeleitet.

Nicht anders war es im Politischen. Die Streitigkeiten der Fürsten und Stände unter sich und mit dem Reiche stumpften alle andern Gegensätze ab und ließen es zu prinzipiellen Erörterungen politischer Fragen nicht leicht kommen. Während in England und anderwärts der philosophische Forschergeist sich alsbald auf die letzten Grundlagen alles Staatslebens, auf die großen, einfachen Gegensätze von Volk und Regierung, Freiheit und Despotismus hingelenkt sah, verzettelte und erschöpfte er sich hier in der Behandlung der künstlichen und verwickelten Verhältnisse der Stände und des Reichs und drang bis zu dem tieferen Kern der Frage, der Untersuchung der Rechte und der Interessen der Völker, selten vor.

Auch war dem deutschen Volke und seinen Denkern seit dem dreißigjährigen Kriege jener kühne Muth politischer Reformen völlig abhanden gekommen, der ein Jahrhundert früher die weitausgreifendsten Umgestaltungen im Staats- und Gesellschaftsleben nicht blos in der Theorie ausgedacht, sondern in der Wirklichkeit versucht hatte. Wenn auch jetzt noch einzelne Gelehrte, wie Pufendorf und Thomasius, die Ableitung aller bürgerlichen Gesellschaften aus einem Vertrage und das Recht des Einzelnen zum Widerstande gegen offenbares und schweres Unrecht des Herrschers lehrten oder den göttlichen Ursprung der Fürstengewalt

*) Vgl. Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd., S. 67.

leugneten und mit beifälligem Eifer die in den Niederlanden erschienenen Schriften gegen den Despotismus Jacob's II. verbreiten halfen*), so hatten solche Lehren — wie unerhört auch die Kühnheit schien, sie zu verkündigen**) — doch durchaus keinen unmittelbaren praktischen Erfolg, wurden nicht, wie die eines Hobbes oder Locke, zum Losungsworte politischer Parteien und zum Ausgangspunkte realer Bestrebungen auf dem Boden des äußern Staatslebens, sondern blieben innerhalb der stillen Räume der Theorie und in den engen Kreisen der Gelehrten beschlossen, legten höchstens den Keim zu einer künftigen Entwicklung politischer Ideen, die aber noch ganzer Menschenalter bedurfte, ehe sie in nur einigermaßen sichtbaren Spuren hervortrat.

Leibnitz als Vertreter einer Epoche geistigen Lebens in Deutschland.

Die ganze Eigenthümlichkeit dieser Zustände spiegelt sich ab in der Persönlichkeit und dem Wirken des größten deutschen Geistes der damaligen Zeit, G. W. von Leibnitz.

Leibnitz ist einer jener merkwürdigen Genien, wie sie nur Deutschland hervorgebracht hat und nur Deutschland hervorbringen konnte, jener Genien, in denen die ganze ursprüngliche Kraft, Tiefe und Wahrheit unsrer Nation, aber auch alle die krankhaften Verbildungen und Hemmungen ihrer naturgemäßen Entwicklung, die Folgen der unseligen Wendung der äußern Geschicke Deutschlands im 16. und 17. Jahrhundert, zur vollen Erscheinung kommen, eine jener faustischen Naturen, die da hervortreten, wo die Triebkraft des nationalen Geistes zwar mächtig genug ist, um in dem Einzelnen einen tiefen und nachhaltigen Drang nach gemeinnütziger und auf das Höchste gerichteter Wirksamkeit zu erzeugen, wo aber die äußeren Bedingungen zur Entfaltung einer solchen Wirksamkeit so ungünstige und verschobene sind, daß dieser Drang entweder unbefriedigt in peinlicher Ohnmacht sich verzehren, oder in zahllosen mißlungenen Anläufen und immer wiederholten Versuchen sich zersplittern, oder endlich, allen Erfolgen im praktischen Leben entsagend, sich in die sublimen Regionen philosophischer oder poetischer Beschaulichkeit zurückziehen und dort ein ideales Selbstgenügen suchen muß.

*) Pufendorf, De jure gent. et nat., lib. VII, Cap. 3, §. 1. Cap. 8, §. 5. Chr. Thomasius, „Vernünftige Gedanken von neuen Büchern", 2. Bd., S. 359. Hoßbach, „Spener und seine Zeit", 2. Bd., S. 91.

**) Die Juristen und Theologen der alten Schule nannten die Lehre vom natürlichen Rechte eine „heillose" Lehre (Luden „Leben des Chr. Thomasius". S. 291.)

Grundzug der Geiſtesrichtung und Wirkſamkeit Leibnitzens.

Dem Geiſte eines Leibnitz lag dieſer letzte Ausweg am fernſten. Wie ſehr auch durch den dreißigjährigen Krieg der Thatentrieb der Nation geſchwächt und ihr Vertrauen zu ſich ſelbſt erſchüttert, wie niederbeugend und entmuthigend auch die Zerrüttung und Verwirrung aller äußern Verhältniſſe ſein mochte, ſo war doch weder der realiſtiſche Zug, der einſt, nach Leibnitzens eignem Zeugniß, gerade in dem deutſchen Volke ſo lebendig geweſen, noch die Erinnerung an jene glänzende Zeit deutſcher Kraft und deutſchen Gemeinſinns ſo gänzlich erloſchen, daß nicht ein Genie wie Leibnitz den kühnen Gedanken hätte faſſen ſollen, die letzten, verglimmenden Funken dieſes Geiſtes noch einmal zur hellen Flamme anzublaſen, den zerſtückelten Gliedern des hinſterbenden Reichs noch einmal friſchen Lebensodem einzuhauchen, die, halb in ſpießbürgerlicher Beſchränktheit, halb in gelehrter Einſeitigkeit verkommende Nation noch einmal zum Wettlauf mit den andern, in verjüngter Kraft ihr vorausgeeilten Völkern des civiliſirten Europas aufzuſtacheln und ſo ſeinen Namen und ſeinen Ruhm an die Heraufführung einer neuen Epoche der Größe, der Macht, der Bildung und des Glanzes ſeines Vaterlandes zu knüpfen.

Abriß ſeiner Entwicklungsgeſchichte. Erſte Anregungen und früheſte Richtung ſeiner geiſtigen Thätigkeit.

Schon als Jüngling, faſt noch ein Knabe, fühlte Leibnitz jenen quälenden Drang nach dem Höchſten und jenes Unbefriedigtſein durch einzelne Erfolge des Lernens oder des Schaffens, welche die ſicherſten Anzeichen einer zu Großem berufenen Thatkraft ſind. Weder die Schönheiten der Dichter und Geſchichtsſchreiber des klaſſiſchen Alterthums — obſchon ſie ſeine Phantaſie lebhaft beſchäftigten und ihn ſogar zu eignen dichteriſchen Productionen reizten —, noch die Spitzfindigkeiten der Scholaſtik, deren Ergründung und Aufdeckung ſeinem Scharfſinn ſchmeichelte, vermochten einen Geiſt wie den ſeinigen zu feſſeln, der überhaupt nicht durch irgend eine einzelne Art der Thätigkeit oder des Genuſſes, ſondern nur durch das ſchrankenloſeſte Streben nach allen Seiten hin auszufüllen und zu befriedigen war*).

---

*) „Ignorabant illi, non posse animum meum uno rerum genere expleri“. (Vita Leibnitii, a se ipso breviter delineata, abgedruckt in Guhrauer's „Leibnitz“, 2. Bd., Anhang, S. 52 ff. und in „L.'s Geſ. Werken“ von Pertz, 4. Bd., S. 168.)

Eines jedoch stand diesem hochfliegenden Geiste als Richtschnur seines unersättlichen Thatendurstes frühzeitig fest: „daß Dasjenige erst einem Privatmanne das Beste scheinen müsse, was für das Allgemeine das Fruchtbarste wäre, was zum Ruhme Gottes gehörte, an dessen Verwirklichung nicht weniger dem Handelnden, als dem menschlichen Geschlechte gelegen wäre, daß aber unter den Mitteln zu dem Vortrefflichen für den Menschen keines vorzüglicher sei, als der Mensch, wie unter den Menschen ein König, der Statthalter Gottes, ebenso an Macht als an Weisheit, wenn einmal die seltene Glückseligkeit der Zeiten einen solchen hervorgebracht hätte"*).

So tritt bei Leibnitz von früh an in den Vordergrund seines Strebens ein realistisches Element, zwar verklärt durch die ideale Beziehung auf die höchsten Zwecke der Religion, die Liebe zu Gott und die Verherrlichung seines Wesens als des Urbildes aller Harmonie in der Welt**), aber doch in seinen nächsten Zielen wie in seinen Mitteln gänzlich dem äußeren Leben, den praktischen, socialen und nationalen Interessen zugewendet.

Die strenggezogenen Kreise fachgelehrten Wissens, wie es damals fast überall auf den deutschen Universitäten herrschte, konnten einen solchen, überall nach dem Höchsten strebenden und in Allem, was er anfaßte, sogleich auf Neuerungen und Verbesserungen sinnenden Geist***) nicht lange festhalten, und wahrscheinlich würde Leibnitz früher oder später aus eignem Antriebe sich denselben entrungen haben, auch wenn er nicht von Leipzig durch den Pedantismus oder den Brodneid der dor-

*) Ebenfalls die eignen Worte L.'s aus einer andern Selbstschilderung desselben; s. Guhrauer a. a. O., 1. Bd., S. 30.

**) So erläutert L. ausführlicher, was er in jener Selbstschilderung nur kurz andeutet, in einer spätern (in den R.-Hdf. enthaltenen) Denkschrift: „Grundriß eines Bedenkens wegen Aufrichtung einer Societät zur Aufnahme der Künste und Wissenschaften" (von Rößler in das J. 1688 gesetzt), indem er an letzterm Orte sagt: die Erkenntniß Gottes und die Liebe zu ihm erheische die Erfassung der Universalharmonie in der Welt, die praktische Verwirklichung dieser Erkenntniß aber bestehe in der Erforschung der Natur, der Leitung der Menschen zum Rechten und Guten und der Verbesserung des Gemeinwesens.

***) L. sagt von sich selbst, „daß er in jeder Wissenschaft, kaum daß er an sie herangetreten war, da er oft das Gewöhnliche nicht einmal hinlänglich verstand, Neues suchte". (Guhrauer a. a. O., 1. Bd., S. 20.)

tigen Juristenfacultät vertrieben, von Altdorf durch ein günstiges Geschick in der Person des Freiherrn von Boineburg entführt und auf ein weiteres, seinen Neigungen und seinen Talenten mehr entsprechendes Feld der Thätigkeit versetzt worden wäre*). Denn schon war ihm durch die Schriften der hervorragendsten Vertreter der neuern Zeitströmung, welche ein glücklicher Zufall in seine Hände gegeben, durch die Rathschläge Baco's über die Bereicherung der Wissenschaften, durch die anregenden Gedanken des Cardanus und des Campanella, durch Proben einer bessern Philosophie von Kepler, Galilei und Descartes, die Ahnung jener gewaltigen Bewegung aufgegangen, welche seit fast einem halben Jahrhundert rings umher die Geister erfaßt und von welcher nur Deutschland seit der furchtbaren Katastrophe des dreißigjährigen Krieges sich ausgeschlossen gesehen hatte**).

Diese Bekanntschaft mit den größten Männern seines Jahrhunderts erweckte in Leibnitz den Ehrgeiz, gleich ihnen ebenfalls in seinen Kreisen ein Reformator zu werden, und bestärkte ihn in dem Vorsatze, „bei dem Begonnenen, der Verbesserung der Dinge, zu beharren", ***) trotz aller entmuthigenden Erfahrungen von der Unempfänglichkeit seiner Umgebungen für seine Ideen, die er machen mußte, selbst seine Alters- und Studiengenossen nicht ausgenommen, denen er, mit seinem nie befriedigten Drange des Weiterforschens, Neuerns und Verbesserns, wie

---

*) Man bot ihm (in seinem 21. Lebensjahre) eine Professur in Altdorf an: „allein", setzt er hinzu, „mein Geist bewegte sich in einer ganz andern Richtung." (Ebend. S. 44.) — In einem Aufsatze (in den N.-Hds.) „über die Ursachen, warum Cannstadt zur Hauptstadt von Würtemberg zu machen" — angeblich aus dem Jahre 1669 — spricht L. von der bisherigen Universitätsgelehrsamkeit als einer „mönchischen", in „leeren Gedanken und Grillen" befangenen, und schlägt zur Abstellung dieses Uebelstandes eine Verlegung der Universitäten in die Residenzen vor, damit die Studirenden sich mehr „in der Conversation, unter Leuten und in der Welt" bewegen möchten. In ähnlichem Sinne schrieb er 1679 von Hannover aus an Conring: „wie auf deutschen Universitäten die Wissenschaften behandelt würden, ließen sie solchen Geistern, welche ihren eignen Flug zu nehmen berufen wären, das Meiste zu thun übrig, und, wie hoch auch Conring unter seines Gleichen stehe, sei er doch weit zurück hinter der Bewegung, welche in Italien, England und Frankreich die Geister ergriffen habe". (Guhrauer a. a. O., 1. Bd., S. 214.)

**) Guhrauer, a. a. O., 1. Bd., S. 29.

***) Ebend.

ein Weſen aus einer fremden Welt erſchien*). Vergebens hatte er eine Stillung ſeines Wiſſensdurſtes und eine Anleitung zur klareren Erkenntniß des ihm nur erſt dunkel vorſchwebenden Zieles in dem Umgange mit Gleichſtrebenden zu finden gehofft; vergebens war er in die Geſellſchaft der „Berathenden" in Leipzig, wie in die der „Suchenden" in Jena eingetreten, hatte ſogar durch eine kleine unſchuldige Liſt ſich in Nürnberg in einen Geheimbund von Adepten mit roſenkreuzeriſchen Myſterien eingeſchlichen. Die Gewißheit, daß unter der Maske angeblichen Geheimniſſes ſich nur Aberglaube, Unwiſſenheit oder Betrug verſtecke, war Alles, was er daraus mit hinwegnahm**).

Uebergang Leibnitzens aus den gelehrten Kreiſen in die große Welt.

Beſſer glückte es ihm mit der großen Welt, in welche jetzt ſein neuer Gönner, der Freiherr von Boineburg, ihn einführte.

Einen Augenblick zwar fühlte ſich Leibnitz mächtig angezogen von der bürgerlichen Atmoſphäre jenes altreichsſtädtiſchen Weſens, von welchem noch immer, trotz des Verfalles ihrer einſtigen Größe, Städte wie Nürnberg und Augsburg ehrwürdige Denkmale waren. Nicht blos in ſeinen Aufzeichnungen aus der damaligen Zeit, ſondern auch noch in viel ſpäteren Mittheilungen verweilt er mit unverkennbarer Vorliebe bei der Schilderung dieſer Städte, als der Sitze nützlicher Künſte und Wiſſenſchaften, blühenden Handels, einfacher Sitten und tüchtiger Bürgertugenden***). Gleichwohl ſcheint ihm der Gedanke, von dort aus die Hebel ſeiner reformatoriſchen Ideen an die Zuſtände des deutſchen Gemeinweſens anzuſetzen, niemals ernſtlich nahegetreten zu ſein. Wie wäre dies auch möglich geweſen? Nürnberg war nicht Amſterdam, und das Nürnberg von damals war nicht mehr das Nürnberg der Pirkheimer, A. Dürer und Hans Sachs. In Deutſchland — Das hatte ſchon der jugendliche Leibnitz mit richtigem Inſtincte erkannt†) — konnte, wenn überhaupt, nur noch monarchiſch, von oben her, gewirkt werden, ſei es durch den Kaiſer, ſei es durch die Fürſten.

*) „Pro monstro erat", ſagt L. in ſeiner Selbſtſchilderung. Guhrauer, a. a. O., 1. Bd., S. 28.

**) Guhrauer, a. a. O., 1. Bd., S. 33. 46.

***) Guhrauer, a. a. O., 1. Bd., S. 45. „Bedenken von Aufrichtung einer Akademie" (1698 oder 1699) in den N.-Hdſ.

†) S. oben S. 2. 3.

Leibnitz am Hofe zu Mainz. Mannigfaltige Wirkſamkeit. Hinlenkung auf politiſch-vaterländiſche Ziele. Anknüpfung mit Ludwig XIV.

Und in dieſer Beziehung war ihm das Loos ſo günſtig wie nur möglich gefallen. Der Kurfürſt von Mainz, an deſſen Hof und in deſſen Dienſte ihn die Bekanntſchaft mit Boineburg führte, war nicht nur einer der angeſehenſten Stände des Reichs, nicht nur einer der einſichtigſten und wohlmeinendſten Regenten jener Zeit, ſondern auch, theils in ſeiner Eigenſchaft als Erzkanzler Deutſchlands, theils nach perſönlicher Geſinnung, einer der wenigen deutſchen Fürſten, welche die ſchon faſt erſtorbenen Traditionen von dem deutſchen Reiche, ſeiner Macht und Würde wenigſtens noch einigermaßen werthhielten und zu bewahren trachteten*). An ſeinem Hofe fand ſich Leibnitz mitten in die Kreiſe nicht blos der deutſchen, ſondern der europäiſchen Politik verſetzt**). Alsbald nahm ſein Talent einen höheren und freieren Schwung. Schon auf der Reiſe nach Mainz („in den Gaſthöfen", wie er ſelbſt berichtet) hatte er eine Schrift entworfen, durch die er ſich dem Kurfürſten empfehlen wollte, zwar nur eine Reihe kühn hingeworfener Gedanken, die aber doch nichts Geringeres enthielten, als den Plan einer Reform der ganzen Rechtsgeſetzgebung und des ganzen Rechtsſtudiums***).

Wirklich ward er vom Kurfürſten zur Ausführung eines von dieſem entworfenen Planes der Verbeſſerung des römiſchen Geſetzbuchs für die Bedürfniſſe des Reichs verwendet. Er warf ſich auf dieſe Arbeit mit all dem Eifer, den er ſein ganzes Leben hindurch zu jeder Sache, wo es Etwas zu reformiren gab, mitbrachte, mußte aber ſchon hier, am Beginn ſeiner öffentlichen Laufbahn, die ſchmerzliche Erfahrung machen, daß ſeine beſten Bemühungen ihres Erfolges ermangelten und weder ihm noch dem Allgemeinen die gehoffte Frucht trugen.

Eine Zeit lang ſehen wir ihn nun, zum Theil in Folge äußerer Anregungen, zum Theil aus innerem Triebe, in mannigfaltigen, ſcheinbar weit von einander abliegenden Bahnen ſich bewegen, abwechſelnd mit publiciſtiſchen Pamphleten, religiöſen Streitſchriften und der Löſung naturwiſſenſchaftlicher Probleme beſchäftigt. Wir ſehen ihn die Sache

*) „Dieſen Fürſten kenne ich unter Wenigen faſt allein als die Stütze (Atlantem) unſers Deutſchlands", ſchrieb Forſtner an Boineburg 1662. (Guhrauer's hiſt.-krit. Einl. zu L.'s „Deutſchen Schriften", S. 19.)

**) Guhrauer, a. a. O., 1. Bd., S. 49 ff.

***) Der Titel dieſes Schriftchens iſt: Methodus nova discendae docendaeque jurisprudentiae. (1667.)

des Pfalzgrafen von Neuenburg gegen deſſen mächtigere Mitbewerber bei der polniſchen Königswahl mit mehr Scharfſinn, als Glück verfechten und damals ſchon, wie er auch ſpäter bei ähnlichen Arbeiten pflegte, mit dem nächſten, beſchränkten Zwecke ſeiner Betrachtungen allgemeinere Geſichtspunkte von der größten Tragweite verbinden*). Zur gleichen Zeit ſehen wir ihn gegen die „Naturaliſten und Atheiſten" das Daſein Gottes und die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele, gegen die Socinianer das Dogma von der Dreieinigkeit vertheidigen und ſogar den ſchwierigen Verſuch machen, das Myſterium der realen Gegenwart Chriſti im Abendmahle aus philoſophiſch-phyſikaliſchen Geſetzen zu erklären**). Und wieder ſehen wir ihn nach ganz anderer Seite hin bemüht, eine neue Theorie der bewegenden Kräfte in der Natur aufzuſtellen und zugleich, durch Einſendung dieſer Arbeiten an die gelehrten Geſellſchaften von Paris und London, ſich den Eintritt in jene weiteren Kreiſe der gelehrten Welt zu verſchaffen, denen anzugehören längſt das Ziel ſeines Ehrgeizes war***).

---

*) Specimen demonstrationum politicarum pro Rege Polonorum eligendo, auctore Georgio Ulicovio Lithuano (1669). Bemerkenswerth iſt darin beſonders folgende, gegen den ruſſiſchen Mitbewerber gerichtete, prophetiſche Stelle (Leibn. Opp. Omn., ed. Dutens, Tom. IV., p. 615): „Wagt nur dann, gegen den Tyrannen Euch zu regen; es wird Euch dann gehen, wie den Fröſchen in der Fabel, die den Storch zum König nahmen, wie den Schafen, wenn der Wolf mitten im Schafſtall iſt: Ihr werdet erfahren, wie ſchwer es iſt, Denjenigen zum Gehorſam gegen die Geſetze zu zwingen, der ſo viel Tauſende Bewaffneter in der Nähe und zur Verfügung hat, der Euch ſchon gewachſen iſt, auch wenn Ihr einig ſeid, vollends aber die unter ſich Uneinigen und Geſpaltenen im Angeſichte des mitleidsvoll zuſchauenden Europas zerreißen würde. Aber die Nachbarn werden auch nicht ruhig geſchehen laſſen, daß eine zweite Türkei entſtehe, daß die Vormauer der Chriſtenheit von Barbaren eingenommen werde, daß hier eine Macht ſich bilde, ſtark genug, um dem ganzen Europa zu trotzen. Von hier aus wäre den Scythen (Ruſſen) der Weg nach Deutſchland geöffnet. Hüten wir uns, daß nicht Europa unſer und ſein Verderben zu beweinen habe!"

**) Confessio naturae contra Atheistas (1668). Defensio trinitatis per nova reperta logica contra epistolam Ariani, oder: Responsio ad objectiones Wissowatii contra Trinitatem et Incarnationem Dei altissimi (1669). Remarques sur la perception réelle et substantielle du corps et du sang de notre Seigneur (1670). Demonstratio possibilitatis mysteriorum Eucharistiae (1671). Briefwechſel mit Arnauld (1671). Vgl. Guhrauer a. a. O., 1. Bd., S. 78 und Anhang S. 15.

***) Theoria motus abstracti und Th. m concreti. (Guhrauer a. a. O., 1. Bd., S. 73.) — In eben dieſe Zeit (1669) würde endlich noch, nach Rößler's Ermitt-

Die Kriegsgefahr, von welcher Deutſchland, nachdem es in zweiundzwanzigjährigem Frieden nur erſt ſpärlich von den Zerſtörungen des dreißigjährigen Kriegs ſich erholt hatte, durch die Eroberungsgelüſte des jungen Beherrſchers von Frankreich aufs Neue bedroht war, rief Leibnitz mit einem Male in den eigentlichen Mittelpunkt ſeiner Beſtrebungen, zu einer praktiſch politiſchen Thätigkeit im großen, nationalen Maßſtabe zurück. Im Auftrage des Kurfürſten, unter Boineburg's Beirath, entwarf er den Plan einer „deutſchgeſinnten" Allianz der Reichsſtände, an welcher auch der Kaiſer — „nicht als ſolcher, ſondern lieber nur durch ſeine Erblande" — theilnehmen, deren nächſter, jedoch ſorgfältig geheimzuhaltender Zweck der Schutz Deutſchlands gegen Frankreich, deren höhere Aufgabe aber eine Wiedergeburt des Reiches unter föderativer Form, die Herſtellung gemeinnütziger Einrichtungen und Verbeſſerungen auf den Gebieten der Juſtiz, der Polizei, des Handels- und Verkehrsweſens ſein ſollte*).

---

lungen, ein Aufſatz von L. fallen, eine Art Gutachten, angeblich auf Anſuchen eines gewiſſen Hubber erſtattet, „über die Urſachen, warum Cannſtadt zur Hauptſtadt von Würtemberg zu machen ſei". Darin begegnen wir zuerſt allgemeinen Betrachtungen über die Verſchiedenheit der Stände und Berufszweige und über die Vortheile einer örtlichen Vereinigung der vier Hauptſtände an einem Punkte — der Staatsbehörden, des Militärs, des Großhandels und der Univerſität. Es wird ſodann der Vorzug einer großen Stadt vor vielen kleinen dargelegt und der Mangel einer einzigen Hauptſtadt in Deutſchland, „neben dem anderer allgemeiner Vereinigungsmittel", beklagt. Es wird ferner nachzuweiſen verſucht, wie ſowol der Handel als das Gelehrtenweſen gewinnen würden, wenn ſie in nähere Verbindung unter einander und mit dem Sitze der Regierung, welcher zugleich Hauptfeſtung und Waffenplatz des Landes ſein müßte, gebracht würden, und es wird endlich, auf Grund aller dieſer Beweisführungen, die Behauptung aufgeſtellt, daß es gut ſein möchte, Cannſtadt, welches bereits viel Handel habe, zum Sitz der Regierung und der Univerſität ſowie zur Landesfeſtung zu erheben. Der Aufſatz iſt darum merkwürdig, weil L. ſchon hier jene praktiſch-realiſtiſche Tendenz verräth, die in ſeinen ſpätern Schriften, beſonders den Denkſchriften über die Errichtung gelehrter Geſellſchaften, weiter ausgebildet erſcheint, daneben aber auch jene einheitlich nationale Anſchauungsweiſe, welche ſpäter zeitweilig einer mehr particulariſtiſchen wich, aber doch auch immer wieder emportauchte.

*) Es iſt dies die berühmte Schrift: „Bedenken, welchergeſtalt securitas publica interna et externa und status praesens im Reich jetzigen Umſtänden nach auf feſten Fuß zu ſtellen", 1. Thl. vom Auguſt, 2. Thl. vom Novbr. 1670. (Leibnitzens „Deutſche Schriften", herausgeg. von Guhrauer, 1. Bd., S. 131 ff., vgl. Guhrauer: „Leibnitz", 1. Bd., S. 83.)

Das patriotiſche Gefühl Leibnitzens zeigt ſich bei dieſem Anlaß in ſeiner vollen Stärke. Die Formen freilich, in die daſſelbe zu kleiden er nöthig fand, — die gänzliche Nichtbeachtung der beſtehenden Reichsverfaſſung, als wäre ſie gar nicht vorhanden, die ängſtliche Schlauheit, womit er den Plan einer deutſchen Allianz vor dem franzöſiſchen Machthaber nicht blos ſorgfältig geheimgehalten, ſondern ſogar dieſem als ein ihm günſtiges, gegen Oeſtreich gerichtetes Bündniß dargeſtellt wiſſen will*) —, eröffnen uns einen tiefen Blick in die traurige Verworrenheit der damaligen Verhältniſſe Deutſchlands und laſſen uns die Fruchtloſigkeit dieſer, wie aller künftigen ähnlichen Anſtrengungen des Philoſophen, die deutſchen Zuſtände wieder „auf feſten Fuß zu ſtellen", im Voraus ahnen.

Leibnitz ſelbſt mag eine ſolche Ahnung davon, daß es unmöglich ſei, auf dieſem nächſten und natürlichſten Wege, durch Entwicklung und Einigung der innern Kräfte der Nation, Deutſchland vor der drohenden Uebermacht Frankreichs ſicherzuſtellen, wol gehabt haben. Nur ſo erklärt es ſich, wie dieſer helle Kopf, in beharrlicher Verfolgung ſeines Zwecks, noch zu einem andern Mittel greifen konnte, welches, bei aller Genialität des Gedankens an ſich, doch das Chimäriſche der Hoffnungen, welche Leibnitz für ſeine patriotiſchen Wünſche daran knüpfte, ſo offen an der Stirn trägt, daß ihm der Vorwurf unpraktiſchen und phantaſtiſchen Handelns bei dieſer Gelegenheit kaum erſpart werden kann. Dieſes Mittel beſtand in einem Plane zur Eroberung Aegyptens, den Leibnitz ausarbeitete und dem Könige von Frankreich vorzulegen beſchloß, um dieſen dadurch von ſeinen Abſichten auf Deutſchland und andere Nachbarländer abzuziehen. Die Idee eines allgemeinen Kreuzzugs der Chriſtenheit gegen die Ungläubigen — eine Idee, die ſchon in dem Entwurfe einer deutſchgeſinnten Allianz zu Tage trat**), ſpielt in dieſem Plane eine Hauptrolle***).

Hielt Leibnitz wirklich eine Eroberung Aegyptens für ein ſo leichtes, ſicheres und gewinnreiches Unternehmen, daß er in aufrichtiger Ab-

*) S. die §§. 63 und 66 der Denkſchrift: „Welchergeſtalt" u. ſ. w.

**) §. 88 ff. der obigen Denkſchrift.

***) Ueber dieſes ſog. Consilium Aegyptiacum L's. und die damit bei Ludwig XIV. wiederholt gemachten Verſuche berichtet ausführlich Guhrauer a. a. O., 1. Bd., S. 93—112, 132—136.

ſicht ſolche dem franzöſiſchen Machthaber als vollgültiges Aequivalent für das Aufgeben ſeiner Eroberungspläne in der Nähe anrathen zu dürfen glaubte? Oder wähnte er, ſo verſchlagene Diplomaten, wie Ludwig und ſeine Miniſter, mit täuſchenden Vorſpiegelungen irreführen zu können? Oder endlich, war doch vielleicht ein Motiv perſönlichen Ehrgeizes neben dem allgemeinen vaterländiſchen mit im Spiele — der Wunſch, in directe Beziehungen zu dem neuen Beherrſcher Frankreichs zu treten, deſſen Glanz die Fürſten, deſſen Freigebigkeit die Gelehrten von ganz Europa zu ſchmeichleriſcher Bewunderung hinriß?

Die bis jetzt eröffneten Quellen zur Geſchichte des großen Mannes geben uns auf dieſe Fragen keine ſichere Antwort. Daß er ſich ſelbſt über die praktiſchen Erfolge ſeines Beginnens Illuſionen machte, darf uns nicht Wunder nehmen. Es war nicht das einzige Mal in ſeinem Leben, daß dieſer philoſophiſche und mathematiſche Kopf Selbſttäuſchungen ſeiner Phantaſie erlag, zumal, wo es ſich um Unternehmungen handelte, von welchen er ſich ebenſowol für das Allgemeine, wie für ſeinen eigenen Ruhm und Einfluß Großes verſprach. Zu ſeiner Rechtfertigung gereicht es einigermaßen, daß Staatsmänner, wie der Freiherr von Boineburg und der Kurfürſt von Mainz, jenes Beginnen billigten und ihn zu deſſen Ausführung ermunterten.

Sein Aufenthalt in Paris und London: mathematiſche, mechaniſche u. a. Studien.

Eine wichtige Frucht trug dem jungen Gelehrten dennoch ſein kühner ägyptiſcher Plan: er verhalf ihm zur Befriedigung eines längſt gehegten glühenden Wunſches und erſchloß ſeinem in die Weite ſtrebenden Geiſte neue Quellen des Wiſſens und neue Geſichtskreiſe der Lebensanſchauung. Durch Boineburg's Vermittlung nach Paris geſandt, um perſönlich ſeinen Plan dem franzöſiſchen Könige zu entwickeln und zu empfehlen, als dies aber mißglückt war, durch Privatgeſchäfte ſeines Gönners ſo wie durch Aufträge des Kurfürſten und anderer vornehmer Perſonen in Deutſchland, endlich durch eigne Neigung mehrere Jahre lang dort feſtgehalten, bildete er ſich in der glänzenden Hauptſtadt Frankreichs, einem der Brennpunkte der allgemeinen geiſtigen Bewegung der damaligen Zeit, zu jener Univerſalität des Wiſſens und jener Gewandtheit des Geiſtes aus, welche er in Deutſchland niemals würde erlangt haben und welche ihn für immer vor einem Rückfall in die Beſchränktheit des bloßen Fachgelehrtenthums ſchützte. Zugleich lernte er ſowol dort, als in London, wohin er ſich ebenfalls auf einige Zeit begab, alle die

wichtigen Fortschritte des Auslandes in den Wissenschaften und Künsten kennen, welche in seinem Vaterlande nachzuahmen und heimisch zu machen er sich später so angelegen sein ließ. Dort wachte mit erneuter Stärke der Sinn für Geschichte wieder in ihm auf, den er in früher Jugend an der Lectüre der alten Historiker genährt hatte, und aus dem Staube der Bibliotheken, in die er sich vergrub, trug er eine vielseitige Kenntniß der Geschichtsquellen und eine klare Vorstellung von der Aufgabe der Geschichtsschreibung mit hinweg. Dort regte Pascal's vielbewunderte Erfindung einer Rechenmaschine ihn zu einem Versuche ähnlicher Art an, dessen Erfolg sein Vorbild übertraf und nicht blos den Beifall der Gelehrten vom Fach, sondern auch die Aufmerksamkeit des Ministers Colbert gewann. Dort suchte er im Verkehr mit Handwerkern und Arbeitern aller Art diesen die Geheimnisse ihres Gewerbes abzulauschen, um davon bei seiner Rückkehr ins Vaterland Gebrauch zu machen und Nutzen zu ziehen; es erregte ihm aber keine patriotischen Gewissensscrupel, daß er, um für einen Ruf, den er ablehnte, sich dankbar zu zeigen, zur Mittheilung der gemachten Wahrnehmungen an den dänischen Minister sich erbot. Dort genoß er den Unterricht des großen Mathematikers Huygens und den Umgang der ersten Gelehrten aller Fächer, während er gleichzeitig Zutritt zu den bedeutendsten Staatsmännern und den vornehmsten Personen des Hofes erlangte, durch welche er in die Verhältnisse der europäischen Politik und die Feinheiten des diplomatischen Geschäftsverkehrs eingeweiht ward. Dort trug er zusammen, was er, „nach den Grenzen seiner Börse", von Schriften, „in denen Erfindungen, Versuche und Demonstrationen aus den Naturwissenschaften, der Technik und der Mathematik abgehandelt waren", oder von Quellen der Geschichte und der Staatskunst auftreiben konnte, und „brachte für vierzig Thaler die Blüthe der Bücher Englands zurück". Dort entstand bei ihm ohne Zweifel der erste Gedanke zur Aufrichtung gelehrter Gesellschaften in Deutschland nach dem Muster der Akademien von Paris und London, von denen beiden ihm damals die längst ersehnte Ehre ihrer Mitgliedschaft zu Theil ward.*)

Wenig fehlte, so hätte Leibnitz, gleich manchem andern deutschen Gelehrten, seinen Aufenthalt ganz in Paris genommen und wäre so wahrscheinlich für immer seinem Vaterlande verloren gegangen. Seine

*) Guhrauer, a. a. O., 1. Bd., S. 112—188.

Verbindungen mit Mainz waren durch den fast gleichzeitig erfolgten Tod seiner beiden Gönner, des Kurfürsten Johann Philipp und des Freiherrn von Boineburg, gelöst. Ein Plan zur Ansiedlung in Paris durch Kauf einer einträglichen Stelle, welchen Leibnitz eine Zeit lang im Auge hatte, mißglückte zwar, weil seine Familie ihm die dazu nöthigen Mittel nicht sandte, aber bald darauf ward, wie es scheint, doch noch die Aufmerksamkeit einflußreicher Personen auf ihn gelenkt und ihm eine ansehnliche Pension angeboten, um ihn in Frankreich festzuhalten*).

Zur glücklichen Zeit traf von dem Herzoge Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg, dem Leibnitz früher einmal seine Dienste angeboten hatte, eine Berufung nach Hannover ein, welcher Leibnitz Folge leistete, Paris mit seinen ihm so werthvollen Verbindungen und den dort begonnenen größeren wissenschaftlichen Arbeiten (worunter auch die wichtige Erfindung der Differentialrechnung war) nicht ohne Schmerz im Stiche lassend**).

Leibnitz in Hannover. Praktische Geschäftsthätigkeit. Wirken im Dienste particularistisch-dynastischer Interessen. Nochmalige Annäherung an Ludwig XIV.

So fand sich Leibnitz mit einem Male in eine ganz andere Sphäre des Lebens und Wirkens versetzt. Statt der Ungebundenheit, womit er in Paris seinen wissenschaftlichen Studien nachgehangen hatte, die beengenden Rücksichten des Dienstes um die Person und in den Geschäften eines Fürsten, dessen Liberalität und Achtung vor dem Genie des nun schon berühmten Gelehrten zwar diesem so viel als möglich wissenschaftliche Muße und Losgebundenheit von den drückenden Lasten

*) Guhrauer in seinem Leben L.'s weiß zwar davon Nichts, wir finden jedoch diesen Umstand ausdrücklich angegeben in einem Schreiben, welches L. im Januar 1713 an den Kaiser Karl VI. richtete und worin er, seiner Gewohnheit nach, durch einen kurzen Abriß seines bisherigen Lebens und Wirkens sich bei seinem neuen Gönner einführte. Roßler hat dasselbe aus den mehrerwähnten neu aufgefundenen Handschriften veröffentlicht im Aprilhefte des Jahrgangs 1856 der Sitzungsberichte der philos.-histor. Klasse der kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien. Möglich wäre es übrigens, daß Leibnitz mit den Worten „ansehnliche Pension" der Kürze halber eben jenes Amt bezeichnet hätte, welches ihm durch Vermittlung „einiger vornehmer Personen, die ihn sonderlich begünstigt", zum Kauf angeboten und, durch Zuthun derselben einflußreichen Personen, eine Zeit lang offengehalten ward, „daß nicht Andere sich dahinter machten, die auch ein Mehreres nicht ansehen würden". Wäre Dem so, so würde die gedachte Angabe L.'s mit Dem übereinstimmen, was Guhrauer a. a. O., 1. Bd., S. 161, berichtet.

**) Guhrauer, a. a. O., 1. Bd., S. 168 ff.

mechanischer Geschäftsarbeiten zu verschaffen suchte, aber doch nicht verhindern konnte, daß der beste Theil seiner Zeit und seiner Kraft in solchen Arbeiten zersplittert ward und „höchstens in Nebenstunden ihm vergönnt war, ältere Erfindungen weiter zu verfolgen". Statt der großartigen Verhältnisse, in denen Leibnitz dort gelebt hatte, fortwährend zu neuen Forschungen angeregt und der ehrendsten Anerkennung jeder gelungenen versichert, die ihm jetzt wieder hier entgegentretende Beschränktheit deutschen Gelehrtenwesens, mit der ganzen pedantischen Steifheit seines einseitigen Fachwissens und der selbstgefälligen Anmaßlichkeit seiner vollkommenen Unkenntniß der ungeheuern Fortschritte des Auslandes, die so weit ging, daß einer der bedeutendsten deutschen Gelehrten jener Zeit, der berühmte Polyhistor Conring, ihn, welcher eben erst die Freundschaft der größten Geister Frankreichs und Englands und die Auszeichnungen der Akademien von London und Paris genossen, mit seinen neuen Methoden in der Analysis, Demonstration und Erfindung wie einen „philosophischen Schwärmer" behandelte. Statt der Gewandtheit der Franzosen und Engländer in der Ausführung und Verbesserung von Erfindungen, an deren Beobachtung er sich erfreut und deren Nützlichkeit er durch eignen Gebrauch schätzen gelernt hatte, die Ungeschicktheit, Schwerfälligkeit und Unzugänglichkeit für bessere Belehrung, welche er bei den deutschen Handwerkern und selber den Beamten überall antraf und welche ihm jede Wirksamkeit auf diesem Felde, so oft er sich an eine solche wagte, verleidete und erschwerte.

Das Schlimmste aber von Allem war, daß Leibnitz durch sein Verhältniß zu Johann Friedrich sich zur Vertretung einer particularistischen und mit dem Auslande liebäugelnden Fürstenpolitik verurtheilt sah, er, der noch vor wenigen Jahren an dem Hofe eines Johann Philipp von Mainz der Dolmetscher nationaler und patriotischer Gedanken gewesen war*).

Leider hat es das Ansehen, als habe Leibnitz sich in diese letztere Rolle beinahe leichter gefunden, als in die Verzichtleistung auf eine großartige und ausgebreitete wissenschaftliche Thätigkeit. Mit einer Elasticität des Geistes, die wir bewundern müßten, wenn sie nicht auf Kosten der Festigkeit des Charakters sich äußerte, wußte er dieselbe

*) Guhrauer, a. a. O., 1. Bd., S. 191 ff.

Wärme der Hingebung und dieselbe Kraft der Ueberredung, die er einst für allgemeine nationale Zwecke aufgewendet hatte, jetzt in die Vertheidigung kleinlicher Sonderrechte der Landesherren zu legen*), und wichtiger, als securitas publica und status praesens imperii, schien ihm die Frage zu sein, ob auf dem Friedenstage von Nymwegen die fürstlichen Gesandten den kurfürstlichen gleichgestellt und mit dem Titel: Excellenz bekleidet sein sollten, oder nicht.

Weniger können wir es ihm verdenken, wenn er aus der Beschränktheit seiner neuen Berufsthätigkeit sich bald wieder heraus nach einem weiteren, seiner großen Talente würdigern Wirkungskreise sehnte, denn, mit wie löblichem Eifer er auch des Herzogs gelehrte Liebhabereien benutzte, um physikalische Experimente zu unterstützen und Bücherschätze zum allgemeinen Besten zu sammeln, wie vertieft er auch schien in bergmännische Unternehmungen und geologische Untersuchungen, in Pläne für Verbesserung des Münzwesens und andere gemeinnützige Einrichtungen des innern Staatslebens, so läßt sich doch denken, daß ein Mann wie Leibnitz in einer Stellung, welche eine freie und erfolgreiche Entfaltung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit nicht gestattete, im Politischen aber ihm sogar eine völlige Verzichtleistung auf jedes Wirken im großen nationalen Maßstabe auferlegte, sich auf die Dauer nicht wohl fühlen konnte. Wir sehen ihn daher nach wenig Jahren den früher gemachten Versuch wiederholen, die Augen des „großen Königs" auf sich zu ziehen, und, wie es scheint, sich mit der Hoffnung schmeicheln, Dasjenige aus der Ferne zu erlangen, was früher in persönlicher Bemühung ihm mißglückt war. Auffallender noch, als dieser Schritt selbst, ist das Mittel, das er zur Erreichung seines Zweckes wählt. Leibnitz beschäftigte sich damals sehr eifrig mit der Idee einer sogenannten „allgemeinen Charakteristik" oder „Pasigraphie" — einer Art von Zeichensprache oder Algebra für die menschlichen Gedanken, nach seiner Meinung eines vortrefflichen Organs zur Verständigung aller Nationen unter einander ohne die mühsame gegenseitige Erlernung ihrer Sprachen, zugleich aber auch eines mächtigen Hebels für die Vervollkommnung der Wissenschaften und die Erleichterung nützlicher Erfindungen. Leibnitz selbst ist, trotz des Eifers, womit er diese Idee

*) In der Schrift: Caesarini Furstenerii tractatus de jure Suprematus ac legationum principum Germaniae (1677).

erfaßte, und der überschwenglichen Hoffnungen, welche er an ihre Verwirklichung knüpfte, niemals über bloße Andeutungen davon hinaus und bis zur wirklichen Ausführung seines Planes der Aufstellung einer solchen allgemeinen Charakteristik gekommen, und es ist daher schwer, sich ein deutliches Bild von Dem zu machen, was der große Philosoph eigentlich unter dieser „neuen Kunst" verstanden oder damit zu erreichen gehofft haben mag. Wahrscheinlich schwebte ihm dabei Bacos „Kunst der Erfindung" vor, welche in der gelehrten Welt so großes Aufsehen gemacht und eine völlige Revolution im Reiche der Wissenschaften erzeugt hatte. Allein, während diese Baconische Kunst der Erfindung in Nichts bestand, als in der Anleitung des Menschen zur richtigen Erkenntniß und zur wirksamen Beherrschung der Natur durch Beobachtungen und Versuche, glaubte Leibnitz, wie es scheint, durch eine blos logische Verknüpfung allgemeiner Vorstellungen (ähnlich, wie es die Algebra mit den Zahlzeichen oder Buchstaben thut) neue Wahrheiten entdecken und so die Herrschaft des menschlichen Geistes über die Natur erweitern zu können*).

Diese, ihm selbst noch als bloße Idee vorschwebende, weder in ihren praktischen Erfolgen bewährte, noch auch nur wissenschaftlich festgestellte neue und räthselhafte Kunst war es, durch welche Leibnitz sich einem so nüchternen und so positiven Kopfe wie Ludwig XIV. zu empfehlen hoffte. Natürlich mußte auch dieser zweite Versuch, ebenso wie jener frühere mit dem ägyptischen Plane, fehlschlagen, trotz der schmeichlerischen Huldigungen, welche Leibnitz dem französischen Machthaber, als dem „Einzigen" und „Unsterblichen", „dem großen Fürsten, auf wel-

*) Die erste Entstehung seiner Idee einer Algebra der menschlichen Gedanken beschreibt Leibnitz in der mehrerwähnten Selbstschilderung (s. Guhrauer a. a. O., 1. Bd., S. 22) folgendermaßen: „Als ich diesem Studium (der Aristotelischen Prädicamente) mit größerm Nachdruck oblag, verfiel ich auf jene bewundernswürdige Betrachtung, daß ein gewisses Alphabet der menschlichen Gedanken erfunden werden könnte und daß aus der Combination der Buchstaben dieses Alphabets und der Analysis der aus ihnen gebildeten Wörter Alles sowol erfunden als beurtheilt werden könnte. Sobald dieses von meinem Geiste erfaßt worden war, jauchzte ich auf, freilich mit einer knabenhaften Freude, denn damals faßte ich die Größe des Gegenstandes nicht genug. Späterhin aber, je größre Fortschritte ich in der Erkenntniß der Dinge machte, desto mehr wurde ich in dem Entschluß befestigt, einen so großen Gegenstand zu verfolgen." Vgl. Guhrauer a. a. O., 1. Bd., S. 320 ff.

chen unſre Zeit ſtolz iſt und welchen die nachfolgenden Zeiten vergebens wünſchen werden", mit vollen Händen in der Denkſchrift ſpendete, in welcher er demſelben ſeine Ideen einer Verbeſſerung und Förderung aller Wiſſenſchaften vorlegte*).

Seitdem hat Leibnitz — eine einzige ſchüchterne Anknüpfung bei Gelegenheit des Briefwechſels mit Boſſuet über den Plan einer Vereinigung der Katholiken und Proteſtanten abgerechnet, die aber ebenfalls ohne Folgen blieb**), — keinen weiteren Verſuch einer Annäherung an Ludwig XIV. gemacht. Wol aber ſehen wir ihn von dieſer Zeit an bis in ſein höchſtes Alter gegen den franzöſiſchen König, als gegen den gefährlichſten Feind der Sicherheit Deutſchlands und der Ruhe Europas, in Pamphleten, Denkſchriften, Manifeſten, kurz auf jede Weiſe mit einer Heftigkeit agitiren***), von der es nur leider zweifelhaft bleibt, ob ſie ein reiner Erguß ſeiner patriotiſchen Empfindungen, oder zugleich die Nachwirkung einer in der Seele des Philoſophen zurückgebliebenen Empfindlichkeit über die ihm zweimal von Seiten des „großen Königs" widerfahrene Zurückweiſung geweſen ſei.

Rückkehr Leibnitzens zu ſeinen großen nationalen, wiſſenſchaftlichen und weltbürgerlichen Plänen.

Dieſe Umkehr des Philoſophen von den Anwandlungen eines allen Rückſichten des Patriotismus abſagenden gelehrten Weltbürgerthums zu einer wieder mehr den vaterländiſchen Intereſſen und den großen nationalen Geſichtspunkten zugewendeten Thätigkeit ward weſentlich unterſtützt durch einen günſtigen Wechſel in ſeinen äußern Verhältniſſen. Der franzöſiſch ge-

*) Ebend. S. 336. Die Denkſchrift führte den Titel: „Préceptes pour avancer les sciences". Eine zweite Schrift ähnlichen Inhalts: „Discours touchant la méthode de la certitude et l'art d'inventer, pour finir les disputes et pour faire en peu de temps de grands progrès, wird von Guhrauer (ebend. u. Anhang zum 1. Bde., S. 44) — gegen Erdmann, welcher dieſelbe an den König von Preußen gerichtet glaubt und deshalb ins Jahr 1701 ſetzt, gleichfalls als eine Denkſchrift an Ludwig XIV. bezeichnet.

**) Guhrauer, a. a. O., 2. Bd., S. 50.

***) So in dem Mars Christianissimus auctore Germano Gallo-Graeco, ou Apologie des Armes du Roi Très-Chrétien contre les Chrétiens — einer in der Form der Satire verfaßten, ohne den Namen des Vfs. im Jahr 1684 (alſo wenige Jahre nach jenen ſchmeichleriſchen Denkſchriften an Ludwig XIV.) erſchienenen Schrift — ſo in den verſchiedenen Denkſchriften, Manifeſten u. ſ. w., die er theils an, theils für den kaiſerlichen Hof in den letzten Jahrzehnten ſeines Lebens ausarbeitete und wovon ſich mehrere bisher noch unbekannte in den M.-Hdſ. finden.

sinnte Herzog Johann Friedrich starb (1679), und an seine Stelle trat Ernst August, ein ebenso aufgeklärter und hochgebildeter, wie aufrichtig patriotischer Fürst.

Unterstützung dieser Richtung Leibnitzens durch seine Beziehungen zu Ernst August von Hannover.

Von da an beginnt für Leibnitz die glänzendste und fruchtbarste Periode seines Wirkens*). Die mannhafte deutsche Politik seines neuen Gebieters rief auch in ihm den Geist vaterländischen Stolzes wieder wach, welcher einst seine ersten Schritte auf dem Gebiete der Politik geleitet hatte. Die nächste Frucht dieser neuen Stimmung war jene Satire auf Ludwig XIV.**), durch welche er, den allerchristlichsten König wegen seines Bündnisses mit den Ungläubigen verspottend, Deutschland für die Verletzungen und Verwüstungen, die es von Ludwig und seinen türkischen Verbündeten zu erdulden hatte, sich selbst aber noch nachträglich für die Verwerfung seines ägyptischen Planes rächte. Der hochstrebende Ehrgeiz Ernst Augusts, welcher die alte Macht und Größe des welfischen Hauses, so weit es die Umstände gestatteten, zu erneuern suchte, bot der publicistischen Thätigkeit Leibnitzens, wenn auch wieder auf dem Felde particularistischer Interessen, doch viel weitere und großartigere Zielpunkte dar, als die auf kleinliche Etikettefragen sich beschränkende Eitelkeit seines Vorgängers. Die bedeutenden Verbindungen, welche der neue Herzog mit den Höfen von Wien und Berlin unterhielt — damals den einzigen in Deutschland, wo noch eine selbstständigere und, wenigstens im Verhältniß zu andern, mehr nationale Politik gepflegt ward, — lenkten den Blick des Philosophen auf die großen Anliegen Deutschlands zurück und eröffneten seinem Drange wissenschaftlichen und gemeinnützigen Wirkens neue, an lockenden Aussichten reiche Bahnen. Der aufgeklärte Sinn und der freie Blick des Herzogs im Religiösen, verbunden mit gewissen äußeren Rücksichten seiner Politik, machten den Hof zu Hannover eine Zeit lang zum Mittelpunkte jener Unionsbestrebungen zwischen den streitenden Kirchen, welchen Leibnitz schon zu Mainz nahegetreten war und welche jetzt, wo sie größtentheils in seiner Hand sich concentrirten***), ihm ein weites und fruchtbares Feld zur Bethätigung

*) Vgl. darüber Guhrauer a. a. O., 2. Bd., S. 1 ff.

**) Der schon oben erwähnte Mars Christianissimus.

***) Guhrauer, a. a. O., 2. Bd., S. 20, 165, 231. Wir kommen auf diese Unionsbestrebungen nach ihren Beziehungen zu den allgemeinen religiösen Verhältnissen der damaligen Zeit im folgenden Abschnitt zurück.

seines Scharfsinns und seines Vermittlungstalentes, so wie zur Anknüpfung neuer, wichtiger Beziehungen nach den verschiedensten Seiten hin boten. Der lebhafte Ideenaustausch über die höchsten Fragen des Menschengeistes, zu welchem der Umgang mit den geistvollen Fürstinnen Sophie und Sophie Charlotte, der Gemahlin und der Tochter Ernst Augusts, ihm Veranlassung gab, regte ihn zur Wiederaufnahme und Weiterausbildung von Speculationen an, denen er, ohne sie jemals ganz aus den Augen zu verlieren, doch, unter der Last so vieler zerstreuender Geschäfte andrer Art, längere Zeit hindurch keine anhaltendere Aufmerksamkeit hatte widmen können, und die Berührungen mit andern Denkern, die der Verkehr in diesen, für alle geistigen Strömungen der Zeit geöffneten Kreisen ihm nahelegte, brachten jene Speculationen vollends zur Reife und zum Abschluß. Die Anwesenheit des berüchtigten Freidenkers Toland, der mit einer englischen Gesandtschaft am Hofe zu Hannover erschien, wurde für Leibniz der Anstoß zu einer erneuten Darlegung seiner Ansichten und Beweisführungen im Interesse der hergebrachten kirchlichen Satzungen, welche Toland anfocht, und die Gespräche, die er zu Berlin mit seiner Schülerin in der Philosophie, der nunmehrigen Königin von Preußen, über Bayles Zweifelsgründe wegen der Unvereinbarkeit der göttlichen Allwissenheit mit dem freien Willen des Menschen, der göttlichen Weisheit und Güte mit dem zahlreichen Uebel in der Welt führte, bildeten die Grundlage jenes berühmtesten aller Werke des Philosophen, seiner Theodicee*).

Hauptzüge der universellen Wirksamkeit Leibnitzens.

Neben diesem Ausbau seines philosophischen Systems**) sehen wir die Thätigkeit Leibnitzens von jetzt an bis an das Ende seines Lebens überwiegend der Ausbildung und Verwirklichung jener großen Ziele gemeinnütziger, patriotischer und humanitärer Wirksamkeit zugewendet, in deren Verfolgung er schon als Jüngling die höchste Aufgabe eines strebenden Geistes, den sicher-

*) Guhrauer, 2. Bd., S. 224, 248.

**) Die größeren philosophischen Arbeiten Leibnitzens erschienen sämmtlich nach 1700, so die principia philosophiae in gratiam Principis Eugenii, die Principes de la Nature et de la Grâce, fondés en raison, die Considérations sur les principes de vie et les natures plastiques, das Système nouveau de la nature et de la communication des substances, aussi bien que de l'union qu'il y a entre l'âme et le corps, nebst den Eclaircissements du nouveau système, der Aufsatz De ipsa natura, endlich die Tentamina theodiceae sammt ihren vielen Ergänzungen und weitern Ausführungen.

sten Weg zur Förderung der allgemeinen Bestimmung des Menschengeschlechts und die würdigste Art der Verherrlichung Gottes auf Erden erkannt hatte. Die Wiedererneuerung des alten Ruhms der Deutschen, „welche einst in Erfindung mechanischer, natürlicher und andrer Künste und Wissenschaften die Ersten gewesen, nun aber in deren Vermehrung und Besserung die Letzten geworden*)", die „Aufmunterung der ingenia"**), damit Deutschland nicht ferner mehr in Handel und Wandel ein Raub der Fremden, in der Wissenschaft ein bloßer Nachzügler derselben sei, die Erprobung und Ausführung nützlicher Gedanken, „die Mancher sonst mit sich sterben läßt", die Verbindung von Theorie und Erfahrung durch Experimente und Modelle im Großen, die Verbesserung der Künste und Handwerke durch Einführung fremder oder Ausbildung und Vervollkommnung eigner Erfindungen, die Besserstellung der niedern oder arbeitenden Klassen durch Fürsorge des Staats für Arbeitsgelegenheit und Arbeitsverdienst***), die Hebung aller Wissenschaften,

*) Worte L.'s in dem „Bedenken von Aufrichtung einer Societät" u. s. w., in den R.-Hds.

**) Das Folgende theils nach dem „Grundriß eines Bedenkens wegen Aufrichtung einer Societät (1688), theils nach einem Schreiben L.'s an den König von Preußen (1703), theils nach verschiedenen Denkschriften desselben an den Kaiser (1713) — sämmtlich in den R.-Hds.

***) Vorschläge dieser Art, zum Theil vollkommen im Geiste Dessen, was man heutzutage „socialistisch" (im guten Sinne) zu nennen pflegt, kommen in den R.-Hds. mehrere vor. So wird in einer der Wiener Denkschriften (überschrieben: „System der Staatswissenschaften",) die Bildung einer besondern Generaldeputation „zur Aufhülfe der Nahrung" und „zur Stellung der Armen in Arbeit" (!) empfohlen. Auch in einer zweiten Denkschrift aus demselben Jahre (1713) findet sich der gleiche Gedanke der Errichtung einer Commission „zur Verminderung des Elends und Beschaffung von Nahrung für die Armen". Wieder in einer andern Abhandlung, betitelt: „Was eine Obrigkeit zur Wohlfahrt ihrer Unterthanen thun soll" (Jahr unbest.) wird der Obrigkeit zur Pflicht gemacht, für lohnende Arbeit zu sorgen und deshalb das Arbeitsmaterial (Wolle u. s. w.) nicht roh aus dem Lande geben, vielmehr im Lande selbst verarbeiten zu lassen. Ferner soll sie Vorschüsse an Aermere geben u. s. w. Auch der Aufsatz „wegen Anlegung von Assecuranzanstalten" (Jahr unbest.) schlägt insofern hier ein, als die darin empfohlene Errichtung von Versicherungsgesellschaften „entweder — gegen alle Zufälle, oder wenigstens gegen Wasser- und Feuerschaden" ausdrücklich in Verbindung gebracht ist mit der herrschenden Noth und der Entvölkerung Deutschlands in Folge des dreißigjährigen Krieges. Ja in einem der Entwürfe zur Errichtung von Societäten

ganz besonders aber der für den praktischen Nutzen und die Wohlfahrt der Menschen arbeitenden, wie Medicin, Chemie, Mechanik, Oekonomie*), eine zweckmäßigere Erziehung der Jugend, „nicht sowol zur Poesie, Logik und Scholastik, als vielmehr zu den Realien, Geschichte, Mathematik, Geographie, Physik, zu den moralischen und politischen Wissenschaften“,**) und eine Verbesserung der öffentlichen Schulen, „damit nicht ferner das fürs Leben Nützliche versäumt und eine zu lange Zeit mit bloßem Lateinreden und ähnlichen Dingen zugebracht werde“***), die Wiedereinsetzung der so lange vernachlässigten und verunehrten deutschen Muttersprache in ihre alten Rechte, ihre Reinigung von unnöthiger Beimischung fremder Bestandtheile und ihre Ausbildung zu einem Werkzeug feinerer poetischer und wissenschaftlicher Gedankendarstellung†), worin sie hinter anderen Sprachen zurückgeblie-

---

(dem „Grundriß“) kommt sogar die Forderung vor: die Societät müsse die Errichtung von „Werkhäusern“ betreiben, „worin jeder Arme, Tagelöhner, Handwerksgesell u. s. w., so lange er will, arbeiten kann und dafür seine Kost und etwas Zehrung zum Weitergehen erhält“. Auf einem besondern Blatte, welches zu diesem „Grundriß“ zu gehören scheint, wird diese Idee noch weiter ausgeführt. Die Gesellschaft, heißt es daselbst, könne die Handwerker auf ihre Kosten „in großen Stuben“ arbeiten lassen, „bei Gesprächen und Lustigkeit“. Die Leute würden dadurch nicht faul werden, vielmehr besser arbeiten, als jetzt, weil 1) ohne Nahrungssorgen, 2) gleichmäßiger, da sie nicht das eine Mal zu viel, das andre Mal zu wenig Arbeit hätten; auch würde dadurch verhindert werden, daß die reichen Kaufleute die Armen mißbrauchten.

*) Besonders merkwürdig ist in dieser Beziehung eine Stelle des erwähnten Schreibens an den König von Preußen, worin es wörtlich heißt: — „damit man nicht in der bloßen Speculation verbleiben möchte, so habe vorgeschlagen, daß das Objectum der Societät, neben den astronomischen, historischen, philologischen u. a. Curiositäten, auch auf solche Realien gehen möchte, dadurch die rechtschaffenen Studien, u. A. die Arznei, Chemie, Oekonomie und Mechanik, vor Allem aber die Erziehung der Jugend zur wahren Tugend und guten Künsten, ferner der Feldbau, die Künste und Manufacturen verbessert, was Gutes in dergl. erfunden, bei uns eingeführt, auch selbst allerhand Nützliches ausgedacht und prakticirt würde“. Vgl. Guhrauer a. a. O., 2. Bd., S. 192.

**) „Grundriß eines Bedenkens von Aufrichtung einer Societät“. R.-Hds.

***) „Was eine Obrigkeit zur Wohlfahrt ihrer Unterthanen thun soll“. R.-Hds.

†) „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache“ (1691); s. L.'s „Deutsche Schriften“, herausgeg. von Guhrauer, 1. Bd., S. 440 ff., Opp. omn., ed. Dutens, tom. VI, p. 6 ff.

ben — endlich, indem der Philoſoph ſich weit über den blos nationalen Geſichtskreis hinaus zu einem der höchſten weltbürgerlichen und religiöſen Standpunkte emporſchwingt, die Vereinigung aller Völker durch die Bande der Civiliſation, die Anknüpfung internationaler Verbindungen zur gemeinſamen Förderung der großen Kulturzwecke der Menſchheit, zur Anſtellung vergleichender Beobachtungen im Intereſſe der Naturwiſſenſchaft, zur Verbreitung des Chriſtenthums in die Länder, welche demſelben noch verſchloſſen ſind — Das waren nur die hauptſächlichſten der Strebeziele, zwiſchen denen der Alles umfaſſende Geiſt Leibnitzens in dieſer Zeit hin- und hereilte, für welche er bald abwechſelnd, bald gleichzeitig, bald an einem, bald an vielen Orten zugleich die ganze Fülle ſeiner raſtloſen und unermüdlichen Thätigkeit aufbot. Nichts, was in den Bereich dieſer großen civiliſatoriſchen Aufgabe fiel, entging ſeiner Aufmerkſamkeit oder blieb von ſeinem Eifer des Schaffens und des Reformirens unberührt. Das Kleinſte erſchien ihm nicht zu unbedeutend, und das Größte nicht zu ſchwer, wenn es in Beziehung dazu ſtand. Das Fernſte wie das Nächſte erfaßte er mit der gleichen Lebhaftigkeit. Während er ſich mit Ideen von der ungeheuerſten Tragweite rückſichtlich der Aufſchließung Chinas durch die Vermittlung des Czar Peter und der Errichtung eines „Commerciums, nicht nur von Waaren und Manufacturen, ſondern auch von Licht und Weisheit, mit dieſer gleichſam andern civiliſirten Welt und Anti-Europa“*) trug, ſchien es ihm nicht zu gering, die kleinſten Detailfragen in Bezug auf die Verbeſſerung der Gewerbe in Deutſchland zu ſtudiren und Berechnungen anzuſtellen über den verhältnißmäßigen Koſtenpreis des ausländiſchen und des einheimiſchen Fabrikats in Wolle oder Seide**), oder über die Vortheile einer Vertauſchung der theuern frem-

*) Guhrauer, a. a. O., 2. Bd., S. 196.

**) In den M.-Hdſ. finden ſich mehrere Aufſätze von L.'s Hand, z. B. über Acciſe, über die Wollenindustrie, u. ſ. w., von denen zwar kaum zweifelhaft iſt, daß ſie von L. ſelbſt herrühren, ſondern fremde Arbeiten ſind, die er nur entweder begutachtete oder als Grundlagen eigner Vorſchläge benutzte, welche aber auch unter dieſer Vorausſetzung bezeugen, wie genau L. in alle dieſe volkswirthſchaftlichen Fragen einging und wie er dieſelben immer in engſter Beziehung zum praktiſchen Leben und zu den gegebenen Verhältniſſen der deutſchen Nationalinduſtrie behandelte; ferner andere, bei denen es zweifellos iſt, daß ſie von L. ſelbſt ſtammen, ſo ein merkwürdiges Schreiben an den Kurfürſten von Brandenburg zur Empfehlung

den Färbestoffe mit wohlfeilern einheimischen. Wenn ihn der Gedanke der Schaffung eines großen wissenschaftlichen Bundes aller Völker zur Durchforschung und Dienstbarmachung der Natur mit vereinten Kräften und im neidlosen Zusammenwirken lebhaft beschäftigte und er bereits von diesem hohen Standpunkte aus Vorschläge machte zu Beobachtungen über die Abweichungen der Magnetnadel, zu denen die russische Herrschaft über die Nordpolländer der deutschen Gelehrsamkeit die Hand bieten sollte, ferner zu vergleichenden Sprachforschungen, wobei er ebenfalls hauptsächlich Rußlands vielartige Bevölkerung im Auge hatte, — Vorschläge, die eine spätere Zeit aufgenommen und in ihrer ganzen hohen Bedeutung für den Kulturfortschritt gewürdigt hat*), so war er nicht weniger eifrig bemüht, für die Vermehrung der Vertheidigungskräfte Deutschlands die reichen Mittel seines erfinderischen Geistes in Bewegung zu setzen, in Manifesten und Pamphleten die öffentliche Meinung über die von auswärts drohenden Gefahren aufzuklären und die Nation zum engen Zusammenhalten zu ermuntern, in Denkschriften an die Höfe, besonders den kaiserlichen, Pläne aller Art zu entwickeln, bald in Betreff der Steigerung und Benutzung der innern Kräfte und der Finanzmittel des Reichs, bald in Betreff der zu schließenden oder zu erhaltenden äußern Allianzen**). Selber die Ar-

---

eines gewissen K. (Kraft?), worin der directe Bezug von Seide und Zucker aus den Erzeugungsländern (statt über England und Holland), die Anlegung von Zuckerraffinerien und Tabaksspinnereien, ferner die Errichtung von Handelscompagnien nach Art der ostindischen vorgeschlagen wird.

*) Beide Vorschläge finden sich in der Denkschrift wegen Errichtung einer Societät zu Dresden (in den R.-Hds.) niedergelegt.

**) Außer den von Guhrauer a. a. O., 2. Bd., S. 79, 280, 293. angeführten Denkschriften und Manifesten finden sich deren mehrere auch in den R.-Hds., so z. B. ein Schreiben an den Kaiser (angeblich schon aus den Jahren 1688 od. 1689), worin sich L. rühmt, „das rechte arcanum" gefunden zu haben, „dadurch Deutschland nicht allein in integrum zu restituiren, sondern auch glücklich, Kaiserl. Majestät aber formidabel zu machen, auch deren Autorität cum bono publico gleichsam indissolubiliter zu verknüpfen, das Haus Oestreich wieder emporzubringen und Frankreich in Schranken zu halten". Unter den zu diesem Behufe von L. empfohlenen Mitteln sind folgende besonders bemerkenswerth: 1) eine „Realunion zwischen dem Kaiser, Spanien und den deutschen Fürsten", durch Anknüpfung von Handelsverbindungen mit Spanien, damit dieses seinen Bedarf an Manufacturen nicht aus Frankreich, sondern aus Deutschland beziehe. L. deutet dabei speziell auf Schlesiens

beiten, die er im speziellen Interesse des Herzogs und seines Hauses auf sich nahm, mußten ihm als Anknüpfungspunkte für die Entwicklung allgemeiner Ideen oder als Hülfsmittel zur Verfolgung seiner weitaussehenden Pläne dienen. Die Erörterung von Fragen des particularen Territorialrechts, wobei es eigentlich nur auf die Vertheidigung gewisser Ansprüche der neugeschaffenen Kur Hannover abgesehen war, regte ihn zu tiefergehenden Untersuchungen über Natur und Wesen des Reichsverbandes, ja über die Grundlagen aller politischen Gesellschaften überhaupt an*), und die Nachforschungen über Ursprung und Fortgang des welfischen Hauses, die er auf den

Leinenhandel hin, für welchen Spanien eine wichtige Absatzquelle werden könne. 2) Eine „Deutsche Compagnie", deren Haupt der Kaiser sein sollte. Die bedeutendsten Fürsten müßten sich dabei interessiren, wohlhabende Leute ihre Kapitalien darin anlegen (viele Leute wüßten nicht wohin mit ihrem Gelde); eine solche Compagnie wäre das wahre aerarium perpetuum imperii (die stehende Schatzkammer des Reichs); sie könnte Vorschüsse leisten, wie in England die ostindische Compagnie; es wäre Das auch ein Mittel, die Fürsten fester an Kaiser und Reich zu knüpfen, die Reichsschlüsse besser zu erequiren, prompte Justiz herzustellen. 3) Stetige Reichstage (Das waren sie eigentlich seit 1663) „oder doch ein ansehnliches Reichshandelscollegium", welches zugleich die „Generalcorrespondenz" (die Verhandlungen) im Reichsmünzwesen übernehmen könnte. „Die größten Fürsten", setzt er hinzu, „müßten darin, wie billig, Meister sein". Aus mehr spezifisch östreichischem Standpunkte sind gefaßt: ein Brief an den Kaiser von 1713 wegen Beschaffung der Geldmittel zu Fortsetzung des Kriegs gegen Frankreich, eine Denkschrift (aus dems. Jahre) in der gleichen Sache, und eine „über die politische Weltlage" nach dem Rücktritte Englands von der Allianz. Vgl. Rößler, „Beiträge zur Staatsgeschichte Oestreichs aus dem L.'schen Nachlasse in Hannover", (Aprilheft des Jahrg. 1856 der Sitzungsberichte der phil.-hist. Klasse der kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien, S. 17 ff.). Auch ein paar Aufsätze L.'s über Verbesserung des deutschen Kriegswesens und speziell der Artillerie enthalten die N.-Hds.

*) Mehr noch, als in den bekannten Streitschriften, welche L. in dieser Zeit wegen des von dem Hause Hannover in Anspruch genommenen, von Würtemberg ihm streitig gemachten Reichsbanneramtes verfaßte, (vgl. Guhrauer a. a. O., 2. Bd., S. 192) finden sich solche Anknüpfungen allgemein-nationaler oder naturrechtlicher Gesichtspunkte an particulardynastische oder territoriale Fragen in mehreren der in den N.-Hds. enthaltenen publicistischen Arbeiten L.'s, z. B. in einer Denkschrift über das Postregal der Kurfürsten, welcher eine lange geschichtliche Einleitung über die Entstehung der deutschen Landesherrlichkeiten vorausgeht (nach Rößler aus dem Jahre 1695 oder 1696), ferner in einer andern über das deutsche Münzwesen (Jahr unbestimmt).

Wunsch des Herzogs anstellte, erweiterten sich unter seiner Hand zu Vorarbeiten der belangreichsten Art für die allgemeine und die deutsch-vaterländische Geschichtsschreibung*). Die Reisen, die er zu dem gleichen Zwecke unternahm, verschafften ihm die Anschauung der Zustände eines ziemlichen Theils von Deutschland**), die längstersehnte Bekanntschaft mit den gelehrten Kreisen Italiens und werthvolle persönliche Beziehungen zum Kaiserhofe in Wien, welche weiter zu verfolgen und für seine großen Pläne wissenschaftlicher, politischer und socialer Verbesserungen nutzbar zu machen er nicht säumig war.

Auf einem doppelten Wege suchte Leibnitz der praktischen Verwirklichung seiner großen nationalen und kosmopolitischen Ideen nahe zu rücken: durch Gewinnung einer einflußreichen Stellung im öffentlichen Leben für sich selbst und durch Stiftung gelehrter Gesellschaften, welche, so hoffte er, wenn nicht alle, doch den größeren Theil der Zwecke, mit denen sein strebender Geist sich trug, ausführen sollten. Um jenes Erstere bemühte er sich namentlich am Kaiserhofe mit rastloser, aber dennoch vergeblicher Thätigkeit***). Etwas besser gelang ihm die Verwirklichung seines anderen Planes. Zwar scheiterte er damit, trotz seiner beharrlichsten Anstrengungen, in Dresden und in Wien†), aber in Berlin und Petersburg setzte er ihn glücklich durch, und, obschon die Berliner Akademie lange beinahe an Allem Mangel litt, dessen sie zur Entfaltung einer gedeihlichen Wirksamkeit bedurft hätte, obschon mehrere Jahre hindurch Leibnitz fast allein dieselbe repräsentiren mußte und

*) Wir denken hierbei namentlich an seinen Codex juris gentium diplomaticus mit der berühmten Vorrede de actorum publicorum usu und de principiis juris naturae et gentium, nebst dem Nachtrage dazu, der Mantissa etc., an die Diss. de origine Germanorum u. A. m. Vgl. Guhrauer a. a. O., 2. Bd., S. 119 ff.

**) Ein Bruchstück des Tagebuchs dieser Reise, Schilderungen aus Hessen und Baiern enthaltend, befindet sich unter den N.-Hdf. Man ersieht daraus, wie eifrig L. sich um Alles kümmerte, was nur irgend eine Beziehung zu seinen reformatorischen Plänen hatte. Da ist von der Stiftung von Bibliotheken, von Plänen zu Canalanlagen und Bergwerksunternehmungen, von neuen chemischen Methoden des Scheidens der Mineralien u. dgl. m. die Rede. Vielleicht finden sich mit der Zeit noch andre Bruchstücke dieses interessanten Tagebuchs in dem Hannov. Archiv.

***) Auch hierüber enthalten die N.-Hdf. viele neue und schätzbare Belege. Vgl. Rößler, „Beiträge" u. s. w. Vorrede.

†) S. oben S. 196.

nach seinem Tode selber die Fortdauer seiner jungen Schöpfung stark in Frage stand, so ging doch endlich, unter der Regierung des den Wissenschaften befreundeten und von hoher Bewunderung für den Geist des Stifters der Societät erfüllten Königs Friedrich II., wenigstens ein, wenn auch noch immer verhältnißmäßig nur kleiner Theil der großen Hoffnungen in Erfüllung, welche der Philosoph an die Gründung dieser Anstalt geknüpft hatte*).

*) Guhrauer, a. a. O., 2. Bd., S. 181 ff. Nächst Dem, was hier und in den „Deutschen Schriften L.'s, herausg. von Guhrauer", 2. Bd., S. 267 ff. zur Kenntniß Dessen, was L. für die Bildung von Akademien und ihre Benutzung zu Zwecken der Wissenschaft, der Wohlfahrtspflege, der Humanität und der allgemeinen Kulturausbreitung that und versuchte, sich angeführt findet, ist ganz besonders auf die zahlreichen und umfänglichen Entwürfe zu solchen Gesellschaften in den H.-Hds. zu verweisen. Hier können wir den Gedanken L.'s beinahe von Stufe zu Stufe in seiner allmäligen Fortbildung, Befestigung und zugleich immer schärferen Begrenzung verfolgen. In einem, jedenfalls aus einer früheren Periode des Vfs. stammenden Aufsatze: „Societas philadelphica" überschrieben, tritt dieser Gedanke noch in etwas überschwänglicher, fast jugendlich-phantastischer Gestalt auf. Der Orden der Jesuiten mit seinem kunstvoll gefügten Organismus und seinen ungeheuren praktischen Erfolgen hat ihm hier offenbar, wie auch ganz bestimmte Andeutungen bezeugen, als Muster vorgeschwebt. Unter ähnlichen Formen möchte er, natürlich in anderm Geiste, eine Gesellschaft errichtet sehen, welche alle Angelegenheiten des Staats, der Wissenschaft, ja der ganzen Menschheit an sich zöge, alle Aemter mit ihren Mitgliedern besetzte, Handel und Gewerbe in ihre Hand nähme, die Jugenderziehung leitete, Kolonien zu gründen und Besitzungen in andern Welttheilen zu erwerben suchte. Er denkt sich diese Gesellschaft allmächtig, hauptsächlich durch die unentgeltliche Verwaltung einflußreicher Staatsämter, wofür die Regierungen ihr Privilegien auf Erfindungen und neue Gewerbszweige, so wie Befreiung von Handelsabgaben und Zöllen ertheilen würden. Ein zweiter Aufsatz, welcher so anfängt: „Ich habe einen närrischen Einfall gehabt", enthält bereits das bekannte, später wirklich zur Ausführung gekommene, wenn auch nicht eben erfolgreiche Finanzproject L.'s wegen Anpflanzung von Maulbeerbäumen und Betreibung der Seidenwürmerzucht, als eines Mittels, um die nöthigen Fonds zur Begründung einer Akademie, ohne Kosten für den Staat, zu beschaffen. Wieder ein andrer: „über die Gründung einer deutschliebenden Genossenschaft", stimmt nach Titel und Inhalt ziemlich nahe mit der (auch erst neuerdings aufgefundenen und von Grotefend herausgegebenen) Denkschrift L.'s wegen Stiftung einer „deutschgesinnten Gesellschaft" zusammen und mag daher gleich dieser (s. oben S. 37) ungefähr ins Jahr 1679 fallen. Neben der Verbesserung der Sprache wird hier die Aufnahme der „thätigen (praktischen) Künste" und der Naturforschung, worin die Deutschen sonst alle andern Nationen übertroffen hätten, als Zweck einer „deutschliebenden" Gesellschaft hingestellt. Deutlicher und schärfer tritt der Ge-

Rückblick auf das Leben und die Wirkſamkeit Leibnitzens.

Das war der Verlauf des Lebens und Wirkens eines Mannes, welcher die Kraft und den Beruf in ſich fühlte, ein Reformator ſeines Volkes und ſeiner Zeit zu werden, aber, bei allem Eifer und aller Befähigung zu großartigſter Thätigkeit, es doch nur zu dem, immerhin ehrenvollen und ſeltenen Ruhme eines der erſten Gelehrten ſeines und vielleicht aller Jahrhunderte brachte. Bewundernd verfolgen wir das raſtloſe, unermüdliche Streben dieſes feurigen Geiſtes, aber mit Bedauern ſehen wir daſſelbe an Hemmungen aller Art ſcheitern und in immer erneuten, aber immer fruchtloſen Anläufen ſich abarbeiten und erſchöpfen. Wir ſtaunen ſeine ungeheure Vielſeitigkeit an, aber wir beklagen, daß es ihm nicht vergönnt oder nicht gegeben war, ſeine Kraft in Einem Punkte zu concentriren, daß er vielmehr, dieſe nach allen Seiten hin zerſplitternd, ſeine eigne Wirkſamkeit ſchwächte und ſich ſelbſt um ſeine beſten Erfolge betrog. Wir ſind überraſcht durch einen Eifer ohne Beiſpiel des Anregens, Vorbereitens, Unternehmens und Handanlegens, aber wir bemerken bald, daß dieſer Eifer außer Verhältniß ſteht zu der Beharrlichkeit des Durchführens und Vollendens. Wir ziehen die Summe dieſes ſo vielgeſchäftigen, von der Natur mit ſo

---

danke L.'s in zwei weiteren Abhandlungen hervor, dem „Grundriß eines Bedenkens von Aufrichtung einer Societät zu Aufnahme der Künſte und Wiſſenſchaften in Deutſchland", von R. in das Jahr 1688 geſetzt — damals verſuchte bekanntlich L. zuerſt Anknüpfungen mit dem Berliner Hofe, wobei er ſchon von einer ihm zu übertragenden „Aufſicht über die Wiſſenſchaften und Künſte" ſpricht, „welche man in Berlin auf eine ſo rühmliche Weiſe zur Blüthe bringen will" — (ſ. Guhrauer, 2. Bd., S. 163) und dem „Bedenken" ſelbſt, nach R.'s Annahme aus dem Jahre 1698 oder 1699. In dieſen beiden Abhandlungen, insbeſondre der letztern, iſt der Plan der „Societät" ſehr ausführlich entwickelt. In ſeinen Hauptzügen iſt dieſer Entwurf in die Stiftungsurkunde der Berliner Societät übergegangen (ſ. Guhrauer, 2. Bd., S. 191 ff.), daneben enthält er jedoch noch eine Menge Vorſchläge, welche aus dem förmlich redigirten Plane weggeblieben ſind. Man erſieht aus dieſen, welche ungeheure Ausdehnung und Bedeutung L. eigentlich gern den von ihm beabſichtigten Geſellſchaften gegeben hätte. Es iſt Dies eines der intereſſanteſten Actenſtücke der Rößler-Sammlung. Das „Bedenken" iſt leider unvollſtändig; wahrſcheinlich iſt ein Theil der Handſchrift verloren gegangen. — In einem kürzern Bruchſtück kommt L nochmals auf denſelben Plan zurück, dem er einige weitere Zuſätze beifügt. Endlich liegen auch noch über die Errichtung einer Akademie zu Dresden ſehr umfängliche Schriftſtücke in den R.-Hdſ. vor, nämlich, außer mehrern Briefen L.'s, die vollſtändige Stiftungsurkunde nebſt einem weitern Decret wegen Dotirung der Akademie.

reichen Mitteln ausgestatteten und scheinbar unter so günstigen äußeren Verhältnissen verlaufenden Lebens, und wir finden das Facit den erregten Erwartungen wenig entsprechend. Wir sehen Leibnitz, unbefriedigt durch die glänzendsten Triumphe in der begrenzten Sphäre fachgelehrten Wissens, unbefriedigt durch die erhabenen Fernsichten philosophischen Denkens, dem realistischen Zuge, welcher die allgemeine Signatur jener Zeit war, mit der vollen Sehnsucht und Ungeduld seines lebhaften Geistes sich hingeben und alle seine Kraft an große, gemeinnützige Unternehmungen auf praktischem, politischem und socialem Gebiete setzen — und wir sehen gerade auf diesen Gebieten seine beharrlichsten Anstrengungen von den geringsten und zweifelhaftesten Erfolgen gelohnt, ihn selbst aber von dort, wie von einem verschlossenen und unnahbaren Gestade, immer wieder zurückgeworfen auf jenes einsame Eiland theoretischer Gelehrsamkeit und idealistischer Speculation, welchem er so gern entflohen wäre. Wir sehen ihn mit seinen großartigsten Plänen fürs Leben scheitern, bald an der Ueberschwänglichkeit und Unklarheit seines eignen Wollens, bald an der Stumpfheit seiner Umgebungen und der allgemeinen Unempfänglichkeit für neue und große Ideen — in dem einen wie in dem andern Falle seinen Tribut dem traurigen Verfalle des deutschen Nationalgeistes zahlend, dessen Schwächen er zu heilen sich vermaß, während er selbst an ihnen zu Grunde ging. Wir sehen den großen Mann, seinem innersten Gefühle nach aufrichtig patriotisch und für die Einheit und Größe seines deutschen Vaterlandes begeistert, seine besten Kräfte nach dieser Seite hin ohnmächtig verzehren, dagegen erfolgreich nur da wirken, wo er sich genöthigt sieht, im Interesse des Particularismus und der Fürstenpolitik thätig zu sein. Wir sehen ihn sich an die Großen drängen, um sich ihrer Unterstützung und ihres Einflusses für seine gemeinnützigen Ideen zu versichern, und in diesem Bestreben seine Unabhängigkeit, ja bisweilen fast seine Ehre oder doch die Würde des Philosophen aufs Spiel setzen — und wir müssen in seiner Seele beklagen, daß auf diesem Wege ihm zwar Einiges gelingt, was seinem Ehrgeize oder seinem Verlangen nach äußerm Lebensbehagen Genüge thun mochte, aber Wenig oder Nichts für die eigentlichen, höheren Zwecke seines Strebens. Immerfort von der täuschenden Hoffnung getrieben, unmittelbar für die nächste Gegenwart, als Diplomat, als Staatsmann, als Nationalökonom, zu wirken, versäumt er allzusehr jene stille, nachhaltige Thätigkeit des Reformirens, die in dem Aus-

ſtreuen einer, zwar langſam, aber ſicher reifenden Saat großer, einfacher Ideen beſteht, jene Thätigkeit, mittelſt welcher ein Hugo Grotius, ein Locke, ja ſelber ein Spinoza, trotz ihrer durch mißliche Verhältniſſe verkümmerten oder freiwillig von vornherein aufgegebenen öffentlichen Wirkſamkeit, dennoch die Schöpfer neuer und großer Zukunftsgeſtaltungen für ganze Völker und ganze Zeitalter wurden. Immer ängſtlich bemüht, den augenblicklichen Verhältniſſen ſich anzupaſſen, um dieſen die Verwirklichung ſeiner wohlgemeinten Ideen abzuringen, iſt er nur zu oft genöthigt, dieſe Ideen ſelbſt ihrer Hoheit, Allgemeingültigkeit und jener die Gemüther zwingenden Macht zu entkleiden, durch welche allein in der Geſchichte wahrhaft Großes und Dauerndes geſchaffen wird.

Während ein Hobbes und ein Locke, mitten hineingeſtellt in den gewaltigen Kampf großer politiſcher Prinzipien, ſicheren und geraden Schrittes auf die philoſophiſche Erörterung dieſer Prinzipien ſelbſt losgehen und ſo an dem Aufbau einer Wiſſenſchaft des Staats und der Geſellſchaft arbeiten, welche noch heute, trotz aller Wandlungen, die ſie ſeitdem erfahren, jene Männer mit Auszeichnung unter ihren Begründern nennt, müht ſich Leibnitz in dem fruchtloſen und undankbaren Beſtreben ab, das Unvereinbare zu vereinigen, die Macht und Hoheit des Reichs neu zu gründen und doch die Souveränetät der einzelnen Fürſten nicht blos zu wahren, ſondern, wo möglich, noch zu erhöhen, und gipfelt ſo mit Hülfe unklarer katholiſch theokratiſcher Ideen und eines handgreiflichen geſchichtlichen Anachronismus ein künſtliches Syſtem geiſtlich-weltlichen, chriſtlich-germaniſchen Staatsweſens empor*), von welchem ſchon die damalige Zeit keine Notiz nahm und

*) Den Kern dieſer ſtaatsrechtlichen Theorie L.'s haben wir oben S. 37, (in der Note ***) zu S. 36) angegeben. Guhrauer, welcher darin (ebenſo, wie Fiſcher) einen Ausfluß und Beweis der „harmoniſchen" Denkweiſe L.'s erblickt, aber doch ſelbſt zugeſteht, daß „die Idee der mittelalterlichen Hierarchie, als Idee einer wahren, chriſtlichen Geſellſchaft", welche L. ſeinem Zeitalter vorhielt, in den Augen des „nüchternen Publikums" etwas „Schwärmeriſches" hatte und haben mußte, gibt die Quinteſſenz der Anſichten des Philoſophen in folgenden Sätzen wieder (1. Bd., S. 233): „Die ganze Chriſtenheit bildet für L. eine Republik, in welcher Alles auf das Heil der Seelen und das allgemeine Wohl gerichtet werden müſſe, und in welcher der Kaiſer, als Advokat, oder vielmehr als Haupt, oder, will man lieber, als Arm der allgemeinen Kirche, auf ein gewiſſes Anſehen Anſpruch habe". (S. 235): „Das Verhältniß der allgemeinen Kirche zu den gekrönten chriſtlichen Häuptern müſſe dem des deutſchen Reichs zu ſeinen Ständen ähnlich ſein, und, wenn es

welches aus der Geſchichte der ſtaatsrechtlichen Theorien längſt bis auf die letzte Spur verſchwunden ſein würde, hätte nicht die Achtung vor dem berühmten Namen ſeines Urhebers daſſelbe einigermaßen vor dem Vergeſſenwerden geſchützt*). Während Locke, Spinoza, Bayle den Gegenſatz zwiſchen den kirchlichen Satzungen und der Freiheit der Gewiſſen durch eine einfache, praktiſche Löſung im Geiſte der Duldung, im Intereſſe des öffentlichen Friedens und nach den klaren Forderungen der Vernunft zum Austrag brachten, verſchwendete Leibnitz eine Fülle von Scharfſinn an das unlösbare Problem einer Wiedervereinigung der Katholiken und der Proteſtanten ohne Beeinträchtigung der Gewiſſensfreiheit Dieſer oder der Autorität der weſentlichen kirchlichen Satzungen Jener, und erregte durch die Beharrlichkeit, womit er ſich darauf ſteifte, das Unmögliche möglich zu machen, das mitleidige Lächeln der Gegner und die mißtrauiſchen Beſorgniſſe der eignen Glaubensgenoſſen**).

---

ein immerwährendes Concilium gäbe (entſprechend dem allgemeinen Reichstag), oder einen von dem Concile errichteten allgemeinen Senat der Chriſtenheit, ſo würde Das, was heut durch Bündniſſe, Mediationen und Garantien geſchieht, durch das Einlegen der öffentlichen Autorität, die von den Häuptern der Chriſtenheit, dem Papſte und dem Kaiſer, ausginge, durch eine freundſchaftliche, aber wirkſame Austragung verhandelt werden".

*) Auch die ſonſtigen naturrechtlichen Arbeiten L.'s (insgeſammt mehr beiläufige Andeutungen, als planmäßige Ausführungen) haben in der Geſchichte der Wiſſenſchaft keine hervorragende Stellung, ja in vielen Darſtellungen derſelben (z. B. von Stahl, Raumer u. A.) kaum eine Erwähnung gefunden. Neuerdings iſt zwar von Guhrauer („Leibnitz", 1. Bd., S. 226) und nach ſeinem Vorgange von Hinrichs in ſeiner „Geſch. des Natur- und Völkerrechts", (3. Bd., S. 1 ff.), ſo wie von Zimmermann in einer beſ. Schrift: „Das Rechtsprinzip bei L.", der Verſuch gemacht worden, den Rechtsanſichten L.'s eine größere Beachtung zuzuwenden, allein, wie uns ſcheint, ohne ausreichenden Grund und darum wahrſcheinlich auch ohne nachhaltigen Erfolg. Denn jene Anſichten ſind wirklich weder originell, noch bedeutend genug, um in der Geſchichte des Naturrechts eine beſondere Stelle anſprechen zu können. Wir haben ſie eben deshalb in der obigen Schilderung der praktiſchen und wiſſenſchaftlichen Thätigkeit L.'s abgerechnet dieſe beiläufige Erwähnung, übergehen zu können geglaubt.

**) Vgl. (außer der ſchon früher angeführten Darſtellung Guhrauer's) L.'s Briefwechſel mit Peliſſon, herausgegeben unter dem, eigentlich nur in ſeinem zweiten Theile ganz berechtigten Titel: De la tolérance et des différens de la religion (Opp. Omn., ed. Dutens, tom. I, p. 678 ff.).

Die wahre kulturgeschichtliche Bedeutung der praktischen Thätigkeit Leibnitzens.

Trotz aller dieser Mängel und trotz seiner geringen äußern Erfolge hat dennoch das Wirken Leibnitzens eine nicht zu unterschätzende kulturgeschichtliche Bedeutung. Leibnitz ist auf lange Zeit hin der letzte deutsche Gelehrte, der eine unmittelbare Einwirkung auf das praktische Leben, auf die politischen und socialen Verhältnisse seiner Zeit, und zwar im großen nationalen Maßstabe, wenigstens versucht. Das Scheitern dieses Versuchs war freilich gleichsam schon im Voraus bedingt durch die Art und Weise, wie Leibnitz ihn unternahm und nach den gegebenen Verhältnissen wahrscheinlich unternehmen zu müssen glaubte. Eine Nation, die nicht anders reformirt werden kann, als durch das allgegenwärtige und allseitige Eingreifen eines einzigen souveränen Geistes, oder eines Vereins solcher, oder durch Maßregeln und Anordnungen von oben herab, ist überhaupt einer Reform — im großen Style wenigstens für den Augenblick — nicht fähig. Die reformatorischen Geister nach Leibnitz schienen davon ein instinctives Bewußtsein zu haben und wagten deshalb nicht einmal mehr den Versuch eines solchen Unternehmens. Sie gaben die Nation auf und wendeten sich nur noch an die Individuen. Sie suchten im Einzelnen Uebelstände abzustellen und Verbesserungen anzubahnen, aber sie erhoben sich nicht mehr zu dem kühnen Gedanken einer Wiedergeburt Deutschlands und des deutschen Volks im Ganzen und Großen. Die Fortschritte, die sie erstrebten, waren sittliche oder ästhetische, mit einem Worte innerliche und ideale, nicht praktische und sociale, individuelle, nicht allgemeine. Auf diesem Wege des Zurückfliehens von dem äußern Leben in die innere Gemüths- und Ideenwelt der Einzelnen sehen wir die geistige Bewegung Deutschlands kaum zwei Menschenalter nach Leibnitz auf jenen erhabenen, aber weit abgelegenen Höhen des Kosmopolitismus und Idealismus angelangt, wo das Leben mit seinen nächsten, politischen, nationalen, materiellen und socialen Interessen und Bedürfnissen gänzlich zurücktritt und wie ein Wesenloses dem Auge in eine nebelhafte Ferne entschwindet, wo die Flucht vor der körperhaften Wirklichkeit sich bald in die Form des philosophischen Schwelgens in einer abstracten Ideenwelt, bald in die des poetischen Behagens oder der elegischen Sehnsucht kleidet. Dieser sentimentale und abstracte Zug war dem Geiste eines Leibnitz noch fremd*); in ihm war

*) Guhrauer (a. a. O., 2. Bd., S. 363) bezieht diesen Mangel an Sentimen-

noch Etwas von jener Zuversicht und jener Unmittelbarkeit des Handelns fürs Leben und mitten im Leben, welche die großen Reformatoren des 16. Jahrhunderts ausgezeichnet hatte, freilich bei ihm im Kampfe mit Verhältnissen, durch welche dieser Thatendrang theils gehemmt ward, theils in sich selbst verkümmerte.

Leibnitz als Philosoph.

So sehen wir uns denn, so weit von wirklichen, nachhaltigen und weitreichenden kulturgeschichtlichen Erfolgen des großen Mannes die Rede sein soll, immer wieder von Leibnitz dem Staatsmann und Diplomaten zurückgewiesen auf Leibnitz den Gelehrten und Philosophen. Aber selbst auf dieses eigenste und höchste Gebiet seiner Wirksamkeit verfolgt ihn jene Eigenthümlichkeit oder, sprechen wir es offen aus, jene Schwäche seines Charakters, an welcher wir auch seine praktische Thätigkeit kranken sahen: die Selbsttäuschung, als handle er nur nach innern Antrieben, während er oft sehr äußerlichen Anstößen, um nicht zu sagen Einflüssen, folgt, das Hin- und Herschwanken zwischen entgegengesetzten Richtungen, das Streben, Unvereinbares zu vereinigen und an Unlösbarem seinen Scharfsinn zu erproben. Leibnitz schrieb sein „Bekenntniß der Natur gegen die Atheisten" zwar, wie er versichert, aus innerstem Bedürfniß, „weil er es nicht ertragen konnte, des größten Gutes seines Lebens, der Gewißheit von der Unsterblichkeit seiner Seele und der Hoffnung auf die göttliche Gnade, beraubt zu werden"*), aber er hielt es doch für eine gute Empfehlung beim Herzog von Hannover, sich, neben seinen Fähigkeiten und Kenntnissen in der Jurisprudenz, Mathematik und Mechanik, auch seiner Streitfertigkeit im Kampfe für die orthodoxe Ansicht zu rühmen und, wie zu einem Geschäfte, sich zu erbieten: „er übernehme es, die Möglichkeit der Glaubens-

Allgemeine Charakteristik seiner Philosophie. Einwirkung äußerer Einflüsse auf dieselbe.

talität in Leibnitz lediglich auf dessen Unempfänglichkeit für die sanfteren Gefühle, und allerdings war L., der Fama nach, auch in der Liebe, so weit ihm dazu Zeit blieb, sehr realistisch. Richtiger scheint uns Fischer (in seiner Einl. zur Darstellung des Systems L.'s, im 2. Bd. seiner „Gesch. der neuen Phil.",) das Wesen L.'s aufzufassen, wenn er sagt: L.'s fortwährende Thätigkeit habe überhaupt eine sentimentale Richtung oder Stimmung in ihm nicht aufkommen lassen. — Wenn wir daher oben L. eine „faustische Natur" nannten, so darf man dabei nicht an das sentimentale Element der Selbstverzweiflung denken, welches die moderne Poesie in diesen Charakter gelegt hat, sondern nur an den gewaltigen Thaten- und Wissensdrang, als dessen Repräsentant Faust gilt.

*) Confessio naturae contra Atheistas, Opp. Omn., tom. I, pag. 5.

geheimniſſe gegen die Spöttereien der Atheiſten zu demonſtriren, wodurch ſolche von allen Widerſprüchen gerettet würden, nämlich die Möglichkeit der Dreieinigkeit, der Fleiſchwerdung und der unmittelbaren Gegenwart Chriſti im Abendmahle", — „an welchen Dingen", wie er hinzuſetzt, „ſonderlich hohen Potentaten, denen vieler Menſchen Wohlfahrt zu verantworten obliegt, höchlich gelegen ſein muß"*). Und wirklich hatte er damals ſchon auf den Wunſch Boineburgs das Geheimniß der Dreieinigkeit und der Fleiſchwerdung Chriſti „durch neue logiſche Entdeckungen" gegen die Einwürfe der Arianer und Socinianer vertheidigt, und der Verſuch einer natürlichen Erklärung der myſtiſchen Gegenwart Chriſti im Abendmahle, den er ebenfalls ſeinem Gönner zu Liebe unternommen, hatte ihm den erſten Anſtoß zur Entwicklung ſeiner Theorie von den Monaden gegeben, einer Lehre, welche ſpäter der Mittelpunkt ſeines ganzen philoſophiſchen Syſtems ward **). Für den Gebrauch des berühmten Feldherrn Prinz Eugen von Savoyen arbeitete er eine Darſtellung dieſer Monadenlehre aus***), und das Verlangen der geiſtvollen Königin von Preußen, welche ſich durch die Angriffe Tolands und Bayles auf die Grundwahrheiten der chriſtlichen Religion beunruhigt fühlte, gab ihm die erſte Idee zu ſeinem bedeutendſten Werke, der Theodicee†).

Es würde voreilig und ungerecht ſein, aus dem Umſtande, daß Leibnitz die meiſten und wichtigſten ſeiner philoſophiſchen Schriften in Folge äußerer Anregungen und in Uebereinſtimmung mit den Wünſchen und Anſichten hochſtehender Perſonen abfaßte, den Schluß zu ziehen, er habe darin nicht ſeine wahre, innere Meinung niedergelegt, und es **ſei mehr der Hofmann, als der Philoſoph, welcher aus dieſen Schriften ſpreche — obſchon es an Beſchuldigungen ſolcher Art ſchon bei Lebzeiten und bald nach dem Tode des großen Mannes nicht gefehlt hat††).**

*) Pertz, „Leibnitz-Album" (1846) S. 14.

**) Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd., S. 69, 76, 242.

***) Principia philos. seu theses in gratiam Principis Eugenii.

†) Vgl. oben S. 217.

††) Ein Tübinger Theolog, Pfaff, ſprach in ſeinen Dissertt. Antihaylianis (1720) und in einem Aufſatze in den Actis Erudit. v. 1728 geradezu die Vermuthung aus: es ſei L. mit manchen Behauptungen in der Theodicee nicht rechter Ernſt geweſen, und berief ſich deshalb auf eine Aeußerung L.'s ſelbſt in einem Briefe an ihn (1716), worin derſelbe geäußert: „es ſei nicht Sache des Philoſophen, die Dinge

Aber ebenſowenig wird geleugnet werden können, daß die Umgebungen, in denen ſich Leibnitz von früh an bewegte, einen, vielleicht ihm ſelbſt unbewußten, geheimen, aber mächtigen Einfluß auf die Ausbildung ſeiner philoſophiſchen und theologiſchen Anſichten geübt haben. Als Jüngling ſchon war er in ein näheres Verhältniß zu einem Manne getreten, der, in der Politik ſein Gönner und Führer, in Sachen der Religion gern zu ſeinem Scharfſinn die Zuflucht nahm, weniger, um ſich zu belehren, als, um die Anſichten, zu denen er ſich bekannte, öffentlich und mit Gründen vertreten zu ſehen. Boineburg war Apoſtat und als ſolcher bemüht, den neugewonnenen Glauben ſo viel als möglich im Lichte einer wohlbegründeten und annehmbaren Lehre erſcheinen zu laſſen. Zugleich gehörte er zu den Politikern (deren es damals viele gab), welche die Furcht vor dem aus England und den Niederlanden über Deutſchland hereinbrechenden Unglauben entweder wirklich theilten oder zu theilen vorgaben, um als Schutz dagegen eine Wiederannäherung des gläubigen Theils der Proteſtanten an die katholiſche Kirche zu em-

---

immer ernſthaft zu behandeln". Pfaff ſetzt weiter hinzu: L. habe Religionsſätze vertheidigt, über die er ſonſt gewiß die Naſe gerümpft, z. B. das Dogma von der perſönlichen Gegenwart Chriſti im Abendmahle; wer L. nahegeſtanden, habe „dieſes Hofmanns und Philoſophen" Anſichten von der Religion gekannt u. ſ. w. Bekannt iſt, daß ſtrenggläubige Geiſtliche zu Hannover ihn, weil er die Kirche nicht beſuchte, als Atheiſten verketzerten, und das gemeine Volk ſeinen Namen in: „Lövenir (Glaubenichts)" verwandelte, weshalb auch, als er ſtarb, Niemand ihn zu Grabe begleitete, als ſein getreuer Secretär Eckhart. (Guhrauer, 2. Bd., S. 332.) Schon Leſſing hat die Vertheidigung L.'s gegen den Vorwurf der Inconſequenz oder Unaufrichtigkeit in Glaubensſachen übernommen (ſ. deſſen „Sämmtl. Schriften", herausgeg. von Lachmann, 9. Bd., S. 146 ff., 283 ff.). Er behauptet: L. habe nur die logiſche Stichhaltigkeit der Einwürfe gegen gewiſſe Sätze der poſitiven Religion unterſucht, das eigentliche Fürwahrhalten der letztern aus dem Gebiete des Denkens in das des Glaubens verweiſend, oder er habe auch wol (wie bei der Lehre von den ewigen Höllenſtrafen) der Kirchenlehre ſtillſchweigend eine andere, philoſophiſche Deutung untergelegt. In ähnlichem Sinne ſprach ſich neuerlich Böckh aus in ſeiner Abhandlung: „L. in ſ. Verh. zur poſit. Theol., (in „Raumers hiſtor. Taſchenbuch", Jahrg. 1844.). Offen geſagt, will uns weder die eine noch die andere der Leſſingſchen Annahmen — wenigſtens in Betreff mancher der von L. ſpeculativ vertheidigten Dogmen, z. B. der Ewigkeit der Höllenſtrafen — nach Wortlaut und Zuſammenhang der einſchlagenden L.'ſchen Sätze ganz gerechtfertigt erſcheinen. — Chr. Thomaſius, der Sohn jenes Jac. Thomaſius, der L.'s erſter Lehrer in der Philoſophie geweſen war, hatte keine beſondere Meinung von deſſen Selbſtſtändigkeit und Ueber-

pfehlen. Pläne dieſer Art waren am Hofe von Mainz gerade zu der Zeit, als Leibnitz dahin kam, im Gange*).

In Paris verkehrte Dieſer ſodann mit den Theologen des Portroyal, welche, je mehr ſie die Misbräuche der katholiſchen Hierarchie bekämpften, deſto ſtrenger an den Grundlehren der Kirche ſelbſt feſthielten. Zwei ſpätere fürſtliche Gönner Leibnitzens, Landgraf Ernſt von Heſſen-Rheinfels und Herzog Johann Friedrich von Hannover, waren gleichfalls Apoſtaten. Theils unter ihrem Einfluſſe, theils nach dem Drange ſeiner eignen, immer Großes und Ungewöhnliches anſtrebenden Natur betrachtete Leibnitz eine Wiedervereinigung der beiden Religionstheile, in welche Deutſchland geſpalten war, zugleich als ein patriotiſches Werk von der höchſten Bedeutung und als den Anfang einer Verwirklichung ſeiner hochfliegenden Träume von einem chriſtlich-germaniſchen Weltreiche. Wir erfahren aus ſeinen Briefen, daß er in jener Zeit das lebhafte Bedürfniß fühlte, ſelbſt „in der Einheit der allgemeinen (katholiſchen) Kirche zu ſein", und nur durch Bedenken, welche ſein philoſophiſches Gewiſſen — mehr gegen die Auslegung der Lehren der katholiſchen Kirche ſeitens einzelner ihrer Theologen, als gegen dieſe Lehren ſelbſt empfand, von dem wirklichen Uebertritt abgehalten wurde.

Später, als dieſe Pläne aufgegeben waren, trat ihm wieder von andrer Seite her, durch die Beziehungen des Hauſes Hannover zu England, der ſtrenge Glaube der dortigen Hochkirche näher und übte auf ihn, namentlich von der politiſchen Seite, durch die mit ſeinen eignen theokratiſchen Ideen ganz übereinſtimmende Wirkſamkeit der Staatskirche für die Kräftigung der monarchiſchen Gewalt (ein Verhältniß, welches kurz zuvor in England ſelbſt durch Hobbes eine Art ſpeculativer Weihe erhalten hatte) einen unverkennbaren Einfluß aus.

Im Allgemeinen war die Stellung der vornehmen Kreiſe, in denen Leibnitz ſich faſt ausſchließlich bewegte, zu den Fragen der Religion in der damaligen Zeit meiſt von der Art, daß die Rückſicht auf ſie, ohne

---

zeugungstreue in Glaubensſachen, wie folgende Stelle aus ſeinen „Juriſt. Händeln" (4. Bd., S. 95) bezeugt: „Man hat geſagt, L. werde den Bodin (einen franzöſiſchen Schriftſteller von ziemlich ſkeptiſcher Richtung) herausgeben. Nachdem mir aber ſein Genie etwas umſtändlich bekannt geweſen, habe ich widerſprochen und zu wetten mich erboten, auch Niemand gefunden, der wetten wollte. Hätte er es gethan, ſo wären noch Wenigere ſeiner Leiche gefolgt".

*) Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd., S. 67. Vgl. oben S. 210.

seiner Freiheit des Philosophirens allzu enge Schranken zu setzen, ihn doch von weitergehenden und consequenteren Forschungen leicht zurückhalten, wenigstens auf keinen Fall darin bestärken mochte. Man gefiel sich von dieser Seite darin, die Wahrheiten der Religion nicht in der starren und oft plumpen Form, worin sie von buchstabengläubigen Theologen hingestellt wurden, sondern in einer gewissen geistreichen Verfeinerung aufzufassen, welche dem Scharfsinn und der Phantasie einen weiten Spielraum zu gewähren und doch dem Unglauben keine Handhabe darzubieten schien. Man liebte es, über Geheimnisse des Glaubens zu philosophiren, wenn man nur gewiß sein konnte, durch die Schlußfolgerungen des Philosophen nicht in Dem, was man als unantastbar betrachtete, wankend gemacht, vielmehr, wenn auch auf einem Umwege, doch um so sichrer dahin zurückgeführt zu werden. Man genoß gern diese Freiheit der Speculation als ein Vorrecht der höhern Stände, während man die niedern unter dem Zwange eines strengen Buchstabenglaubens schmachten sah, und wußte es Jedem Dank, der diesem Luxus des Geistes Befriedigung verschaffte, zumal wenn er gleichzeitig die Besorgniß beschwichtigte, welche die freigeisterischen Lehren des Auslandes und ihre gefürchteten Einflüsse auf Deutschland in diesen Regionen — mehr noch vielleicht aus politischen, als aus eigentlich religiösen Beweggründen — hervorriefen. Es ging damals durch viele Kreise Deutschlands die dunkle Furcht vor einer hereinbrechenden Barbarei des Unglaubens, der Zügellosigkeit und einer allgemeinen Erschütterung aller gesellschaftlichen und sittlichen Verhältnisse, und Leibnitz selbst scheint von dieser Furcht nicht ganz frei gewesen zu sein*).

Wie nahe lag es unter solchen Umständen, daß die Gedanken des Philosophen die Färbung seiner Umgebungen und der in diesen sich abspiegelnden allgemeinen Zeitstimmung annahmen! Welche Versuchung mußte es für einen Geist von der Beweglichkeit, Gewandtheit und lebhaften Einbildungskraft eines Leibnitz sein, von seinem Scharfsinne einen

*) Fischer („Gesch. der neuern Phil." 2. Bd., S. 9) citirt eine Aeußerung L.'s von einer bevorstehenden „großen Revolution", als unausbleiblicher Folge der immer mehr einreißenden „Zügellosigkeit der Meinungen". Aehnliche düstre Ahnungen finden sich in einem Briefe Boineburgs an Joh. Linker v. 1666, (Guhrauer, „L.'s Deutsche Schriften", 1. Bd. S. 33. Note), wo es u. A. heißt: Tempora qualia impendeant, conjectatio est satis liquida. Cum horrore expendo praesentem rei Christianae statum etc.

Gebrauch zu machen, welcher ihm so viel Ehre bei Denen, auf deren Anerkennung er ein vorzügliches Gewicht legte, einzutragen versprach! Wie verführerisch war der Beifall, der aus diesen Kreisen jeder Lösung anscheinend unlösbarer Probleme gezollt ward, mochte sie auch mehr geistreich als gründlich, mehr beschwichtigend als wirklich beruhigend sein, und wie leicht konnte es geschehen, daß der Philosoph darüber die Einwürfe vergaß oder unterschätzte, welche eine minder nachsichtige und nicht, wie die seiner Gönner, im Voraus befangene Kritik gegen viele seiner Beweisführungen und Erklärungen erhob, — bis diese Einwürfe so laut und so gewichtig wurden, daß er nun wieder nach dieser Seite hin Zugeständnisse zu machen sich gedrungen fühlte.

Fürwahr, es bedarf noch lange nicht der Voraussetzung einer absichtsvollen Rücksichtnahme Leibnitzens auf die Meinungen, das Lob und die Zustimmung seiner vornehmen Umgebungen, um zu begreifen, wie seine ganze speculative Behandlung der höchsten Fragen des Menschengeistes unwillkürlich unter dem Einflusse des geheimen Wunsches sich entwickeln mochte, Das zu erklären, was man in diesen Kreisen erklärt, Das zu vertheidigen, was man vertheidigt, Das zu widerlegen, was man widerlegt zu sehen wünschte.

Entgegengesetzte speculative Einwirkungen auf Leibnitz und Verhalten desselben zu den verschiedenen herrschenden Richtungen

Eine Selbsttäuschung in diesem Punkte war um so leichter, als auch die wirklich speculativen Einwirkungen, denen der Geist Leibnitzens frühzeitig schon sich öffnete, ganz entgegengesetzter Art waren und ihn fast mit Nothwendigkeit zu einer gewissen Mittelstellung zwischen den beiden Richtungen hindrängten, in welche damals die philosophische Welt sich spaltete*).

Leibnitz begann die Entwickelung seiner speculativen Ideen unter dem Einflusse des Aristoteles und der Scholastiker, deren Lehren damals, wenigstens auf den lutherischen Universitäten Deutschlands, die alleinherrschenden waren — Dank dem Eifer der Orthodoxie, welche sogar die freiere Auslegung derselben durch Pierre Ramée, wie sie zu Ende des 16. Jahrhunderts in Aufnahme und auch nach Deutschland herübergekommen war, glücklich wieder beseitigt hatte**). Aber bald fielen

*) Das Folgende nach Guhrauer a. a. O., 1. Bd., S. 15, 23 u. f. w., 2. Bd. S. 55 und nach den daselbst angeführten Selbstbekenntnissen L.'s.

**) Tholuck, „Vorgesch. des Rationalismus", 2. Bd., S. 4.

dem jungen Philoſophen die Schriften des Descartes, Baco's, Kepler's, Galilei's und andrer Vertreter der neueren Richtung in die Hände und lehrten ihn den Vorzug der empiriſchen Methode vor dem bloßen Combiniren abgezogener, unwirklicher Denkformen kennen und ſchätzen*). Noch im hohen Alter pflegte Leibnitz gern zu erzählen, „wie er, in einem Wäldchen bei Leipzig, das Roſenthal genannt, im Alter von fünfzehn Jahren einſam luſtwandelnd, mit ſich zu Rathe gegangen ſei, ob er die ſubſtantiellen Formen der Scholaſtiker beibehalten oder ſich der empiriſchen Methode der Neueren zuwenden ſolle."

Er entſchied ſich für das Letztere, und ſo finden wir ihn zu der Zeit, wo er ſelbſtſtändig zu philoſophiren anfängt, ziemlich materialiſtiſch oder, wie man es damals nannte, naturaliſtiſch geſinnt. Als die einzigen Eigenſchaften der Körper betrachtet er Ausdehnung, Figur und Bewegung, als das einzige in der Natur geltende Geſetz den mechaniſchen Zuſammenhang von Urſache und Wirkung und das Hervorgehen aller natürlichen Vorkommniſſe aus bewußtloſen Kräften — Anziehung, Stoß, Wirbelbewegung u. a.**).

---

*) Eine Anerkennung dieſes Vorzugs ſpricht Leibnitz u. A. aus in der Stelle ſeiner Diss. de stilo philos. Mar. Nizolii, §. XII (Opp. Omn., ed. Dutens, tom. IV, p. 47), worin er den Nutzen einer Behandlung philoſ. Gegenſtände in der Mutterſprache und die Eigenthümlichkeit der deutſchen Sprache rühmt, welche in den Realien, alſo in dem Wiedergeben der Wirklichkeit, die vollkommenſte und reichhaltigſte ſei, während die romaniſchen Sprachen ſich mehr zur Darſtellung künſtlicher Begriffe eigneten. Dreißig Jahre ſpäter (1697), in den „Unvorgreifl. Gedanken betr. die Ausübung und Verbeſſerung der deutſchen Sprache", („Deutſche Schriften", herausg. von G., 1. Bd., S. 441 ff.) erkennt er zwar noch immer dieſen Vorzug der deutſchen Sprache an, indem er, ohne Zweifel mit Bezug auf jenen früheren Ausſpruch, ſagt: „Ich habe es zu Zeiten unſerer anſehnlichen Hauptſprache zum Lobe angezogen, daß ſie Nichts als rechtſchaffene Dinge ſage und ungegründete Grillen nicht einmal nenne", allein er fügt doch hinzu: „Es iſt gleichwohl andem, daß in der Denkkunſt und in der Weſenlehre auch nicht wenig **Gutes enthalten, als: wenn man daſelbſt handelt von Begrenzung, Eintheilung, von der Dinge Gleichheit und Unterſchied, u. ſ. w., ſonderlich von der großen Musterrolle aller Dinge unter gewiſſen Hauptſtücken, ſo man Prädicamente nennt. Unter welchem allen viel Gutes iſt, damit die deutſche Sprache allmälig anzureichern".** **(Dies iſt ſeitdem mehr als genug geſchehen!)**

**) Confessio naturae contra Atheistas, p. 5. Theoria motus concreti et abstracti. (Opp Omn., t. II, pars 2., pag. 3.) — Auch Chr. Wolf, in ſeiner Vorr. zu L.'s Methodus etc. (Opp. Omn., t. IV., p. 160) ſagt: L. habe in früherer Zeit als

Zwar bekämpfte er ſchon damals die weitergehenden Folgerungen gewiſſer Naturaliſten und ſuchte das Daſein Gottes, als des erſten Bewegers der, kein ſelbſt bewegendes Prinzip in ſich bergenden Körperwelt, ſo wie die Einfachheit und Unzerſtörbarkeit der Seele, als eines dem Körper völlig ungleichartigen Weſens, zu beweiſen*). Allein Dies unterſchied ihn noch weder von Descartes, welcher denſelben Beweis unternommen, noch von Baco, welcher erklärt hatte: nur oberflächliches Speculiren führe von Gott ab, tiefer eindringendes führe zu ihm zurück.

Die Monadenlehre Leibnitzens.

Nicht lange jedoch, ſo erſchien ihm der Grundgedanke ſelbſt des Materialismus unhaltbar, der Gedanke nämlich, daß Alles in der Natur lediglich aus mechaniſchen Bewegungen und Zuſammenſetzungen körperlicher Beſtandtheile ſich erklären laſſe.

Die erſte Veranlaſſung zu dieſer Sinnesänderung des Philoſophen war allerdings eine dem eigentlichen Gegenſtande ſeiner Speculation anſcheinend etwas fernliegende. Der Verſuch, den er auf den Wunſch ſeines Gönners Boineburg unternahm, die wirkliche Gegenwart Chriſti im Abendmahle nach Grundſätzen der Naturwiſſenſchaft zu erklären, führte ihn, wegen der anſcheinenden Undenkbarkeit einer Wirkung rein körperlicher Subſtanzen in die Ferne, auf die Verwerfung der Atomenlehre und die Annahme eines unkörperlichen Prinzips in allen Dingen, als der eigentlichen Subſtanz oder Wirkenskraft derſelben**).

Indeſſen erfordert die Gerechtigkeit, zu ſagen, daß, auch abgeſehen von dieſem beſtimmten Zwecke, allgemeine Gründe von wirklich wiſſenſchaftlichem Gewicht vorhanden waren, welche dem Philoſophen wol den Anſtoß zu einer tiefern Erfaſſung der Natur geben konnten, als die war, mit welcher ſich bis dahin die materialiſtiſche Schule begnügt hatte. Die Anſichten dieſer letztern ſchienen vorzugsweiſe jener Seite der Naturerkenntniß zu entſprechen, deren Höhepunkt auf ſo glänzende Weiſe durch die Entdeckungen eines Kepler, Galilei, ſpäter eines Newton bezeichnet ward, der Mechanik oder allgemeinen Körperlehre. Aber ſchon hatte die Naturforſchung in einem neuen Anlauf die Grenzen dieſer Betrachtungsweiſe nach allen Seiten hin überſchritten und auch die

---

die Grundbeſtandtheile der Dinge materielle Atome angenommen, erſt ſpäter lebendige Kräfte (die Monaden).

*) Conf. naturae etc.

**) Remarques etc. (Opp. Omn., t. I., p. 30.)

höheren, dem Geiſtigen näherſtehenden Ordnungen der Naturweſen in den Bereich ihrer Beobachtungen gezogen. Die Aufſchlüſſe, welche Anatomie und Phyſiologie über die Prozeſſe des organiſchen Lebens gaben, hatten zu deutlicheren Vorſtellungen von dem Weſen des Lebendigen überhaupt, in ſeinem ſpezifiſchen Unterſchiede von der blos mechaniſchen Körperwelt, geführt. Durch die mikroſkopiſchen Unterſuchungen Leuwenhoeks u. A. über den Samen der Pflanzen und der Thiere war man zu der Erkenntniß gelangt, daß jene wie dieſe weder aus dem Nichts noch aus der bloßen Zuſammenfügung rein mechaniſcher Elemente (der ſogenannten generatio aequivoca), vielmehr aus Keimen hervorgehen, in denen ihre Eigenthümlichkeiten gleichſam vorgebildet verborgen liegen und aus denen ſie nicht eigentlich entſtehen, ſondern nur ſich entwickeln. Man hatte gelernt, die Natur als eine Stufenreihe von Weſen aufzufaſſen und ebenſo die Verſchiedenheiten dieſer einzelnen Stufen unter einander als die Uebergänge der einen in die andere zu beobachten. Swammerdam hatte nachgewieſen, daß einzelne Pflanzenarten in Bezug auf ihre Athmungswerkzeuge den Thieren nahe ſtehen. Die Thiere ihrerſeits, welche noch Descartes als bloße Maſchinen oder Automaten anzuſehen geneigt war, erſchienen von dem neueſten Standpunkte der Naturwiſſenſchaft aus rückſichtlich ihres Seelenlebens als dem Menſchen nicht unähnlich, ja beinahe verwandt.

Leibnitz glaubte dieſen Fortſchritten der empiriſchen Forſchung gerecht zu werden durch Aufſtellung eines neuen ſpeculativen Princips, welches ebenſo dem gegenwärtigen Standpunkte derſelben entſpräche, wie das der Carteſianiſchen Schule dem früheren hatte entſprechen wollen. Wie die Carteſianer von der Betrachtung der allgemeinſten Eigenſchaften der Körper, der mechaniſchen Bewegung und der Ausdehnung, darauf gekommen waren, als die alleinigen Beſtandtheile aller Dinge materielle Atome und als das allen Naturbildungen zu Grunde liegende Geſetz das Geſetz der mechaniſchen Bewegung anzuſehen, ſo wurde Leibnitz durch die neueren Entdeckungen über das organiſche Leben in der Natur dahin geführt, als das Weſen der Dinge ein Lebendiges und als die Alles bildende Kraft eine von innen heraus ſelbſtthätig wirkende, der menſchlichen Seele ähnliche zu betrachten. So kam er auf ſein Syſtem der Monaden — lebendiger Kräfte, welche, nach ſeiner Anſicht, überall in der Natur, im Größten wie im Kleinſten, in den niederſten wie in den höchſten Bildungen, im Stein und in der Pflanze ſo gut als im Thiere

und im Menschen vorhanden und wirksam sind. Als einfache Wesen können diese Monaden weder durch mechanische Zusammensetzungen noch durch chemische Verbindungen materieller Bestandtheile entstehen (wie man früher annahm, daß aus verwesenden Stoffen Pflanzen und Thiere entständen), sondern sie müssen gleich im Anfange der Schöpfung durch einen einzigen schöpferischen Act des göttlichen Willens hervorgebracht sein, und, was wir „Entstehen" nennen, ist nur Entwicklung schon vorhandener, vielleicht unsichtbarer Keime zu sichtbaren, vollständigen Bildungen. So entfaltet sich die Pflanze aus dem Keim, so entstehen Thiere und Menschen aus dem Saamen oder den sogenannten Saamenthierchen, so bildet sich der Körper durch Gruppirung einer Anzahl niedrer Monaden um eine höhere Monade, als die Centralmonade oder Seele dieses Körpers, und so wechselt die Seele ihren Körper — nicht auf einmal, sondern allmälig, indem (wie z. B. im Ernährungsprozesse der Thiere und Pflanzen) einzelne jener niedern Monaden sich davon ablösen, neue dafür hinzutreten. Ebenso gibt es in der Natur kein eigentliches „Vergehen"; nicht blos die menschliche Seele, sondern jede einfache Substanz, auch die Thierseele, auch der Pflanzenkeim, geht nicht verloren, wenn schon die Bildung, zu der sie sich entwickelt hatte, wieder zerfällt; sie dauert fort, — mag sein unter Formen, die dem gewöhnlichen Auge unsichtbar sind —, um vielleicht zu andrer Zeit einer neuen Bildung als Lebensprinzip zu dienen. So ist die ganze Natur unsterblich, und, was wir Tod, Vernichtung nennen, ist ebensogut nur ein Stoff- oder Formwechsel, wie Das, was wir als Entstehen aus dem Nichts betrachten. Eine besondere Art von Unsterblichkeit hat indeß die menschliche Seele, denn sie gehört, vermöge ihrer Vernunft, zugleich einer höhern, moralischen Ordnung der Dinge an.

Von diesem Vorzug der menschlichen Seele abgesehen, unterscheiden sich die einzelnen Monaden von einander nur durch den Grad ihrer Thätigkeit. Gänzlich ohne innere Thätigkeit und folglich ohne Leben ist Nichts in der Natur, auch das scheinbar Leblose nicht. Alles bewegt, gestaltet, entwickelt sich nach inneren Gesetzen, nicht nach bloßen äußeren Anstößen. Der Bildungstrieb der Pflanze und der Instinct des Thieres erzeugt ebensogut in denselben ein stetiges Streben nach Veränderung und weist diesem Streben zugleich seine feste Regel und sein Ziel an, wie im Menschen der Trieb des Handelns und die Vorstellung

beſtimmter Zwecke. Wie der innere Zuſtand unſrer Seele ſich durch die Aufeinanderfolge von Vorſtellungen fortwährend verändert, ſo gehen ähnliche Veränderungen auch in allen andern Weſen vor, nur ohne die Empfindung oder das Bewußtſein, welche bei uns dieſen Wechſel zu begleiten pflegen. Genug, es gibt in der ganzen Natur keinen Punkt, wo nicht Leben, Trieb nach Thätigkeit und Entwicklung, oder wenigſtens der Anſatz und Keim zu Beidem vorhanden wäre. „Die Natur iſt voll von Leben", die Natur iſt ein großer Organismus, von dem auch der kleinſte Theil wieder ein ſelbſtſtändiges Leben hat und jeder Theil das Ganze in ſich, wie in einem Mikrokosmos, abbildet, eine ununterbrochene Stufenreihe von Bildungen, in der es keine Lücke oder leere Stelle gibt. Ueberall, wohin wir ſehen, iſt Fortſchritt, Entwicklung, Streben; jeder Zuſtand geht über in einen andern; „jede Gegenwart trägt in ihrem Schooße eine Zukunft"*).

Unſtreitig enthält dieſes Syſtem, als Naturanſchauung im Allgemeinen betrachtet, einen bedeutenden Fortſchritt über die Atomiſtik der Carteſianiſchen Schule hinaus. Die letztere, indem ſie ein Reſultat empiriſcher Forſchung, (nämlich, daß für unſre Wahrnehmung alle Dinge aus körperlichen Theilen beſtehen und ſich nach mechaniſchen Geſetzen bewegen) mit der Allgemeingültigkeit eines philoſophiſchen Satzes bekleidete, hatte die ganze Natur, bis herauf an die Schwelle menſchlichen Lebens, gleichſam entgeiſtigt und zur bloßen Maſchine gemacht — Leibnitz dagegen verſuchte, ſelber das Niedrigſte zu vergeiſtigen und ſelber das Starrſte zu beleben. Nach jener Anſchauungsweiſe ſtand dem menſchlichen Geiſte die Körperwelt — den eigenen Körper des Menſchen nicht ausgenommen — als ein ſeinem Weſen völlig Ungleichartiges, als ein Todtes, kalt und fremd gegenüber — nach dieſer findet der Menſch überall in der Natur, im Waſſertropfen und im Steine, wie in der Pflanze und im

*) Leibnitz hat dieſe Anſichten hauptſächlich in folgenden Schriften niedergelegt: Principia philosophiae s. theses in gratiam Princ. Eugenii etc., (Opp. Omn., t. II., p. 20), Principes de la nature et de la grâce, fondés en raison (ib. p. 32), Considérations sur les principes de la vie et sur les natures plastiques (ib. p. 34), Lettre de Mr. L. à M. Arnaud, où il lui expose ses sentiments particuliers sur la Métaphysique et la Physique (ib. p. 45), Système nouveau de la nature et de la communication des Substances etc. (ib. p. 49). Beſonders in dieſer letzten Abhandlung (p. 50) erläutert L., wie er zu ſeinem Syſtem der Monaden gekommen ſei und was er darunter verſtehe.

Thiere, Bezüge innerer Verwandtschaft wieder, und, wenn er auch vermöge des Vorzugs, den seine Vernunft ihm gibt, seine Gedanken aufwärts richtet zu Gott und zu jener Welt der Geister, deren Bürger er ist, so wird er doch nicht weniger sich mit allen seinen Vorstellungen und Empfindungen an diese gegenwärtige Welt, an das pulsirende Leben der Natur heften, aus welchem tausendfältig Kräfte und Triebe, ähnlich seinen eignen, ihm entgegenschwellen. Die trübe Ansicht, welche gewisse theologische Systeme nur zu lange festgehalten hatten und welchen die rein mechanische Auffassung der Natur von einer andern Seite her Nahrung zu geben schien, als ob die ganze Körperwelt nur ein geist- und lebloser Schemen sei, von welchem der Mensch entweder weit hinwegfliehen, oder dem er sich gefangen geben müsse, um in seiner Berührung selbst mit zu erstarren, diese trostlose Ansicht mußte schwinden vor den Einflüssen einer Betrachtungsweise, welche einer lebensvolleren Naturanschauung den Stempel philosophischer Weihe aufdrückte. Der sinnige Naturgenuß, die fromme, aber heitre Naturandacht und die dichterische Verherrlichung der Schöpfung in ihren geringsten wie in ihren erhabensten Erscheinungen fühlten sich dadurch gleichsam aufs Neue berechtigt und wie von einem schweren Banne erlöst.

Weniger zweifellos war der Werth des Leibnitzischen Systems für die eigentliche Wissenschaft der Natur. Allerdings hat auch diese fast zu allen Zeiten, sobald ein gewisser Kreis empirischer Forschungen durchlaufen und ein Reichthum einzelner Beobachtungen eingesammelt war, das Bedürfniß empfunden, das zerstreute Material unter einheitliche Gesichtspunkte zusammenzufassen und ein Gesammtbild der Natur als eines Ganzen zu entwerfen. Hatte doch selber der Vater der empirischen Methode, Baco, dieser unerbittliche Feind jeder überschweifenden und zwecklosen Speculation, sich mit der Aufsuchung von Analogien oder Verwandtschaften der Dinge und einer darauf gebauten einheitlichen Naturanschauung beschäftigt und dadurch möglicherweise dem deutschen Philosophen die erste Anregung zu seiner Monadenlehre gegeben*). Aber zu allen Zeiten haben auch die Urheber solcher Darstellungen

*) Sogar der Ausdruck perceptio, zur Bezeichnung der inneren Veränderungen der Dinge, welche eine gewisse Aehnlichkeit mit den menschlichen Vorstellungen haben, kommt schon bei Baco fast ganz auf dieselbe Weise, wie bei Leibnitz, vor. Vgl. Fischer, „Baco von Verulam". S. 116 ff., 252.

der Welt als eines Ganzen, soweit sie der empirischen Methode huldigten, — bis herab zu dem neuesten und größten derselben, dem berühmten Verfasser des „Kosmos" — im Namen der Naturwissenschaft gegen die Misdeutung protestirt, als könne eine solche Verallgemeinerung des Besondern auf die Geltung eines abgeschlossenen Systems oder gar einer Quelle selbstständiger Erkenntniß außerhalb und jenseit der empirischen Erforschung des Einzelnen Anspruch machen*). Auch Baco hatte bei seinem Versuche der Analogien sich ausdrücklich gegen eine solche Misdeutung verwahrt und für die eigentliche Erkenntniß der Natur immerfort das Gesetz der Induction, d. h. der Beobachtung des Einzelnen, Sinnlichen, Wahrnehmbaren, als das allein gültige festgehalten.

Leibnitz ahmte diese Mäßigung insofern nach, als er für seine Person die Anwendung seiner speculativen Prinzipien bei Betrachtung der einzelnen Vorgänge in der Natur auf das allerbescheidenste Maß beschränkte. Er begnügte sich damit, das allgemeine Gesetz der Stufenfolge in der Natur aufzustellen, aber er hütete sich wohl, die einzelnen Stufen kraft einer der Erfahrung vorauseilenden speculativen Anschauung bestimmen zu wollen. Er ahnte mit dem Blicke des Genies noch unbekannte Uebergänge und Zwischenstufen innerhalb der bekannten Arten der Dinge (und spätere Entdeckungen — z. B. die der Polypen — haben diese seine Ahnung glänzend bestätigt); aber wohlbedächtig hielt er sich von der Anmaßung fern, diesen Voraussagungen den Stempel apodiktischer Gewißheit aufzudrücken und sich so der Gefahr des Lächerlichen im Falle ihres Misglückens auszusetzen. Er ließ, wie Baco, im Bereiche der eigentlichen Naturerkenntniß nur das Gesetz mechanischer Ursachen gelten**), wenn schon er der Meinung war, daß

*) Humboldt, „Kosmos", 1. Theil, „Einleitende Betrachtungen", besonders S. 68.

**) Nicht blos in der Conf. nat. (Opp. Omn., t. I., p. 6) erklärt L. sehr bestimmt: in reddendis corporatium phaenomenorum rationibus neque ad Deum neque aliam quamcunque rem, formam aut qualitatem incorporalem sine necessitate confugiendum esse, sondern auch in den viel späteren Schriften über seine Monadologie hält er diese Ansicht im Wesentlichen unverändert fest. So heißt es in der Abhandlung de notione substantiae, (Opp. Omn., t. II., p. 20): Etsi enim gravitas et vis elastica mechanice explicari possint debeantque ex aetheris motu, ultima tamen ratio motus in materia est vis etc. — so in den Princ. phil. §. 84. (ibid. p. 30): In hoc systemate corpora agunt, ac si (per impossibile) nullae darentur animae etc.,

gewiſſe Erſcheinungen in der Natur ſich dieſer Erkenntniß entzögen und nur unter der Annahme weiſer Vorausbeſtimmung durch einen höhern Verſtand erklärt werden könnten*).

Allein er hatte doch im Grundſatze mit der empiriſchen Methode gebrochen, indem er es nicht nur für möglich, ſondern für nothwendig erklärte, das Innerſte der Dinge mit einem einzigen Acte des Denkens zu erfaſſen, während die empiriſche Forſchung ſich beſcheidet, langſam von außen nach innen vordringend und den Faden ſinnlicher Wahrnehmungen immer feſthaltend, blos die Aeußerungen der, unſtreitig in den Dingen wirkſamen Kräfte zu beobachten und zu berechnen, das Weſen dieſer Kräfte ſelbſt aber zwar zu ahnen, jedoch niemals vollſtändig zu erkennen. Er hatte den mühſamen, aber allein ſichren Weg der Induction verlaſſen und einen ſcheinbar kürzeren und kühneren, aber trügeriſchen eingeſchlagen — jenen Weg, welchen auf immer der menſchlichen Vernunft zu verleiden, Baco die ganze Kraft ſeiner überzeugenden Beweiſe aufgeboten hatte. Er glaubte, indem er „zu den Alten", d. h. zu Ariſtoteles, zurückkehrte, zugleich „zu der Wahrheit zurückgekehrt zu ſein",**) — und allerdings hatte er ſich damit von der neueren Schule und ihrem Principe der Alleingültigkeit der Erfahrung wieder losgeſagt, aber nur, um den deutſchen Geiſt abermals zwiſchen die Speculation in bloßen Ideen und das Erkennen im Wege ſinnlicher Wahrnehmung in

— ſo in den Cons. sur les princ. de la vie (ibid. p. 41): Ce sont comme deux règnes, l'un des causes efficientes, l'autre des finales, dont chacun suffit à part dans le détail pour rendre raison de tout, comme si l'autre n'existait point. Die allerſchlagendſte Stelle findet ſich aber in dem Système nouveau etc. (Opp. Omn., t. II., p. 50): Comme l'âme ne doit pas être employée pour rendre raison du détail de l'économie du corps de l'animal, je jugeai de même qu'il ne fallait pas employer les formes substantielles (les monades) pour expliquer les problèmes particuliers de la nature, quoiqu'elles soient nécessaires pour établir de vrais principes généraux.

*) Princ. de la nature et de la grâce (Opp. Omn., t. II., p. 36): Il est surprenant, que par la seule considération des causes efficientes ou de la matière on ne saurait rendre raison de ces lois du mouvement découvertes de notre temps et dont une partie a été découverte par moi-même. Car j'ai trouvé qu'il y faut recourir aux causes finales, et que ces causes ne dépendent point du principe de la nécessité, mais du principe de la convenance, c. à d. du choix de la sagesse.

**) Opp. Omn., t. I, p. 31., t. II., p. 50.

eine bedenkliche Mitte hineinzustellen. Er ward, indem er die Lehren des Aristoteles und der Scholastiker mit denen der italienischen Schule, eines Giordano Bruno u. A., verschmolz und den schon fast überwundenen Dogmatismus in der Philosophie durch sein Ansehen und seinen Scharfsinn wieder zur Geltung brachte, der Vater der deutschen Naturphilosophie, jener ebenso glänzenden als schädlichen Verirrung des deutschen Geistes zu Ende des vorigen Jahrhunderts, welche in dem Netze einiger allgemeinen Anschauungen den ganzen unendlichen Reichthum empirischer Naturbeobachtungen einzufangen und in der Form apodiktischer Orakelsprüche Ordnung und Zusammenhang aller Dinge, der schon entdeckten und der künftig noch zu entdeckenden, ein für alle Male festzusetzen sich vermaß.

Leibnitz selbst büßte den Abfall von dem allgemeinen Fortschritte seiner Zeit und die versuchte Rückkehr auf einen Standpunkt, den die übereinstimmenden Forschungen der bedeutendsten Geister als unhaltbar erwiesen hatten, durch die wahrhaft danaidenartigen Anstrengungen, in denen er sich erschöpfte, um sein System der Monaden mit den feststehenden und auch von ihm nicht geleugneten Ansichten von der materialistischen Natur der Körperwelt in Einklang zu bringen, und wol mögen wir seiner ebenso wissensdurstigen als scharfsinnigen Schülerin, der Königin Sophie Charlotte von Preußen, beipflichten, wenn sie klagt: „daß Leibnitz die Urgründe der Dinge ihr niemals recht habe erklären können"*). Vergebens suchen wir in den zahlreichen Darstellungen dieses Systems bei Leibnitz nach einer einzigen befriedigenden Erklärung darüber, wie schlechthin einfache, ausdehnungslose Substanzen oder Kräfte durch ihre Zusammensetzung ein Ausgedehntes, einen Körper bilden, ja durch welches Band sie überhaupt mit einander verknüpft werden können; vergebens streben wir uns deutlich zu machen, wie der Philosoph sich das Verhältniß zwischen den verschiedenen Arten dieser Substanzen gedacht habe, da er das eine Mal alle Monaden für lebendige Kräfte, also für das Gegentheil des Materiellen erklärt, ein andres Mal von materiellen Seelen im Gegensatze zu der eigentlichen Seele, als dem belebenden Principe inmitten jener, wieder ein andres Mal endlich von solchen spricht, die „in die Materie versenkt" seien, das eine Mal die Vorstellungen des Menschen als

*) Guhrauer a. a. O., 2. Bd., S. 253.

blos innerliche Bewegungen der Seele — gleichſam eine Art von „geregelten Träumen" —, ein andres Mal als ein Reſultat der Wechſelwirkung der Seele mit der Außenwelt darſtellt*).

Leibnitz über das Verhältniß der Seele zum Körper, die menſchliche Freiheit und die göttliche Vorſehung. Sein Syſtem der präſtabilirten Harmonie u. ſeine Theodicee.

Dieſe letzte Frage — das Verhältniß der menſchlichen Seele zu ihrem Körper und zur Außenwelt im Allgemeinen — ward für Leibnitz der Gegenſtand beſonderer, tiefſinniger Forſchungen. Aber gerade bei dieſen Forſchungen ſah er ſeine ſo mühſam ausgeſponnene Theorie der Monaden zum großen Theil gleichſam unter ſeinen eigenen Händen wieder zerrinnen; gerade im Verlaufe dieſer Forſchungen kehrte er faſt rückhaltlos zu dem alten Gegenſatze zwiſchen der Seele als einem rein geiſtigen, und dem Körper als einem materiellen, den Geſetzen des Mechanismus gehorchenden Weſen zurück.

Sogar die geiſtvollſte ſeiner Entdeckungen, durch welche er den Dualismus von Geiſt und Natur verſöhnt und den ſichern Uebergang aus dem einen dieſer Gebiete in das andere gefunden zu haben glaubte — ſeine Theorie von den „dunkeln" oder „kleinſten" Vorſtellungen — verwandelte ſich ihm unter den Händen in eine Waffe gegen ſein eignes Syſtem. Denn, wenn er das Seelenleben des Menſchen, und insbeſondre ſeine Willensthätigkeit, aus angeborenen Anlagen und Neigungen, unbewußten Eindrücken und inſtinctiven Empfindungen, aus den bedingenden Einflüſſen äußerer Verhältniſſe und den unausbleiblichen natürlichen Folgen früherer Handlungen des Individuums abzuleiten verſucht**), ſo leiſtet er damit dem Naturalismus, den er bekämpfen wollte, mehr Vorſchub, als er ſelbſt wol ahnte, und ſeine „Neuen Verſuche über das menſchliche Erkenntnißvermögen", welche er Locke's

---

*) Princ. philos. §. 65, 69, 70, 71. Princ. de la nature §. 1, 4, Cons. sur les princ. de la vie (Opp. Omn., t. II, p. 39.), Syst. nouveau (ebenda, t. II, p. 51, 54). Die Erklärer Leibnitzens haben zur Beſeitigung dieſer u. a. Widerſprüche allerhand Auswege verſucht. So z. B. nimmt Fiſcher an, L. habe ſich in der Beibehaltung des Gegenſatzes von Körper und Seele der gewöhnlichen Vorſtellungsweiſe anbequemt, um ſein Syſtem den Laien begreiflicher zu machen. Dieſe Annahme würde wahrſcheinlicher ſein, wenn nur nicht L. in allen ſeinen monadologiſchen Schriften, auch den ausdrücklich für Gelehrte beſtimmten (z. B. dem Briefe an Arnaud), dieſelben Widerſprüche ſich zu Schulden kommen ließe.

**) Nouveaux Essais sur l'Entendement humain, beſ. S. 197 und 225, vgl. Tentamina Theodiceae, §. 50. 65. 403. (Opp. Omn. t. I.).

materialiſtiſchen Anſichten von dem Urſprunge der menſchlichen Gedanken und Willensacte entgegenſetzte, ſind zwar eine reiche Fundgrube ſchätzbarer Beobachtungen aus dem Bereiche des erfahrungsmäßigen Seelenlebens, aber nur eine ſehr zweideutige Waffe zur Vertheidigung des an die Spitze derſelben geſtellten Dogmas der Unabhängigkeit des geiſtigen Weſens im Menſchen von ſeiner leiblichen und natürlichen Exiſtenz.

Der Gegenſatz von Seele und Körper war eben damals Gegenſtand eines lebhaften Streites unter den Philoſophen geworden. Es war derſelbe Streit, den wir in unſren Tagen unter dem Feldgeſchrei: Kraft oder Stoff, Geiſt oder Materie, ſich haben erneuern ſehen, darüber nämlich, wie Geiſtiges aus Körperlichem oder Körperliches aus Geiſtigem ſich erklären laſſe, wie die Seele auf den Körper und der Körper auf die Seele wirke.

Lange Zeit hatte man — mit einer Unbefangenheit, welcher nur die allgemeine Unwiſſenheit über die eigentliche Natur des Geiſtigen und des Körperlichen gleichkam — eine unmittelbare, ſo zu ſagen phyſiſche Einwirkung (influxus physicus) der Seele auf den Körper, und umgekehrt, angenommen. Es ſchien ganz einfach, daß, wenn der Menſch Etwas will, z. B. ſich fortbewegen, er kraft dieſes ſeines Willens den Fuß hebe und vorwärtsſetze, und ebenſo einfach ſchien es, daß das geſprochene Wort, welches an das Ohr ſchlägt, von dieſem an die Seele weitergegeben werde und hier eine Vorſtellung des Geſprochenen erzeuge.

Eine genauere Unterſuchung des eigentlichen Weſens ſowol der Seele als des Körpers, insbeſondre die erfahrungsmäßige Erkenntniß, daß Körperliches nur durch Körperliches bewegt und verändert werde, hatte dieſe Unbefangenheit zerſtört und die hergebrachte Lehre von dem influxus physicus erſchüttert. Wollte man nicht überhaupt den Glauben an die ſelbſtſtändige Exiſtenz und Wirkſamkeit einer geiſtigen Kraft im Menſchen aufgeben und den Menſchen für eine bloße Maſchine erklären (eine Anſicht, von welcher damals ſelber die am Weiteſten vorgeſchrittene Erfahrungsphiloſophie, z. B. eines Baco, noch weit entfernt war), ſo mußte man auf einen andern Ausweg denken, um das Wechſelverhältniß zwiſchen der geiſtigen Kraft im Menſchen und ſeinem materiellen Theile, dem Körper, zu erklären.

Die Carteſianiſche Schule hatte ſich dieſe Erklärung ziemlich leicht gemacht. Sie nahm an, daß in jedem Falle, wo der Geiſt auf den

Körper oder der Körper auf den Geiſt zu wirken ſcheine, durch einen beſondern Act göttlicher Dazwiſchenkunft diejenige Veränderung, welche in dem einen der beiden Faktoren (nach den Geſetzen ſeiner Natur) vor ſich gehe, gleichzeitig auch in dem andern (nach den Geſetzen der ſeinigen) eintrete, daß alſo z. B., in demſelben Momente, wo der Wille des Menſchen ſich auf die Fortbewegung richte, auch der Fuß ſich hebe, oder daß in demſelben Momente, wo in dem Auge durch den einfallenden Lichtſtrahl eine Veränderung vorgehe, auch im Geiſte die Vorſtellung des Leuchtenden hervortrete, ohne daß gleichwol zwiſchen dem Willen und dem Fuße, oder zwiſchen dem Auge und der Seele eine directe Verbindung und Wechſelwirkung ſtattfinde.

Aber Das hieß in jedem Augenblicke ein Wunder annehmen und die Berufung auf ein übernatürliches Eingreifen in den Gang der Natur — eine Berufung, die Leibnitz ſchon als ganz junger Philoſoph nur in den äußerſten und ſeltenſten Fällen für ſtatthaft erklärt hatte*) — offenbar, zum Schaden der Vernunft wie des Glaubens, misbrauchen. Leibnitz dachte daher auf ein anderes Auskunftsmittel, und er glaubte dieſes in der folgenden Anſchauungsweiſe zu finden. Gott, ſagte er, hat ſogleich bei der Schöpfung aller Weſen einestheils die Geiſter, anderntheils die Körper der Menſchen ſammt der ganzen Körperwelt ſo eingerichtet, daß, während jedes von Beiden, der Geiſt wie der Körper, lediglich nach den inneren Geſetzen ſeiner Natur, ſelbſtſtändig, ſich bewegt und verändert, gleichwol dieſe beiderſeitigen Bewegungen und Veränderungen ſo genau zuſammenſtimmen, als ob die einen die Folge der anderen wären. Zur Verdeutlichung dieſes eigenthümlichen Verhältniſſes bediente ſich Leibnitz gern des Bildes zweier Uhren, welche ein Künſtler ſo genau geregelt habe, daß ſie fortwährend ganz genau, auf die Secunde, dieſelbe Zeit anzeigten, ohne doch in irgend einer Verbindung mit einander zu ſtehen.

Dies iſt die berühmte Lehre von der vorausbeſtimmten Harmonie (harmonia praestabilita)**) — neben der Monadenlehre das zweite große Grundprinzip der Leibnitz'ſchen Philoſophie, aber freilich, wie ſchon erwähnt, in gewiſſer Hinſicht das Gegentheil und die Wiederaufhebung jener erſteren. Denn, wenn die Monadenlehre den Gegen-

*) Opp. Omn., t. I., p. 6. Vgl. t. II, p. 54.

**) Princ. phil. §. 81. Syst. nouv. (Opp. Omn., t. II, p. 54) etc.

ſatz von Geiſtigem und Materiellem aufhob oder wenigſtens aufheben wollte, ſo hatte die Lehre von der vorausbeſtimmten Harmonie nur unter Vorausſetzung eines ſolchen Gegenſatzes ihre rechte Bedeutung. Zwar wendete Leibnitz daſſelbe Geſetz auch auf das Verhältniß der verſchiedenen geiſtigen Kräfte oder Subſtanzen unter einander an, allein ſein Hauptzweck bei deſſen Aufſtellung war doch kein anderer als der, die Möglichkeit einer Uebereinſtimmung der mechaniſchen Naturordnung mit der Freiheit des menſchlichen Geiſtes und dem Walten eines höheren, nach weiſen Abſichten handelnden Verſtandes zu erklären.

Dieſes Problem war in der That dasjenige, in welchem ſich der ganze damalige Streit der materialiſtiſchen Philoſophie mit der idealiſtiſchen und mit den Lehren der Kirche concentrirte. Jene erſtere wollte überall nur daſſelbe Geſetz mechaniſcher Bewegung und ſinnlich wahrnehmbaren Zuſammenhanges von Urſache und Wirkung gelten laſſen, welches die Naturwiſſenſchaft in ihrem Bereiche mit ſo glücklichem Erfolge gebraucht und in ſo unbeſchränkter Ausdehnung zur Herrſchaft gebracht hatte, während doch nicht nur die Myſterien des Glaubens, ſondern auch die Anforderungen der Moral an die Freiheit des Menſchen ſich der Anwendung eines ſolchen Geſetzes ſchlechterdings zu widerſetzen ſchienen. Zwar gingen die bedeutendſten Materialiſten jener Zeit keineswegs ſo weit, das ſelbſtſtändige Daſein eines Geiſtigen im Menſchen, alſo die moraliſche Freiheit und die Unſterblichkeit der Seele, oder das Walten eines höchſten, allmächtigen Geiſtes über der Welt ſchlechthin zu leugnen — zu dieſer Anmaßung ließ ſich erſt ein ſpäterer Materialismus fortreißen — wol aber leugneten ſie, daß über ſolche und ähnliche Gegenſtände irgend Etwas im Wege des Erkennens allgemeingültig feſtgeſtellt werden könne, und wollten daher — mit einer Mäßigung und Zurückhaltung, von welcher die Materialiſten unſrer Tage lernen könnten — alles Dieſes lediglich dem Glauben jedes Einzelnen überlaſſen wiſſen.

Am Schärfſten hatte Bayle in ſeinem berühmten Dictionnaire critique et historique, einem der geleſenſten Bücher der damaligen Zeit, dieſe Fragen erörtert, und war dabei überall zu dem eben bezeichneten Reſultate gelangt. Er hatte nachzuweiſen verſucht, daß weder die menſchliche Freiheit, noch die Regierung der Welt nach Zwecken einer höheren Weisheit und das davon unzertrennliche Eingreifen Gottes in den Gang der Natur vor den nothwendigen Conſequenzen der Erfah-

rungswiſſenſchaft und des logiſchen Denkens Stich halte, und hatte daraus gefolgert, daß man nur die Wahl habe, in dieſen Dingen entweder dem freien Gebrauche der Vernunft oder dem Glauben an die überlieferten Wahrheiten der Religion zu entſagen, entweder blindgläubig oder ungläubig zu ſein.

Dieſe Anſichten Bayle's waren es, gegen welche Leibnitz alle Waffen ſeines Scharfſinnes und alle Kraft ſeiner Beredſamkeit aufbot. Es ſchien ihm ebenſo unerträglich und entwürdigend für die menſchliche Vernunft, allem Forſchen in Glaubensſachen zu entſagen und ſich ſelbſt gleichſam mit gebundenen Händen einer fremden Autorität auszuliefern, wie gefährlich für das beſtehende Glaubensſyſtem, wenn deſſen Beſtand auf nichts Anderem, als jener freiwilligen Entſagung der Vernunft, alſo auf einem blinden und unverſtandenen Fürwahrannehmen der geoffenbarten Lehren beruhen ſollte. Er glaubte vorauszuſehen, daß eine ſolche Selbſtverleugnung, wie ſie Bayle verlangte, viel ſeltner ſein werde, als das Gegentheil, die Auflehnung der Vernunft gegen einen ihr blos von außen aufgedrungenen Glauben, und daß daher der, ſcheinbar ſo uneigennützige und billige Compromiß, den Bayle zwiſchen dem letztern und der Vernunft ſtiften zu wollen vorgab, nur zum Nachtheil des Glaubens ausſchlagen und früher oder ſpäter einem neuen, erbitterteren Kampfe der Vernunft gegen ihn Platz machen werde.

Leibnitz unternahm es daher, die Uebereinſtimmung des Glaubens mit der Vernunft zu beweiſen*). Er gab zu, daß manche der geoffenbarten Wahrheiten über die Vernunft gingen, nicht aber, daß ſie gegen die Vernunft verſtießen**). Er gab zu, daß gewiſſe Geheimniſſe der Religion, wie die Dreieinigkeit, die unmittelbare Gegenwart Chriſti im Abendmahle, ſelber die Schöpfung und die Gnadenwahl, nicht vollſtändig begriffen werden könnten, d. h. ſo, wie wir natürliche Erſcheinungen, die wir mit unſern Sinnen wahrnehmen, begreifen; aber er behauptete, daß immerhin eine Erklärung dieſer Myſterien inſoweit ſtattfinden könne, als nöthig ſei, um dieſelben mit voller Ueberzeugung zu glauben***). Er räumte ein, daß es Geſetze des

*) De conformitate fidei cum ratione (als Einleitung zur Theodicee), Opp. Omn., t. I, p. 60.

**) De conf. etc. §. 23.

***) De conf. etc. §. 5.

Denkens gebe, deren innere Nothwendigkeit so groß sei, daß Nichts, was ihnen widerspreche, wahr sein könne (die Gesetze der Logik oder der Mathematik), aber er leugnete, daß dieselbe Unabänderlichkeit den Gesetzen der Natur, welche unsere Erfahrung uns kennen lehrt, zukomme, da dieſe Geſetze, wie ſie von Gott gemacht ſeien, auch von ihm — aus höheren Gründen ſeiner Weisheit — aufgehoben oder abgeändert werden könnten*). Er ging ſodann daran, die praktiſche Probe dieſer allgemeinen Behauptungen zu machen und die wichtigſten Wahrheiten der Religion im Lichte der Vernunft oder der ſog. natürlichen Theologie darzuſtellen. Er übernahm es, die Kluft zu überbrücken, welche eine tiefereindringende Kritik zwiſchen dem geiſtigen und dem leiblichen Theil des Menſchen aufgeriſſen hatte, und die menſchliche Freiheit gegen die Angriffe der Naturaliſten zu retten, ohne den Fortſchritten der Wiſſenſchaft in Bezug auf die Erkenntniß der Geſetze der Körperwelt Etwas zu vergeben. Er übernahm es, die theologiſchen Lehren von der Vorausbeſtimmung Gottes, von der Weltregierung und ſelber von den Wundern mit jenen Anſichten von einer die ganze Natur beherrſchenden mechaniſchen Nothwendigkeit in Einklang zu ſetzen, deren Berechtigung zu leugnen ſchon kaum mehr möglich ſchien. Er übernahm es endlich, die göttliche Weisheit und Güte gegen die Vorwürfe zu rechtfertigen, welche eine ſkeptiſche Philoſophie aus dem Vorhandenſein des phyſiſchen und moraliſchen Uebels in der Welt wider ſie hergeleitet hatte. Dieſes dreifache Problem iſt es, welches Leibnitz in ſeiner Theodicee**), dem größten und berühmteſten ſeiner Werke, zu löſen verſucht, und er bediente ſich dazu jenes ſelben Prinzips der vorausbeſtimmten oder präſtabilirten Harmonie, indem er daſſelbe nur, entſprechend der erweiterten Aufgabe, auf welche es angewendet werden ſollte, ausdehnte und verallgemeinerte. Nicht blos das Wechſelverhältniß zwiſchen der menſchlichen Seele und ihrem Körper, ſondern Alles, was im Reiche der Natur

*) De conf. etc. §. 2. 3. Remarques sur la perception réelle etc. §. 17.

**) Dieſer Ausdruck, dem Griechiſchen entlehnt, bedeutet wörtlich: „Rechtfertigung Gottes". Der vollſtändige Titel lautet: Tentamina Theodicae, de bonitate Dei, libertate hominis et origine mali. Das Werk zerfällt in drei Theile. Es war urſprünglich franzöſiſch geſchrieben, wurde dann ins Lateiniſche überſetzt und ſo in die Opp. Omn. (herausgeg. von Dutens) aufgenommen, wo es tom. I, p. 117 — 414 ſich findet, ſpäter auch deutſch herausgegeben.

wie im Reiche des geistigen Lebens und der moralischen Freiheit vor sich geht, wird hier aus dem Gesetze der Harmonie abgeleitet. Die ganze Welt erscheint als ein großes Kunstwerk, vom Schöpfer so weise eingerichtet, daß sie ohne dessen weiteres Zuthun, lediglich nach den sogleich bei der Schöpfung ihr eingepflanzten Gesetzen, in alle Ewigkeit fort sich bewegt und entwickelt, in jedem Augenblicke diejenige Ordnung darstellend, welche die göttliche Weisheit vom Anbeginn an vorausgesehen und gewollt hat*). Obschon daher Alles nach natürlichen Gesetzen geschieht, so entspricht doch auch wieder Alles den Absichten göttlicher Weisheit, weil diese Weisheit es ist, welche die natürlichen Gesetze festgestellt und die Aufeinanderfolge der Ereignisse von Ewigkeit her geordnet hat. Von einem wunderthätigen Eingreifen Gottes in den Gang der Natur — wie es selbst Newton für nothwendig gehalten hatte, um die abgelaufene Weltenuhr wieder in Gang zu bringen — wollte Leibnitz so wenig wissen, daß er es vielmehr für der Weisheit und Allmacht Gottes viel würdiger erklärte, anzunehmen, Gott habe gleich ursprünglich die Maschinerie der Welt so vollkommen eingerichtet, daß sie keiner Nachhülfe oder Ausbesserung bedürfe. Wenn aber doch einzelne Wunder im Laufe der Weltgeschichte nothwendig wurden (wie z. B. die Erlösung des Menschengeschlechts durch Jesum), so waren auch diese im Plane Gottes vorausgesehen, gehörten also in die vom Anfang an festgesetzte Ordnung der Begebenheiten und sind somit als Wunder (d. h. als außerhalb der Naturordnung geschehene Begebenheiten) kaum anzusehen. Die Freiheit des Menschen findet in dieser Weltanschauung ihre sichre Stelle, wo sie weder mit dem Mechanismus des natürlichen Geschehens, noch mit der Vorausbestimmung und Allwissenheit Gottes im Widerspruche steht. Denn sie ist ja nicht ein grund- und zweckloses

---

*) Bekanntlich hat Schiller diesen Gedanken in jenen oft citirten schönen Versen (im Carlos, 3. Akt, 10. Auftritt) ausgedrückt:

— Ihn,
Den Künstler, wird man nicht gewahr; bescheiden
Verhüllt Er sich in ewige Gesetze.
Die sieht der Freigeist, doch nicht Ihn. „Wozu
Ein Gott?“ sagt er; „die Welt ist sich genug!“
Und keines Christen Andacht hat Ihn mehr,
Als dieses Freigeists Lästerung, gepriesen.

Belieben, sondern die Abwägung verschiedener Bestimmungsgründe und das Ausschlaggeben für den stärksten darunter. Dieser Freiheit thut es keinen Abbruch, wenn auch nachgewiesen werden kann, daß jede Entschließung des Menschen durch eine Menge vorausgegangener Ereignisse (Erziehung, Lebensschicksale, Gewöhnung u. s. w.) bedingt und daher von Gott, welcher die ganze Reihe jener Ereignisse gerade so geordnet hatte, wie sie wirklich eingetreten ist, von Ewigkeit her voraus gekannt war. Denn immerhin war doch der bedingende Einfluß dieser vorausgegangenen Begebenheiten und ihrer in der Seele zurückgebliebenen Eindrücke (der instinctiven oder „dunkeln" Vorstellungen, wie es Leibnitz ausdrückt) kein absolut zwingender, sondern nur ein bestimmender, ein solcher, dem sich der Mensch, wenn er nur recht gewollt, auch ganz wol hätte entziehen können*). Sogar das Böse, dessen Vorhandensein in der Welt Manche als unverträglich mit der göttlichen Weisheit und Güte betrachten, soll in diesem Systeme allharmonischer Weltordnung seine Erklärung und Rechtfertigung finden. Abgesehen davon, daß Manches uns ein Uebel scheint, was es in Wahrheit nicht ist, daß oft ein Leid uns vor größerem Leid bewahrt oder unsre Empfänglichkeit für künftige Freuden erhöht, daß des Guten jedenfalls mehr im Leben ist, als des Schlimmen, wenngleich wir auf dieses mehr achten, als auf jenes, endlich daß, was für den Einzelnen ein Uebel sein mag, für das große Ganze nothwendig und heilsam ist, — abgesehen von allen diesen Gründen, konnte auch ein gewisses Maß von Unvollkommenheit, physischer und moralischer, in der Welt gar nicht fehlen. Denn vollkommen ist nur Einer, Gott: was außer Gott existirt, kann nur mehr oder minder unvollkommen sein. Gott entschloß sich, eine Welt zu schaffen, nicht so sehr zu seiner eignen Verherrlichung, als aus Liebe zu den Geschöpfen, besonders den vernunftbegabten, die er ins Leben rufen und, so weit nur möglich, glücklich machen wollte. Er schuf die gegenwärtige Welt, indem er aus einer unendlichen Zahl möglicher Welten die verhältnißmäßig vollkommenste auserwählte. Mehr zu thun vermochte selbst die vollkommenste Weisheit, Güte und Allmacht nicht. Die Unvollkommenheit der Welt anklagen, heißt wünschen,

*) Les petites perceptions (so nennt L. auch zuweilen jene dunklen Vorstellungen) font pencher la volonté, sans la nécessiter. (Nouveaux Essais sur l'Entendement humain, Opp. philos., ed. Erdmann, t. I, p. 225.)

daß es gar keine Welt gebe, denn eine vollkommnere, als die von Gott auserwählte, ist nicht denkbar; der göttlichen Weisheit einen Vorwurf daraus machen, daß sie die Versündigungen der Menschen und die daraus für sie fließenden Leiden zulasse, heißt das Unmögliche fordern, denn endliche Vernunftwesen sind nothwendig dem Fehlen ausgesetzt.

So glaubte Leibnitz alle Schwierigkeiten geebnet, alle Einwürfe entkräftet, alle Zweifel beschwichtigt, den Widerstreit zwischen Vernunft und Offenbarung, Philosophie und Theologie geschlichtet, den Anforderungen der vorgeschrittenen Wissenschaft Genüge gethan und doch den Bestand des Glaubens, selber des strengen Kirchenglaubens, für alle Zeit gerettet und befestigt zu haben.

Unter seinen Zeitgenossen waren die Ansichten darüber, inwiefern ihm Dies wirklich gelungen sei, sehr getheilt. Die einfacheren Geister, wie z. B. Bayle, konnten sich mit den überfein ausgesponnenen Beweisführungen und Erklärungen Leibnitzens nicht befreunden und waren geneigt, darin mehr das Resultat einer Verlegenheit des Philosophen, der um jeden Preis dem bestehenden kirchlichen Systeme habe gerecht werden wollen, als einer wirklichen inneren Ueberzeugung zu erblicken. Sie wollten nicht zugeben, daß Mysterien wie die biblischen Wunder blos *über* die Vernunft gingen, sondern blieben dabei, daß dieselben auch *gegen* die Vernunft, d. h. gegen die von der Vernunft entdeckten und anerkannten Gesetze der Natur verstießen und daß sie daher zwar wol *geglaubt*, d. h. aus äußeren, historischen Gründen, mit ausdrücklicher Verzichtleistung auf jedes speculative Grübeln darüber, für wahr gehalten und hingenommen, nimmermehr aber der speculirenden Vernunft selbst annehmbar gemacht werden könnten. Sie belächelten den von Leibnitz gemachten Unterschied zwischen einem wirklichen *Begreifen* der *Mysterien* und einem *Erklären* derselben zum Behufe ihres Fürwahrhaltens, als einen Nothbehelf, zu welchem den Philosophen sein Eifer des Vermittelns verführt habe, welcher aber keinen Unbefangenen befriedigen oder überzeugen könne, und fanden die Stiftung eines erkünstelten und im Grunde doch nicht ganz aufrichtigen Bündnisses zwischen dem Glauben und der Vernunft dem Interesse und der Würde Beider viel weniger angemessen, als eine ehrliche Trennung, bei welcher jeder Theil seine Rechte wahre und die des andern respectire. Sie leugneten, daß die sog. prästabilirte Harmonie mehr sei, als die Erklärung eines Räthsels durch ein anderes, kaum weniger unerklär-

liches, und wollten nicht begreifen, wie von einer Freiheit des Menſchen da die Rede ſein könne, wo alle Vorausſetzungen ſeiner ſittlichen Entſchließungen ſo genau geregelt wären, wie ſie es ſein müßten, wenn ſie eine Stelle in der feſten und unverrückbaren Ordnung göttlicher Vorausbeſtimmung einnehmen ſollten, oder wie es ſich mit dem hergebrachten Begriffe einer allgegenwärtigen göttlichen Weltregierung vertrage, wenn Gott bei der Schöpfung ſich ſelbſt an unabänderliche Geſetze gebunden und dadurch auf jedes Eingreifen in den Gang der Weltgeſchicke für alle Zeit im Voraus verzichtet habe*).

Während Leibnitz ſo von den Vertretern der Vernunftlehre ſich angefeindet ſah, fand er ebenſowenig für ſein Vermittlungswerk bei der anderen Seite Dank oder Zuſtimmung. Die buchſtabengläubigen Theologen bezeigten ſich nichts weniger als zufrieden mit dem von Leibnitz unternommenen Experimente einer „natürlichen Theologie", d. h. einer Beglaubigung der geoffenbarten Wahrheiten durch die Hülfsmittel philoſophiſcher Speculation. Sie erkannten mit richtigem Inſtincte, daß der Schutz, welchen die Philoſophie der Theologie leiſte, früher oder ſpäter in eine Herrſchaft des Beſchützers über ſeinen Schützling ausarten werde. Sie laſen aus allen, auch den künſtlichſten Vermittlungen und Deutungen des Philoſophen immer nur das Eine heraus, die Verneinung des unbedingten Glaubens, jenes Glaubens, der die Vernunft gefangen nimmt und das Unbegreifliche für wahr hält, eben weil es unbegreiflich iſt, und ſie waren ſich der Folgen dieſer Verneinung zu wohl bewußt, um nicht, ähnlich wie die Jeſuiten von ihrem Orden, ſo von ihrem Kirchenglauben zu ſagen: er müſſe bleiben, wie er ſei, oder aufhören, zu ſein. Der Tübinger Prälat Pfaff erklärte: „Leibnitz habe, nur in feineren Wendungen, eigentlich doch genau Dasſelbe geſagt, was Bayle in derberen Ausdrücken"**). Auf den lutheriſchen Univerſitäten lehrte man die jungen Theologen, das Leibnitziſche Syſtem als ein den kirchlichen Lehren widerſprechendes, ketzeriſches verabſcheuen***), und einer der getreueſten Anhänger Leibnitzens, Kortholt, fand ſich zu einer förmlichen Rechtfertigung ſeines Lehrers gegen den

*) Dieſe und ähnliche Einwürfe der Gegner L.'s, vor Allen Bayle's, finden ſich größtentheils in den eignen Schriften L.'s verzeichnet.

**) Dissertatt. antibaylianae, bei Boeckh a. a. O.

***) Gottſched in ſeiner deutſchen Ausgabe der L.'ſchen Theodicee (1763), S. 867.

Vorwurf veranlaßt, als ob Derſelbe durch ſeine Philoſophie das Chriſtenthum gefährdet habe*). Erſt eine neuere Rechtgläubigkeit hat Leibnitz würdig befunden, unter die Zahl der Apologeten oder Vertheidiger der Kirche aufgenommen zu werden**), ein Ruhm, den eine noch neuere ihm leicht abermals ſtreitig machen dürfte.

Günſtiger war die Aufnahme, welche die Anſichten Leibnitzens in den weiteren Kreiſen der Gebildeten fanden. Neben mehrern franzöſiſchen und zwei lateiniſchen Ausgaben der Theodicee erſchienen von 1720 bis 1744 vier Auflagen einer deutſchen Ueberſetzung derſelben, und eine fünfte ward von Gottſched 1763 veranſtaltet. In der guten Geſellſchaft wurde es Ton, die Worte: „Monaden" und „präſtabilirte Harmonie" im Munde zu führen und ſich in Erörterungen über die „beſte der Welten" einzulaſſen***). Die Ideen und Bilder der Theodicee — nach dem Ausſpruche von Denkern ohnehin mehr poetiſch als philoſophiſch†) — boten den Dichtern einen reichen und willkommenen Stoff zu ſchwungvollen Schilderungen von der Schönheit und Ordnung der Schöpfung, der Macht und Weisheit Gottes, dem Entſtehen des Böſen in der Welt und ſeinem Kampfe mit dem Guten. A. von Haller, zugleich Naturforſcher und Dichter, verfaßte ein Gedicht „über den Urſprung des Uebels††). Uz dichtete eine „Theodicee"†††),

---

*) Disputatio de philosophia Leibnitii, Christianae religioni haud perniciosa, in den Opp., Omn., t. I, p. CCIX.

**) Tholuck, „Verm. Schriften", 1. Bd., S. 312.

***) Herder, „Adraſtäa", 3. Bd., S. 139.

†) „In der Metaphyſik war L. Dichter", ſagt Herder an dem eben angeführten Orte.

††) 1734. Darin kommen die oft citirten Verſe vor, welche den Leibnitziſchen Gedanken von der beſten Welt poetiſch ausdrücken (2. Buch, V. 5 — 8):

„Verſchiedner Welten Riß lag vor Gott ausgebreitet,
Und alle Möglichkeit war ihm zur Wahl bereitet,
Allein die Weisheit ging auf die Vollkommenheit,
Der Welten trefflichſte erhielt die Wirklichkeit."

†††) Die Anſichten L.'s vom moraliſchen Uebel drückt Uz ſo aus (Strophe 4):

„Soll Welten alles Böſe fehlen,
So müßte nie den Staub der Gottheit Hauch beſeelen;
Denn alles Böſe quillt blos aus des Menſchen Bruſt.
So muß der Menſch nicht ſein. Welch größerer Verluſt!" u. ſ. w.

Gottſched eine „Hamartigenia" oder „vom Urſprunge der Sünden", und außerdem noch eine „Vertheidigung der beſten Welt*)."

Der Grundgedanke der Theodicee traf ein tiefempfundenes Bedürfniß der damaligen Zeit. Lange genug hatte die finſtere Strenge theologiſcher Asceten ſich darin gefallen, die Erde als ein Jammerthal und das Unglück, die Gebrechlichkeit und die Leiden der Menſchen nur als die gerechte Strafe ihrer eignen Verſchuldungen oder als die unvermeidliche Folge des von ihren Vorältern begangenen erſten Sündenfalles darzuſtellen. Religiöſe Schwärmer hatten die Vorſtellung von der Verdammniß alles Irdiſchen und dem nahen Hereinbrechen eines furchtbaren Weltgerichts, womit der ſtrafende Zorn Gottes die in Sünden untergegangene Welt heimſuchen werde, mit ſchauerlicher Luſt ausgemalt, und äußere Ereigniſſe, wie die blutigen Greuel der Bürgerkriege, welche nacheinander die Niederlande, Frankreich, England, Deutſchland verwüſteten, ſammt den in ihrem Gefolge erſchienenen gräßlichen Plagen, gaben in den Augen Vieler dieſen düſtern Prophezeiungen Recht.

Allein der wiedererwachende friſchere Lebens- und Thatentrieb der Völker konnte den Druck einer ſo entmuthigenden Vorſtellungsweiſe nicht lange ertragen. Der Drang politiſcher und ſocialer Reformen, das hingebende Studium der Natur und des Menſchen, die Freude an den wieder aufblühenden materiellen Zuſtänden und das dadurch geſchaffene größere Lebensbehagen, die edlen Vergnügungen der Poeſie und der andern Künſte und Wiſſenſchaften, alle dieſe Aeußerungen eines mit

*) In dem letztgenannten Gedicht wird der Moment geſchildert, wo Gott den Entſchluß zur Schöpfung faßt:

„Gott war, eh' Etwas war, vollkommen, groß, beglückt,
Allmächtig, weiſ' und gut, nur von ſich ſelbſt erblickt.
Zu eigner Seligkeit bedurft' er keiner Weſen;
Sein Trieb zum Wohlthun blos hat eine Welt erleſen.
Sein ewiger Verſtand ſtellt' ihm dies alles dar,
Was in der Dinge Reih' nur irgend möglich war;

Es ſchien ihm jede Welt begierig zuzurufen:
„Erſchaffe mich, o Herr! Erſchaffe mich allein!"
„„Was ich erwählen ſoll, Das muß das Schönſte ſein!""
War hier des Höchſten Wort. Das allerbeſte Weſen,
An Größe, Trefflichkeit und Ordnung auserleſen,
An Dauer unumſchränkt, an Schönheit ohne Zahl,
Dies ſucht' und fand ſein Blick.

verjüngter Schwungkraft sich regenden allgemeinen Kulturfortschrittes standen in schroffem Widerspruche mit einer Ansicht, welche dem Menschen jede Lust des Lebens und jeden Trieb nach Verbesserung oder Verschönerung seiner irdischen Zustände zu verleiden suchte durch die Behauptung, daß doch Alles eitel sei und daß im ganzen Umfange dieses irdischen Daseins nur Unglück, Trübsal und Jammer, und zwar mit Recht, die Herrschaft führe.

Eine mehr heitere Auffassung des Lebens begann in den Gemüthern der Menschen wieder Wurzeln zu schlagen, und die Philosophie säumte nicht, sich zur Dolmetscherin derselben zu machen. Descartes erklärte: die natürliche Beobachtung lehre uns, daß es auch in diesem Leben mehr des Guten, als des Bösen, gebe*). Shaftesbury entwarf ein System der Lebensphilosophie, welches die Erforschung und Bewunderung der Schönheit und Harmonie in allen Theilen der göttlichen Schöpfung, in der Natur wie im Menschenleben, zu einem Gebote ebensowol der Vernunft als des sittlich-religiösen Gefühles erhob**). Sogar einer der höchsten Würdenträger der englischen Hochkirche, der Erzbischof King, füllte einen ziemlichen Theil seiner Schrift „vom Ursprunge des Bösen" mit Beispielen an, durch welche er zu beweisen suchte, daß schon auf der Erde das Gute vor dem Bösen, die Freude vor dem Schmerz das Uebergewicht habe***).

Leibnitz folgte den Spuren dieser Vorgänger, freilich auch hier wieder nur mit halber Entschlossenheit. Seine Betrachtungen über das Vorherrschen des Guten vor dem Uebel verweilen nur flüchtig und fast zaghaft bei den Erscheinungen des gegenwärtigen Lebens und erheben sich immer so rasch als möglich über dasselbe hinaus in das Gebiet des Jenseits†). Seine Beweisführungen für die „beste Welt" sind weit mehr metaphysische und theologische, als aus der Beobachtung der Wirklichkeit geschöpfte. Sein Optimismus ist weit weniger, als der des englischen Philosophen, das Resultat einer Lebensansicht, welche sich in der

---

*) S. bei Leibnitz: Tent. Theod., §. 451.

**) Hettner, „Geschichte der englischen Literatur", S. 188.

***) S. L.'s Bemerkungen über diese Schrift: Opp. Omn., tom. I, p. 430.

†) Unter den 417 §§. der Theodicee handeln nur 18, nämlich 13—15, 244—46 und 250—61, von dem Verhältniß des Guten zum Bösen innerhalb des irdischen Lebens.

bewundernden Anschauung, dem feinsinnigen Genusse oder der thatkräftigen Gestaltung der Erscheinungen dieses irdischen Daseins befriedigt fühlt, vielmehr eine Art von Resignation, welche den Gang der weltlichen Dinge weder als zufriedenstellend in der Gegenwart, noch als Besserung verheißend in der Zukunft betrachtet und nur darin Beruhigung findet, „daß im großen Ganzen doch Alles sich zum Besten kehren müsse" *).

Wenn man es nach dem damaligen Stande der öffentlichen wie der geistigen Zustände Deutschlands **) begreiflich finden kann, daß die Weltanschauung der Deutschen mehr einen elegisch resignirten, als einen zuversichtlich frohen und thatenlustigen Charakter annahm und sich lieber mit den Hoffnungen eines jenseitigen Lebens oder den Freuden einer idealen Gefühlserhebung, als mit den Zuständen der Gegenwart beschäftigte ***), so muß doch gerade bei Leibnitz eine solche Resignation auffallen, die mit seinem unermüdlichen und oft ungeduldigen Drange des Reformirens im Leben und fürs Leben so sonderbar contrastirt. Aber sei es nun, daß die eigenthümliche Doppelnatur dieses merkwürdigen Geistes, die zwischen Idealismus und Realismus immerfort hin und her schwankte, sein Wesen hier gleichsam in zwei völlig entgegengesetzte Seiten auseinanderriß und der ganz aufs Realistische gerichteten Thätigkeit des Staats- und Geschäftsmannes die sich ganz idealistisch abschließende Weltanschauung des Philosophen gegenüberstellte, sei es, daß das Mislingen eben jener realistischen Anläufe in der Praxis ihn am Ende seines Lebens dieser idealistischen und resignirenden Anschauungsweise in die Arme trieb, gewiß ist so viel, daß zwischen dem Denken und dem Thun Leibnitzens in diesem Punkte ein

*) Fischer a. a. O. S. 9.

**) S. oben S. 185 ff.

***) Fischer (a. a. O. S. 465 ff.) findet den Grund des Leibnitzischen Optimismus und des Anklanges, den derselbe bei seinen Zeitgenossen gefunden, darin, daß jene Zeit eine „hoffnungsreiche, fruchtbare" gewesen sei. Dies gilt nur gerade von Deutschland am Wenigsten. Auch deutet, wie oben angegeben, Nichts in der Theodicee L.'s darauf hin, daß die Befriedigung mit den ihn umgebenden Zuständen oder die Hoffnung auf eine große und glückliche Zukunft seiner Nation und der Menschheit im Allgemeinen die Stimmung gewesen sei, aus der seine Th. erwuchs — weit eher das Gegentheil. (Vgl. meine Abhandl. „Ein Beitrag zur kulturgeschichtl. Betrachtung der Leibnitzischen Philosophie" in der „Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte", Aprilheft 1856.)

schroffer und schwerlich jemals ganz auszugleichender Widerspruch hervortritt. Leibnitz legt in seiner Theodicee der Welt — und zwar nicht erst einer künftigen Gestaltung derselben, sondern der Welt, wie sie ist, wie sie vom Anbeginn an aus Gottes weisem Rathschlusse hervorging — Vollkommenheit bei, zwar keine absolute, aber doch die verhältnißmäßig größte, von keiner andern zu übertreffende und im Ganzen sich stets gleichbleibende*). Und doch mußte, so sollte man meinen, sein reformatorisches Genie, das allerwärts auf Verbesserungen drang, ihn weit eher zu der Theorie einer steten Vervollkommnung der irdischen Dinge und insbesondre der Menschheit, also zu jener Ansicht führen, welche in einer etwas späteren Zeit das Losungswort der deutschen Philosophie wurde. Er predigt als Philosoph unbedingte „Zufriedenheit", nicht blos mit den allgemeinen Anordnungen der göttlichen Vorsehung, sondern auch mit den besondern politischen und socialen Zuständen, in denen ein Jeder sich auf Erden befindet**). Und doch war er selbst im Leben — zwar nichts weniger als was man einen „Unzufriedenen" oder einen „unruhigen Kopf" nennt, — aber ein eifriger und entschlossener Freund politischer und socialer Reformen, zum Theil der tiefgreifendsten Art. Er spricht von den bestehenden Ungleichheiten in der menschlichen Gesellschaft, den Gegensätzen von Arm und Reich, von Herr und Knecht (Leibeigner), wie von Zuständen, die ebenso wohl-

*) Lessing in s. Abh. „Leibnitz von den ewigen Strafen" (Lessings Werke, herausgeg. von Lachmann, 9. Bd., S. 146 ff.) sagt: Leibnitz habe geschwankt, ob er die Vollkommenheit der Welt als eine immer gleichbleibende, oder als eine wachsende betrachten solle. Die Stelle, worauf er sich bezieht, findet sich in einem Briefe L.'s an Bourguet (Opp. Omn., t. II, p. 332). L. spricht dort zunächst nur von der Natur und, wie es scheint, im rein physikalischen Sinne. Man könne, sagt er, sich die Natur entweder als im Ganzen immer gleich vollkommen und nur im Einzelnen wechselnd denken, oder aber als fortwährend an Vollkommenheit wachsend. Im erstern Falle sei es wahrscheinlicher, daß sie keinen Anfang gehabt habe; im andern („wenn man nämlich voraussetze, daß es nicht möglich sei, derselben alle Vollkommenheit auf einmal zu geben") sei sowol eine Vervollkommnung der Welt von Ewigkeit her, von Stufe zu Stufe, denkbar, als auch von einem bestimmten Anfangspunkte aus. — Die Stelle ist dunkel wegen der eigenthümlichen Anwendung, welche L. dabei von geometrischen Formen auf metaphysische Begriffe macht. Uebrigens bekennt er schließlich ganz offen: „er wisse bis jetzt noch kein Mittel, um zu beweisen, welches von Beiden nach den Gesetzen der reinen Vernunft das Richtigere sei".

**) Tent. Theod., pars I, §. 15.

geordnet und unabänderlich seien, wie die verschiedene Länge der Pfeifen in einer Orgel, der Unterschied eines Pfaues von einer Ameise oder das Naturgesetz, wonach der Fels nicht gleich dem Baume Blätter und Blüthen aus sich erzeuge*). Und doch machte er Vorschläge über Vorschläge zur Verbesserung des Looses der Armen, suchte also jenen Unterschied, den er seiner Theorie nach wie eine unabänderliche Naturnothwendigkeit betrachten mußte, wenn nicht gänzlich aufzuheben, doch zu verringern und zu mildern, also (um zu seinem Gleichniß zurückzukehren) zwar nicht die Ameise zum Pfau, aber doch zu etwas Andrem zu machen, als was sie von Natur ist.

Irren wir nicht, so begegnete dem Philosophen mit seiner Theodicee ganz etwas Aehnliches, wie früher mit seiner Monadologie. Hier wie dort war sein Grundgedanke ein richtiger und fruchtbarer, aber er gab ihm eine falsche Anwendung und verkehrte ihn dadurch in sein Gegentheil. Es war ein großer und folgereicher Fortschritt auf der Bahn zur Begründung richtigerer und naturgemäßerer Ansichten von dem Menschen im Einzelnen und von der Menschheit im Ganzen, daß Leibnitz die sittliche Erziehung des Menschen von einer Reihe bedingender Voraussetzungen (angeborner oder angewöhnter Neigungen, frühester Eindrücke, Umgebungen u. s. w.) abhängig erklärte, in deren strengnothwendiger Verknüpfung, nach seiner Meinung, mehr göttliche Weisheit und Güte sich offenbart, als in dem mysteriösen Acte einer durch Nichts vermittelten Gnadenwahl, die — so wollte es die bestehende Orthodoxie — den Menschen ohne sein und Andrer Zuthun heiligen oder verdammen sollte, daß er ferner den gleichen Gedanken einer nach weise geordneten Naturgesetzen vor sich gehenden Entwicklung auch auf die Menschheit im Großen und auf das ganze All der Dinge übertrug. Die befruchtenden Keime dieser Ideen lassen sich in den anthropologischen und moralischen wie in den geschichtsphilosophischen Ansichten dieser und der nächsten Zeit unschwer wiedererkennen**).

Allein Leibnitz glaubte noch einen Schritt weiter gehen zu müssen. Indem er sich gleichsam zum Mitwisser und Dolmetscher des göttlichen

*) Tent. Theod., pars III, §. 246.

**) Ohne der späteren Darstellung vorzugreifen, sei hier nur im Voraus an Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts", Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" und Aehnliches erinnert.

Weltplanes erklärte, sprach er über diesen mit einer Unbedingtheit, welche verführerisch für seine Nachfolger auf dem gleichen Wege, gefährlich für die Unbefangenheit der Geschichtswissenschaft ward. Wenn Leibniz selbst sich noch damit begnügte, nur ganz im Allgemeinen die Vollkommenheit der Welt aus der Idee der göttlichen Weisheit abzuleiten, ohne sich zu vermessen, den Gang der Weltregierung und ihre Absichten im Einzelnen zu kennen und erklären zu wollen, so mochten Spätere, bei weniger Bescheidenheit und einem größeren Reichthum bereitliegenden geschichtlichen Materials, leicht der Versuchung unterliegen, die Nothwendigkeit eines ganz bestimmten Verlaufs der Weltgeschichte, und zwar nicht blos der schon vergangenen, sondern auch der erst zukünftigen, mit derselben Unbedingtheit, wie Leibniz seinen Satz von der besten Welt, zu demonstriren und zu construiren. Und wenn Leibniz sich ausdrücklich dagegen verwahrte, daß man nicht etwa aus seiner Behauptung, daß Alles in der Welt nach einer vorausbestimmten Ordnung erfolge, den Schluß ziehen möge: es sei gleichgültig, wie der Einzelne handle, und das Beste sei, willen- und thatlos der über Allem waltenden Vorsehung sein und des Ganzen Schicksal anheimzugeben, so sehen wir dennoch den Leibnizischen Satz: daß Alles, was geschehe, aufs Beste geschehe, von einem andern Systeme der Geschichtsphilosophie zum Losungsworte einer bedenklichen Theorie der Stabilität und des Indifferentismus namentlich im Politischen, gemisbraucht.

Man kann sich schwer des Gedankens entschlagen, daß schon Leibniz, vielleicht unbewußt, unter den Einflüssen einer ähnlichen politischen Ansicht seine Theodicee geschrieben habe, wenn gleich in ihr selbst davon, wie überhaupt von der Berührung bestimmter politischer oder socialer Zustände, kaum einzelne schwache Spuren vorkommen. Die Idee, daß alles Bestehende so vollkommen als nur möglich, also einer Aenderung weder fähig noch bedürftig sei, lag einem Zeitalter nahe, wo die höhern Stände bei der Fortdauer der gegebenen Verhältnisse wesentlich interessirt, die untern viel zu sehr an Unterwürfigkeit gewöhnt und größtentheils zu ungebildet waren, um an eine solche Aenderung auch nur zu denken, die Einzigen aber, welche daran hätten denken können, die Gelehrten, sich beinahe gänzlich von dem praktischen Leben abgewendet und in die erhabenen Regionen beschaulichen Wissens zurückgezogen hatten.

Auch Leibniz verfiel in seiner Theodicee diesem letztern Schicksal.

Während er ſonſt immer ſeinen Blick nacheiferungsvoll auf jene Nationen gerichtet hält, welche, von Reform zu Reform, von Entdeckung zu Entdeckung fortſchreitend, die Natur ſich dienſtbar zu machen und ihre öffentlichen Zuſtände zu verbeſſern unermüdlich befliſſen waren, erſcheint er hier ganz als der beſchauliche deutſche Gelehrte, der alles Beſtehende vortrefflich findet und ſein höchſtes Ziel wie ſeinen größten Stolz nur darein ſetzt, Alles zu wiſſen und die Gedanken des Schöpfers ſelbſt von Ewigkeit her auf das Vollſtändigſte zu kennen.

Sechster Abschnitt.

Die kirchlichen Verhältnisse und das religiöse Leben des Volkes. — Die katholische Kirche in ihrer Stellung zu der protestantischen: Proselytenmacherei; Unionsversuche. — Die protestantische Kirche seit dem Abschluß der Concordienformel. Schroffer Gegensatz zwischen Lutheranern und Reformirten. Bewegungen innerhalb des Lutherthums: Mystiker. G. Calixt. Spener und der Pietismus.

Während Leibnitz Reformen der umfassendsten Art, vom nationalen sowol als vom kosmopolitischen Standpunkte, wenn nicht durchführte, doch anstrebte, während er Alles aufbot, um Deutschland auf die Bahn des Wettlaufs mit den ihm vorausgeeilten Nachbarländern hinzudrängen und die von letzteren ausgegangenen neuen Ideen dem deutschen Genius einzuimpfen und anzupassen, entwickelte sich auf einem einzelnen Gebiete des geistigen Lebens der Deutschen, dem kirchlichen, eine Bewegung, zwar bescheidener in ihrem Umfange und beschränkter in ihrem Ziele, allein für die Bildung und Gesittung des Volkes, namentlich der Mittelklassen, von größerer unmittelbarer Wirksamkeit, als alle die vielseitigen und weitausgreifenden, nur leider selten erfolgreichen Bestrebungen des berühmten Philosophen. Wir meinen den Kampf des Pietismus gegen die Orthodoxie.

Rückblick auf die Gestaltung des kirchlichen Lebens überhaupt im 17. Jahrhundert. Die katholische Kirche und ihr Verhältniß zu der protestantischen.

Es geschieht nicht aus parteiischer Einseitigkeit oder Voreingenommenheit, wenn wir in den nachfolgenden Schilderungen des kirchlichen Lebens jener Zeit uns vorzugsweise und fast ausschließlich mit der Entwicklung des Protestantismus beschäftigen. Der Katholicismus im

Allgemeinen steht einer solchen Entwicklung ferner, denn sein Wesen und seine Macht beruht nicht in der Fortbildung, sondern in der Unwandelbarkeit, nicht in der Mannigfaltigkeit eines vielgestaltigen und bewegten religiösen Lebens, sondern in der Einheit feststehender, gleichförmiger kirchlicher Satzungen, Einrichtungen und Formen.

Der Katholicismus in Deutschland, verglichen mit dem französischen

Die katholische Kirche Deutschlands im 17. und zu Anfange des 18. Jahrhunderts hielt an dieser Unwandelbarkeit und Gleichförmigkeit besonders streng fest und bildete darin einen auffallenden Gegensatz zu der katholischen Kirche Frankreichs, welche gerade in derselben Zeit von mancherlei Kämpfen bewegt und nach mehr als einer Seite hin in die allgemeine Strömung des Kulturfortschrittes hineingezogen ward. Die katholische Kirche Deutschlands durfte nicht daran denken, gleich der französischen sich in Streitigkeiten mit dem heiligen Stuhle über das Maß ihrer nationalen Selbstständigkeit einzulassen, denn sie bedurfte der ganzen Unterstützung Roms und seines Einflusses bei ihren Kämpfen mit dem mächtigen protestantischen Gegner im eignen Lande. Die gleiche Rücksicht der Selbsterhaltung hielt jede Parteispaltung in ihrem Innern nieder, und so kam es, daß weder die Neuerungen der Jansenisten, noch die der Molinisten, welche beide in der französischen Kirche so große Aufregung veranlaßten, in Deutschland einen Boden fanden. Ebensowenig aber besaß der strenggläubige Katholicismus in Deutschland Verfechter, die sich an Scharfsinn und Beredsamkeit mit denen des französischen hätten messen können. Gegen die geistvolle Polemik eines Bossuet stachen die plumpen Streitschriften sonderbar ab, mit denen katholische Gelehrte in Deutschland ihre protestantischen Gegner, wie diese sie, bekämpften*), und selber die wenigen, die einen etwas höheren Ton anschlugen, verriethen doch kaum

*) Ton und Geist dieser Streitschriften lassen sich schon aus ihren Titeln abnehmen, von denen wir hier nur einige anführen wollen. 1628 und 1629 erschienen folgende Streitschriften: von Seiten der Protestanten: „Nothwendige Vertheidigung des Augapfels der evangel. Kurfürsten und Stände, nämlich der reinen Augsburgischen Confession", von Seiten der Katholiken: „Brille auf den Augapfel"; — Pr.: „Evang. Brillenputzer"; Kath.: „Ausputzer des evang. Br."; wiederum Kath.: „Wer hat das Kalb in's Auge geschlagen?"; Pr.: „Der Dillinger Kälberarzt" u. s. w. — Aus dem Anfange des 18. Jahrh. wird eine katholische Streitschrift angeführt unter dem Titel: „Friß, Vogel, oder stirb!" (Planck, „Geschichte der protestant. Theol." S. 346.)

eine Spur von der Feinheit dialektiſcher Ausführungen, wodurch der berühmte franzöſiſche Gelehrte glänzte. Die derbe und volksthümliche Kanzelberedſamkeit eines Abraham a Santa Clara, wie ſehr ſie auch in ihrer Weiſe wirkſam und am Platze ſein mochte, um die Sittenverderbniß und die Thorheiten der großen katholiſchen Hauptſtadt Deutſchlands zu züchtigen, hatte doch Nichts von dem erhabenen Schwunge religiöſer Begeiſterung, womit ein Fénélon ſeine Zuhörer für die Wahrheiten des Katholicismus zu erwärmen verſtand. Ein Mann wie Spee, welcher ſich ebenſo durch milde und freie Auffaſſung der Lehren ſeiner Kirche, wie durch edlen geiſtlichen Muth in der Bekämpfung einer grauſamen und unwiſſenden Strafrechtspflege auszeichnete*), ſtand als vereinzelte Ausnahme unter ſeinen Glaubensgenoſſen da, und wenn die katholiſchen Lehranſtalten Deutſchlands rückſichtlich der Methode des Unterrichts und der Aufſicht auf die Sitten ihrer Zöglinge den proteſtantiſchen nicht nachſtanden, eher überlegen waren**), ſo theilten ſie doch mit ihnen die traurigen Wirkungen der allgemeinen Rohheit und Verwilderung, welche der lange Kriegszuſtand über Deutſchland gebracht hatte.

Günſtige Stellung der katholiſchen Kirche in Deutſchland gegenüber der proteſtantiſchen.

Nichtsdeſtoweniger hatte die katholiſche Kirche in Deutſchland mancherlei Vortheile vor der proteſtantiſchen voraus. Während die letztere mit den proteſtantiſchen Kirchen außerhalb Deutſchlands wenig oder keinen Verkehr unterhielt und ſogar innerhalb ihrer ſelbſt immer mehr in einzelne, von einander abgeſonderte Landeskirchen zerfiel, deren Gemeinſamkeit nur dürftig in rechtlicher Beziehung durch das Corpus Evangelicorum auf dem Reichstage, in kirchlicher und wiſſenſchaftlicher durch die Gleichheit der Symbole und durch das geiſtige Band der theologiſchen Facultäten vermittelt ward, ſtand der Katholicismus nicht blos in Deutſchland als eine feſtverbundene Einheit da, ſondern fand auch — vermöge des großartigen Organismus der römiſchen Kirche, der eben damals ein neues, wichtiges Organ in dem mächtig aufgeblühten Jeſuitenorden gewonnen hatte — in allen dem päpſtlichen Stuhle untergebenen Ländern einen immer

*) Leibnitz hat dieſem Manne ein verdientes Denkmal geſetzt in ſeiner Theodicee, 1. Th. §. 96 und 97, wo er ſowol deſſen Buch: De virtutibus Christianis, als ſeine Schrift gegen die Hexenproceſſe rühmend erwähnt. Vgl. auch Henke, „Calixt", 2. Bd., S. 14.

**) Henke, a. a. O., 2. Bd., S. 15.

bereiten Schutz und Rückhalt. Spanische, italienische, französische Jesuiten und andere Ordensbrüder kamen nach Deutschland und drängten sich hier an die Höfe, in die Kreise der vornehmen Gesellschaft, an Gelehrte und Staatsmänner, um Proselyten zu machen, und, was ihnen nicht gelang, Das vollendeten ihre Collegen in Paris, Rom oder Venedig, indem sie deutsche Reisende von Rang und Namen in den Bereich ihres Einflusses zogen und ihre Bekehrungskünste an ihnen erprobten. Wissenschaftliche Streitigkeiten oder diplomatische Unterhandlungen, bei denen die Vertreter des Katholicismus in Deutschland sich ihren protestantischen Gegnern nicht gewachsen fühlten, wurden von ihren gelehrteren oder gewandteren Glaubensgenossen im Auslande aufgenommen und zu Ende geführt. In den Unionsverhandlungen, die damals zwischen den Katholiken und Protestanten gepflogen wurden, glänzten auf katholischer Seite vorzugsweise ausländische Namen, die Namen eines Bossuet, Huet, Pelisson, Spinola.

Die allgemeinen Zustände Deutschlands in dieser Zeit und die Stimmungen, welche sie erzeugten, waren dem Katholicismus überwiegend günstig. Der protestantische Religionstheil war gespalten in Lutheraner und Reformirte, und diese beiden Confessionen zeigten sich durch die gemeinsam bestandene Noth und Gefahr so wenig von ihrer alten Feindschaft geheilt oder einer Versöhnung geneigter gemacht, daß sie am Ende des dreißigjährigen Krieges einander beinahe schroffer gegenüberstanden, als vorher*). Im Schooße der lutherischen Kirche selbst walteten Zwistigkeiten, gegenseitige Anfeindungen, Verkleinerungen und Verfolgungen aller Art. Die Wortführer des Katholicismus hatten

*) Wir kommen auf diesen Zwiespalt der Lutheraner und der Reformirten weiter unten zurück, glauben aber schon hier wenigstens ein Beispiel des fanatischen Glaubenshasses und der Unduldsamkeit Beider gegen einander (und vorzugsweise der Lutheraner gegen die Reformirten) anführen zu müssen, weil dasselbe gerade auch ihr beiderseitiges Verhältniß zu den Katholiken mit betrifft. Als sich katholische, lutherische und reformirte Theologen zu dem Religionsgespräch zu Thorn zusammengefunden (1645), durch welches eine Aussöhnung aller drei Confessionen versucht werden sollte, bestürmten die lutherischen Theologen (Calov und Betsach aus Danzig, Hülsemann aus Wittenberg) den Magistrat von Thorn wegen Aufhebung des daselbst erlassenen Verbots des Elenchus nominalis, d. i. des namentlichen Scheltens auf der Kanzel gegen die Reformirten, so lange, bis ihnen dieser christliche Wunsch erfüllt ward. Und Das war noch während der Fortdauer des 30jährigen Krieges! (K. A. Menzel, a. a. O., 8. Bd., S. 224; Hering, a. a. O., 2. Bd., S. 1 flg.)

daher gute Gelegenheit, dieser Zerrissenheit des Protestantismus die Einigkeit ihrer Kirche, dieser Anarchie abweichender Glaubensmeinungen (die, wie sie behaupteten, zuletzt nothwendig dahin führen müsse, „daß es so vielerlei Religionen, als Pfarrkirchen, gebe" *), die unverrückbare Sicherheit ihres, von einer einzigen obersten Autorität getragenen und festgehaltenen Lehrsystems anpreisend gegenüberzustellen, und sie fanden nicht Wenige unter den Protestanten, sogar Gelehrte und Theologen, welche durch solche Gründe entweder wirklich bewogen wurden, ihren Glauben aufzugeben, oder doch darin einen erwünschten Vorwand zur Beschönigung dieses Glaubenswechsels erblickten. Einen andern Vorwand bot die auf den meisten Universitäten Deutschlands und unter einem großen Theile der protestantischen Theologen herrschende Geistesbeschränktheit und Sittenrohheit, gegen welche die vielseitigere Bildung und die feinere Lebensart der Gelehrten Frankreichs und Italiens vortheilhaft abstach. Und endlich war die Erstarrung des Protestantismus selbst in äußeren Formen und gedankenloser Buchstabengläubigkeit ganz dazu angethan, lebhaftere Gemüther dem Katholicismus in die Arme zu treiben, dessen reiches Ceremoniel und großartiger kirchlicher Organismus wenigstens der Phantasie mannigfaltigere Nahrung bot **).

Proselytenmacherei der katholischen Kirche und deren Erfolge.

Durch den Einfluß solcher und ähnlicher Beweggründe (abgesehen von der nicht minder verführerischen Macht äußerer Vortheile) füllten sich die Listen der römischen Propaganda in dieser Zeit mit zahlreichen Namen deutscher Protestanten, unter denen nicht wenige durch Rang, öffentliche Stellung oder Ruf der Gelehrsamkeit Ausgezeichnete sich befanden. Neben einer langen und glänzenden Reihe fürstlicher Apostaten, zu welcher vom dreißigjährigen Kriege an bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts fast sämmtliche Regentenhäuser der deutschen Mittelstaaten und manche der kleineren ihr Contingent stellten ***), feierte die katholische Kirche auch den, beinahe noch

---

*) So äußerte sich Spinola gegen die Berliner Theologen, s. K. A. Menzel, a. a. O., 8. Bd., S. 270.

**) Vgl. K. A. Menzel, a. a. O., 8. Bd., S. 286, Henke, a. a. O., 2. Bd., S. 15.

***) Vgl. oben S. 149. — Schon während des dreißigjährigen Kriegs traten über: ein Landgraf Fr. von Hessen, zwei Grafen von Nassau und ein Herzog von Mecklenburg; ihnen folgten: Joh. Fr. von Braunschweig-Lüneburg (1651),

größeren Triumph, eine nicht geringe Anzahl deutſcher Gelehrten, Staatsmänner, ja ſelbſt Theologen ihrem angeſtammten Glauben abwendig und zu Anhängern, zum Theil ſogar zu eifrigen Wortführern und Verbreitern der römiſchen Lehre gemacht zu haben*).

Landgraf Ernſt von Heſſen-Rheinfels (1652), Pfalzgraf Chriſtian Auguſt (1663), (die Neuenburger Linie war ſchon 1618 katholiſch geworden), die beiden Auguſte von Sachſen, das ſeitdem katholiſch blieb, G. A. von Baden-Durlach, Herz. Max Wilh. von Braunſchweig-Lüneburg (Georgs I. Bruder), Anton Ulrich von Br.-Wolfenbüttel (1710) nebſt ſeiner Enkeltochter Eliſ. Chriſtine, Herzog Chr. Ad. von Sachſen-Zeitz, (1689) und durch dieſen wieder zwei andere Herzöge deſſelben Hauſes, Moritz Wilhelm von Sachſen-Zeitz (1715) und Moritz Adolph von Sachſen-Weißenfels (1716), von denen jedoch der Erſtere zum Proteſtantismus zurücktrat (angeblich, weil man ihn über die wahren Lehren der römiſchen Kirche getäuſcht hatte), Chr. U. von Würtemberg-Oels und Carl Alexander von der Hauptlinie Würtemberg (1713) mit drei Söhnen, Pfalzgraf Fr. von Zweibrücken (1746), Landgraf Fr. von Heſſen-Kaſſel (1749). (Schröckh „Kirchengeſchichte", 7. Bd., S. 65 fl.; K. A. Menzel, a. a. O., 8. Bd., S. 286 fl.; Soldan: „Der Proſelytismus in Braunſchweig und Sachſen"; Hoßbach: „Spener und ſeine Zeit", S. 54 fl.; Rommel: „Leibnitz und Landgraf Ernſt", 1. Bd., S. 33., u. A.) Der letztgenannte Schriftſteller beſtätigt namentlich die, ſchon oben (S. 149) ausgeſprochene Vermuthung, daß die römiſche Propaganda es beſonders auf die jüngeren Söhne und die Nebenlinien proteſtantiſcher Fürſtenhäuſer abgeſehen gehabt habe. Dieſen wurden wohldotirte Stellen, ſei es am Kaiſerhofe, ſei es in der höheren geiſtlichen Hierarchie, in Ausſicht geſtellt, auch wol baare Geldanerbietungen (zur Bezahlung ihrer Schulden u. dgl.) gemacht. Ferner wurde darauf geſehen, daß dieſe Prinzen, wenn ſie katholiſch geworden, ſich ja vermählten und katholiſche Linien begründeten, und zu dieſem Zwecke ertheilte man ſogar Denen, welche geiſtliche Weihen empfangen hatten, wie z. B. dem Landgrafen von Rheinfels (ſ. Soldan S. 114) Dispenſation zum Heirathen.

*) Dahin gehören: der Helmſtädter Theolog Nihus (1622), Hunnius, Vicekanzler der Univ. Marburg, die Philologen: Lucas Holſten und ſein Neffe P. Lambeck von Hamburg (1627 und 1662), M. D. D. Noſſel von Bremen (1667), der Tübinger Rechtsgelehrte Chr. Beſold, Pfeiffer, Hofprediger und Prof. zu Königsberg (1694), Fromm, Probſt zu Berlin (1667), Prätorius, Pfarrer zu Rubudzin (1685), der ſchleſ. Liederdichter Scheffler, bekannt unter den Namen Angelus Sileſius (1652), der holſteiniſche Edelmann Chr. von Ranzow (1650), der Freiherr von Boineburg (1656), endlich noch im dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts G. Spangenberg, älteſter Bruder des berühmten Biſchofs der evang. Brüdergemeinde. Im 18. Jahrhundert hören übrigens die Bekehrungen prot. Gelehrten und Theologen zur kathol. Kirche eine Zeit lang faſt ganz auf, bis ſie gegen das Ende deſſelben wieder häufiger werden. (Vgl. die in der vorigen Note angeführten Schriften.)

Bestrebungen zur Zurückführung der Protestanten in Masse unter die Herrschaft Roms: Pläne einer Union zwischen beiden Religions-Theilen.

Nicht zufrieden mit diesen Eroberungen im Einzelnen, betrat die römische Kirche noch einen andern Weg, um die von ihr Abgefallenen zu sich zurückzuführen. Zur Wiedervereinigung der Protestanten in Masse mit den Katholiken wurden Pläne entworfen und Unterhandlungen angeknüpft. Auch dabei kamen, wie die allgemeine Zeitströmung, so die besondern Verhältnisse Deutschlands den Bestrebungen Roms zu Hülfe. Die lebhafte Beschäftigung mit den Ideen älterer und neuerer Philosophen hatte viele, und theilweise gerade die größten und edelsten Geister Deutschlands gleichgültiger gegen die Unterschiede der positiven Glaubenssysteme gemacht, von denen keines ihren speculativen Forschertrieb und ihren Drang nach Veredlung der Menschheit völlig befriedigte. Warmfühlende Patrioten, welche die religiöse Spaltung Deutschlands als einen Hauptgrund der politischen Schwächung des einst so mächtigen Reichs und seiner demüthigenden Abhängigkeit vom Auslande beklagten, mochten gern dem Gedanken nachhängen, ob nicht eine Aussöhnung der getrennten Religionsparteien und dadurch eine Wiedererhebung und Kräftigung Deutschlands möglich sei. In diesem Sinne suchte der größte protestantische Theolog des 17. Jahrhunderts, Georg Calixt, bei dem von dem Könige von Polen 1645 zu Thorn veranstalteten Religionsgespräche für eine Einigung aller drei Confessionen, der katholischen und der beiden protestantischen, zu wirken. Er hegte die Ueberzeugung, daß, wenn nur Katholiken und Protestanten auf die gemeinsame geschichtliche Grundlage ihres beiderseitigen Glaubens, auf das Bekenntniß der ältesten christlichen Kirche, zurückgehen und wenn sie überhaupt sich der „überflüssigen Speculationen" über das Dogma etwas mehr enthalten, dafür aber größeres Gewicht auf das praktische Moment des Christenthums, auf Das, was zur sittlichen Besserung und Heiligung des Menschen nöthig sei, legen wollten, sie sich wol einigen und die Schranken, durch welche sie zu lange schon zum Nachtheil des wahren Christenthums wie des Vaterlandes getrennt seien, beseitigen könnten. In diesem Sinne stiftete Carl Ludwig von der Pfalz, Sohn des unglücklichen Böhmenkönigs, welchem der kirchliche Zwiespalt sein Land gekostet hatte, 1677 in Mannheim eine „Eintrachtskirche", in welcher alle drei Religionsgenossenschaften abwechselnd, jede in ihrer Weise, Gott verehren sollten, und ließ dieselbe durch einen lutherischen, einen reformirten und einen katholischen Geistlichen, die unmittelbar nach einander

darin predigen mußten, einweihen. In diesem Sinne bot Leibnitz seine Hand zu jenen lange fortgesetzten, aber erfolglosen Unionsverhandlungen, welche die Reihe dieser Annäherungsversuche zwischen Katholiken und Protestanten im 17. Jahrhundert abschließen*).

Jeder derartige Versuch mußte, wenn er gelang, zu Gunsten der katholischen Kirche ausschlagen. Ihr fester und doch elastischer Organismus sicherte ihr ein zweifelloses Uebergewicht über die protestantische Kirche, sobald diese sich auf Pläne der Vereinigung einließ. Die geschichtliche Tradition und das Ansehen des höheren Alters waren für sie. Und endlich wurden ihre Ansprüche auf Bevorrechtung nicht wenig unterstützt durch die gegenseitige Eifersucht der beiden andern Glaubensparteien, deren jede sich eher der gemeinsamen Gegnerin, als der verhaßten Halbschwester untergeordnet haben würde. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß diese Eifersucht sich am stärksten auf lutherischer Seite kundgab und daß ebendeshalb die Bemühungen der Katholiken für eine kirchliche Union sich vorzugsweise dorthin wendeten**).

Die katholische Kirche war sich dieser Vortheile ihrer Stellung sehr wohl bewußt und suchte dieselben nach Möglichkeit auszubeuten. Wenn sie scheinbar den Protestanten entgegenkam, ja sogar sich herbeiließ, mit ihnen zu unterhandeln, so konnte es sich dabei doch, ihrer Absicht nach, niemals um einen Vertrag wie unter Gleichberechtigten, sondern nur um die härteren oder milderen Bedingungen der Unterwerfung handeln, welche die in ihren Schooß Zurückkehrenden einzugeben hätten. Diesen Geist athmen alle die zahlreichen Schriften, welche im Laufe des 17. Jahrhunderts von Katholiken ausgingen und die verlockenden Losungsworte: Eintracht, Friede, Einigung unter den Religionsparteien an der Stirn tragen***).

---

*) K. A. Menzel, „Neuere Geschichte der Deutschen", 8. Band. Ueber die angeblichen, aber erdichteten oder wenigstens entstellten Verhandlungen des Kurfürsten von Mainz mit der päpstlichen Curie in der gleichen Sache (1660) vgl. ebenda, S. 329., Guhrauer, Einleitung zu Leibnitzens „Deutschen Schriften", S. 3.

**) So ward 1644 von Rom aus ein Versuch gemacht, diejenigen lutherischen deutschen Fürsten, welche man für die erbittertsten Gegner des Calvinismus hielt, zur Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche zu bewegen (K. Fr. von Mosers „Patriot. Archiv", 6. Bd., S. 367, Schröckh, „Kirchengeschichte", 7. Bd., S. 91.).

***) Dahin gehören z. B. Meditata Concordia cum Protestantibus, von dem Jesuiten Masenius (1664), Aurora pacis religionum, divinae veritatis amica, von dem

Die bei Weitem bedeutendste von allen diesen Schriften war die des gelehrten französischen Bischofs Bossuet*), welcher mit ebenso viel Feinheit und Beredsamkeit, als anscheinender Freisinnigkeit und Mäßigung die Anstöße zu beseitigen suchte, welche man protestantischerseits an den Lehren der römischen Kirche nahm. Aufgegeben ward dabei von allen diesen Lehren nicht eine — weder die Verehrung der Heiligen, noch die genugthuenden Werke, noch das Meßopfer, noch irgend ein anderer Cardinalpunkt des Katholicismus; wol aber versuchte Bossuet, durch eine freiere Deutung diese und andere katholische Dogmen dem Verstande und dem religiös-sittlichen Gefühle der Gegner annehmbarer zu machen und die Schroffheit zu mildern, welche ihnen das Tridentiner Concil durch eine allzustrenge und beschränkende Fassung gegeben zu haben schien. So weit ging Bossuet in der Anbequemung an die Denkweise der Gegner und der Berücksichtigung ihrer Bedenken, daß selber von seinen Glaubensgenossen manche, wie der gelehrte Jesuit Maimbourg, die von ihm den Lehren der Kirche gegebene Auslegung als eine willkürliche und unberechtigte verwarfen, während dagegen Andere, und unter ihnen das Oberhaupt der Kirche selbst, Innocenz VI., seinen Bestrebungen, die Protestanten zu gewinnen, Beifall schenkten.

Nicht lange darauf ging man katholischerseits noch einen Schritt weiter**). Im Auftrage des Kaisers Leopold bereiste seit 1675 ein

Mainzer Weihbischof Volusius (1663), Tuba pacis, von dem katholisch gewordenen ehem. protest. Prediger Prätorius (1685), Lutherus et Calvinus schismatici quidem, sed reconciliabiles, von dem Engländer Gibbon de Burgo (in Deutschland besonders vom Kurfürsten von Mainz beifällig aufgenommen), Sapientia pacifica, vom Jesuiten Marcellus, Via pacis, von Denis, das Irenicon des Jesuiten Ebermann (1645), die vielen Schriften des Jesuiten Detz, des Convertiten Nihus, der Gebrüder Walenburg u. A. m. (Vgl. Arnold, „Kirchen- und Ketzerhistorie", S. 383, Planck, a. a. O., S. 314, K. A. Menzel, a. a. O., 8. Bd., S. 389, Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd., S. 360, Henke, „Calixt", 2. Bd., S. 214 fl.)

*) Exposition de la doctrine de l'église catholique sur les matières de controverse 1671. (Vgl. Hagenbach, a. a. O., 2. Thl., S. 348; Guericke, Handbuch der Kirchengeschichte, S. 333; Guhrauer, a. a. O., 1. Bd., S. 359; K. A. Menzel, a. a. O., 9. Bd., S. 263.)

**) Das Folgende nach: K. A. Menzel, a. a. O., 9. Bd., S. 10 fl., 268 fl., Hering „Geschichte der kirchlichen Unionsversuche", 2. Bd., Heßbach, a. a. O., 1. Bd., S. 209; Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd., S. 66 fl., 2. Bd., S. 20 fl. Leibnitii Opp. Omn., ed. Dutens, tom. I., p. 507.

spanischer Franziskaner, Roras von Spinola, Beichtvater der Kaiserin, einen großen Theil von Deutschland, um die protestantischen Fürsten und Geistlichen einer Wiederannäherung an Rom geneigt zu machen. Im Ganzen war er damit nicht sehr glücklich. Weder die strenglutherische Geistlichkeit Kursachsens, noch die reformirte Kurbrandenburgs oder der große Kurfürst selbst erwiesen sich den Absichten des kaiserlichen Unterhändlers günstig, und ebensowenig gelang es ihm, das Haupt der pietistischen Partei, Spener, den er in Frankfurt aufsuchte, für seine Zwecke zu gewinnen. Mit klarem Blicke erkannte Spener, daß man damit umgehe, durch scheinbare Nachgiebigkeit in einzelnen Punkten die Protestanten unter die Herrschaft Roms zurückzuführen, den einmal unterworfenen aber zu gelegener Zeit die zuvor gemachten Zugeständnisse wieder zu entziehen, und er blieb daher nicht allein selbst gegen alle Ueberredungskünste Spinola's taub, sondern warnte auch den Kurfürsten von Sachsen, dessen Vertrauen er besaß, sich in Unterhandlungen mit demselben einzulassen. Nur in Hannover fand Spinola eine günstigere Aufnahme. Zwar mußte er das erste Mal (1679) auch von dort unverrichteter Sache wieder abreisen, denn Herzog Johann Friedrich, als Apostat, wagte nicht, den Argwohn seiner protestantischen Umgebungen durch Begünstigung katholischer Unionspläne zu reizen. Um so bereitwilliger kam Johann Friedrichs Nachfolger, Ernst August, durch kein solches Bedenken gebunden, den Wünschen des Kaisers entgegen, dessen Gunst ihm bei seinen Bemühungen um die Kurwürde wichtig war. Auch die geistvolle Gemahlin des neuen Herzogs, die Freundin Leibnitzens, welche mit diesem den Hang zu großen, weitaussehenden Untersuchungen theilte und außerdem unter dem Einfluß ihrer, ebenfalls katholisch gewordenen Schwester Louise Hollandine, Aebtissin von Maubuissen, stand, begünstigte die Pläne Spinola's und vermittelte zu deren Unterstützung directe Anknüpfungen Leibnitzens mit den französischen Theologen, mit Pelisson, Huet und zuletzt mit Bossuet selbst. Auf der Universität Helmstädt und in der von dieser gebildeten Geistlichkeit des Landes lebten die milderen, einer Aussöhnung der Confessionen zugeneigten Religionsansichten des edlen Calixt noch fort, und sowol dessen Sohn, Ulrich Calixt, der seines Vaters Lehrstuhl einnahm, als der erste Geistliche des Landes, Molanus, Abt von Loccum, der vom Herzoge nebst Leibnitz speziell mit der Führung der Unterhandlungen auf protestantischer Seite betraut ward, kamen den Vorschlägen Spinola's so weit,

ja vielleicht weiter entgegen, als ohne gänzliches Aufgeben der Grundsätze der Reformation nur immer geschehen konnte.

Von der andern Seite waren die Anerbietungen, welche der katholische Unterhändler im Namen seiner Kirche machte, in der That überraschend. Die Protestanten sollten weder von den Grundlagen ihres Glaubens, ihrer Gebräuche oder ihrer Verfassung, noch in Bezug auf das Recht ihrer Fürsten in Kirchensachen oder die persönliche Stellung ihrer Geistlichen etwas Wesentliches aufgeben. Der Gebrauch des Kelches sollte den Laien, das Eingehen von Ehebündnissen den Pfarrern vorbehalten bleiben. Das Anathema oder Verdammungsurtheil, welches das Tridentinische Concil über alle Nichtkatholische ausgesprochen, sollte aufgehoben sein, und ein neues allgemeines Concil, an welchem auch die Protestanten, nicht als Angeklagte, sondern als gleichberechtigt Mitstimmende theilnehmen würden, sollte die künftige Lehre und Verfassung der wiedervereinigten Kirche feststellen. Die Oberherrlichkeit des Pabstes könnten die Protestanten wol anerkennen, wenn nicht als höchste entscheidende Autorität, so doch im Interesse kirchlicher Ordnung, nach menschlicher, nicht nach göttlicher Einsetzung.

Protestantischerseits zeigte man sich bereit, diesen letzten Punkt — offenbar den wichtigsten für beide Theile — zuzugestehen, sogar dem Pabste eine gewisse Gerichtsbarkeit einzuräumen.

Auf Grund solcher gegenseitiger Zugeständnisse kam denn 1683 ein förmlicher Unionsentwurf zu Stande. Die Aufnahme der Protestanten in die Gemeinschaft und den Organismus der katholischen Kirche sei *vor Allem* zu bewirken, hieß es darin; die Vereinigung über die Unterschiede der Lehre könne späterer Verständigung vorbehalten bleiben. Bis dahin solle jeder von beiden Theilen das Dogma des andern dulden. Ein „Widerruf" solle von keiner Seite verlangt, doch sollten „Erklärungen" — in Betreff der Auffassung streitiger Punkte — gegeben werden. Ueber einen der wichtigsten von diesen, die Lehre der Transsubstantiation, oder das Meßopfer, hatte man sich nicht zu einigen vermocht; doch sollte auch Dies der kirchlichen Gemeinschaft nicht hinderlich sein.

Mit diesem Unionsentwurfe, welchem der Kaiser seine volle Genehmigung verlieh, begab sich Spinola nach Rom, um auch von der höchsten Autorität der katholischen Kirche die Vollmacht zur Vollendung des begonnenen Werkes auf solcher Grundlage zu erlangen. Auch dort

ward das Geſchehene mit Befriedigung aufgenommen. Der Pabſt, mehrere Cardinäle, der Jeſuitengeneral erklärten ſich damit einverſtanden. Beſtimmte Zuſicherungen in Bezug auf die von Spinola Namens der römiſchen Kirche den Proteſtanten in Ausſicht geſtellten Zugeſtändniſſe gab man zwar nicht — angeblich, weil der Pabſt, eben damals im Streit mit der gallikaniſchen Kirche, Nichts thun dürfe, was ihn im Lichte zu großer Nachgiebigkeit gegen die Proteſtanten erſcheinen laſſen könnte —; „indeſſen" — ward dem kaiſerlichen Unterhändler eröffnet — „könne man den Proteſtanten wol Hoffnung auf Erlangung ſolcher Zugeſtändniſſe machen." Außerdem ſoll derſelbe geheime Inſtructionen erhalten haben, welche ihm geſtatteten, den Gegnern zuzugeſtehen, daß ein Irrthum in Glaubensſachen noch nicht unbedingt Ketzerei ſei, „ſo lange man in einer unüberwindlichen Unkunde darüber lebe, daß die Kirche das Gegentheil feſtgeſetzt habe, und ſobald man nur anerkenne, daß ein allgemeines Concil, als Organ der ganzen Kirche, nicht irren könne."

In Deutſchland erregte das zu Hannover begonnene Unionswerk unter den Proteſtanten, beſonders den proteſtantiſchen Fürſten, mancherlei Bedenken. Sogar der, ſelbſt erſt katholiſch gewordene Landgraf Friedrich von Heſſen äußerte die Beſorgniß: ob nicht die allzugroße Nachgiebigkeit des ſpaniſchen Wortführers der katholiſchen Kirche eine den Proteſtanten geſtellte Falle ſein möchte. Auch Leibnitz ward betroffen über den, ſchier allzu raſch zuſtandegekommenen Vergleich. Er hielt ein gründlicheres Verfahren der Ausgleichung für nothwendig und glaubte den Weg dazu in einer Auseinanderſetzung der ſtreitigen Punkte und einer ſolchen Erklärung derſelben zu finden, welche beiden Theilen genugthäte. In dieſer Abſicht verfaßte er von ſeinem Standpunkte aus, doch unter der Maske eines katholiſchen Theologen (um nicht von vornherein auf Vorurtheile bei den Katholiken zu ſtoßen), den Entwurf eines kirchlichen Lehrſyſtems, wie es, nach ſeiner Meinung, von den unbefangenern Anhängern der römiſchen wie der proteſtantiſchen Kirche wol angenommen werden könnte*).

*) Dieſer Entwurf (der damals nicht zur Oeffentlichkeit gelangte) wurde ſpäter unter L.'s hinterlaſſenen Papieren gefunden und unter dem Titel: Systema theologicum Leibnitii herausgegeben. Daß der darauf begründete Vorwurf: Leibnitz ſei katholiſch geworden, unbegründet geweſen, hat Guhrauer (a. a. O., 2. Bd., S. 28) nachgewieſen, unter Bezugnahme auf eine von Couſin im Journal des Savans von 1844 (S. 604) veröffentlichte Correſpondenz L.'s mit Malebranche.

Allein der Herzog, der das Unionswerk mehr aus politischen, als aus religiösen Beweggründen betrieb, wollte von diesem langsamen Wege Nichts wissen und drängte zur Fortsetzung der Unterhandlungen in der begonnenen Weise. Gleichwol führten diese zu keinem Ziel. Unterbrochen durch den französisch-deutschen Krieg, der die Aufmerksamkeit des Kaisers und des Herzogs davon ablenkte, wurden sie zwar auf des Kaisers besondern Betrieb 1691 und später wieder 1698 nochmals aufgenommen, 1700 sogar nach Wien verlegt, wohin sich Leibnitz auf spezielle Einladung des Kaisers begab, — aber Alles ohne Erfolg. Bossuet, welchem die Herzogin den zwischen Spinola und Molanus vereinbarten Unionsentwurf übersandt hatte, erklärte sich gegen diese Methode der Unterhandlungen, „welche mit der Vereinigung anfange, um nachher erst die streitigen Punkte zu prüfen", und — war es wirkliche Aufrichtigkeit, war es, weil der französische Bischof als Franzose und als Mitglied der gallikanischen Kirche einer Union nicht günstig sein konnte, welche die Macht des Kaisers und die Einigkeit Deutschlands stärken und zugleich das Ansehen Roms bedeutend erhöhen mußte — er warnte vor der Täuschung, als werde die römische Kirche jemals von einem Punkte der festgesetzten Lehre, im Besonderen von Demjenigen, was das Tridentiner Concil festgesetzt, auch nur im Geringsten abgehen. Höchstens bei den gleichgültigen Artikeln über die Disciplin könne sie „nach Zeit und Gelegenheit in Etwas nachgeben." Es sei möglich, den Protestanten gewisse Dinge zu bewilligen, um „die Gewohnheiten ihres kirchlichen Lebens zu schonen", so den Kelch beim Abendmahle; es sei auch möglich, im Wege der „Erklärungen" sich über manche streitige Punkte der Lehre zu verständigen; allein ein Feilschen über die Grundlagen der festgestellten Lehre dulde die Verfassung der Kirche nicht. Man könne katholischerseits auf den Namen und die Autorität des Tridentiner Concils Verzicht leisten, aber man müsse verlangen, daß die Protestanten den Inhalt der Lehre gerade so annähmen, wie derselbe von jenem und von früheren Concilien festgestellt sei.

Einer solchen Entschiedenheit und Offenheit gegenüber mußte auch die größte Nachgiebigkeit, wenn sie nicht geradezu sich unterwerfen wollte, fruchtlos bleiben. Molanus trat schon nach kurzer Zeit von den Verhandlungen mit Bossuet zurück; Leibnitz setzte den Verkehr mit demselben noch längere Zeit fort, jedoch mehr in der Form eines gelehrten Wettkampfes um gewisse Fundamentalsätze der beiderseitigen Kirchen, als

eigentlicher Verhandlungen zum Behufe der thatsächlichen Annäherung beider an einander. Bossuet brach endlich (1694) den Briefwechsel, als unfruchtbar, ab, und, obwol Leibnitz ihn noch einmal (1699) wieder aufnahm, so kam es doch zu keiner Verständigung, und 1701 hörte jede Verbindung zwischen den beiden Männern auf, von denen keiner den andern überzeugt, aber jeder des andern Gelehrsamkeit und Scharfsinn achten gelernt hatte*).

Scheitern der Unionsversuche.

Die Unionsbestrebungen selbst waren inzwischen ins Stocken gerathen. Politische Beweggründe hatten dieselben hervorgerufen; politische Beweggründe setzten ihnen ein Ziel. Der Wunsch, ganz Deutschland unter einem Glauben wieder zu vereinigen und dadurch auch die kaiserliche Macht aufs Neue fester zu gründen, hatte den Kaiser zum Gönner der Union gemacht; der Wunsch, die spanische Krone seinem Hause zuzuwenden, mußte ihm jetzt rathen, davon abzustehen. Die deutschen Protestanten hatte er durch Nachgiebigkeit für die Einigung zu gewinnen gehofft und darum so bedeutende Zugeständnisse im Namen der katholischen Kirche gemacht; den strengkatholischen Spaniern gegenüber durfte er nicht wagen, den Verdacht solcher Nachgiebigkeit auf sich zu laden, wenn er nicht deren Herzen von sich abwenden wollte.

Auf ganz ähnliche Weise ward aber auch der hannöversche Hof durch entgegengesetzte politische Pläne hin- und hergezogen. Das Streben nach der Kurwürde hatte Ernst August veranlaßt, sich dem Kaiser zu nähern und dessen Lieblingsplan zu unterstützen; die Aussicht auf den englischen Thron bewog seinen Nachfolger, sich auf den strengprotestantischen Standpunkt zurückzuziehen, um nicht eine so glänzende Hoffnung zu verscherzen. Denn die englische Krone konnte nur einem Fürsten von makellosem protestantischen Bekenntniß zu Theil werden**).

---

*) S. den ganzen Briefwechsel zwischen Leibnitz und Bossuet in des Erstern Opp. Omn., a. a. O.

**) Leibnitz, der, so lange das Interesse seines herzoglichen Herrn ein Entgegenkommen gegen die Wünsche des Kaisers zu gebieten schien, so eifrig für eine Annäherung an die Katholiken gewesen war, schrieb nach der eröffneten Aussicht auf die englische Krone: „Unser ganzes Recht auf England ist in der Ausschließung der röm.-katholischen Religion begründet, daher müssen wir Alles vermeiden, wodurch wir lau gegen die Römisch-Katholischen erscheinen würden". Guhrauer, a. a. O., 2. Bd., S. 238.

So zerfiel das Unionswerk in Nichts, da die Machthaber ſich davon abwendeten. Die große Mehrzahl der proteſtantiſchen Theologen war von vornherein dagegen geweſen; in den weiteren Kreiſen des Volks hatte man wol kaum Viel davon erfahren, denn die eigentlichen Verhandlungen wurden geheim gehalten, weil man, und wol mit Recht, Mißdeutungen und Beargwöhnungen derſelben fürchtete.

Die römiſche Kirche ſelbſt fühlte wenig Neigung, auf die Unionspläne zurückzukommen. Hatte ſie vorher die Macht des deutſchen Kaiſers ſtärken wollen, um an ihm eine Stütze gegen Ludwigs XIV. Unbotmäßigkeit zu haben, ſo begann ſie jetzt eben dieſe Macht mit Mißtrauen zu betrachten, da die Eröffnung der ſpaniſchen Erbfolge eine Vereinigung der ſpaniſchen und italieniſchen Beſitzthümer des Hauſes Habsburg mit den deutſchen in Ausſicht ſtellte. Auch eröffneten ſich ihr neuerdings andre, bequemere Wege zur Ausbreitung ihrer Herrſchaft in Deutſchland. Die beiden erſten proteſtantiſchen Fürſtenhäuſer Deutſchlands, Kurſachſen, das Haupt der Lutheraner, Kurpfalz, das Haupt der Reformirten, waren zu ihr abgefallen, und wenn auch in Sachſen die Feſtigkeit der Stände, welche auf gewiſſenhafte Befolgung der von Auguſt dem Starken ihnen in Betreff der Landesreligion gegebenen Reverſalien hielten, der Eifer der Theologen und der natürliche Argwohn einer ſtrengproteſtantiſchen Bevölkerung gegen den katholiſch gewordenen Hof der römiſchen Propaganda einigermaßen Schranken ſetzten, ſo waren dagegen ihre Erfolge in der Pfalz um ſo größer, wo man ſich nicht ſcheute, die von Ludwig XIV. während der Beſetzung des Landes vollzogene Katholiſirung eines großen Theils deſſelben und den von dieſem Monarchen im Ryswicker Frieden ausbedungenen Fortbeſtand der Eroberungen ſeiner Kirche beſtens zu acceptiren und zu einer immer weiter fortſchreitenden Ausbreitung des Katholicismus zu benutzen*).

Bedrückungen und Verfolgungen der Proteſtanten durch die Katholiken.

Von dieſer Zeit an tritt an die Stelle der vorübergehenden ſchein-

*) Man beſchuldigte die katholiſchen Stände Deutſchlands, insbeſondere Oeſtreich und den Kurfürſten von der Pfalz ſelbſt, die betreffende Klauſel des Friedens mit Ludwig XIV. abgeredet zu haben. (Häuſſer, „Geſchichte der Pfalz", 2 Bd., S. 805.) Nicht weniger als 1922 Ortſchaften wurden als ſolche bezeichnet, in denen die katholiſche Religion, als vor dem Frieden daſelbſt eingeführt, im Beſitz erhalten werden müſſe. (Ebenda.)

baren Versöhnlichkeit und Annäherung beider Religionstheile in Deutschland wiederum der ganze starre Fanatismus gegenseitiger Verfolgung und Bedrückung, vorzugsweise stark auf katholischer Seite, schon um deswillen, weil die Fälle, wo vereinzelte protestantische Bevölkerungen auf dem Gebiete katholischer Landesherren sich befanden, häufiger waren, als die entgegengesetzten. In der Pfalz, wo man seit dem Ryswicker Frieden planmäßig die protestantische Religion auszutilgen suchte, zwang man die Protestanten, die katholischen Feiertage mitzubegehen, vollzog an unmündigen Waisen und an Kindern aus gemischten Ehen gegen den Willen ihrer Angehörigen die Aufnahme in die katholische Kirche, ja scheute selbst vor gewaltsamen Bekehrungen Erwachsener — wahren Dragonaden nach dem Muster Ludwigs XIV. — nicht zurück. Vom Pabste angestachelt, trotzte der Kurfürst allen Vorstellungen des Corpus Evangelicorum und der auswärtigen protestantischen Mächte, und erst die Repressalien, welche Brandenburg an den dortigen Katholiken nahm, bewogen ihn zu der Verkündigung einer „Religionsdeclaration", die aber immer von Neuem wieder gebrochen wurde*).

Aehnliche Bedrückungen und gewaltsame Bekehrungen wurden über die Protestanten im Erzstifte Salzburg verhängt, und diese mußten es noch als eine Wohlthat betrachten, daß ihnen — ebenfalls in Folge von Vorstellungen und Drohungen der protestantischen Fürsten — die, vorher streng verbotene, Auswanderung aus dem Lande endlich (1731) gestattet und bei schwerer Strafe anbefohlen ward. Wol 32,000 zogen hinweg und fanden, nachdem sie noch auf dem Wege den Fanatismus katholischer Bevölkerungen und Obrigkeiten hatten erfahren müssen, ihrer Mehrzahl nach in Brandenburg, zum Theil in außerdeutschen protestantischen Ländern eine neue Heimath.

In Würtemberg ging der Apostat Carl Alexander ernstlich damit um, seine Unterthanen mit Hülfe bischöflich-würzburgischer Truppen gewaltsam katholisch zu machen, und nur sein plötzlicher Tod verhinderte die Ausführung dieses Planes, und im Hohenlohischen fanden gleichfalls Bedrückungen der protestantischen Kirche durch die katholisch gewordene fürstliche Linie statt.

Von einer Annäherung der beiden großen Glaubensparteien an einander war auf lange Zeit hin keine Rede mehr**).

*) Häusser, a. a. O., 2. Bd., S. 825, 864 ff.

**) Planck, a. a. O., S. 340.

Wir wenden uns zu der Betrachtung des Protestantismus und seiner inneren Entwicklung.

Die protestant. Kirche. Versuch einer abschließenden Feststellung derselben durch die Concordienformel. Zweck und Tendenz dieser Bekenntnißschrift.

Kaum fünf Jahre waren vergangen seit dem Schlusse des berühmten Conciliums von Trient, mittelst dessen die katholische Kirche sich von Neuem constituirt und, durch Ausschluß aller widerspenstigen Elemente in ihrem Innern, gleichsam gereinigt hatte, als auch schon in der protestantischen Kirche, die erst unlängst zum selbstständigen Dasein und zur rechtlichen Anerkennung gelangt war, sich ein gleiches Streben der Abschließung in sich, der Feststellung ihres kirchlichen Lehrbegriffs für alle Zeiten und der Ausscheidung oder Unterdrückung der abweichenden Meinungen in ihrem Schooße kundthat. Das Concordienwerk, dessen erste Vorbereitungen in das Jahr 1569 fallen, das aber erst nach zehnjährigen, mehrmals unterbrochenen und immer wieder aufgenommenen Verhandlungen 1579 zu Stande kam*), sollte für die protestantische Kirche Dasselbe werden, was für die katholische die Beschlüsse des Tridentinums geworden waren**).

Auch hier war es die strengere Ansicht, welche den Sieg über die mildere davontrug. Die letztere ward durch die Anhänger Melanchthons vertreten; die erstere berief sich auf die Aussprüche und das Ansehen des Hauptes der deutschen Reformation, Luther. Der Gegensatz des deutschen Protestantismus zu dem schweizerischen, der Lehren Luthers zu den Lehren Zwingli's und Calvin's, kam dabei ebenfalls von Neuem zur Sprache, denn es war keine der geringsten Ketzereien, die man den Melanchthonianern vorwarf, in wichtigen Stücken sich den Ansichten der Schweizer angenähert zu haben.

Den Mittelpunkt des Glaubenssystems, welches zum alleinherrschenden im ganzen protestantischen Deutschland zu erheben, Zweck der Concordienformel war, bildete die Lehre von der Gewalt der Kirche als der alleinigen Mittlerin zwischen Gott und dem Menschen. Auf diesen Punkt hin zielen, direct oder indirect, fast alle Aussprüche der Concordienformel, sowol die, welche das orthodoxe Bekenntniß, als die, welche die Verurtheilung und Verdammung der abweichenden Meinungen enthalten.

---

*) Historische Einleitung zur Concordienformel von J. G. Walch in dessen „Christliche Concordienbuch"

**) Guericke „Handbuch der Kirchengeschichte", S. 412.

Der Abendmahlsstreit — der hauptsächlichste Differenzpunkt zwischen den strengen Lutheranern und den Reformirten (welchen letzteren sich größtentheils die Melanchthonianer anschlossen) — würde niemals mit der ungemessenen Heftigkeit und Unversöhnlichkeit geführt worden sein, die namentlich von lutherischer Seite dabei zu Tage trat, wenn er nicht in den Augen dieser Partei durch das Interesse an der Steigerung der Kirchengewalt eine Wichtigkeit erhalten hätte, welche ihm, abgesehen davon, in der That nicht zukam. Denn weder der exegetische Streit um den wahren Sinn der Einsetzungsworte („Das ist" oder „Das bedeutet"), noch die überfeine metaphysische Unterscheidung zwischen einer blos geistigen und einer auch leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahle, die aber doch keine wirkliche Verwandlung von Brod und Wein in Fleisch und Blut, sondern nur eine übernatürliche, mystische Vereinigung Beider sein sollte, konnte für das einfache religiöse Bewußtsein die Bedeutung eines Cardinalpunktes der Lehre und eines Prüfsteines rechtgläubiger oder ketzerischer Ansicht haben, welche die Theologen dieser Frage beizulegen für gut fanden.

Dagegen war allerdings vom Standpunkte der Kirche aus gerade dieser Punkt so wichtig, wie wenig andere. Nach der Lehre der Concordienformel*), „daß im Abendmahle der wahrhaftige Leib und Blut Christi mit Brod und Wein ausgetheilt und mit dem Munde empfangen werde", fiel das ganze Gewicht der heiligen Handlung in die Person des Geistlichen, als Vollziehers des Actes der Austheilung, und der Antheil des Laien, der das Abendmahl empfing, beschränkte sich lediglich auf den Glauben an das Mysterium jener unmittelbaren Mittheilung des wahrhaftigen Leibes und Blutes Christi im Genusse des Brodes und Weines**). Der lutherische Geistliche, im Vollgefühle der Macht, welche ihm dadurch beigelegt ward, mochte wol, wenn

*) VII. Status controversiae (erster Satz), vgl. ebenda Affirmatio 1. Negatio 1. 5. 6.

**) Ebenda Affirmat. 8. „Wir gläuben, lehren und bekennen, daß nur einerlei unwürdige Gäste seynd, nämlich die nicht gläuben." 10. „Wir gläuben, lehren und bekennen, daß alle Würdigkeit der Tischgäste dieser himmlischen Mahlzeit sei und stehe (bestehe) allein in dem Verdienst Christi, welches wir uns durch den wahrhaftigen Glauben zueignen und des (dessen) durch das Sacrament versichert werden, und gar nicht in unseren Tugenden, innerlichen und äußerlichen Bereitungen."

auch nicht ganz Dasselbe, was der katholische Priester, der sich rühmen durfte, durch sein Wort (in der Consecration) die Hostie in den Leib Christi zu verwandeln*), — doch etwas Dem Aehnliches empfinden, wenn er daran dachte, daß seine Hand, und sie ganz allein, es sei, welche (durch die Darreichung von Brod und Wein) dem Laien zur Vereinigung mit Christo und dadurch zur Seligkeit verhelfe. Der reformirte Geistliche nahm in dieser Hinsicht eine ungleich bescheidnere Stellung ein. Denn nach der Lehre Calvins, welcher Melanchthon den Vorzug vor der mystischen Ansicht Luthers von der körperlichen Allgegenwart oder Ubiquität Christi gab**), war die Gemeinschaft der Gläubigen mit Christo im Abendmahl eine blos geistige, durch das lebendige Denken und Glauben an ihn erzeugte und durch den Genuß von Brod und Wein nur gewissermaßen symbolisch vermittelte***).

Ein ähnlicher geheimer Trieb hierarchischer Macht über die Gemüther spricht aus der Fassung der beiden Abschnitte „von der Rechtfertigung" und „von den guten Werken". Im Interesse der Kirche lag es, den Glauben an das Verdienst Christi für das alleinige und für das ausreichende Mittel zur Seligkeit zu erklären und die Ansicht der Reformirten und Melanchthonianer†), daß wahrhaft „gute Werke", d. h. sittliche Handlungen und Gesinnungen des Menschen, zur Seligkeit nothwendig seien, entschieden zu verdammen††). Denn jener Glaube

*) Der „Deutsche Zuschauer" führt aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrh. die blasphemische Aeußerung eines kathol. Priesters an: „er sei Mehr als Gott, denn auf sein Wort steige Gott in die Hostie herab." — Die Ansicht, „als schaffe solche Gegenwärtigkeit des Leibes und Blutes Christi im Abendmahle einiges Menschenwerk und Sprechen des Dieners" — wird natürlich in der Concordienformel (a. a. O., Affirm. 3.) verworfen. Daß jedoch das Dogma von der leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahle wesentlich nach der römisch-katholischen Kirchenlehre hinneige und einen Punkt der Annäherung an diese biete, erkannte u. A. Leibnitz und gab sich darum so viel Mühe, dieses Dogma philosophisch zu rechtfertigen. Vergl. oben S. 247 und Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd., S. 76 und 78.

**) Hase, „Kirchengeschichte", S. 437.

***) Heidelberger Katechismus, „Vom heiligen Abendmahl", Frage 75. 76. 78.

†) Heidelb. Katechismus „Von der Buße und guten Werken", Frage 87. Hase, a. a. O., S. 433.

††) Concordienformel III. und IV., insbesondere III. Neg. 8. 9. 11. IV. Neg. 1.

konnte sich, nach den Voraussetzungen desselben Bekenntnisses*), mit voller Kraft und Wirksamkeit nur in dem Genuß der Sacramente oder kirchlichen Gnadenmittel bethätigen, während die sittlichen Handlungen und Gesinnungen Etwas von der kirchlichen Gewalt Unabhängiges waren.

Selbst eine Inconsequenz scheuten die Verfasser der Concordienformel nicht, wo es galt, die Wirkungen der kirchlichen Gnadenmittel und also auch das Ansehen der Kirche möglichst weit auszudehnen**). Sie hatten in der Lehre von der Erbsünde und vom freien Willen die mildere Ansicht Melanchthons: daß bei der Bekehrung neben der göttlichen Gnade auch der eigene Wille des Menschen — wenigstens als „zustimmend" (d. h. der heiligenden Kraft der Gnade sich aus freiem Entschlusse hingebend) — mitwirkend sei (den sog. Synergismus) als eine Ketzerei verworfen und verdammt***). Folgerechterweise hätten sie nun in der Lehre von der Gnadenwahl sich der Calvinischen Ansicht anschließen müssen, wonach Heiligung oder Verdammniß des Menschen lediglich von einem unbedingten Rathschlusse Gottes abhängt. Statt dessen erklärten sie: die Berufung Gottes (zur Heiligung und Seligkeit) ergehe an alle Menschen, und zwar durch die Predigt des Wortes und die Sacramente, und Jeder, der dieser Berufung folge, d. h. der mit gläubigem Sinne die Predigt höre und die Sacramente gebrauche, werde dadurch, ganz besonders aber durch die Privatabsolution, mit Gott versöhnt und vor der ewigen Verdammniß gerettet, sie nehmen also doch an, daß ein freier Willensact des Menschen (die Sacramente zu benutzen, oder nicht) hinzutreten müsse, um ihn der Seligkeit oder der Verdammniß zuzuführen†).

---

*) Concordienformel VII. Aff. 10. (s. oben), wo es heißt, daß wir der Aneignung des Verdienstes Christi im wahrhaftigen Glauben versichert werden durch das Sacrament.

**) Eine „göttlich nothwendige Verstandesinconsequenz" nennt es Guericke, a. a. O., 3. Bd., S. 412.

***) Concordienf. I. und II., insbesondere I. Neg. 6., II. Neg. 2. 3. 4.

†) Concordienformel XI., Affirmat. 11. „Daß aber Viele berufen und Wenige auserwählt sind, hat nicht diese Meinung, als wolle Gott nicht Jedermann selig machen, sondern die Ursache ist, daß sie Gottes Wort entweder gar nicht hören, sondern muthwillig verachten, die Ohren und ihr Herz verstocken und also dem heiligen Geist den ordentlichen Weg verstellen, daß er sein Wort in ihnen nicht haben kann,

Charakter des Lutherthums nach der Concordienformel und Stellung der andern Richtungen des Protestantismus zu demselben.

Man muß diesen Charakter, den das Lutherthum in der Concordienformel sich gab und den die strengen Anhänger desselben mit Hülfe eben jenes Bekenntnisses seitdem unerschütterlich zu behaupten strebten, fest im Auge behalten, um die eigenthümlichen Bewegungen und Erscheinungen innerhalb der deutschen protestantischen Kirche in der nächstfolgenden Zeit recht zu verstehen. Man muß sich vergegenwärtigen, mit welcher Unbedingtheit die Verfasser der Concordienformel Alles und Jedes nur auf die äußerliche Form des Gebrauchs der kirchlichen Gnadenmittel bezogen, wie sie weder eine Wirkung des heiligen Geistes in der Seele des Menschen ohne die Dazwischenkunft der Kirche, noch viel weniger eine sittliche Erhebung dieses Letztern von sich selbst aus zugaben, um es natürlich zu finden, daß alle die Elemente religiöser Empfindung, sittlicher Thatkraft und vernunftgemäßen Denkens, die sich durch eine so einseitige Richtung auf das blos kirchliche Moment hin beengt oder ausgeschlossen fühlten, gemeinsame Opposition dagegen machen und unter sich Bündnisse eingehen oder doch Annäherungen versuchen mußten, die auf den ersten Blick bisweilen etwas Ueberraschendes und Auffälliges haben. Es würde schwer sein, zu begreifen, wie die Vertheidiger der „guten Werke", die Melanchthonianer und in spätester Zeit ein Calixt und ein Spener, sich den Reformirten, den Vertheidigern der „unbedingten Gnadenwahl"*), hätten wahlverwandt fühlen, oder wie ein Chr. Tho-

---

oder da sie es gehört haben, wiederum in Wind schlagen." 12. — „indem wir die ewige Wahl des Vaters suchen sollen, der in seinem ewigen Rath beschlossen, daß er außer Denen, welche seinen Sohn Christus erkennen und wahrhaft an ihn glauben, Niemand wolle selig machen" Noch deutlicher ist die Nothwendigkeit einer Mitwirkung des Menschen zu seiner eignen Heiligung und Seligkeit — durch Benutzung der dargebotenen Gnadenmittel, d. h. der kirchlichen Gebräuche (also immer eine Art von Synergismus) — ausgesprochen in der „Wiederholung und Erklärung etlicher Artikel der Augsb. Confession", „als Anhang zur Concordienformel", mitgetheilt in dem „Christl. Concordienbuch" (herausgegeben von Walch), S. 726 und 727. Vgl. Al. Schweizer „Die protest. Centraldogmen in ihrer Entwicklung innerhalb der reformirten Kirche", 1. Bd., S. 398, 483, 577 ff.

*) Inwieweit in den reformirten Kirchen Deutschlands die Prädestinationslehre Calvin's in ihrer ganzen Strenge zur Geltung gekommen sei, ist eine von den Kirchengeschichtslehrern zur Zeit noch nicht völlig zweifellos gelöste Frage, welche entscheiden zu wollen, ich daher am wenigsten mir anmaße. Guericke (a. a. O., S. 560) und Hase (a. a. O., S. 442) erklären die reformirten Kirchen, die in vielen deut-

maſius mit den Pietiſten hätte gemeinſchaftliche Sache machen können, wenn nicht der gleiche Widerwille dieſer Aller gegen die Lehre von der kirchlichen Allgewalt, wie ſie die Concordienformel ausgebildet hatte, und gegen die Erſtarrung des Proteſtantismus in äußerem Formenweſen und hierarchiſcher Despotie, welche in der lutheriſchen Kirche zu Tage trat, einen Einigungspunkt auch für die ſcheinbar ungleichartigſten, einander ja widerſprechendſten Richtungen abgegeben hätte.

Umſichgreifen der reformirten Kirche in Deutſchland u. dadurch entſtehende Spaltung unter den Proteſtanten.

Die nächſte Folge des Sieges, welchen die ſtrengere Richtung über die gemäßigte bei der Aufſtellung der Concordienformel davongetragen hatte und welchen ſie dadurch zu vollenden gedachte, daß ſie die Einführung dieſes Bekenntniſſes, als bindender Lehr- und Glaubensnorm, in allen Ländern mit Hülfe der dafür gewonnenen weltlichen Gewalten zu erzwingen ſuchte, war die förmliche Ausſcheidung der unterdrückten Partei und die Spaltung der proteſtantiſchen Kirche Deutſchlands in zwei abgeſonderte, ſcharf von einander getrennte Heerlager*). Da freilich, wo die Anhänger

ſchen Staaten, in Folge der durch die Concordienformel hervorgebrachten Spaltung und auf der Grundlage vorherrſchender Melanchthonianiſcher Anſichten entſtanden (ſ. unten), für verſchieden von den ſchweizeriſchen, namentlich im Punkte der Gnadenwahl, obſchon ſie zugeben, daß mit der Zeit hier und da ſich ſtrengere Anſichten in dieſer Beziehung eingeſchlichen hätten. Der Heidelberger Katechismus, der ſchon *vor* der Concordienformel erſchien (1563 zuerſt veröffentlicht), enthält von der Calviniſchen abſoluten Prädeſtination *kein Wort*. Dagegen behauptet Al. Schweizer („Proteſt. Centraldogmen", 1. Bd., S. 171 fl.), daß wenigſtens die pfälzer Kirche und ebenſo die heſſiſche ſich jenen ſtrengeren Anſichten, wie ſie namentlich auf der Dortrechter Synode von Neuem feſtgeſtellt wurden, angeſchloſſen hätten. — Gewiß iſt ſo Viel, daß bei den Streitigkeiten zwiſchen Lutheranern und Reformirten in *Deutſchland*, wie ſie von jetzt an ſich entwickelten, *nicht* die Prädeſtinationslehre, ſondern die *Abendmahlslehre* den weſentlichſten Streitpunkt bildete, was ſich auch leicht erklärt, wenn man ins Auge faßt, wie ſchwankend und faſt unhaltbar gerade in jenem erſten Punkt die Stellung der Anhänger der Concordienformel ſein mußte, in die Mitte geſtellt, wie ſie ſich fanden, zwiſchen die wenigſtens ſtrengconſequente Prädeſtinationslehre Calvin's und den, von ihnen ſo hart verdammten Synergismus der Melanchthonianer.

*) Für das Folgende ſind hauptſächlich benutzt worden: Haſe, „Kirchengeſch.", S. 433 fl., Guericke, „Handbuch der Kirchengeſchichte", S. 390 fl., Hagenbach, „Der evang. Proteſtantismus", 1. Th., S. 234 fl., Planck, „Geſchichte der proteſt. Theologie", Walch, „Einleitung in die Religionsſtreitigkeiten", 1. Bd., Hering, „Geſchichte der kirchlichen Unionsverſuche", 2. Bd., Hoßbach, „Spener und ſeine Zeit", 1. Bd., K. A. Menzel, „Neuere Geſchichte der Deutſchen", 8. Bd.

der Concordienformel das Kirchenregiment und den Landesherrn für sich hatten, mußten ihre Gegner sich der Gewalt fügen — so in Kursachsen, wo durch den Sturz und die Hinrichtung des Kanzlers Crell, des weltlichen Hauptes der Melanchthonianer, und durch die Einführung der „Visitationsartikel", einer Bekräftigung und weiteren Ausführung der Concordienformel, die strengen Lutheraner einen entschiedenen und mit allem Fanatismus einer religiösen Partei ausgebeuteten Triumph feierten. Wo dagegen die Landesherren selbst sich der andern Seite zuneigten, da machten sie, kraft des ihnen zuerkannten oberbischöflichen Rechts, ihre Glaubensrichtung zur herrschenden, wenn sie auch in der Regel die andere daneben bestehen und, mit mehr oder weniger Duldsamkeit, frei gewähren ließen. Und, weil die Melanchthonsche Richtung in vielen und wesentlichen Stücken mit den Ansichten der schweizerischen Reformatoren übereinstimmte, so zog man vor, statt eine dritte protestantische Kirche zu bilden, sich dieser schon bestehenden und in einzelnen Abzweigungen auch nach Deutschland herüberverpflanzten anzuschließen oder mindestens dem Namen nach sich ihr verwandt zu bekennen.

Vor dem Entstehen der Concordienformel hatte das reformirte Bekenntniß nur in wenigen und, Kurpfalz ausgenommen, wohin es schon früher gekommen war, nur in kleineren deutschen Gebieten Eingang gefunden. Etwa ein Menschenalter nach der Verkündigung dieser neuen Glaubensnorm dagegen war dasselbe in mehr als dem *vierten* Theil des protestantischen Deutschlands zur Herrschaft gelangt, und zwar noch in einem Staate ersten Ranges, Kurbrandenburg, außerdem in Hessen-Kassel, Anhalt, Nassau und der freien Reichsstadt Bremen.

Die *politischen* Folgen dieser Spaltung unter den Protestanten — doppelt verhängnißvoll zu einer Zeit, wo die römische Kirche sich zur Wiedereroberung des in Deutschland verlorenen Bodens mit List und mit Gewalt anschickte — wurden, nachdem sie in ihrem ganzen Umfange im dreißigjährigen Kriege hervorgetreten waren und wesentlich zu dem langen und unglücklichen Verlaufe desselben beigetragen hatten, im westphälischen Frieden wenigstens insoweit beseitigt, als den Reformirten der Mitgenuß der den Protestanten überhaupt zugestandenen Rechte eingeräumt und zur gemeinschaftlichen Vertretung dieser Rechte aus beiden Religionstheilen das Corpus Evangelicorum gebildet ward.

Dagegen dauerte auf *theologischem* Gebiete der Kampf zwischen den Lutheranern und den Anhängern des reformirten Bekenntnisses mit

unverminderter Heftigkeit fort, ja er schien, je länger er währte, an Schärfe und Unversöhnlichkeit immer mehr zuzunehmen. Und leider müssen wir hinzufügen, daß die Schuld davon zum größeren Theile auf lutherischer Seite war*). Von den Reformirten gingen mehrfache wohlgemeinte und aufrichtige Vorschläge zur Verständigung aus, aber sie wurden von der andern Seite fast immer mit Argwohn aufgenommen und mit stillschweigender Verachtung oder offenem Hohne zurückgewiesen.

Versuche zur Vereinigung beider protestantischen Religionstheile und deren Scheitern.

Ein reformirter Theolog zu Heidelberg, Paräus, glaubte durch Ermahnungen zur Aussöhnung der beiden getrennten protestantischen Religionsparteien die bevorstehende Säcularfeier der Reformation am Würdigsten vorzubereiten**), allein er mußte seine gute Absicht in den Gegenschriften lutherischer Theologen, des Tübinger Siegwart und des Wittenberger Hutter, als „eine der lutherischen Kirche gestellte Falle", als „Teufelswerk" und „giftige Verführung der Hölle" verdächtigt sehen***).

Mitten im dreißigjährigen Kriege, als die gemeinsame Noth die größte Einigkeit aller Protestanten zu gebieten schien, war es dennoch nicht möglich, den tiefgewurzelten Glaubenshaß der Theologen, besonders der lutherischen, zum Schweigen zu bringen. Zwar leitete der kursächsische Hofprediger, Hoë von Hohenegg, das von dem Kurfürsten von Sachsen, im Einverständniß mit dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Landgrafen von Hessen, zu Leipzig veranstaltete Religionsgespräch mit dem salbungsvollen Gebete ein: „Der Gott des Friedens gebe Gnade, daß wir Alle in ihm Eins werden!" Allein die Erreichung dieses löblichen Ziels scheiterte an seiner und seiner Collegen Hartnäckigkeit, trotz des versöhnlichen Entgegenkommens der reformirten Theologen. Und drei Jahre darauf, als der Kurfürst, zum Theil auf seinen Betrieb, von

*) Zur Rechtfertigung dieses Urtheils berufe ich mich, nächst den unten folgenden Thatsachen, auf: Hase, „Kirchengeschichte", S. 527, wo, als Beweis lutherischer Unduldsamkeit, u. A. (nach Tholuck: „Geist der luth. Theologie", S. 115, 169, 211) angeführt wird, daß luther. Theologen die Hoffnung: auch Calvinisten könnten selig werden, für eine „teuflische Eingebung" erklärten, desgl. auf Henke: „Calixt", 1. Bd., S. 223, 2. Bd., S. 32.

**) Seine Schrift führte den Titel: Irenicum s. de unione et synodo Evangelicorum concilianda liber votivus, 1614.

***) Der Erstgenannte suchte die Unstatthaftigkeit einer Union zwischen Lutheranern und Reformirten u. A. auch aus der Stelle des alten Testamentes zu erweisen, worin den Israeliten verboten wird, Ochs und Esel vor Einen Pflug zu spannen.

dem im Drange der Noth mit den reformirten Ständen geschlossenen Bündniß sich wieder loszumachen suchte, um mit dem Kaiser Frieden zu schließen, schrieb derselbe würdige Mann die folgenden christlichen Worte: „Den Calvinisten zu ihrer Religionsübung helfen, ist wider Gott und Gewissen, und nichts Anderes, als, dem Urheber der calvinistischen Greuel, dem Teufel, einen Ritterdienst leisten" *).

Bei dem Religionsgespräche zu Thorn (1645), dessen Zweck die Vereinigung aller drei christlichen Religionsgenossenschaften sein sollte, waren es wiederum die lutherischen Theologen, welche den Katholiken das ärgerliche Schauspiel der gehässigsten Feindschaft mitten in der protestantischen Kirche selbst gaben **).

Ein versöhnlicherer Geist waltete über dem Religionsgespräche, welches der Landgraf von Hessen 1661 zu Kassel veranstaltete. Die lutherischen Theologen von Rinteln und die reformirten von Marburg boten sich gegenseitig die Hand zu einer Einigung, welche zwar die Gegensätze im Punkte der Lehre nicht beseitigte, aber doch dem äußeren Streite und dem gegenseitigen Hasse der beiden Confessionen ein Ende zu machen verhieß. Man kam in der Ansicht überein, daß die streitigen Lehren, selber die tiefsteinschneidenden, wie die über Gnadenwahl und Gegenwart Christi im Abendmahle, nicht den eigentlichen Glaubensgrund des Christenthums berührten, noch Dasjenige enthielten, „was zur Seligkeit nöthig sei", und man gelobte sich, keine Verketzerung wegen solcher und ähnlicher Punkte eintreten zu lassen, überhaupt alles Streiten und Schelten wegen streitiger Glaubensansichten von den Kanzeln fernzuhalten ***).

Aber diese Nachgiebigkeit der Rintelnschen Theologen ward, ebenso wie die versöhnliche Gesinnung, welche Calixt in Thorn kundgegeben und welche auch seine Schriften athmeten, von dem strengeren Theile der Lutheraner mit wenig günstigen Augen angesehen. Man schalt den Einen wie die Andern „Kryptocalvinisten" (heimliche Calvinisten) und ihr Unternehmen, die beiden streitenden Parteien auszusöhnen, „Synkretismus", d. h. unnatürliche Vermischung des nicht Zusammengehörigen †).

*) Menzel, a. a. O., 8. Bd., S. 419.

**) S. oben S. 77, Note *).

***) Hering, a. a. O., 2. Bd., S. 133.

†) Unter den vielen in diesem Sinne erschienenen Schriften führt eine den Titel: „Entdeckung des synkretistischen Abgottes und Greuels der Rintelnschen Theologen."

Einem Schüler Calixts, dem Prediger Behm zu Königsberg, ward von seinen zelotischen Collegen, die ihn des Synkretismus anklagten, nach maßlosen Verfolgungen im Leben auch noch nach dem Tode das ehrliche Begräbniß versagt. Immer höher steigerte sich der fanatische Glaubenshaß und Verdammungseifer der lutherischen Theologen, an ihrer Spitze ein Strauch, ein Calov, ein Hülsemann u. A. „Wer nicht lutherisch ist, Der ist verflucht!" predigte einer dieser Eiferer (1657) in der Kirche zum grauen Kloster in Berlin*). Ja man scheute sich nicht, selber in die Herzen der Jugend den gleichen Haß gegen die reformirten Glaubensverwandten zu pflanzen und vor ihren Augen Das zu verspotten, was Jenen heilig war. Die lutherischen Lehrer des grauen Klosters ließen durch ihre Schuljugend im Jahr 1662 die Einsetzung des heiligen Abendmahles nach reformirtem Ritus (das Brechen wirklichen Brodes) in Form eines Schauspiels darstellen**).

Von reformirter Seite gaben die beiden mächtigsten Landesherren dieses Bekenntnisses, Carl Ludwig von der Pfalz und Friedrich Wilhelm von Brandenburg (der große Kurfürst), das schöne Vorbild der Duldsamkeit und Freisinnigkeit religiöser Ansichten. Carl Ludwig gewährte den Lutheranern seines Landes freie öffentliche Religionsübung in eignen Kirchen, den Gemeinden das Recht des Vorschlags ihrer Geistlichen, der lutherischen Kirche im Ganzen die Selbstverwaltung ihrer inneren Angelegenheiten***). Erst unter seinem Nachfolger Carl erfuhr dieselbe vielfache Beschränkungen. Der große Kurfürst ließ nicht allein die Lutheraner in seinem Lande ungekränkt, sondern sah ihnen auch lange nach, daß sie seine Glaubensgenossen, die Reformirten, ja ihn selbst wegen seiner Religion auf das Heftigste angriffen†). Erst, als alle Mahnungen zur Mäßigung vergeblich geblieben und auch ein vom Kurfürsten veranstaltetes Religionsgespräch zu Berlin an der Hartnäckigkeit der lutherischen Theologen gescheitert war††), erließ derselbe ein Edict, worin beiden Theilen eingeschärft ward, „sich gegenseitig aller anzüglichen Beinamen zu enthalten und dem andern Theile keine ungereimten und gottlosen Behauptungen aufzubürden, die von ihm nicht anerkannt, sondern

*) L. v. Orlich, „Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst", S. 266.
**) Ebenda.
***) Häusser, „Geschichte der Pfalz", 2. Bd., S. 699.
†) Orlich, a. a. O., S. 263.
††) Hering, a. a. O., S. 162, Orlich, a. a. O., S. 268.

nur durch Conſequenzmacherei aus ſeinen Dogmen abgeleitet würden"*). Den Predigern ward befohlen, ſich zur Befolgung dieſes Edictes durch einen eidlichen Revers zu verpflichten. Ueber 200 Geiſtliche leiſteten den Revers; einzelne jedoch erklärten, daß ihr Gewiſſen ihnen Dies nicht geſtatte. Unter den letzteren befand ſich der fromme Liederdichter Paul Gerhard. Der Kurfürſt, um dieſe Gewiſſensbedenken zu beſchwichtigen und die Nothwendigkeit ſeines Verfahrens zu rechtfertigen, erklärte öffentlich: es ſolle den Predigern und Lehrern keineswegs verwehrt ſein, „ihre Meinungen, ſo gut ſie könnten, zu behaupten und, was ſie für irrig hielten, zu verneinen", ſie ſollten nur nicht „die Diſſentirenden mit anzüglichen Lehren verläſtern, ihre Lehre verkehren, aus derſelben abſcheuliche Dinge folgern und, obſchon Jene dawider proteſtirten, dennoch bei dem gemeinen Manne es ſo vorbringen, als wenn es des Gegentheils eigentliche und erkannte Lehre wäre"**). Nichtsdeſtoweniger blieb Paul Gerhard bei ſeiner Weigerung und ließ die angedrohte Entlaſſung über ſich ergehen. Die Bürgerſchaft, die Gewerke, der Magiſtrat Berlins, zuletzt ſogar die Stände der Mark verwandten ſich für den, von allen Klaſſen wegen ſeiner aufrichtigen Frömmigkeit hochverehrten Mann, und der Kurfürſt ward dadurch wirklich bewogen, ihn wieder einzuſetzen, ohne auf die Leiſtung des Reverſes zu beſtehen. Aber Gerhard fühlte ſich dennoch in ſeinem Gewiſſen bedrückt und verzichtete freiwillig auf ſein Amt***).

---

*) Orlich, ebenda.

**) Orlich, a. a. O., S. 270.

***) Dieſe ganze Angelegenheit wird von den Geſchichtsſchreibern jener Zeit, je nach ihrem Standpunkt, verſchieden dargeſtellt. K. A. Menzel (a. a. O., 8. Bd., S. 419) beſchuldigt P. Gerhard einer fanatiſchen Verketzerungsſucht gegen die Reformirten, indem er ihm ſogar die Worte in den Mund legt: „Er räume zwar ein, daß unter den Reformirten Chriſten ſeien, daß aber die Reformirten als ſolche Chriſten, und alſo ſeine Mitbrüder ſeien, könne er nicht einräumen". — Andrerſeits ſtellen ſtrenglutheriſche Kirchengeſchichtsſchreiber, z. B. Guericke, a. a. O., 3. Bd., S. 369, das Verfahren des Kurfürſten als wirklich bedrückend für die Gewiſſen der lutheriſchen Geiſtlichen dar. Nach Guericke hatte der oben erwähnte Revers die Verpflichtung enthalten, „ſich mit den Reformirten chriſtlich zu vertragen, die reformirten Lehren gutzuheißen, ſich nicht mehr auf die Concordienformel zu berufen" u. ſ. w. Der von Orlich mitgetheilte Text des kurfürſtl. Edicts von 1664 und der „Erklärung" v. 1663 enthält davon Nichts, vielmehr beſagt das Letztere ausdrücklich, daß den Lutheranern die Widerlegung der reform. Lehren unbenommen bleiben und nur das

Verſuche zur Vereinigung der Lutheraner und Reformirten wurden ſeit dem geſcheiterten Berliner Religionsgeſpräche faſt ein Menſchenalter lang von keiner Seite mehr unternommen. Auch die edlen Bemühungen des frommen Duräus, eines Geiſtlichen der ſchottiſchen Kirche, der beinahe ein halbes Jahrhundert lang alle proteſtantiſchen Länder bereiſte, um eine Verſöhnung der kirchlichen Parteien auf der Grundlage der weſentlichen, zum Seelenheil unentbehrlichen Glaubensſätze des Chriſtenthums zu Stande zu bringen, blieben erfolglos*).

Neue Verſuche einer Union zwiſchen Lutheranern und Reformirten und deren abermaliges Scheitern.

Erſt gegen das Ende des 17. Jahrhunderts ward die Angelegenheit der Union zwiſchen Lutheranern und Reformirten von Neuem aufgenommen, diesmal zunächſt im Intereſſe der Politik. Leibnitz war es, der auch dazu den erſten Anſtoß gab. Nach dem Ryswicker Frieden, der den Katholiken in Deutſchland ſo große Vortheile brachte**), hielt er den Zeitpunkt für gekommen, die beiden getrennten proteſtantiſchen Parteien zum gemeinſamen Widerſtande gegen die übermächtige römiſche Kirche zu vereinigen. Der Uebertritt des Kurfürſten von Sachſen zum Katholicismus (1697) ward ihm eine neue Aufforderung zur Verfolgung ſeines Planes, deſſen Durchführung er bei eifrigem Zuſammenwirken der beiden unter ſich verwandten und befreundeten Höfe von Brandenburg und Braunſchweig, welche nunmehr die erſten unter den evangeliſchen Ständen waren, als nicht unmöglich anſah. Als nächſtes Ziel erſchien ihm dabei eine ſolche Eintracht der beiden Parteien im bürgerlichen Leben, wie ſie für ein kräftiges Zuſammenhalten derſelben gegen die drohende Machtvermehrung der römiſchen Kirche nothwendig wäre. Ein weiterer Schritt zur Annäherung ſollte dann darin beſtehen, daß man aufhöre, ſich gegenſeitig zu verdammen. Eine vollſtändige Einheit im Glauben hielt er für ſchwierig, wenn nicht für unmöglich, aber auch nicht für ſchlechterdings

---

Schimpfen auf die Reformirten und die eigenmächtige Deutung ihrer Lehren verboten ſein ſolle. Hagenbach, a. a. O., ſucht ſowol den Kurfürſten als Gerhard zu entſchuldigen. Daß Gerhard ſelbſt niemals auf die Religion der Reformirten geſcholten, bezeugte ihm ausdrücklich der Magiſtrat in ſeiner Vorſtellung (Orlich, a. a. O., S. 271.).

*) Guericke, a. a. O., 3. Bd., S. 604, Haſe, a. a. O., S. 527, Henke, „Calixt", 2. Bd., S. 106 ff.

**) S. oben S. 288.

nothwendig zur Erreichung der wünſchenswerthen äußern Einigkeit der beiden proteſtantiſchen Religionstheile.

Der Vorſchlag Leibnitzens, vom Hofe zu Hannover gebilligt, fand auch in Berlin Beifall; nur wollte man ſich dort nicht mit einer blos äußerlichen Verbindung oder einer gegenſeitigen Duldung begnügen, ſondern erſtrebte eine wirkliche Aufhebung der „unſeligen Trennung" zwiſchen Lutheranern und Reformirten, eine Gemeinſchaft Beider in dem Genuſſe des Abendmahles und im Gottesdienſte, ohne Gewiſſenskränkung des einen oder andern Theiles und eine Verſchmelzung der trennenden Namen ſelbſt zu der einigenden Bezeichnung: Evangeliſche. Derſelben Meinung war Molanus, der, nebſt einigen Helmſtädter Theologen, bei den darüber eröffneten Verhandlungen zugezogen ward. Ein in dieſem Sinne von dem Hofprediger des Kurfürſten, Jablonski, abgefaßter Unionsentwurf, ausgehend von dem Satze, „daß in den wichtigſten und nöthigſten Grundwahrheiten der chriſtlichen Religion zwiſchen beiden Kirchen kein Unterſchied und keine Urſache, ſich zu trennen, ſei", fand die Billigung der Helmſtädter. Gegen eine bloße gegenſeitige Duldung, bei fortbeſtehender Trennung im eigentlichen Glaubenspunkte, erklärte ſich Molanus entſchieden, und Leibnitz gab darin nach*). Auch dachten ſich Beide die Union nicht auf ein oder einige Länder beſchränkt, ſondern auf die ganze evangeliſche Kirche ausgedehnt**). Eine perſönliche Beſprechung Beider mit Jablonski (1698) ſchien die Angelegenheit dem Ziele der in Berlin gewünſchten Einigung ganz nahe gebracht zu haben; dennoch wurden die Verhandlungen nur lau betrieben, (wie es ſcheint, in Folge einer zwiſchen den beiden Höfen eingetretenen Erkaltung) und geriethen zuletzt durch politiſche Vorgänge, welche das Intereſſe davon

*) Aus dieſem Stadium der Verhandlungen (1698) ſtammt, wie man annimmt, das in Leibnitzens Opp. Omn. (tom. 1., p. 735) abgedruckte Jugement impartial sur l'utilité que les Luthériens peuvent espérer de leur union avec les Réformés, nach Guhrauer („Leibnitz", 2. Bd., S. 176) nur ein Bruchſtück der von Leibnitz und Molanus an Jablonski geſandten Gegenſchrift auf ſeinen Entwurf, welche den Titel führte: Via ad pacem. Ob das, nach Guericke, a. a. O., 3. Bd., S. 235, neuerlich in Dresden aufgefundene und in Stip, „Hymnolog. Reiſebriefen", 1. Th. (1851), S. 69 abgedruckte „Unparteiiſche Urtheil" von Leibnitz und Molanus damit identiſch ſei, vermag ich nicht zu ſagen.

**) Hering, a. a. O., 2. Bd., S. 322.

ablenkten, gänzlich ins Stocken*). Einige Jahre später wurden sie von Berlin aus wieder aufgenommen. Die Krönung Friedrichs III. als König von Preußen, bei welcher zwei Bischöfe nach dem Muster der englischen die geistlichen Weihen vollzogen, regte die Idee einer Einführung der englischen Kirchenverfassung in dem neuen Königreiche an. In dem Geiste des Königs mochte sich damit der Gedanke einer Stärkung der weltlichen Macht durch eine starke, hierarchisch gegliederte und doch in dem Oberhaupte des Staats ihr eignes Oberhaupt anerkennende Kirchengewalt verbinden, und Leibnitz nährte diesen Gedanken durch eine Schrift, worin er das englische Sprüchwort: no bishop, no king, ausführte**). Der Plan kam niemals über die bloßen Velleitäten hinaus, aber er führte mittelbar, durch den Wunsch, auch auf deutschem Boden eine einige und allgemeine evangelische Kirche herzustellen, zur Wiederaufnahme der Unionsbestrebungen. Ein besonderes Unionscollegium (collegium irenicum) ward niedergesetzt, aus drei reformirten und zwei lutherischen Theologen bestehend. Spener, welcher Mitglied desselben werden sollte, lehnte ab, theils, weil er an dem Erfolge zweifelte, theils, weil er, ohnehin mancher Abweichungen von der herrschenden lutherischen Kirchenlehre beschuldigt, dem Verdachte gegen seine Rechtgläubigkeit durch eine Mitwirkung zur Einigung mit den Reformirten nicht noch mehr Nahrung geben wollte. Der unbesonnene Eifer eines der Mitglieder des Collegiums, Winkler, brachte die Sache abermals in Stocken. Sei es, weil er sich von den langsam vorschreitenden Verhandlungen keinen Erfolg versprach, sei es, um sich beim Könige beliebt zu machen, zudem, obschon Lutheraner, durch seine freiere Auffassung gewisser Glaubenslehren einer vermittelnden Ansicht zugeneigt, überreichte derselbe auf eigne Hand und insgeheim dem Könige eine Denkschrift, worin er ihm den Rath ertheilte: er möge, kraft seines landesherrlichen Rechts, die Union durch einen Machtspruch einführen, diejenigen gottesdienstlichen Gebräuche der Lutheraner, welche diese von den Reformirten schieden, aufheben, gegen störrische Pfarrer aber die volle Strenge des ihm zustehenden Oberaufsichtsrechts walten lassen. Als Einigungspunkt der Lehre empfahl er

*) Guhrauer, „Leibnitz", 2. Bd., S. 164—180, 231—244, K. A. Menzel, a. a. O., 9. Bd., 540 ff.

**) Guhrauer, a. a. O., 2. Bd., S. 240.

den Glauben an das seligmachende Verdienst Christi, verbunden mit einem gottseligen Leben.

Diese Denkschrift, durch einen Bruch des Geheimnisses gegen den Willen des Königs veröffentlicht*), erregte einen furchtbaren Sturm unter den Lutheranern. Die evangelischen Stände des Herzogthums Magdeburg fragten bei der theologischen Facultät zu Helmstädt an, wie sie sich als christliche Unterthanen zu verhalten hätten, wenn ihnen von den in jener Schrift empfohlenen Dingen Etwas zugemuthet werden sollte. Leibnitz selbst erklärte sich gegen die Vorschläge der Denkschrift, und nicht blos der Hauptverfechter des strengen Lutherthums in Sachsen, Val. E. Löscher, sondern auch der Schwiegersohn und Gesinnungsverwandte des milden Spener, Rechenberg in Leipzig, erhob ernstliche Einsprache gegen die Herstellung einer Union auf solchen Grundlagen und mit solchen Mitteln**).

In der Zwischenzeit war auch der Eifer der politischen Gönner jener Unionsverhandlungen wieder erkaltet. Der neue Kurfürst von Hannover, Georg Ludwig, fand sich durch die seiner Tochter bei ihrer Vermählung mit dem preußischen Kronprinzen eingeräumte Freiheit des lutherischen Gottesdienstes befriedigt und wies Leibnitz an, sich der weiteren Theilnahme an den Unionsverhandlungen zu enthalten. Anton Ulrich von Braunschweig, der sich gleichfalls eine Zeit lang eifrig für die Union bemüht hatte, ward durch den von ihm veranlaßten Uebertritt seiner Enkelin zum Katholicismus in eine schiefe Stellung zu seiner eigenen Kirche versetzt und sagte sich wenige Jahre später ebenfalls von derselben los. Das Unionswerk war abermals gescheitert.

Indessen gewannen doch — Dank der wachsenden Aufklärung! — die Grundsätze gegenseitiger Duldung in den Kreisen der gebildeten Laien mehr und mehr Ausbreitung, und selber unter den Geistlichen beider Confessionen hatten einzelne den Muth, trotz des Eiferns ihrer zelotischeren Collegen die gleichen Ansichten nicht nur zu bekennen, sondern auch danach zu handeln. In demselben Königsberg, wo ein halbes Jahrhundert früher Behm wegen seiner versöhnlichen Gesinnungen gegen die Reformirten von seinen lutherischen Amtsbrüdern durch maßlose Ver-

*) Unter dem Titel: Arcanum regium, 1707.

**) Guhrauer, a. a. O., 2. Bd., S. 234, Engelhardt, „V. E. Löscher nach seinem Leben und Wirken", S. 101.

folgungen zu Tode gequält und dann eines christlichen Begräbnisses unwürdig erklärt worden war, vereinigten sich 1707 lutherische und reformirte Geistliche zur gemeinsamen Austheilung des Abendmahles, indem sie abwechselnd gebrochenes Brod und Hostie reichten und die Einsetzungsworte bald nach lutherischem, bald nach schweizerischem Ritus sprachen*). Anton Ulrich von Braunschweig gewährte den Reformirten in seinem Lande 1709 volle bürgerliche und kirchliche Freiheit**). Dagegen blieb dort, wo strenglutherische Prediger das Verfahren der weltlichen Gewalten bestimmten — namentlich in den freien Städten — die Unduldsamkeit und Härte gegen die Reformirten unverändert, so namentlich in Hamburg und in Frankfurt a. M.***)

Die Wiederkehr des Reformationsjubiläums im Jahr 1717 rief abermals, wie ein Jahrhundert früher, in den milder Denkenden auf beiden Seiten Wünsche nach Ausgleichung des die protestantische Kirche spaltenden Gegensatzes hervor. Und diesmal waren es zwei lutherische Theologen, welche die erste Hand zur Versöhnung boten. Der Tübinger Kanzler C. M. Pfaff erklärte in einer Schrift, daß zwar eine völlige „Einerleiheit des Bekenntnisses" unmöglich, daß aber auch schon eine „Einheit im Glaubensgrunde", d. h. in den wesentlichen Wahrheiten der Religion, zu einer Union der beiden protestantischen Kirchen genügend sei. „Die Apostel", sagte er, „würden, wenn sie jetzt wiederkämen, eine große Unwissenheit in den Dingen verrathen, über welche die heutigen Theologen am Meisten streiten". Sein College Klemm trat ihm bei, indem er sagte: man müsse die „Kircheneinigkeit" von der „Kathedereinigkeit" unterscheiden; die Theologen auf ihren Lehrstühlen möchten sich immerhin bekämpfen — nur solle man keine theologischen Streitfragen auf den Kanzeln dulden und die Reformirten als Glaubensbrüder anerkennen†). Noch andere lutherische Stimmen ließen sich

*) Hering, „Unionsversuche", 2. Bd., S. 340 ff.

**) Ebenda.

***) Hering, a. a. O., 2. Bd., S. 381, Keyßlers, „Reisen", S. 1314.

†) Pfaff, „Friedliche Anrede an die Protestanten", 1720, „Näherer Entwurf von der Vereinigung der prot. Kirchen", 1721, ferner: Alloquium irenicum u. s. w., Klemm, „Die nöthige Glaubenseinigkeit der prot. Kirchen". (Vgl. Hering, a. a. O., 2. Bd., S. 342, Hoßbach, „Spener", 2. Bd., S. 380, Hagenbach, a. a. O., 3. Thl., S. 109.)

in ähnlichem Sinne vernehmen*). Von reformirter Seite zeigte man ſich zu der gleichen Verſöhnlichkeit bereit**).

Aber jetzt brachen die Gegner der Toleranz, die Eiferer für das unverbrüchliche Feſthalten an dem ſtrengen Buchſtaben der Unterſcheidungslehren, an ihrer Spitze Neumeiſter in Hamburg und Cyprian in Gotha, gegen dieſe neuen Unionsbeſtrebungen mit einer Heftigkeit los, welche die Schmähungen und Verwünſchungen, womit ein Jahrhundert früher einem Paräus und einem Calixt um der gleichen Urſache willen begegnet worden war, beinahe noch überbot. Sie donnerten gegen die Union bald als gegen das frevelhafte Beginnen, „Chriſtus mit Belial zu vereinigen", bald als gegen eine „Verſuchung Luthers durch Beelzebub", und was ſonſt noch für Schimpfnamen der leidenſchaftlichſte Glaubenshaß nur auszudenken vermochte. So heftig war der Kampf, den dieſe Fanatiker des Confeſſionalismus abermals erregten, daß allein die Titel der damals gewechſelten Streitſchriften für und wider die Union bereits im Jahre 1723 $3^1/_2$ Bogen füllten***).

Auch auf dem Reichstage, im Schooße des Corpus Evangelicorum,

---

*) Z. B., „Unmaßgebliche Gedanken, wie die Trennung in der chriſtlichen Kirche aufgehoben werden könne", 1720.

**) Hagenbach, a. a. O., 3. Th., S. 111.

***) „Wie ſtimmt Chriſtus mit Belial?" hieß das Motto einer der Gegenſchriften wider die Union. Neumeiſter ſchrieb 1722 gegen Klemm in Ausdrücken wie: „Calviniſche Mameluken und Judasbrüder". 1723 erſchien (in der damals beliebten Faßmannſchen Manier) „des weltbekannten Cartouche Geſpräch im Reiche der Todten mit Calvino und Janſenio, dem jetzigen Vereinigungstreiben zum Nachſinnen mitgetheilt". Darin kommen Stellen vor wie folgende: „Cartouche: Ich habe von Jugend auf große Luſt zur Vereinigung gehabt. Kam mir eine ſchöne goldene Uhr oder ein Beutel mit Dublonen vor die Augen, ſo mußte er ſich geſchwind zu einer Vereinigung mit meiner Taſche verſtehen" u. ſ. w. Ferner wurden allerhand Fluch- und Spottlieder auf die Union im Bänkelſängertone verbreitet; eines davon (1721) enthielt folgende Anrufung Gottes:

„Du kennſt der Synkretiſten Thun,
Wie greulich ſie es meinen;
Sie wollen Jeſum Chriſtum nun
Mit Belial vereinen.
Ach ja, das iſt ihr Augenmerk,
So hindre das verfluchte Werk
Um Deiner Ehre willen!"

(Hering, a. a. O., 2. Bd, S. 882.)

kam die Unionssache zur Sprache. Der brandenburgische Gesandte legte demselben 1722 den Entwurf einer Union vor, der, von einem ungenannten Verfasser nach den Ansichten der Tübinger Theologen abgefaßt, in fünfzehn Punkten folgende Grundzüge der Einigung enthielt: Es sollte kein Streit mehr auf den Kanzeln über Unterscheidungslehren der beiden protestantischen Kirchen geführt werden: den einzelnen Mitgliedern jeder der protestantischen Kirchen sollte freigestellt sein, zum Abendmahle zu gehen bei welchem Geistlichen sie wollten, gleichviel ob lutherischem oder reformirtem; der Glaubensunterschied innerhalb des gemeinsamen protestantischen Bekenntnisses sollte kein Hinderniß des Eintritts in den Staatsdienst und des Ankaufs von Liegenschaften sein; endlich sollten beide Religionstheile ihre unterscheidenden Sondernamen mit dem gemeinsamen der „Evangelischen" vertauschen.

Aber Kursachsen, Gotha und Weimar widersprachen; selbst gemäßigte lutherische Theologen, wie Mosheim, fanden eine solche Einigung bedenklich*), und so blieb auch dieser Plan ohne Resultat**).

---

*) Hoßbach, „Spener und seine Zeit", 2. Bd., S. 380 ff.

**) Die oben erwähnten Verhandlungen am Reichstage (zu Regensburg) gaben den Gegnern der Union abermals Stoff zu allerlei Spott und Hohn. Ein Lied in volksthümlicher Tonart führte Beelzebub ein, wie er Luther zu verführen sucht, ihm endlich einen Schlaftrunk „aus 15 Ingredienzien" beibringt und ihn so nach Regensburg entführt. Ein anderes, als dessen Verfasser Neumeister in Hamburg bekannt ward, begann damit, zu erzählen: Des Teufels Großmutter sei schwanger und wolle in Regensburg ihr Wochenbett halten, und fuhr dann so fort:

„Gebiert sie einen jungen Sohn,
So soll er Synkretismus heißen,
Wird's aber eine Tochter sein,
So heiße man sie Union.
Jedoch, geräth das Werk nicht eben noch ins Stecken (Stocken),
So schwör' ich Stein und Bein,
Es wird die Mutter sammt der Brut verrecken."

Von anderer Seite erschien darauf eine Parodie, worin es hieß: Die tolle Ehrsucht sei mit Narren schwanger in Hamburg; werde es ein Sohn, so solle er Neumeister, werde es eine Tochter, so solle sie Pfaffenambition getauft werden. Der Schlußvers lautete sodann:

„Jedoch, geräth das Werk nicht eben noch ins Stecken,
So schwör' ich Stein und Bein,
Es kommt ein junger Narr zu alten Gecken!"

(Hering, a. a. O.)

Ein zweiter, von Preußen ausgegangener Vermittlungsversuch, der durch eine auf königlichen Befehl verfaßte Schrift des hallischen Theologen Joachim Lange: „Von der allgemeinen Gnade" eingeleitet ward, hatte keinen bessern Erfolg. Weder auf strenglutherischer, noch auf reformirter Seite fanden die in dieser Schrift entwickelten Ansichten Beifall*).

Der Gedanke einer förmlichen Union zwischen Lutheranern und Reformirten ruhte seitdem fast ein Jahrhundert lang: nur im Einzelnen fand hier und dort eine Annäherung der beiden Confessionen durch Milderung der strengeren Grundsätze des Lutherthums und Vereinfachung des in manchen lutherischen Kirchen noch herrschenden formenreichen Ceremoniels statt, größtentheils freilich nicht aus eignem Entschlusse der kirchlichen Organe selbst, sondern durch Machtgebote der Landesherren**).

Neue reformatorische Bewegungen innerhalb des Lutherthums.

Gründlicher ward einer endlichen Beseitigung der Schranken, welche die protestantische Religionsgemeinschaft in zwei Theile schieden, durch die Bewegungen vorgearbeitet, die im Schooße des Lutherthums selbst, nach der Ausscheidung der Melanchthonischen Partei, neuerdings entstanden, Bewegungen, die sämmtlich, unter der einen oder andern Form, gegen dieselbe Einseitigkeit todten Buchstabenglaubens und äußerlichen Formenwesens gerichtet waren, gegen welche schon die Melanchthonische Schule angekämpft hatte.

Solche anderweite Bewegungen im Schooße der lutherischen Kirche zeigen sich schon um eben die Zeit, wo die Absonderung eines großen Theils der deutschen Protestanten von derselben durch deren Uebertritt zur reformirten Kirche erfolgte, und sie gehen — während des ganzen Zeitraums, den wir hier schildern — neben den Kämpfen der beiden großen protestantischen

---

1) Hoßbach, a. a. O.

2) So ward in Sachsen durch obrigkeitliche Verordnungen den lutherischen Theologen das Schmähen der Reformirten verboten und, bei Gelegenheit der Jubelfeier der Augsburgischen Confession, 1730, beiden Theilen Mäßigung anempfohlen. In Preußen erging 1733 ein Reglement zur Vereinfachung des lutherischen Gottesdienstes, Abschaffung der vielen Ceremonien und der Privatbeichte. In Braunschweig ward die 1728 verordnete Einführung neuer Katechismen durch die strenglutherische Partei wieder hintertrieben. Hering, a. a. O., 2. Bd., S. 425, Bauer, „Gesch. der Kultur und Aufklärung des 18. Jahrh., 1. Bd., S. 61.

Religionsgenossenschaften her, bald in diese eingreifend durch wohlgemeinte, leider fast immer vergebliche Versuche der Aussöhnung oder doch Milderung des schroffen Zwiespaltes, bald ohne Beziehung darauf und nur die eigenen Ziele verfolgend.

Der despotische Zwang, welchem die herrschende Kirche durch ihre Bekenntnißschriften die Auslegung der heiligen Schrift und die Auffassung der religiösen Wahrheiten überhaupt unterwarf, regte die unabhängigeren Geister zu lebhaftem Widerstande an, und diejenigen am meisten, die sich der rückhaltlosesten Hingebung an das Göttliche und der innigsten Sehnsucht nach dessen tiefer und reiner Erkenntniß bewußt waren. Der übergroße Werth, den die lutherische Orthodoxie auf die Vollziehung kirchlicher Gebräuche legte, und die Gewissenlosigkeit, womit sie daneben die eingerissene Rohheit und Verderbniß der Sitten gewähren ließ*), ja zum Theil durch ihr eignes Beispiel förderte, stieß die edleren Gemüther ab, welchen ein Glaube ohne sittliche Wirkungen wie eine taube Blüthe ohne Frucht erschien. Fromme und erleuchtete Männer unter den Theologen selbst zeigten sich tiefbetrübt über das Treiben der Mehrzahl ihrer Collegen. „Unsere Lehre", ruft Val. Weigel aus**), „ist von Menschen und aus Menschenbüchern, und unser Wandel ist vom Teufel, denn Hoffahrt, Eigennutz und Faulheit, damit jetziger Zeit fast alle Theologen besessen sind, kommt fürwahr nicht von Gott, sondern vom Teufel." Die meisten Prediger, sagt derselbe Theolog, seien es gar wohl zufrieden, daß sie auf dem Corpore doctrinae, den Postillen, der Augsburgischen Confession, den Locis Philippi, den Schriften Luther's und der Formula Concordiae ausruhen könnten, und dächten im Stillen: „Gottlob und Dank! es ist Alles ganz leicht in der Theologie zusammengefaßt, so bedürfen wir nicht vielen Studirens!" Ein anderer Vertreter derselben tieferen Religiosität, Heinrich Müller, klagt***): „Die heutige Christenheit hat vier stumme Kirchengötzen, denen sie nachgeht - - den Taufstuhl, Predigtstuhl, Beichtstuhl und Altar; sie tröstet sich ihres äußerlichen Christenthums, daß sie

*) In einem Edicte des großen Kurfürsten (von 1660) wird den Theologen der Vorwurf gemacht, daß sie „mehr gegen die dissentirenden evangelischen Mitchristen, als gegen öffentliche Hurer, Trunkenbolde, Wucherer, Geizige u. a. Sünder eiferten". Hering, a. a. O., 2. Bd., S. 137.

**) In seiner „Kirchen- und Hauspostille", 1. Bd., S. 124.

***) In seiner „Apostol. u. evang. Schlußkette" — s. Arnold, „Kirchen- u. Ketzerhistorie, 2. Th., S. 471, Hoßbach, „Spener und seine Zeit", 1. Bd., S. 30.

getauft ist, Gottes Wort hört, zur Beichte geht, das Abendmahl empfängt; — aber sie verleugnet die innere Kraft des Christenthums."

Die Vertreter eines wahrhaft praktischen Christenthums.

Die Gemäßigteren unter diesen mit den herrschenden kirchlichen Zuständen Unzufriedenen begnügten sich damit, den Mangel wahrer Religiosität, welchen sie fast allerwärts wahrzunehmen glaubten, durch kräftige Ermahnungen zu einem gottseligen und sittlichen Leben, die sie in Wort und Schrift, in Reden und Liedern aussprachen, nach Möglichkeit zu heilen und dem erstarrenden Einflusse todter Formen durch die Glut frommer Empfindung und die Kraft lebendigen Glaubens, die sie in ihren Kreisen auszubreiten suchten, entgegenzutreten. Sie bekannten sich dabei ausdrücklich zu allen Punkten des Bekenntnisses der lutherischen Kirche, von der Augsburgischen Confession bis zur Concordienformel, konnten aber dennoch den Verketzerungen der Orthodoxen von der strengen Observanz nicht entgehen, weil sie es wagten, die todten Formen beleben und dem starren Buchstaben einen Geist einhauchen zu wollen. Sogar der ehrwürdige Verfasser des Buchs „vom wahren Christenthum" und des „Paradiesgärtlein voller christlicher Tugenden", der fromme Joh. Arnd, mußte sich gefallen lassen, von einem Vorkämpfer der Orthodoxie, dem Tübinger Kanzler Osiander, als Papist, Calvinist und Schwärmer verdächtigt zu werden*), und das gleiche Schicksal traf mehr oder weniger alle seine Nachfolger auf diesem Wege, einen Joh. Gerhard, Prätorius, Herberger, Rahtmann, Statius, Heinrich Müller und Chr. Scriver. Auch Val. Andreä, das Muster eines gläubigen, aber freilich gegen die gleißende Formenheiligkeit unerbittlichen Theologen, fand für nöthig, seine Uebereinstimmung mit dem strengen Buchstaben der Bekenntnisse und seinen Abscheu gegen Papismus und Calvinismus, gegen die Lehren der Wiedertäufer und Schwenkfelder und gegen jede sonstige Art von Ketzerei förmlich und feierlich zu bekräftigen**).

Nicht immer blieb der Drang religiöser Empfindung oder der Widerstand gegen den Zwang äußerlicher Formen bei so bescheidenen Zielen stehen; in vielen Fällen überschritt er nicht blos die Schranken eines einzelnen kirchlichen Bekenntnisses, sondern jedes positiven Glaubens, und suchte auf eigne Hand seinen Weg zu dem Uebernatürlichen und Göttlichen zu finden.

*) Arnold, a. a. O., 2. Th., S. 464, Guericke, a. a. O., 3. Bd., S. 439.

**) Guericke ebenda, S. 444.

Mystiker und Schwärmer.

Es ging damals beinahe durch das ganze civilisirte Europa eine gewaltige und eigenthümliche Erregung religiöser Natur. Die vielen und langen Glaubenskriege und die gegenseitigen Verfolgungen kirchlicher Parteien — mit all den Greueln, die sie in ihrem Gefolge hatten und die des heiligen Namens der Religion zu spotten schienen, welchen sie angeblich verherrlichen sollten — hatten in zahlreichen Gemüthern jede Anhänglichkeit an ein bestimmtes kirchliches Bekenntniß ertödtet und den Wunsch nach einer Gottesverehrung erweckt, welche weder mit den Spitzfindigkeiten theologischer Zänkereien, noch mit der Beengtheit kirchlicher Formen Etwas zu thun hätte. Das religiöse Gefühl, unbefriedigt durch die dürre Buchstabengläubigkeit der herrschenden Orthodoxie, zog sich in sich selbst zurück und suchte in den lebendigen Offenbarungen des eignen Gewissens oder der von Gott erleuchteten Vernunft die Befriedigung seiner Sehnsucht nach dem Göttlichen, die es weder in den Dogmen, noch in den Gebräuchen der bestehenden Kirchen zu finden glaubte. Die heftigen Erschütterungen und die ungeheuren Wechselfälle, denen die Schicksale der Einzelnen und ganzer Nationen in der damaligen Zeit wiederholt ausgesetzt waren, machten die Gemüther empfänglich für den Glauben an ein unmittelbares Eingreifen überirdischer, ebensowol dämonischer, als göttlicher Kräfte in den Gang der Menschengeschichte, und gaben dem Hange nach dem Wunderbaren und Ahnungsvollen, nach mystischer Vertiefung in die Geheimnisse der Natur und nach magischem Verkehr mit Wesen einer andern Welt immer neue Nahrung.

So zieht sich durch das ganze 17. Jahrhundert hindurch und hier und da selbst noch ins 18. herein eine lange Kette von Erscheinungen sogenannter Mystiker, Schwärmer, Verzückter, Enthusiasten, Chiliasten (oder mit welchen Namen sonst die herrschende kirchliche Partei diese Verächter ihres Ansehens belegen mochte) — Personen zum Theil von wissenschaftlicher Bildung oder doch von ungewöhnlicher Naturbegabung, zum Theil auch einem bloßen dunkeln Drange innerer Empfindung folgend, die Einen ruhig, gemessen, edel und von wahrhaft praktischer Frömmigkeit, Andere wildfanatisch, leidenschaftlich, ebenso über die bürgerliche Sitte, wie über die kirchliche Autorität sich hinwegsetzend, und in ihrem moralischen Verhalten, da sie auch hier nur der Leitung ihres inneren Triebes folgten, bisweilen von sehr zweideutigem Charakter.

Fast alle Länder und alle kirchliche Bekenntnisse haben zu dieser

zahlreichen und bunten Genossenschaft ihr Contingent gestellt: Das hochkirchliche England seinen R. Fludd, seine Levellers, später seine Quakers und Shakers, das katholische Frankreich seine Labadisten, seine Bourignon und, in höherem Style, Poiret; das calvinistische Holland seine A. Schurmann, das lutherische Deutschland endlich seinen Jacob Böhm und seinen Valentin Weigel, seine rosenkreuzerischen Geheimbunde, seine Kuhlmann, Hoburg, Gichtel und viele Andere mehr*).

Indessen waren alle diese Bewegungen in Deutschland wenigstens — immer nur vereinzelte und ohne Einfluß auf die allgemeine Gestaltung des kirchlichen Lebens. Höchstens bildeten sich um die Apostel neuer Offenbarungen Gruppen von Anhängern, die bisweilen mit ihren Urhebern zugleich wieder verschwanden, bisweilen diese eine Zeit lang überdauerten, nur in seltenen Fällen sich auch äußerlich von der bestehenden Kirchengemeinschaft lossagten und zu förmlichen Secten abschlossen, gewöhnlich blos im Stillen, einzeln oder vereint, ihren schwärmerischen Ideen nachhingen.

Wissenschaftliche Opposition G. Calixt's.

Eine ernstere Gefahr drohte der herrschenden Orthodoxie von der wissenschaftlichen Opposition eines Mannes, der ebenso an Klarheit des Geistes, wie an Milde der Gesinnung und an Höhe der Bildung ein würdiger Nachfolger Melanchthons war — des Helmstädter Professors Georg Calixt. Die Universität Helmstädt, auf welcher Calixt erst seine Studien machte, dann fast ein halbes Jahrhundert lang lehrte, hatte — Dank dem erleuchteten Sinne des edlen und gelehrten Herzogs Julius von Braunschweig! — die Traditionen der Melanchthonischen Schule, beinahe allein von allen deutschen Universitäten, in ihrem Schooße unverkümmert bewahrt und gepflegt. Die beengenden Glaubensnormen und die harten Verdammungsurtheile der Concordienformel waren ihr fern geblieben. Calixt selbst stammte aus einem Lande, wo jenes Bekenntniß ebensowenig zur Geltung gelangt war, — aus

*) Arnold, „Kirchen- und Ketzerhistorie", unter den betr. Kapiteln, Haase, a. a. O., S. 478, Guericke, a. a. O., S. 430, Guhrauer, „Jungius und sein Zeitalter", S. 58. Daß die Rosenkreuzer nicht, wie man oft angenommen, ein aus älteren Zeiten stammender, im Besitze besonderer Kenntnisse und Ceremonien befindlicher wirklicher Geheimorden waren, sondern daß ihr Ursprung und Name eine Erfindung des früher genannten Theologen Val. Andreä ist, der sich darin gefiel, den Hang seiner Zeit nach Geheimbündelei und Mysterien auf diese Weise zu verspotten,

Schleswig — und von einem Vater, der selbst noch zu den Füßen Melanchthons gesessen hatte. Langausgedehnte Reisen in fremden Ländern vollendeten die Entwicklung des jungen, aufstrebenden Geistes, welchen Männer wie Calelius und Martini in die freieren Bahnen humanistischer Bildung geleitet hatten, und die Vergleichung der sittlichen und geistigen Zustände des reformirten Hollands und des katholischen Frankreichs mit denen der verschiedenen lutherischen Länder Deutschlands, welche er sämmtlich aus persönlicher Anschauung kannte, war wol geeignet, ihn zu Betrachtungen zu veranlassen, die zwar seine Anhänglichkeit an das Lutherthum nicht erschütterten, aber ihn versöhnlicher gegen Andersdenkende und argwöhnischer gegen die Zuverlässigkeit stimmen mochten, womit die lutherische Orthodoxie alles Heil nur in den Dogmen ihres Bekenntnisses und in den Kultusformen ihrer Kirche zu finden glaubte.

Calixt nahm den alten Kampf der Melanchthonischen Schule gegen die Lutheraner der strengen Richtung wieder auf, den Kampf um den Werth oder Unwerth der guten Werke*). Ohne den sittlichen Handlungen (oder, wie er es mit weiser Behutsamkeit nannte, den sittlichen Anstrengungen des Menschen) die Geltung und das Verdienst eines wirklichen Mittels zur Seligkeit beizumessen, behauptete er doch, daß dieselben die nicht zu entbehrende Vorbedingung seien, unter der allein der rechtfertigende Glaube an das stellvertretende Verdienst Christi seine heiligende und beseligende Kraft an den Menschen äußern könne.

Es war nicht ein Kitzel doctrinärer Rechthaberei oder neuerungssüchtigen Ehrgeizes, was den ebenso bescheidenen als charakterfesten Mann veranlaßte, diesen Punkt wieder hervorzusuchen und gegen alle noch so heftigen Angriffe der Orthodoxen beharrlich zu vertheidigen. Er war sich bewußt, damit einem tiefen sittlichen Bedürfnisse der Zeit, nament-

hat schon Arnold in seiner Kirchengeschichte (2. Th., 17. Buch, 18. Kap.) ausgeführt und neuerlich wieder Guhrauer in dem oben citirten Buche, S. 38 fl., bestätigt. Daß gleichwol auf den Grund und im Geiste der von ihm solchergestalt verbreiteten Ideen, die allerwärts, auch außerhalb Deutschlands, großes Aufsehen erregten, sich wirkliche Geheimgesellschaften bildeten, welche die Mysterien der angeblichen Rosenkreuzer weiter auszubilden oder anzuwenden strebten, davon haben wir u. A. in Leibnitzens Leben ein Beispiel gefunden, s. oben S. 213.

*) Das Folgende hauptsächlich nach: Henke, „Calixt", Tholuck, „Vorgeschichte des Rationalismus", 2. Bd., Planck, a. a. O., Walch, „Einleitung in die Religionsstreitigkeiten der evang. luth. Kirche", IV. Th.

lich für Deutſchland, entgegenzukommen, denn er glaubte zu ſehen, daß der Gedanke vom allein rechtfertigenden Glauben vielfach von der Jugend und von der ganzen lebenden Generation gemisbraucht werde, und daß es hohe Zeit ſei, die Menſchen von ſolcher Verirrung zurückzurufen, ihnen ein ernſteres Studium und eine angeſtrengtere Uebung der Frömmigkeit im Leben anzuempfehlen*).

Zuſammenſtellung Calirts mit den Janſeniſten.

Ungefähr um dieſelbe Zeit, wo Calirt ſich ſolchergeſtalt zum Vorkämpfer der Lehre des Pelagius, gegenüber dem ſtrengen Auguſtinismus der orthodoxen Lutheraner, aufwarf, kämpfte in Frankreich eine aufgeklärte und von den edelſten ſittlichen Grundſätzen durchdrungene Partei in der katholiſchen Kirche — die Männer des Portroyal, die Anhänger Janſens — für eben jene Lehre des Auguſtinus, welche Calirt in Deutſchland beſtritt, gegen den Pelagianismus der römiſchen Kirche. Und doch war es ein und daſſelbe ſittliche Intereſſe, welches die Janſeniſten und welches Calirt zum Kampfe mit den herrſchenden Anſichten ihrer beiderſeitigen Kirchen anfeuerte.

Luther hatte die falſche Werkheiligkeit des Pabſtthums bekämpft, welche die Sündenvergebung an die Erfüllung äußerer Ceremonien (von der Kirche fälſchlich „gute Werke" genannt) oder gar an die bloße Erkaufung des Ablaſſes und die dadurch zu gewinnende Fürbitte der Heiligen knüpfte, und hatte, im Gegenſatze dazu, eine innere Heiligung des Menſchen durch den Glauben gefordert. Daſſelbe thaten jetzt, gegenüber derſelben noch immer fortdauernden Einſeitigkeit der katholiſchen Auffaſſung von den guten Werken, die Janſeniſten. Allein in der lutheriſchen Kirche hatte ſich ein ähnlicher Misbrauch eingeſchlichen. Wie im Katholicismus der Begriff der guten Werke ausgeartet war, ſo im Lutherthum der Begriff des Glaubens; wie man dort an die Stelle wirklich ſittlicher Handlungen und Geſinnungen die Erfüllung äußerlicher Anforderungen der Kirche geſetzt hatte, ſo hier an die Stelle eines wahrhaft inneren, lebendigen, mit thätiger Frömmigkeit gepaarten Glaubens einen Wortglauben, der in Nichts beſtand, als im Herſagen der Bekenntniſſe und in der, oft ſehr gedankenloſen, Uebung kirchlicher Gebräuche.

So war das Ziel der Oppoſition Calirts und der Janſeniſten das gleiche: Beide ſuchten das Weſen der Religion in der wahren Frömmig-

*) Vgl. oben S. 293.

**) Henke, a. a. O., 2. Bd., S. 132.

keit, nur daß die Einen dieſe Frömmigkeit in die innere Geſinnung oder den Glauben verlegten, gegenüber einem Syſteme äußerlicher Werkheiligkeit, der Andere in die ſittliche Anſtrengung, gegenüber einem Buchſtabenglauben, der in bloßen Formen beſtand.

Calixt's Beſtrebungen für Praktiſchmachung der Theologie.

Calixt blieb bei der Bekämpfung eines einzelnen Dogma's nicht ſtehen. Er wollte ſelbſt Hand anlegen, die Theologie aus einem bloßen Schulgezänke und einem Gewebe dogmatiſcher Spitzfindigkeiten zu einer Wiſſenſchaft fürs Leben zu machen. Er ſetzte die chriſtliche Moral, die ſeit den Zeiten Melanchthons und ſeiner nächſten Schüler zwei volle Menſchenalter hindurch geruht hatte und faſt in Vergeſſenheit gerathen war, in ihre Rechte wieder ein. Er rief den Theologen mahnend zu: „Man darf nie vergeſſen, daß die Theologie praktiſch iſt, und daß, was zur Praxis, d. h. zu Dem, was wir thun und leiſten ſollen, Nichts beiträgt, für gleichgültig, müſſig und überflüſſig zu erachten iſt"*). Ueberzeugt, wie er war, von der Unübertrefflichkeit des Chriſtenthums wegen ſeiner ſittlich veredelnden und heiligenden Kraft, ſo wie von der nothwendigen Uebereinſtimmung der poſitiven Offenbarung mit der rechtgebrauchten menſchlichen Vernunft, trug er keine Scheu, aus dieſen beiden Quellen zugleich zu ſchöpfen, die heilige Schrift mit Hülfe der Vernunft zu erklären und die Göttlichkeit des Chriſtenthums ebenſo aus der Natur des Menſchen und ſeinen religiöſen Bedürfniſſen, wie aus der geſchichtlichen Offenbarung zu beweiſen**).

Die Orthodoxie begriff wol, daß es ſich hier für ſie abermals um Sein oder Nichtſein handle. Mit furchtbarem Ingrimm fiel ſie über den gefährlichen Gegner her. In gewaltigen Stößen ſtieg eine ganze Literatur von Streit- und Schmähſchriften empor, unter deren Wucht man die verhaßte Oppoſition zu erſticken vermeinte. Alle giftigſten Schimpfreden, mit denen man Ketzer zu brandmarken pflegte, wurden gegen Calixt und ſeine Anhänger geſchleudert***).

---

*) Calixti Orott. sel., pag. 100 — ſ. Henke, a. a. O., 2. Bd., S. 186.

**) Henke, a. a. O., 1. Bd., S. 291 u. 466.

***) Eine einzige dieſer Schriften (von Hülſemann) umfaßt ohne Vorrede, Inhaltsverzeichniß und Regiſter 1320 Seiten in 4°. Und ſolcher ließ der genannte Theolog mehrere erſcheinen. Calov ſchrieb eine ganze Bibliothek von Streitſchriften gegen Calixt. Als Probe der Schimpfreden, deren man ſich gegen Calixt und ſeine Anhänger bediente, mögen hier nur folgende ſtehen: „Calixtiniſcher Gewiſſens-

Versuch der Orthodoxen, durch eine neue Bekenntnißschrift die Lehre Calixt's zu unterdrücken

Die Orthodoxen hätten gern den Streit mit ihren Gegnern abermals durch einen Gewaltstreich entschieden. Eine neue allgemeine Bekenntnißformel — unter dem Titel: Consensus repetitus fidei vere Lutheranae („Wiederholtes Bekenntniß des wahrhaftigen lutherischen Glaubens") — sollte ebenso die Calixtiner zum Schweigen bringen, wie fast ein Jahrhundert früher die Formula Concordiae die Melanchthonianer. Dieses neue Bekenntniß erklärte die von Calixt geäußerte Meinung, „daß von Dem, was in den Symbolischen Büchern festgesetzt worden, auch wol mit der Zeit wieder abgegangen werden könne", für höchst ketzerisch, da, wie es sich ausdrückte, „was für Lehren in den Symbolischen Büchern einmal verworfen seien, dabei es auch bleiben müsse." Es verdammte dessen Ansicht, „daß, wenn man welle ein Kind Gottes werden und die Gerechtigkeit und Seligkeit erlangen, dazu nöthig sei, daß man sich der Gerechtigkeit befleißige und den Nächsten liebe," so wie dessen Widerspruch gegen die Behauptung der Orthodoxen, „daß, obschon den Gläubigen viele Schwachheiten anhingen, doch dadurch ihre Gerechtigkeit keinen Schaden litte und sie demohnerachtet der Seligkeit gewiß sein könnten," nicht minder dessen Zweifel an dem von der herrschenden Theologie aufgestellten Satze, „daß die kleinen Kinder in der Taufe wirklich den Glauben bekämen, und durch diesen ihren eigenen Glauben (nicht blos durch den ihrer Aeltern oder Taufpathen) gerechtfertigt und selig würden". Es verwarf endlich schlechterdings den von manchen Calixtinern in Bezug auf die Unterschrift der Symbolischen Bücher gemachten Vorbehalt: „sofern selbige mit der heiligen Schrift übereinkämen" *).

Mißlingen desselben.

Diesmal gelang es den Wittenberger Theologen nicht, ihre starre Ansicht zum Gemeinbekenntniß der ganzen lutherischen Kirche Deutschlands zu erheben. Selbst für Kursachsen erlangte der Consensus repetitus nicht die Geltung einer allgemein bindenden Glaubensnorm; in Helmstädt kümmerte man sich nicht darum,

---

wurm", „Erbärmliche Verstockung der Calixtiner", „excrementa Satanae", „Esel, Schmeißfliege, Schnarchhans, Rattenkönig". Den jüngeren Calixt, Georgs Sohn und Nachfolger auf dem Lehrstuhl, brachten die Wittenberger Studenten, zu Ehren des Rectoratsantritts des Dr. Deutschmann, eines der Häupter der Orthodoxen, in einer Comödie mit Hörnern und Klauen aufs Theater. U. s. w. (Planck, a. a. O., S. 140.)

*) Walch, „Einleitung", 1. Th., S. 304.; Planck, a. a. O., S. 135.

und in Jena (welches hundert Jahre früher hauptsächlich zu dem Zwecke begründet worden war, um den strengeren Lehren Luthers, gegenüber den milderen Melanchthons, die damals von Wittenberg aus verbreitet wurden, einen sicheren Rückhalt zu schaffen) war jetzt in Männern wie Musäus und Glassius eine Theologenschule emporgewachsen, welche gegen die Uebertreibungen der orthodoxen Eiferer entschieden protestirte.

Auf der andern Seite hinterließen die Angriffe Calixt's und seiner Schüler gegen das herrschende theologische System keine für den Augenblick sichtbaren Spuren, andere legten nur den Grund zu einer Umgestaltung dieser Wissenschaft, deren Durchführung erst einer späteren Zeit vorbehalten blieb.

Nach dem damaligen Stande der religiösen und der wissenschaftlichen Bildung in Deutschland konnte die Orthodoxie mit unmittelbarem praktischen Erfolge nur auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens selbst angegriffen werden. Man mußte sich an das religiöse Gefühl des Volkes wenden und diesem eine Befriedigung darbieten, welche es in der starren Buchstabengläubigkeit nicht fand; man mußte die Selbstthätigkeit der Laien in der Erfassung der Glaubenswahrheiten und in der Uebung der religiösen Pflichten wieder in die Rechte einsetzen, welche die Orthodoxie mit ihrem System geistlicher Allgewalt und Alleinherrschaft ihnen verkümmert hatte; man mußte eine wahre Gemeinsamkeit kirchlichen Lebens — an der Stelle der blos äußerlichen Gemeinschaft in Beobachtung der kirchlichen Formen und Ceremonien — durch das Mittel gleicher innerer Frömmigkeit zu Stande bringen.

Die Vertreter eines lebendigen Christenthums und die sog. Mystiker — ein Val. Weigel, ein Joh. Arnd, ein Val. Andreä u. A., hatten dies versucht, aber den Einen fehlte die höhere Begabung, um Dasjenige auch wissenschaftlich zu vertreten, was sie aus der Fülle ihrer Empfindung heraus behaupteten, den Andern die Fähigkeit persönlichen Einwirkens auf die Massen, und wieder Andere hatten sich von vornherein dadurch um ihren Einfluß gebracht, daß sie sich gänzlich von dem bestehenden kirchlichen Bekenntnisse lossagten, an welchem noch immer die Mehrzahl der Geistlichen und der Laien als an einer unantastbaren Glaubensnorm, festhielt.

Phil. Jac. Spener.

Alle die reformatorischen Eigenschaften, deren Mangel jene früheren Versuche einer praktischen Umgestal-

tung der lutherischen Kirche vereitelt hatte, fanden sich auf das Glücklichste vereinigt in einem Manne, der das von seinen Vorgängern nur einseitig angefaßte oder auf halbem Wege abgebrochene Werk wieder aufnahm und ans Ziel führte und dadurch der Begründer einer neuen Aera des kirchlichen und religiösen Lebens für Deutschland ward. Wir meinen den Stifter des sogenannten Pietismus, Philipp Jacob Spener*).

Sein Charakter. Spener besaß ein hinlängliches Maaß von Gelehrsamkeit, philologischer und theologischer, um den Vorkämpfern des herrschenden Systems nöthigenfalls mit den Waffen der Wissenschaft entgegenzutreten, aber er hatte den richtigen Instinct, den Schwerpunkt seiner reformatorischen Bestrebungen nicht auf das Gebiet gelehrter Theologie, sondern auf das Gebiet der Praxis des kirchlichen Lebens zu verlegen, und er verstand es, diesem Leben eine neue Richtung zu geben und einen neuen Geist einzuhauchen, ohne die bestehenden Formen anzutasten und ohne den Schein unberechtigter und willkürlicher Neuerung auf sich zu laden. Er gewann die Gemüther der Laien für sich und gab doch den Geistlichen keine begründete Veranlassung, ihn des Misbrauchs seines geistlichen Amtes zu bezüchtigen. Er hütete sich wol, das bestehende System sogleich im Ganzen und Großen anzugreifen und sich in einen Principienstreit um allgemeine Lehrsätze oder kirchliche Normen einzulassen; vielmehr begann er ganz bescheiden mit Reformen im Einzelnen und in den nächsten Kreisen, und nur erst dann, als der überraschend günstige Erfolg dieser Reformen im Kleinen die praktische Richtigkeit seiner Grundsätze bewiesen und durch die Macht der vollendeten Thatsache den Zweifel daran niedergeschlagen hatte, wagte er sich an die Bestreitung solcher

*) Für das Folgende sind verglichen worden: Canstein, „Ausführliche Beschreibung der Lebensgeschichte u. s. w. des sel. Herrn Dr. Ph. Jac. Spener"; Hoßbach, „Ph. Jac. Spener und seine Zeit" (2. Aufl., herausgeg. von G. Schwerder, 1833), Speners „Pia desideria" und „Theologische Bedenken", ein ganzes Fascikel Druckschriften über die Pietisten (auf der großh. Bibliothek zu Weimar) — z. B. „Ausf. Beschreibung des Unfugs der Pietisten" u. s. w. — Engelhardt, „Val. Löscher nach seinem Leben und Wirken", Barthold, „Die Erweckten im prot. Deutschland während des Ausgangs des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrh., besonders die frommen Grafenhöfe," in Raumers „Hist. Taschenbuch", 3. Folge, 3 Jahrg.; außerdem die schon angeführten Werke von Walch, Planck, Schröckh, Guericke, Hase, Hagenbach u. s. w.

Punkte der herrschenden Kirchenlehre und solcher Misbräuche des bestehenden theologischen Systems, welche am Wenigsten mit dem Geiste der von ihm unternommenen und so erfolgreich ausgeführten Verbesserungen bestehen zu können schienen. Aber auch dann verfuhr er immer vorsichtig und fast schüchtern, unter fortwährenden und aufrichtigen Versicherungen seiner Rechtgläubigkeit, keinen Schritt weiter gehend, als die strenge Nothwendigkeit der Sicherung seiner praktischen Reformen vor der drohenden Gewalt entgegenstehender Satzungen der herrschenden Kirchenlehre dringend zu gebieten schien. Er besaß die glückliche Einseitigkeit praktischer Naturen, welche die Ziele ihres wissenschaftlichen Forschens nicht nach den Forderungen logischer Folgerichtigkeit, sondern nur nach den reellen Bedürfnissen des Gebrauchs fürs Leben bemessen, eine Eigenschaft, die sich fast zu allen Zeiten dem Gelingen kirchlicher wie politischer Reformen günstiger erwies, als die entgegengesetzte, niemals aber mehr am Platze war, als in der Periode, in welcher Spener auftrat.

Ueber Speners Bildungsgeschichte ist wenig zu berichten. Von einem Hin- und Hergeworfenwerden durch äußere Schicksale oder innern Entwickelungskampf ist bei ihm nicht die Rede. Von früh an scheint alles Schwanken ihm erspart gewesen zu sein und die Bahn seines Wirkens klar vor seinem Geiste gelegen zu haben. Im Elternhause und durch die hinzutretenden Bemühungen einer mütterlich sorgenden Pathin, der frommen Gräfin von Rappoltstein, zu einer erhöhten Lebendigkeit christlichen Sinnes erzogen, fand er in Straßburg und Basel, wo er seine Studien machte, sich in dieser Richtung bestärkt, zugleich mit der nöthigen Gelehrsamkeit ausgerüstet und außerdem in Verhältnisse hineingestellt, welche ihm die schwere Kunst lehrten, mit Menschen aller Stände zu verkehren und auf mannigfache Gemüthsarten bildend einzuwirken. Seit lange war auf diesen südwestlichen Universitäten Deutschlands ein lebendigeres und milderes Christenthum herrschend gewesen, als auf den meisten der nordöstlichen. Jetzt mochte vielleicht auch ein Hauch des frommen Jansenistischen Geistes von Frankreich aus dort herüber wehen. Mit Labadie und seinen Sinnesverwandten kam Spener selbst auf Reisen nach Frankreich und in die französische Schweiz in Berührung. Und so sehen wir ihn alsbald nach vollendeten Studien mit sichrem Bewußtsein seiner Lebensaufgabe nicht nur den geistlichen Beruf, sondern auch die bestimmte Art der Verwaltung dieses Berufs ergreifen, durch welche er einen so großen und heilsamen Einfluß auf das ganze religiöse Leben der

Nation üben sollte. Sein eigentlich reformatorisches Wirken aber entfaltete sich von da an, wo er, von Straßburg nach Frankfurt a. M. berufen, als erster Pfarrer und Senior des geistlichen Ministeriums, in eine auch äußerlich bedeutsame und einflußreiche Stellung eintrat.

Sein reformatorisches Wirken.

Spener begann damit, an die Stelle dogmatischer Spitzfindigkeiten, polemischer Zänkereien und einer geschmacklosen, verkünstelten, nicht selten ihren heiligen Gegenstand durch unwürdige Spiele des Witzes entweihenden Kanzelberedsamkeit*), womit die Mehrzahl der

*) „Der Kanzelvortrag war fast nichts als ein Inbegriff von spielenden Bildern, unwürdigen Witzeleien, unverständigen Schimpfreden und lächerlichen Ungereimtheiten," (Hoßbach, a. a. O., 1. Bd., S. 24). Gegen die Mitte des 17. Jahrh. bildete man diese ausgeartete Manier förmlich kunstmäßig aus. Joh. Bened. Carpzov zu Leipzig erfand nicht weniger als 100 verschiedene Predigtmethoden, welche jedoch F. V. Löscher auf 25 zurückführte (Ebenda). Chr. Thomasius in seinen „Freimüthigen Gedanken", 2. Bd., S. 714, hat diese damals gewöhnliche Manier trefflich persiflirt. Er läßt einen jungen Theologen u. A. sagen: „Es ist keine bessere Methode, von einer Sache zu discuriren, als wenn man remotive gehet, als wie z. E. Jemand erklären wollte, was das für Käse gewesen, die David seinem Bruder ins Lager gebracht, remotive alle Spezies der Käse, als: holländische, Sydamer, Aberdamer, schweizer ꝛc. durchging und bei einer jeden Art eine Ursache setzte, warum es dieselbe nicht könnte gewesen sein, ꝛc." — Die schon mehreitirte satirische Schrift aus d. J. 1716, Geneal. Nisibitarum, erwähnt dasselbe Unwesen des Predigens S. 38 in folgenden Worten: „Die Prediger erzählen Mährchen auf den Kanzeln, daß die ehrlichen Männer sich schämen und hinausgehen, die anderen aber lachen, wie im Wirthshaus. Dazu machen sie Grimassen wie die Schampadesche im Theater, wispern dann so still, um ein Kind nicht aufzuwecken, fechten mit den Händen in der Luft, stampfen mit den Füßen, verdrehen die Augen wie ein gestochener Bock." Flügge, „Geschichte des deutschen Kirchen- und Predigtwesens", 4. Bd., S. 322, führt folgende Skizze einer Predigt aus dem Anfange des 18. Jahrh. an:

Text: „Das wohlgegründete Bethaus, welches steht: 1) auf zwei festen Ecksteinen, nämlich Gottes Liebe und Herrlichkeit, 2) auf 7 Säulen: den 7 Bitten. Ferner heißt es darin: „Wir treffen in diesem Bethause Gottes ganze Hofhaltung an: die Capelle in der 1. Bitte, den Audienzsaal in der 2., die Kanzlei in der 3., den Kornboden in der 4., die Rentkammer in der 5., die Rüstkammer in der 6., den Lustgarten in der 7." In einer andern Postille werden folgende Predigttexte abgehandelt: „Die prächtige Armuth", „der Wirth zu Gaste", „die schwangere Jungfrau", „der gesalzene Zucker", „der eingeborne Zwilling" ꝛc. Ebenda findet sich wörtlich die nachstehende Rede (auf der Kanzel!): „Herbei mit dem großen Glase! Herum mit der Gesundheit! Ihr Musikanten blaset auf! Rheinwein her! Sa! Sa! Eine Runde! Vivat die Schönste! Und eben nun muß eine stinkende Leiche kommen! Macht die Fenster zu! ꝛc." (Hinterher folgt die Anwendung auf die Kirche und die Ketzerei.)

orthodoxen Prediger ihre Zuhörer unterhalten zu müssen glaubten, eine einfache, verständliche, wahrhaft zum Herzen sprechende Predigtweise zu setzen. Er suchte den Laien die heilige Schrift, die ihnen fast fremd geworden war unter dem Lärm theologischen Gezänkes, wieder näher zu bringen durch eine schlichte und deutliche Darlegung ihrer Hauptlehren, besonders derer, welche eine unmittelbare Beziehung auf ein frommes und sittliches Leben haben. Er drang auf eine wirkliche Heiligung des Herzens anstatt des gedankenlosen Nachsprechens vorgeschriebener Bekenntnißformeln und der mechanischen Uebung äußerlicher Gebräuche, und warnte nachdrücklich vor der „fleischlichen Sicherheit", welche sich mit einem blos historischen Glauben ebenso leicht verbinde, wie mit den Gnadenakten der katholischen Kirche. Mit Einem Worte, er suchte Das wirklich zu machen, was Calixt nur als frommen Wunsch ausgesprochen hatte*): „daß, wie Sokrates die Philosophie vom Himmel zur Erde herabgeführt habe, so auch die Theologie von den überflüssigen Speculationen und Subtilitäten abgerufen würde, um in den zur Seligkeit nöthigen Lehren den Weg des Geistes und der Heiligung zu zeigen."

Sodann, um den Eindruck seiner Predigten zu verstärken und zu sichern, nahm er die, in der lutherischen Kirche seit lange außer Gebrauch gekommenen und von der Mehrzahl der Geistlichen mit vornehmer Verachtung den Schulmeistern überlassenen Katechisationen der Erwachsenen in der Kirche wieder auf und führte an der Stelle des dabei gewöhnlichen mechanischen Hersagens auswendig gelernter Sätze die sokratische Methode wirklicher Begriffsentwicklung ein.

Die Collegia pietatis.

Endlich, noch einen Schritt weitergehend, veranstaltete er (seit 1670) besondere Versammlungen seiner geistlichen Pflegebefohlenen in seiner eignen Wohnung, zum Zwecke vertraulicher Besprechung theils über das in seinen Predigten Vorgetragene, theils über Stellen der Bibel oder über andere erbauliche Schriften. In diesen collegiis pietatis, wie man sie nannte („Versammlungen zu frommen Zwecken") fanden sich Personen aller Stände zusammen, Gelehrte und Ungelehrte, Vornehme und Geringe, Männer und Frauen (die letzteren von den Männern abgesondert, und so, daß sie nicht gesehen wurden) und mitten unter ihnen bewegte sich der Geistliche, nicht wie ein Höherer im Nimbus seiner

*) In seiner „Einleitung zu den Acten des Thorner Religionsgesprächs."

Amtswürde, sondern wie Einer ihres Gleichen, nicht seine Worte gleich Orakelsprüchen den Versammelten zuherrschend, sondern als Freund und Vertrauter Belehrung ertheilend, Einwurf und Gegenrede gestattend, ja herausfordernd, Zweifel lösend, Trost oder Ermahnung spendend, je nach dem Bedürfniß der Einzelnen, immer aber und vor Allem bemüht, auf die Erbauung und sittliche Besserung der Theilnehmer hinzuwirken.

Die Neuerung war ungeheuer und konnte nicht verfehlen, allgemeine Aufmerksamkeit und vielseitige Theilnahme zu erwecken. Von Frankfurt aus, wo Spener diese Einrichtung ins Leben rief, verbreitete sie sich rasch in die zunächstgelegenen Städte und Landschaften, allmälig fast durch das ganze protestantische Deutschland; ja die von Spener wiederhergestellten Katechisationen fanden selber vor den Augen des strenglutherischen kursächsischen Eiferers Calov Gnade und wurden in Würtemberg durch förmliche Anordnung von oben eingeführt*).

[Ausbreitung der Spenerischen Ideen in Schriften. Seine Pia desideria.

Nachdem er so die praktische Probe seiner reformatorischen Ideen gemacht, ging Spener daran, diese Ideen auch in weiteren Kreisen zu verbreiten, um namentlich seine Collegen, die Geistlichen, dafür zu gewinnen. In dieser Absicht verfaßte er zuerst die Schrift: „Pia desideria oder Herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche, sammt einigen dahin einfältig abzweckenden christlichen Vorschlägen“**). Er schilderte darin mit freimüthiger Offenheit das in der Kirche eingerissene Verderben, die allgemeine Verschlechterung der Sitten, den Verfall des häuslichen und des bürgerlichen Lebens***). Er beklagte, daß die von Luther begonnene Reformation in Beziehung auf die Sitten und das Leben der Christen lange noch nicht vollendet, vielmehr in der Mitte ihres Laufs stehen geblieben sei†). Er empfahl zur Wiederaufhülfe des kirchlichen Lebens vor Allem eine bessere Verbildung der Theologen, weniger zu dogma-

---

*) Hoßbach, a. a. O., 1. Bd., S. 104.

**) 1675 als Vorrede zu einer neuen Ausgabe von Arnds Postille erschienen, 1678 auch lateinisch herausgegeben.

***) Wir haben diese Schilderungen oben bei unserer Darstellung der Wirkungen des 30jähr. Krieges benutzt; s. S. 47—48.

†) „Diejenigen,“ sagt er u. A., „welche Christen sein sollten, sind in der That unter dem Schein und äußeren Bekenntniß des Christenthums Heiden, verehren Christum kaum anders, als die Heiden ihre Götzen, und entbehren jeder im Glauben enthaltenen Tugend. Statt des heilbringenden Glaubens herrscht der historische

tischer Streitfertigkeit, als zu wahrer Gottseligkeit und einer treuen Verwaltung ihres Amtes. Er verlangte von Denen, welche dereinst die Menschen belehren und bessern sollten, daß sie früh mit sich zu Rathe gingen, ob sie sich ganz diesem heiligen Berufe widmen, weltlicher Lust und Eitelkeit entsagen wollten. Er nahm die urchristliche, von Luther hergestellte, von seinen Nachfolgern aber aufs Neue zurückgedrängte Idee von einem allgemeinen Priesterthum aller Christen wieder auf, kraft dessen jeder Einzelne das Recht und die Pflicht habe, in dem Worte Gottes zu forschen, Andere, besonders seine Hausgenossen, zu unterrichten, zu ermahnen, zu erbauen und zu bekehren und so das öffentliche geistliche Amt, ohne der Würde desselben zu nahe zu treten, in seiner Wirksamkeit zu unterstützen*). Er erklärte eine bessere Einrichtung der Predigten für dringend nothwendig, damit sie mehr, als die dermalen üblichen, zur wahren Erbauung der Gemeinde dienen möchten, legte aber noch größeres Gewicht auf die allgemeine Einführung jener freien Versammlungen, die er selbst mit so glücklichem Erfolge eingerichtet hatte. Er empfahl Mäßigung und Milde gegen Andersgläubige, die man lieber durch ruhige Belehrung bekehren und durch praktische Uebung der christlichen Tugenden gewinnen, als durch Heftigkeit noch mehr zurückstoßen und erbittern solle, und wies immer und immer wieder darauf hin, daß das Christenthum nicht so sehr im Wissen, als in der Bethätigung einer wahrhaft christlichen Gesinnung und vor Allem in Werken der Liebe bestehe.

Auch dieser Schritt Speners schien anfänglich mehr Zustimmung, als Abneigung zu finden. Nicht blos Männer von entschieden geistesverwandter Richtung, wie Heinrich Müller, Philosophen, wie Jac.

Glaube, zu welchem Etwas von fleischlicher, gegen das göttliche Wort angenommener Sicherheit hinzutritt; statt der wahren Gottesverehrung die äußere Anbetung Gottes ohne innere Bewegung des Herzens; die an den Papisten einst verdammte Meinung vom opus operatum ist jetzt auf eine andere Weise wieder lebendig geworden — statt der Religion selbst gewisse äußerliche Gebräuche und Ceremonien ohne irgend eine Aenderung des Herzens; statt der ächten Buße das Bekenntniß der Rechtgläubigkeit, von jeder edlen und besonders innerlichen Frucht des Glaubens leer und mit einem nur nach dem Fleische eingerichteten Leben vortrefflich übereinstimmend. Das sind di Ungeheuer, zu deren Vertilgung ein neuer Retter vom Himmel zu wünschen wäre." Pia des., S. 63.)

*) Diese Ansicht entwickelte er auch in einer besonderen Schrift: „Das geistliche Priesterthum", 1677.

Thomaſius, philoſophiſch gebildete Theologen, wie Chriſt. Kortholt, der Freund Leibnitzens, ſondern auch Orthodoxe der ſtrengſten Obſervanz, wie Abrah. Calov, Joſ. Ben. Carpzov, Meyer, Schelwig, Fecht, — ſpäter die erbittertſten Gegner Speners — begrüßten die Pia desideria als eine zeitgemäße, ihrem weſentlichen Inhalte nach in Wahrheit begründete und einem dringenden Bedürfniß des kirchlichen Lebens entſprungene Schrift. Von allen Seiten antwortete ihr ein zahlreiches Echo von „frommen Wünſchen" in ähnlichem Sinne*).

Angriffe und Beſchuldigungen der Orthodoxen gegen Spener und ſeine Anhänger. — Aufkommen der Namen: Pietismus und Pietiſten.

Aber ſchon begannen auch Gehäſſigkeiten und Anfeindungen mancher Art ſich gegen Spener zu regen. Die trägeren unter den Theologen vernahmen mit Unwillen die ſtrengen Anforderungen, welche die neue Richtung an ihre Thätigkeit und Berufstreue ſtellte. Die leichtſinnigen und weltlich geſinnten waren empört über die Zumuthung, daß ſie ihrem gewohnten weltlichen Treiben entſagen und ſich eines ſtillen, eingezogenen Lebens befleißigen ſollten. Die aufgeblaſenen bemerkten mit Naſerümpfen das einfache und anſpruchsloſe Auftreten Speners, welcher ſo gar Nichts von Dem blicken ließ, was ſie als das unveräußerliche Zubehör der „Amtswürde" des Geiſtlichen betrachteten, vielmehr unbefangen mit ſchlichten Bürgern verkehrte, und ſich zu Beſchäftigungen herbeiließ — wie Katechiſiren und Schulehalten, gut genug, wie ſie meinten, für Schulmeiſter, aber weit unter der Würde eines Gottesgelehrten**).

---

*) Hoßbach, a. a. O., 1. Bd., S. 103, Engelhardt, „V. E. Löſcher", S. 43, Walch, „Einleitung", 4. Bd. S. 1087.

**) In einer Flugſchrift: „Ausführliche Beſchreibung des Unfugs der Pietiſten in Halberſtadt und von dem pietiſt. Weſen insgemein" (1693) kommt folgende Stelle (S. 14) vor, welche recht deutlich den Standpunkt charakteriſirt, aus dem die Maſſe der Theologen damals ihre Amtswürde betrachtete und wie ſie demgemäß über Spener urtheilte. Es iſt daſelbſt von Speners Auftreten in Sachſen, nachdem er Oberhofprediger in Dresden geworden, die Rede, und es heißt darüber wörtlich: „Dazu kam ſeine unanſtändige Conduite, die man gleich nach ſeiner erſten Ankunft obſervirte. Er legte Viſiten ab bei Jedermann, nicht nur bei hohen kurfürſtl. Miniſtris (welches ſeine geweiſten Wege hatte), ſondern bei allen Predigern und Bürgersleuten in der Stadt, wo ihm nur einfiel ... Er fing eine Mädchenſchule an in ſeinem Hauſe und erklärte den kleinen Kindern ſeinen Katechismum (ein kurfürſtl. Oberhofprediger eine Kinderſchule! die auch ein Dorfſchulmeiſter halten kann!) — Er ſtellte ſich (in Leipzig) am Sonntag in der Kirche zu St. Thomä auf die Porkirche, da zwar ehrliche Leute, aber nicht ſeines Standes, zu ſolcher Zeit zu ſtehen pflegen." — „— Da ſahen wir aus dem Schuſtergäßchen einen Mann, der ſich

Die Liebhaber scholastischer Spitzfindigkeiten blickten mit Verachtung herab auf die nach ihrer Meinung sehr unwissenschaftliche Weise, wie Spener dem gemeinen Volke die Bibel zu erklären und verständlich zu machen suchte, und die Eiferer für die Unterscheidungslehren des Lutherthums verschrieen die Milde, welche er gegen andere Confessionen zeigte, als sträfliche Gleichgültigkeit gegen das eigene Bekenntniß.

Diese misgünstigen Stimmungen gegen Speners Wirken gingen theilweise auch in die Kreise der Laien über. Es gibt überall eine Klasse von Menschen, denen jede ernstere Lebensrichtung an Anderen unbequem ist, weil sie dadurch ihre eigne leichtfertigere Denkweise in Schatten gestellt sieht. Diese Art von Leuten waren leicht zu überreden, daß es nur ein falscher und sündlicher Hochmuth sei, was die Besucher der Spenerschen Erbauungsstunden antreibe, sich von ihren Mitchristen abzusondern und für frömmer zu halten als diese. Und allerdings mochten einzelne unter den Anhängern Speners nicht ganz frei von einer solchen Ausschließlichkeit sein und auf die Außenstehenden mit einer gewissen schlechtverhehlten Ueberhebung, wie auf sündhafte und sittlicher Verderbniß verfallene Weltkinder, herabsehen. Der Name: Pietisten, von der einen Seite als Spottname gegeben, ward von der anderen nicht ohne einen Anflug weltlichen Stolzes angenommen und getragen*). Wie bei jeder Neuerung, fehlte es auch bei dieser nicht an Uebertreibungen, welche dann die Gegner nicht blos Denen, die sie wirklich verschuldet, sondern der ganzen Richtung zur Last legten. Die Mäßigung und Behutsamkeit im Reformiren, welche Spener so dringend anempfahl und für seine Person so streng beobachtete, ward von manchen seiner Schüler und Anhänger nur zu sehr aus den Augen gesetzt. Was bei ihm das Resultat einer ebenso klaren, wie innigen Ueberzeugung war, artete bei diesen vielfach in

in einen abgetragenen crepenen Mantel eingewickelt hatte, spornstreichs, gleich einem Schuster, der den Markt versäumt, nach der Superintendentur laufen, — wir sahen ihn für einen verdorbenen Schuster an.“ Die Schilderung schließt mit den ironischen Worten: „Wer sich solchergestalt aufführt, Der kann bei Hofe und auf Universitäten sich in ziemliche Autorität setzen!“ —

*) „Was ist ein Pietist?
Der Gottes Wort studirt,
Und nach demselben auch ein heilig Leben führt“
lautet ein Vers in einem damals oftgehörten akademischen Liede, welches ein Spenerianer zum Lobe seiner Gesinnungsgenossen gedichtet.

Schwärmerei und Phantasterei aus, und von der andern Seite misbrauchten fanatische Secten Namen und Form des Pietismus und zogen ihm Anklagen und Verdächtigungen zu, welche in seinem eigentlichen Wesen keinen Anhalt fanden. Die Schwärmereien eines Fräulein von der Asseburg und eines Petersen sammt den Verzückungen und Prophezeiungen einer Menge anderer angeblich „Erleuchteter," deren jene erregte Zeit so viele erstehen sah, die Tollheiten eines Kratzstein, Tuchtfeld u. A., sogar die Ausschweifungen der Gichtelianer und der Buttlerschen Rotte wurden von schadenfrohen Gegnern auf Rechnung des Pietismus geschrieben, und wenn Spener bisweilen solchen Beschuldigungen dadurch einen Schein von Recht verlieh, daß er, vermöge der Milde seines Wesens und seiner tiefen Wahlverwandtschaft mit Allem, was einer starken religiösen Erregung entsprang, solche Erscheinungen zu schonend und beinahe anerkennend zu beurtheilen schien, so half es ihm ebenso wenig, wenn er andere, die seinem sittlichen Gefühle widersprachen, entschieden verwarf und gegen jede Vermischung seiner Richtung damit protestirte. Sogar gegen die eignen Erbauungsstunden Speners zu Frankfurt erhoben sich Anklagen der gehässigsten Art. Man nannte die Theilnehmer derselben Quäker und Labadisten und gab ihnen schuld, daß sie sich gänzlich von der Kirche getrennt und Gütergemeinschaft unter sich eingeführt hätten. Man sprengte aus, daß in diesen Versammlungen Weiber und Mägde predigten, daß Männer und Weiber nackt durch einander erschienen, um sich zu prüfen, ob sie noch böse Gelüste hätten.

Verhalten der Regierungen zu diesen Streitigkeiten

Eine Untersuchung, welche auf Speners Ersuchen die Obrigkeit veranstaltete, stellte die völlige Grundlosigkeit dieser und ähnlicher Beschuldigungen ans Licht*). Auch an anderen Orten fanden amtliche Ermittlungen statt, deren Ausfall fast durchweg den Pietisten günstig war. Mehrere Regierungen waren unbefangen genug, zwar die Ausartungen des Pietismus und die unter seiner Maske auftretenden Schwärmereien zu verdammen und zu verbieten, aber dem Grundgedanken desselben, dem Streben nach wahrer Frömmigkeit, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ein Rescript des brandenburgischen Consistoriums zu Halberstadt, welches gegen die angeblichen Erleuchtungen einer Schwärmerin und den damit getriebenen Unfug ge-

*) Hoßbach, a. a. O., 1. Bd., S. 13.

richtet war, empfahl dem geistlichen Ministerium zu Halberstadt ausdrücklich: „sorgfältig zu beobachten, daß die Sache der wahren und ungeheuchelten Frömmigkeit mit dergleichen schwärmerischen Offenbarungen nicht vermischet und das Gute mit dem Bösen verworfen und gehindert werden möge*).“ Ein herz. braunschweigisches Edict erklärte zwar jedes Vorgeben außerordentlicher göttlicher Offenbarung für eine verwerfliche Täuschung und verbot alle heimlichen Conventikel, ermahnte aber zugleich die Prediger, „ihre Predigten und Katechismuslehren allermeist zur Erbauung des lebendigen, thätigen Glaubens einzurichten und ihren Zuhörern vorzustellen, daß alle Glaubensartikel zugleich zur Gottseligkeit führende Geheimnisse seien und der Trost des Evangeliums für keine Anderen gehöre, als welche sich dadurch züchtigen lassen zu Verleugnung der Welt und alles ungöttlichen Wesens und sich befleißigen, züchtig, gerecht und gottselig zu leben“**). In Gotha wurde auf Andringen des Magistrats eine herzogliche Commission mit Erörterung der wider die Pietisten erhobenen Klagen beauftragt; sie schloß ihre Arbeiten, ohne Grund zur Einleitung einer Untersuchung zu finden, „wobei aber nachdenklich,“ wie einer der wüthendsten Feinde der Pietisten anmerkt, „daß gleich darauf Dr. Brückner (der Präsident der Commission) gestorben!“***)

Andere Regierungen freilich ließen sich von dem Ansehen und dem fanatischen Eifer orthodoxer Theologen gegen die Reformideen Speners einnehmen und wußten zwischen den Uebertreibungen der neuen Richtung und ihren heilsamen Wirkungen nicht zu unterscheiden. †)

*) „Ausführliche Beschreibung des pietistischen Unfuges“, S. 170.

**) „Der Durchl. Fürsten ꝛc., Rudolph August und Anton Ulrich Herzog zu Br. Edict, wie bei denen hin und wieder sich regenten Neuerungen und Sectareien alle und jede Prediger und Lehrer in Dero Landen sich vorsichtlich halten sollen.“ 1692.

***) „Ausführl. Beschreibung“ ꝛc., S. 80.

†) Nach Guericke, „Handbuch der Kirchengeschichte“, 3. Bd., S. 464, ergingen Edicte gegen die Pietisten in Wolfenbüttel, Gotha, Celle, Hannover, Stuttgart, Bremen, Nürnberg und 1711 sogar in Berlin. Wie wenig das Braunschweig-Wolfenbüttelsche Edict (von 1692) gegen den Pietismus als solchen und seine wesentlichen Grundlagen gerichtet war, bezeugt der oben angeführte Inhalt desselben. Die andern von G. citirten Edicte sind uns ihrem authentischen Texte nach nicht bekannt; wir haben jedoch Grund, zu bezweifeln, daß sie schlechthin, wie G. angibt, gegen den Pietismus im Allgemeinen gerichtet gewesen seien. Es ist nicht das erste Mal, daß wir gegen die Richtigkeit der Angaben dieses Schriftstellers Zweifel erheben müssen — vgl. oben S. 300.

Theologische Kämpfe Speners mit den Orthodoxen

Inzwischen war der Kampf der Pietisten und der Orthodoxen auch auf das Gebiet der theologischen Wissenschaft verpflanzt worden. Wie streng und wie aufrichtig auch immer Spener auf dem Boden des ächt lutherischen Glaubens zu stehen meinte, so fehlte doch viel, daß er den Anforderungen von Rechtgläubigkeit, wie sie die herrschende kirchliche Partei stellte, gerecht zu werden vermocht hätte. Schon der entschiedene Vorzug, den er dem thätigen Glauben vor dem äußerlichen Bekenntniß gab, war in den Augen dieser Partei eine Ketzerei. Aber Spener war dabei nicht stehen geblieben. Er hatte darauf bestanden, daß die wahre Rechtfertigung durch den Glauben an das Verdienst Christi nicht denkbar sei ohne die gleichzeitige Heiligung des Willens, und daß, wo diese letztere fehle, auch nicht der rechte Glaube vorhanden sein könne. Er hatte die „guten Werke", diesen Gegenstand unversöhnbaren Hasses für die Orthodoxen, für *nothwendig*, zwar nicht zur Rechtfertigung, wohl aber zu der von dieser untrennbaren Heiligung erklärt. Er hatte zu bezweifeln gewagt, daß die Taufe allein die Folgen der Erbsünde von dem Menschen hinwegnehme und den unreinen Geist austreibe, und hatte die Meinung aufgestellt: jeder Mensch müsse durch einen besondern Act innerer Reinigung des Willens mit Hülfe der göttlichen Gnade sittlich verjüngt und gleichsam *wiedergeboren* werden; ja er war so weit gegangen, solchen Geistlichen, die diesen Act sittlicher Wiedergeburt noch nicht an sich erfahren, die Fähigkeit wahrhaft ersprießlichen Wirkens in ihrem heiligen Berufe abzusprechen, und er hatte kein Bedenken getragen, die unter den Orthodoxen herrschende Ansicht von sogenannten „Amtsgaben", kraft deren auch der unwürdige und selber der gottlose Prediger ebensogut „eine Werkstatt des heiligen Geistes" sein sollte, wie der würdigste und frömmste, als eine gefährliche und dem Geiste des Christenthums widerstreitende Meinung zu bekämpfen. Endlich aber bekannte er sich zu dem Grundsatze der „Freiheit von aller Menschenautorität in Glaubenssachen", und wollte die symbolischen Bücher der heiligen Schrift, als alleiniger Norm in Fragen der Religion, nicht diese jenen untergeordnet wissen*).

*) Spener: „Die Freiheit der Gläubigen von dem Ansehen der Menschen in Glaubenssachen" (1691) „Theol. Bedenken" (1700), insbes. 1. Kap. sect. 35. 55. 57. 2. Kap. 3. Art., sect. 2. Vgl. Hoßbach, a. a. O., 1. Bd., S. 148. 247., 2. Bd., S. 132 ff.

Die Orthodoxen säumten nicht, über solche Ansichten mit all jenem fanatischen Eifer herzufallen, der, wenn er in der Form der Polemik nicht mehr ganz die Rohheiten der frühern Zeit zur Schau trug, in Bezug auf Lieblosigkeit und Verketzerungssucht derselben wenig nachstand. Dilfeld zu Nordhausen, Meyer in Hamburg, Schelwig in Danzig, Fecht in Rostock wetteiferten in Angriffen auf Spener und seine Anhänger, und der altersschwache Deutschmann wollte die Lorbeeren, womit ihn einst, als einen Verfechter der Kirche gegen die Lehren Calixts, die blinde Anhänglichkeit seiner Schüler geschmückt hatte, durch neue, im Kampfe gegen einen noch gefährlicheren Feind der Orthodoxie erworbene vermehren. Die von ihm verfaßte und im Namen der theologischen Facultät zu Wittenberg, an deren Spitze er stand, veröffentliche Streitschrift*) zählte nicht weniger als 283 Punkte auf, in denen sie Spener der Irrlehre und Abweichung von den Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche bezüchtigte. Der Angriff war so plump, daß Spener von seinen Freunden wegen desselben beglückwünscht ward und die Orthodoxen selbst sich des verunglückten Machwerkes schämten, gegen welches sich zu vertheidigen, Spener wenig Mühe hatte**). Dieser wissenschaftliche Kampf zwischen dem Pietismus und der Orthodoxie ward mehrere Jahrzehnte lang, auch nach Speners Tode, fortgesetzt. Neue Streiter traten von beiden Seiten auf den Kampfplatz, von pietistischer Francke, Lange, Breithaupt, von orthodoxer namentlich Val. E. Löscher, welcher zuerst auch die Form der theologischen Zeitschrift zu regelmäßig fortgesetzten Angriffen auf die Gegner benutzte***). Neue Gegenstände des Zwiespaltes tauchten auf: man stritt darüber, ob es vom Standpunkte der Religion aus „gleichgültige Dinge" gebe, oder nicht, mit andern Worten, ob weltliche, wenn auch an sich unschuldige Vergnügungen, wie Tanz, Musik, gesellige Freuden, Scherzen und Lachen, ohne Einbuße der wahren Frömmigkeit genossen werden dürften,

*) „Christlutherische Vorstellung, in deutlichen, aufrichtigen Lehrsätzen nach Gotteswort aus den symbolischen Kirchenbüchern, sonderl. der Augsburger Confession, und unrichtigen Gegensätzen aus Herrn Dr. Ph. J. Speners Schriften" u. s. w. 1693.

**) „Aufrichtige Uebereinstimmung mit der Augsburger Confession" 1693.

***) „Unschuldige Nachrichten von alten und neuen theologischen Sachen", 1702 bis 1719, 18 Bde. Vgl. Engelhardt, „Val. E. Löscher."

oder nicht; ferner darüber, ob es eine „Gnadenfrist" gebe, nach deren Ablauf eine Besserung und Errettung des Sünders nicht mehr möglich sei, und drgl. Fragen, über welche ein entscheidendes Urtheil zu fällen, Spener selbst als dem praktischen Ziele der Religion fernliegend, wohlbedacht vermieden hatte.

Der Pietismus auf dem Katheder.

Noch erübrigte, daß der Pietismus sich des akademischen Katheders bemächtigte. Auch dazu sollte es kommen. Spener selbst zwar blieb sein Lebenlang der akademischen Thätigkeit fern. Er hatte mit richtigem Instincte den Beruf des Predigers und Seelsorgers als denjenigen erkannt, der sowol seiner Individualität am Meisten zusagte, als auch für seine großen Reformzwecke ihm die kräftigsten Hebel darbot, und er hielt an diesem Berufe bis an sein Ende fest. Nach zwanzigjähriger segensreicher Wirksamkeit in Frankfurt a. M. zu der hohen und einflußreichen Stellung eines kursächsischen Oberhofpredigers berufen (1686), gab er zwar diese schon nach wenigen Jahren (1691) wieder auf, weil sein gewissenhafter Freimuth, womit er das allzuleichtfertige Treiben am Hofe rügte, ihm die Abneigung des, zwar von Charakter nicht unedlen, aber in dem Gefühle seiner Herrscherwürde allzuverletzbaren Kurfürsten zugezogen hatte; allein er folgte alsbald wieder einem andern Rufe als Prediger an die Nicolaikirche zu Berlin — ein Amt, das er bis zu seinem Tode (1706) verwaltete. Neben der eignen seelsorgerischen Thätigkeit suchte er auf die seiner Berufsgenossen theils durch eine Reihe von Schriften, in denen er Das, was er in den Piis desideriis nur angedeutet hatte, ausführlicher entwickelte*), theils durch Rathschläge, die er auf zahlreiches Erfordern vermittelst eines über ganz Deutschland ausgebreiteten Briefwechsels ertheilte**), auch, wo er konnte, persönlich oder durch amtlichen Einfluß in seinem Sinne zu wirken.

*) Hier sind besonders zu erwähnen die Schrift de impedimentis studii theologici, 1690, und die Consilia et judicia theologica, 1709.

**) Spener versicherte einem Freunde einmal am Ende eines Jahres, er habe im Laufe desselben 622 Briefe beantwortet, 300 aber lägen noch unbeantwortet da. Während seiner Wirksamkeit zu Frankfurt genoß er, durch den Einfluß des deutschen Kaisers, Portofreiheit für alle an ihn ankommenden und von ihm abgehenden Briefe bei dem dortigen Thurn- und Taxischen-Postamte (Hoßbach, a. a. O., 1. Bd., S. 229). Großentheils aus einer Sammlung solcher Rathschläge, Gutachten u. s. w. bestehen die vier Bände seiner „Theolog. Bedenken", welche 1700 erschienen.

Die Weisungen, die er in dieser Hinsicht als Oberhofprediger in Dresden der ihm untergebenen Geistlichkeit gab, waren ebenso mild und gemäßigt, als wohlberechnet auf eine fruchtbare Amtsführung derselben. Eine entscheidende Einwirkung auf die akademischen Studien blieb ihm aber selbst in dieser Stellung so gut wie versagt, da die theologischen Facultäten zu Wittenberg und Leipzig über ihre ziemlich ausgedehnte Unabhängigkeit mit Strenge wachten.

Das collegium philobiblicum zu Leipzig. H. A. Francke. Anton. Schade.

Indeß unternahmen es, ungefähr um dieselbe Zeit, wo Spener nach Dresden übersiedelte, einige seiner begabtesten Anhänger und Meinungsgenossen, der Orthodoxie den Kampf auch auf diesem, bis jetzt noch von ihr allein beherrschten Gebiete anzubieten, und zwar gerade an einem ihrer Hauptsitze, in Leipzig. Drei junge Docenten der Theologie daselbst, A. H. Francke, P. Anton und J. C. Schade, verbanden sich zur Gründung eines theologischen Vereins mit dem Zwecke eines gründlicheren Studiums der heiligen Schrift im Urterte. Der Erfolg rechtfertigte ihre Kühnheit. Das von ihnen begründete collegium philobiblicum fand lebhaften Anklang, nicht blos unter den Docenten, sondern auch unter den Studirenden, und gewann bald, von Spener durch weise Rathschläge unterstützt*), eine bedeutende und segensreiche Wirksamkeit. Einige Jahre darauf eröffnete Francke (nach einer Abwesenheit, die er erst in stiller Zurückgezogenheit zu Lüneburg, dann im Verkehr mit Gleichgesinnten zu Hamburg, zuletzt im persönlichen Umgange und unter der Leitung Speners in dessen Hause verbracht hatte) exegetisch-praktische Vorlesungen über die wichtigsten Theile des neuen Testaments und unterwies zugleich die jungen Theologen über

*) „Besonders erinnerte er sie, sie möchten immer das praktische, lebendige Christenthum und die Erbauung dabei als den Hauptzweck im Auge behalten und niemals darin eine Gelegenheit zur Schaustellung theologischer, philologischer oder philosophischer Gelehrsamkeit oder glänzender Beredsamkeit suchen" — „Er billigte es nicht, daß die Mitglieder des Collegiums in demselben vorlasen, was sie zu Hause niedergeschrieben hatten, weil er fürchtete, es möchte über der Sorge für die Eleganz des Styls der Hauptzweck aus den Augen gesetzt werden, und er wünschte, sie möchten sich der freien Rede bedienen, welche gewaltiger von Herzen zu Herzen dringe. Aus demselben Grunde hielt er es für zuträglicher, wenn sie in der Regel die deutsche Sprache und nur selten die lateinische gebrauchten" u. s. w. (Hoßbach, a. a. O., 1. Bd., S. 231.)

die Hindernisse und Hülfsmittel des theologischen Studiums — Beides im Spenerschen Geiste. Der Beifall, den er fand, war außerordentlich. Die studirende Jugend verließ die orthodoxen Lehrer, welche sie mit todter Gelehrsamkeit oder spitzfindiger Polemik ermüdeten, und strömte schaarenweise diesen neuen Vorträgen zu, in denen ihr der wahre Geist und die richtige Benutzung der heiligen Schriften in einfach verständlicher Erklärung erschlossen ward. Wol 300 Zuhörer füllten den Hörsaal Franckes. Seine Freunde Anton und Schade folgten seinem Beispiele und errangen ähnliche Erfolge. Selbst gewöhnliche Bürger drängten sich zu den, meist in deutscher Sprache gehaltenen Collegien, und als man ihnen Dies, um jeden Grund zu Verdächtigungen zu entfernen, wehrte, versammelten sie sich in den Häusern und hielten Erbauungsstunden auf eigene Hand. Genug, mitten im Hauptlager der Orthodoxie feierte der neue Geist des lebendigen Christenthums einen vollständigen Triumph.

Vertreibung der Spenerianer von Leipzig; Begründung der Universität Halle durch sie und Chr. Thomasius.

Den Orthodoxen blieb zu ihrer Vertheidigung und zur Unterdrückung des so übermächtig gewordenen Gegners kein anderes Mittel übrig, als dasjenige, welches sie zu allen Zeiten mit besondrer Vorliebe angewendet haben — die Anrufung der weltlichen Gewalt im Namen des angeblich bedrohten Glaubens. Verdächtigende und anklagende Berichte gingen nach Dresden ab über angebliche Irrlehren, durch welche die jungen Neuerer sowol Studenten als Bürger verführten. Ein förmliches Glaubensgericht ward auf Betrieb der theologischen Facultät niedergesetzt. Vergebens wies Chr. Thomasius, der sich zum Anwalt der so hart Verfolgten aufwarf, in scharfsinniger Denkschrift die Widerrechtlichkeit eines solchen Verfahrens nach. Auch Speners Einfluß (auf welchem freilich damals schon die kurfürstliche Ungnade lastete) vermochte nicht, sie zu schützen. Zwar gingen sie das erste Mal glänzend gerechtfertigt aus der Untersuchung hervor, allein die Orthodoxen ließen nicht nach mit Anschuldigungen, Verleumdungen und Verfolgungen aller Art, bis ihre Gegner, die Unmöglichkeit längeren Widerstandes erkennend, Leipzig verließen. Schade folgte dem Meister nach Berlin, Francke und Anton fanden sich, nach vorübergehendem Aufenthalt anderwärts, in Halle wieder zusammen, wo schon vor ihnen Thomasius, der ebenfalls dem Zorne der Orthodoxen hatte weichen müssen, einen Zufluchtsort und eine Stätte ehrenvollen Wirkens gefunden hatte. An der Wiege der

Univerſität, die hier erblühte, reichten ſich Philoſophie und Pietismus die Hand. Der Pietismus brachte das Gewicht ſeines, nun ſchon über ganz Deutſchland verbreiteten Einfluſſes der jungen Anſtalt als Mitgabe zu und gewann dafür durch ſie den Rückhalt einer anerkannten, mit öffentlicher Autorität bekleideten wiſſenſchaftlichen Corporation. Die Epoche ſeines Kampfes um die Exiſtenz gegen die erdrückende Gewalt des Alten, zugleich aber auch die ſeines friſcheſten Aufſtrebens, war damit für ihn geſchloſſen.

Allgemeiner Charakter des Pietismus. Seine ſittlichen und geſellſchaftlichen Wirkungen.

Die Bewegung, zu welcher Spener den Anſtoß gegeben, war nicht blos eine kirchliche und am Allerwenigſten eine blos theologiſche, ſondern weit mehr noch eine ſittliche und in gewiſſem Sinne auch eine geſellſchaftliche. Die Orthodoxen hatten den Schwerpunkt der Religion in der Theologie, und zwar beſonders in deren dogmatiſchem und polemiſchem Theile geſucht; Spener verlegte ihn in das Leben und bemaß den Werth der wiſſenſchaftlich-theologiſchen Beſtrebungen nur nach dem Antheil, den ſie an der Verbeſſerung der Sitten, an der Veredlung und Erbauung des Volkes hätten.

Die Orthodoxen hatten ſich wenig um das Volk gekümmert. Sie verlangten, daß das Volk zu ihnen komme und in der Predigt, im Beichtſtuhl, am Altar ſich vor ihrer hohenprieſterlichen Würde demüthige; aber ſie verſchmähten es, zu dem Volke zu gehen, ſeinen religiöſen und ſittlichen Bedürfniſſen nachzuſpüren, ihm am eignen Heerd, im Schooß der Familie Belehrung, Ermahnung, Troſt und Erbauung zu bringen. Sie blickten auf die untern Klaſſen und ſelber auf den ungelehrten Mittelſtand vornehm herab, während ſie vor den höheren Ständen ſich nur zu oft ſklaviſch bückten. Im Bewußtſein ihrer doppelten Erhabenheit — als Gelehrte gegenüber den Laien, und als Verwalter der kirchlichen Gnadenmittel gegenüber Denen, welche, wie ſie lehrten, nur durch den Empfang dieſer Gnadenmittel aus ihrer Hand ſelig werden konnten — behaupteten ſie eine ſtolze und ausſchließende Stellung über der Gemeinde. Der Pietismus riß dieſe Schranke zwiſchen dem Geiſtlichen und ſeiner Gemeinde nieder. Er ſtellte Jenen mitten in dieſe hinein und verſammelte die Gemeinde um ihn her. Er entkleidete ihn des angemaßten Nimbus einer unnahbaren Würde, der die Laien von ihm zurückgeſcheucht hatte, und benahm den Letztern die falſche Scheu, die ihre Herzen dem wahren Vertrauen zu dem verordneten Seelſorger verſchloß und ſie

nur der knechtischen Furcht öffnete. Er trug die heiligende Kraft der Religion, welche die Orthodoxie viel zu sehr nur in die kalten Mauern der Kirchen eingeschlossen, in äußerlichen Formen und Ceremonien festgebannt hatte, wieder in die traulichen Räume des Hauses, in das warme Leben der Familie hinüber, wo sie schon Luther einst gesucht und gefunden, und breitete auch über die gewöhnlichsten Vorkommnisse der Alltäglichkeit und die geringsten Verrichtungen menschlicher Thätigkeit die Weihe eines sittlich-religiösen Ernstes aus.

Die Orthodoxen hatten sich mit dem sittlichen Leichtsinn der oberen, wie mit der Rohheit der untern Klassen gewöhnlich ziemlich bequem abgefunden, indem sie von Jenen für die Nachsicht, die sie ihnen gewährten, einen um so lebhaftern Eifer in Aufrechthaltung des „reinen Glaubens" und in Unterstützung ihrer ketzerrichterlichen Thätigkeit verlangten, Diese aber durch furchtbare Schilderungen der ewigen Höllenstrafen und durch Auferlegung entehrender Kirchenbußen*), wenn auch selten besserten, so doch in Angst und Zittern vor der geistlichen Macht erhielten.

Der Pietismus nahm es damit bei Weitem ernster. Er ging auf wirkliche Herzensbesserung aus und verschmähte eitle Selbstbefriedigung, woran die Mehrzahl der orthodoxen Prediger sich genügen ließ, nämlich kraft ihres Amtes als Verwalter des stellvertretenden Verdienstes Christi die Vergebung der Sünden Allen ohne Unterschied, auch den nicht wirklich Bußfertigen, zu verkündigen**). Er wendete sich mit demselben

---

*) Diese Kirchenbußen waren schon im 17. Jahrh. vieler Orten (in Sachsen seit 1624), im 18. fast allgemein für Geld ablösbar (Richter, „Gesch. der evang. Kirchenverfassung in Deutschland", S. 228).

**) Spener hat sich mehrfach gegen die Art, wie gewöhnlich Absolution und Beichte (zumal in der, damals noch meist üblichen Form der Privatbeichte) gehandhabt werde, ausgesprochen, nämlich dagegen, daß die Meisten mit der Hersagung ihrer Beichtformel und der darauf jedesmal vom Prediger (durch Händeauflegen) empfangenen Absolution Alles gethan glaubten, und selten daran dachten, sich wirklich zu bessern. So sagt er in den „Theolog. Bedenken", 1. Bd., 8. Kap., sect. XXXV., S 196: „Wie insgemein damit (mit der Privatbeichte) verfahren wird, leugne ich nicht, daß wir mehr den Misbrauch der Sache in Stärkung der Sichern, als den rechten Gebrauch in würdiger Vorbereitung antreffen ... Im gegenwärtigen Zustand aber weiß ich kein zuträglicheres Mittel, als folgendes, nämlich, daß wir zum Oeftern in den Predigten Gelegenheit nehmen, den Leuten ihren falschen Wahn von der Absolution und dem opere operato in derselben zu benehmen, hingegen ihnen nach-

Ernſte an die Hohen, wie an die Niedern, und ſtellte, ſo viel an ihm war, die gleiche Unterordnung Aller unter das Sittengeſetz wieder her, woran die Reformatoren einſt ſo ſtreng gehalten, welche aber die nachfolgenden Zeiten — nicht ohne die Schuld der ſpätern Theologen — je mehr und mehr hatten verſchwinden ſehen*).

---

drücklich zu zeigen, daß, obwohl die Abſolution, als ein Wort Gottes geſprochen, ihre Kraft in ſich habe, ſie dennoch Keinem zu Statten komme, als welcher wahrhaftig bußfertig iſt, daher, wer nicht von Grund der Seele nach Vermögen allen Sünden abzuſterben ſich reſolviret, Dem werde nicht eine einzige Sünde wahrhaftig vergeben." Vgl. ebenda, S. 618, II. 755 u. ſ. w. Schade, Speners Schüler, wurde durch den Gedanken, daß er auf das blos äußerliche Bekenntniß der Bußfertigkeit, ſelber bei vorhandener Ueberzeugung des Gegentheils, die Abſolution ertheilen müſſe, ſo ſehr in ſeinem Gewiſſen beängſtet, daß er zuerſt (1696) „einige Fragen vom Beichtſtuhl", bald darauf aber eine Abhandlung: „Praxis des Beichtſtuhls und des Abendmahls" herausgab, in welcher letztern er geradezu den Beichtſtuhl (wegen des damit getriebenen Misbrauchs) einen „Satansſtuhl" und „Feuerpfuhl" nannte. Die dadurch entſtandene außerordentliche Aufregung — indem ein Theil der Bürgerſchaft Schade verklagte, ein anderer ſich für ihn erklärte und die Abſchaffung der Privatbeichte verlangte — führte zu einer Unterſuchung, aus welcher Schade unangetaſtet hervorging, und, nach deſſen inzwiſchen erfolgtem Tode (1698), zu einer kurfürſtlichen Entſcheidung, wonach es in die freie Wahl der einzelnen Gemeindeglieder geſtellt ward, ſich der Privatbeichte zu bedienen oder nicht. — Deutſchmann gab damals eine Schrift heraus, worin er behauptete, ſchon im Paradieſe habe es einen Beichtſtuhl gegeben, die Beichtkinder ſeien Adam und Eva, der obere Beichtvater Jehovah geweſen, von dem untern Beichtvater habe damals noch nicht die Rede ſein können. Vgl. Hoßbach, a. a. O., 2. Bd. S. 73.

*) S. oben S. 9 und 67. Val. Andreä (einer der Vorläufer des Pietismus) klagt in ſeinen Briefen (Moſers „Patr. Archiv", 6. Bd., S. 321 ff.) über ſeine geiſtlichen Collegen zu Stuttgart, welche dem leichtfertigen Treiben des Hofes beſchönigend und ſchmeichelnd Vorſchub leiſteten, während er Alles daran ſetze, den Herzog dieſen Einflüſſen zu entziehen. — Von einem pietiſtiſchen Prediger am Hofe zu Baireuth erzählt die bekannte Markgräfin von Baireuth (2. Bd., S. 81.), daß er gegen die weltlichen Vergnügungen des Hofes (die „Wirthſchaften") gepredigt und nicht blos das Hofgeſinde, ſondern die höchſten Herrſchaften ſelbſt „in voller Kirche aufgerufen" (d. h. wohlabgekanzelt), dem Markgrafen auch noch im Geheimen ſo ins Gewiſſen geredet habe, „daß dieſer ſich für verdammt in alle Ewigkeit hielt und dem geiſtlichen Herrn hoch und theuer verſprach, keinen ſolchen Zeitvertreib mehr in ſeinem Lande zu dulden, worauf er die Abſolution erhielt". Das Uebertriebene dieſes pietiſtiſchen Gebahrens (der Vorfall datirt aus den 30-Jahren, alſo ſchon aus der Zeit des „mattherzig" und „frömmelnd" werdenden Pietismus) ſoll hier nicht gebilligt, ſondern nur gezeigt werden, wie dieſe Richtung weit mehr, als die orthodoxe, den Muth und Drang geiſtlicher Sittenſtrenge beſaß. Der Berliner Prediger Probſt Roloff, der den König Frie-

Es soll nicht geleugnet werden, daß die pietistische Sittenstrenge bisweilen in Uebertreibungen verfiel, welche ihrem wahren Zwecke schadeten, den Widersachern willkommene Waffen des Spottes boten und die eignen Anhänger den Versuchungen der Heuchelei und Scheinheiligkeit preisgaben. Wenn ein Theil der Pietisten statt der wahren Frömmigkeit mit einem äußerlichen Frommthun prunkte und die unschuldigsten Freuden der Welt mit einer Aengstlichkeit floh, die beinahe wie ein Bekenntniß aussah, als ob sie sich nicht trauten, dieselben wirklich unschuldig zu genießen, so hatten die Gegner wol Recht, sich auf Luthers Ausspruch zu berufen, der es für eine falsche Art von Christenthum erklärt habe, „daß man meine, es gehöre dazu, einen groben Rock anziehen, sauer sehen, fasten, den Kopf hängen, nicht Geld nehmen, nicht Fleisch essen u. s. w.“*)

---

drich Wilhelm I. in seiner Sterbestunde so anredete: „Ew. Maj. habe ich oft gesagt, daß Christus der Grund unserer Seligkeit, einmal, wenn wir ihn im Glauben ergreifen, und anderntheils, wenn wir uns nach seiner Lehre und Beispiel richten und seinen Sinn annehmen; so lange diese Sinnesänderung nicht geschieht, können wir keine Seligkeit hoffen; wenn auch Gott Ew. Majestät par miracle, wovon wir doch kein Beispiel haben, wollte selig machen, so würden Sie, wie Sie jetzt sind, im Himmel wenig Freude haben; Ihre Armee, Ihr Schatz, Ihre Lande bleiben hier; es folgen Ihnen auch keine Diener nach, an denen Sie die Passion Ihres Zornes auslassen können, und im Himmel muß man himmlisch gesinnt sein“, und der, als einer der Umstehenden des Königs Partei nehmen wollte, diesem den Druck der Unterthanen, die gehäuften Frohndienste der Bauern und die geschärften Todesurtheile vorhielt, (Förster, „Friedrich Wilhelm I.“, 2. Bd., S. 134, Hagenbach, „Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrh.“, 1. Bd., S. 95.) war, nach den Worten dieser seiner Ermahnung zu urtheilen, ein Anhänger Speners, und nicht minder war es muthmaßlich jener Geistliche, der 1690 zu Braunschweig (wo, wie wir oben gesehen, gerade um diese Zeit die pietistische Richtung Eingang gefunden), als der Herzog ein italienisches Opernhaus unweit der Kirche erbaut hatte, dem Fürsten ins Antlitz predigte: „Wo sich Gott eine Kirche baut, da baut der Teufel eine Kapelle daneben“ (Vehse, „Deutsche Höfe“ 22. Bd.). Treffend bemerkt R. A. Menzel („Neuere Gesch. der Deutschen“, 9. Bd., S. 227): „Die altlutherischen Orthodoxen, die alles Heil an den alleinseligmachenden Glauben knüpften, hatten den Mächtigen, die in gehöriger Weise den Gottesdienst abwarteten, mit freundlicher Nachsicht die ewige Seligkeit verbürgt. Der Pietismus führte einen unbequemeren Weg zum Himmel, forderte praktische Frömmigkeit und erklärte nicht blos die rohen Ausschweifungen, sondern auch die feinern Genüsse, die mit der französischen Lebensweise an den Fürstenhöfen Eingang fanden, für sündhaft“

*) „Ausführl. Beschreibung des pietistischen Unfugs“, S. 11.

Aber es ist ein bekanntes Gesetz der Geschichte, daß ein Extrem das andre hervorruft, und es darf nicht Wunder nehmen, wenn einem Leichtsinn, der Nichts heilig achtete und sich Alles erlauben zu dürfen glaubte, wie er in der damaligen Gesellschaft so weit verbreitet war, ein Ernst gegenübertrat, der oftmals in sauertöpfisches Wesen und finstern Welthaß ausartete. Der schmucklose dunkle Rock des Pietisten war nur das natürliche Gegenbild der eiteln und verschwenderischen Modetrachten, in denen sich Hoch und Niedrig überboten, und das Verdammungsurtheil, das er über alle weltlichen Vergnügungen sprach, fand seine Erklärung in den Ausschweifungen, zu denen der an sich wohlberechtigte Trieb sinnlicher Erheiterung und fröhlichen Lebensbehagens unter dem Einfluß ausländischer Sittenverderbniß und eines eingebildeten aristokratischen Privilegiums nur zu häufig entartet war.

Bürgerlicher Charakter des Pietismus.

Der Pietismus war bei seinem Auftreten eine wesentlich bürgerliche Erscheinung. Er wendete sich an die ganze christliche Gemeinschaft und machte weder in Bezug auf seine sittlichen Forderungen, noch auf die Wohlthaten religiöser Belehrung und Erbauung, die er spendete, einen Unterschied des Ranges, der Geburt oder des Reichthums.

Es mag sein, daß die Annäherung zwischen Hohen und Niedern, welche er durch seine religiösen Erbauungsstunden anbahnte und welche zum Theil aus diesen sich auch ins gewöhnliche Leben übertrug*), von manchem Vornehmen nur in dem instinctartigen Gefühle gesucht ward, daß der Herrschaft der obern über die untern Klassen in der christlichen Demuth, welche der Pietismus lehre, eine neue und kräftige Stütze erwachse, und von Manchem aus dem Bürgerstande in der nicht minder eigennützigen Absicht, durch den wohlgefälligen Schein der Frömmigkeit sich die Gnade der Mächtigen zu erwerben.

Allein weder in dem Wesen des Pietismus, noch in dem Sinne seines Stifters lag eine solche Richtung auf Begünstigung aristokratischer Privilegien oder auf Erweckung eines Geistes der Servilität in den Massen. Der Pietismus in seiner ursprünglichen Gestalt hatte Nichts, was den Vornehmen schmeicheln oder die Niedern zur Verleugnung ihrer natürlichen Rechte antreiben konnte. Der Grundsatz von dem allge-

*) Canstein, „Lebensgeschichte Speners", S. 38.

meinen Priesterthume aller Christen barg weit eher ein demokratisches, als ein aristokratisches Element in sich, und der ehrenhafte Freimuth, womit Spener auch den Höchstgestellten gegenübertrat, bezeugt, daß, wenn er es nicht verschmähte, die Hohen so gut wie die Niedern für seine Lehre zu erwärmen und den aufmunternden und schützenden Einfluß der Mächtigen seiner Sache zuzuwenden, er doch weit entfernt war, einem solchen Bemühen die höhern Zwecke seines Strebens aufzuopfern, und daß er viel mehr die Vornehmen zu der Einfachheit und Sittenstrenge bürgerlichen Lebens und Empfindens herabzusteigen zwang, als daß er ihnen zu Liebe von dieser Strenge irgend Etwas aufgegeben hätte*).

*) Wir setzen uns durch die obige Auffassung in Widerspruch mit den Anschauungen, die Barthold in seinem, übrigens vielfach interessanten und lehrreichen Aufsatze: „Die Erweckten im prot. Deutschland" u. s. w. von Spener und seinem Verhältniß zu den vornehmen Klassen gegeben hat. Barthold geht dort von der Annahme aus, Spener habe „einen besondern Beruf gefühlt, geistlich mit der vornehmsten Welt zu verkehren und gerade unter ihr seine religiösen Bekenntnisse zu verbreiten". Wir haben für diese Behauptung weder in der betr. Abhandlung selbst, noch in den sonstigen uns zugänglich gewesenen Quellen eine ausreichende thatsächliche Bestätigung zu entdecken vermocht. Was B. von persönlichen Beziehungen Speners zu hochadligen Familien, im Sinne religiöser Wahlverwandtschaft, Positives anzuführen weiß, beschränkt sich auf zwei Fälle, erstens auf die Verbindung mit dem gräfl. Solmsschen Hause zu Laubach unweit Frankfurt (worüber B. auf Grund des „Laubachschen Denkmals" von Sp. und der diesem vorangesetzten „Zuschrift" des Vfs. an die Gräfin Benigna berichtet) und dem damit verwandten v. Gersdorfschen zu Großhennersdorf in der Lausitz, — dem Stammhause von mütterlicher Seite des Grafen v. Zinzendorf, Stifters der Herrnhuter Gemeinde —, sodann auf dessen Verkehr mit einer Fürstin v. Stolberg-Gedern oder Geudern, ebenfalls in der Nähe Frankfurts (s. Spangenberg, „Leben Zinzendorfs", 1. Bd., S. 15 ff.). Von andern Familien des hohen Adels wird eine gleiche Beeinflussung durch Spener von B. theils nur vermuthet, theils geradezu als „nicht nachweisbar" zugestanden, dennoch aber vorausgesetzt. Daß die „Tausende von Briefen", die Sp. „als geistlicher Rathgeber von ganz Deutschland" empfangen, vorzugsweise von Adligen oder andern Vornehmen hergerührt, ist gleichfalls eine bloße Vermuthung Bs. Wir glauben wol und finden es ganz natürlich (worauf auch eine Stelle in Cansteins „Leben Spe." — S. 21 — hindeutet), daß Sp. auch mit Vornehmen vielfach Umgang gepflogen, manche darunter zu seinen Gesinnungen bekehrt oder günstig für seine religiösen Bestrebungen gestimmt habe, von manchen um Rath befragt worden sein mag, allein von da bis zu der Voraussetzung einer planmäßigen Bearbeitung „gerade" der Vornehmen, um durch sie seine Sache zu

Auch laſſen die Namen eines Hans Veit von Seckendorf, des würdigen Freundes und Rathgebers Ernſts des Frommen, eines von

---

fördern, ſcheint uns denn doch noch ein weiter Weg zu ſein. Die Führerſchaft und Unterweiſung junger Herren von Stande auf der Univerſität, womit Sp. ſich ſeinen Unterhalt verdiente, war in der damaligen Zeit ebenſowenig etwas Ungewöhnliches, als das Studium der Genealogie und Heraldik, welches nicht ſelten Theologen und andre Gelehrte aus Liebhaberei trieben, welches aber überdies bei Sp. einen ſehr praktiſchen Zweck hatte, indem er nicht blos in ſeiner Stellung als Führer der jungen Pfalzgrafen angewieſen war, ſeinen Zöglingen Genealogie vorzutragen, ſondern auch eine Zeit lang ſich Hoffnung auf eine Geſchichtsprofeſſur zu Straßburg machte, wozu die Kenntniß der Genealogie unentbehrlich ward, (Canſtein, „Leben Speners“, S. 22). — Wenn B. ferner andeutet, Spener habe ganz beſonders die adligen Damen zu gewinnen geſucht, um unter dieſen und durch dieſe Propaganda für ſeine pietiſtiſche Richtung zu machen, ſo finden wir auch eine ſolche Annahme nirgends thatſächlich begründet. Die Gräfin Benigna von Solms war, wie aus der „Zuſchrift“ an ſie (vor dem „Laubachſchen Denkmal“) deutlich erhellt, als eine fromme und trefflich geſinnte Dame Spenern ſchon vor ſeiner Annäherung an ſie, erſt durch Andre, dann durch ihre eigenen Schreiben, worin ſie ſich an ihn wendete, bekannt geworden. Der Ton der „Zuſchrift“ iſt ein ehrerbietiger, mehr noch ein aufrichtig achtungsvoller in Anbetracht der edlen, wie Sp. ſehr freimüthig bemerkt, unter der Ariſtokratie ſeltenen Geſinnungen der Gräfin, aber er hat Nichts von dem ſüßlichen oder ſchmeichleriſchen Tone, worin wol ſpätere Apoſtel des Pietismus zu vornehmen Frauen geſprochen haben mögen, um dieſelben „fromm zu machen“. Wenn endlich B. dieſer ſeiner Anſicht (von einer vorzugsweiſe an die Frauen des Adels gerichteten pietiſtiſchen Propaganda) u. A. durch die beiläufige Bemerkung Nachdruck zu geben verſucht: „Wie Benigna's Gemahl in dieſe Geſtaltung eingriff, wird nicht hervorgehoben“, ſo ſteht dieſer Andeutung die directe und ausdrückliche Erwähnung des Grafen, ſeiner Beziehungen zu Spener und ſeiner frommen Wirkſamkeit, in der mehrerwähnten „Zuſchrift“ entgegen, ſeiner Einladung an Sp. zum Beſuch in Laubach, ſeiner Theilnahme an den Katechiſationsübungen, welche die Gräfin mit der Dorfjugend hielt, endlich ſeiner Aufforderung an Sp. zum Predigen vor dem gräflichen Paare. — Wir haben es für unſre Pflicht gehalten, auf Grund unſerer, durch unbefangenes Forſchen gewonnenen Ueberzeugung einer Auffaſſung entgegenzutreten, die den „Patriarchen des Pietismus“ (wie B. Spener ſpottweiſe nennt) leicht in dem Lichte eines jener heuchleriſchen und oft ſehr weltlich geſinnten Pietiſten, wie ſie ſpäter allerdings an vielen kleinen deutſchen Höfen umherſchwärmten, erſcheinen laſſen würde. Eine ſolche Auffaſſung, ſo lange ſie nicht ſtreng bewieſen iſt, ſcheint uns ebenſo ſehr ein Unrecht gegen den Mann, der, obwol ſchüchtern von Natur, doch gerade Vornehmen gegenüber, wie mehrfach angeführt, einen geiſtlichen Muth bewährte, der bei ſeinen orthodoxen Collegen ſich vermiſſen ließ, als auch eine bedenkliche Verkehrung der geſchichtlichen Wahrheit in Bezug auf den unterſcheidenden Charakter dieſes erſten Stadiums des Pietismus von ſpäteren in ſich zu ſchließen.

Uffenbach, des vielgereisten und gelehrten Mannes, eines von Canitz, von Wattenwyl, von Canstein, Graf von Zinzendorf und anderer durch Bildung und Charaktereigenschaften ausgezeichneter Adliger, die unter den Anhängern Speners glänzen, nicht daran zweifeln, daß es noch Etwas mehr war, als blos äußerliche Beweggründe oder persönliche Einflüsse, was einen Theil dieses Standes der neuen Richtung zuführte. Die Besseren aller Stände empfanden die Dringlichkeit eines Innehaltens auf dem von der Mehrheit der Gesellschaft betretenen schlüpfrigen Wege der Leichtfertigkeit und der Verachtung jedes höheren, edleren Lebenszweckes. Ein Zug sittlicher Ernüchterung und religiöser Einkehr in sich selbst ging bereits um das Ende des 17. Jahrhunderts — mitten in dem lustig fortwogenden Strome des allgemeinen Leichtsinns — fast allerwärts durch zahlreiche Kreise, nicht blos der Mittelklassen, sondern auch der höhern Stände, und die in solcher Gesinnung Geeinten reichten sich vielfach die Hand zum stillen Bunde von einem Lande in das andere hinüber. H. A. Francke fand für seine frommen Bestrebungen nicht blos in allen Gegenden Deutschlands, sondern auch in Holland, in Dänemark, in der Schweiz, in Ungarn Anklang und Unterstützung*); der Graf von Zinzendorf traf in Halle mit gleichgestimmten Alters- und Standesgenossen aus allen Ländern zusammen, die sich mit ihm zu einer frommen Gesellschaft, dem „Orden zum Senfkorn", verbanden, dessen Zweck „die Erkenntniß Gottes und unsres Heilandes und das Heil der armen Menschheit", und dessen Devise der, in der damaligen Zeit und unter der Jugend dieses Standes doppelt bedeutungsvolle Spruch war: „Unser keiner lebt ihm selber!**), verkehrte später in Frankreich unter dem Adel und der Geistlichkeit mit nicht Wenigen, welche den ernsteren Lebensansichten huldigten, die dort der Jansenismus, wie in Deutschland der Pietismus, verbreitete, und sah endlich die Grundsätze der unter seinem Schutze gegründeten Genossenschaft, welche strenge Frömmigkeit mit einer fast demokratischen Einfachheit und Brüderlichkeit der Lebensweise vereinigte,

*) „Franckens Stiftungen. Eine Zeitschrift". 1. Bd., S. 117 ff., 2. Bd., S. 86 ff.

**) Reichel, „Leben des Grafen von Zinzendorf", S. 4, Varnhagen von Ense, „Biograph. Denkmale", 5. Theil, („Graf v. Z.") S. 18.

Digitized by Google

in England, in Holland, in der Schweiz von Perſonen aller Geſellſchaftskreiſe mit Gunſt und Theilnahme aufgenommen*).

In Deutſchland ſelbſt waren es keineswegs blos einzelne „fromme Grafenhöfe", welche um beſonderer Urſachen willen oder in Folge zufälliger Familienverbindungen dem Pietismus Vorſchub leiſteten, und ebenſowenig waren es blos die verkümmerten oder gedrückten Bevölkerungen einzelner Landesſtriche, unter denen derſelbe ſeine Anhänger zählte. Vielmehr bezeugt die weite und faſt ausnahmsloſe Verbreitung der pietiſtiſchen Ideen über alle Gegenden Deutſchlands, über kleine Landſtädte und Dörfer, wie über große Handelsplätze, Reſidenzen und Univerſitäten, über reformirte wie über lutheriſche Ortſchaften, daß dieſe Ideen in einem tiefen und allgemeinen Bedürfniſſe wurzelten und daß, wenn ein Theil der vornehmen Stände ſich der Bewegung anſchloß, er nur einer gemeinſamen und unwiderſtehlichen Strömung der Zeit folgte**).

---

*) Varnhagen a. a. O., S. 420 ff. Ein bewährter Sittenſchilderer der damaligen Zeit, Herr v. Loen, bemerkt: „Die allenthalben täglich mehr überhandnehmenden Misbräuche, welche ein närriſcher Hochmuth und eine zaumloſe Ueppigkeit emportreiben und welche die beſten Haushaltungen in Unordnung bringen, mögen ebenſowohl als der Trieb zur Frömmigkeit die Urſache ſein, daß ſich ſo viele Leute zu den Herrnhutern (einer Abzweigung der Pietiſten) geſellen, darunter insbeſondere einige reiche Engländer, Holländer und Schweizer ſich befinden". Vgl. Varnhagen a. a. O., S. 264.

**) Als beſondre Pflegſtätten des Pietismus finden wir aufgeführt: Frankfurt und Umgegend, Leipzig, Dresden, Berlin, Hamburg, Bremen, Lübeck, Altona, Kiel, Königsberg, Danzig, Riga, Roſtock, Wolfenbüttel, Halberſtadt, Harzgerode, Halle, Delitzſch, Quedlinburg, Erfurt, Jena, Gotha, Gießen, Darmſtadt, Eſſen, Heidelberg, Tübingen, Straßburg, Augsburg, Ulm, Nördlingen, Nürnberg, Schweinfurt, Waldeck, Schleſien, die Lauſitz, das Voigtland u. ſ. w. — Auch die Verzeichniſſe der Beiträge zu dem Waiſenhaus in Halle, ſowie der Subſcriptionen auf die frommen Schriften Francke's enthalten Namen aus allen Ständen (beſonders viele Prediger, aber auch viele „hohe Standesperſonen"), ſowie aus allen Gegenden Deutſchlands und ſelber vom Auslande. (Hoßbach a. a. O., 2. Bd., S. 121; Tholuck, „Vorgeſch. des Ration.", 1. Bd., S. 149, 2. Bd., S. 72; „Ausführl. Beſchreibung des Unfugs der Pietiſten"; „Delitzſche Chronik", 2. Bd., S. 196; Carpzov, „Hiſt. Schauplatz der Stadt Zittau", 3. Bd., S. 15; Gottſcheds Briefwechſel, (Handſchrift der Leipz. Univ.-Bibl.) Jahrg. 1728, Bl. 72; Schweizer, „Centraldogmen", 2. Bd., S. 749; Reichel, „Leben des Grafen v. Zinzendorf", S. 18, „Franckens Stiftungen. Eine Zeitſchrift", 1. Bd., S. 117 ff., 2. Bd., S. 86 ff. u. ſ. w.—).

Zweideutiges Verhältniß des Pietismus gegenüber den vornehmen Klassen.

Allerdings war Etwas in dem Verhältniß des Pietismus zu den vornehmen Klassen und dieser zu ihm, was den Schein der Unaufrichtigkeit oder zum Wenigsten des Unnatürlichen leicht erwecken konnte. Auch zu den Füßen Luthers und Melanchthons hatten Fürsten und Edelleute gesessen, wie jetzt zu den Füßen Speners und H. A. Francke's. Aber damals waren Fürsten und Adel noch durch keine so weite Kluft von den übrigen Klassen getrennt, und eine große religiöse, sittliche und patriotische Erhebung konnte recht wohl alle Theile der Nation in einem gemeinsamen Gefühle vereinigen. Allein nach der gewaltigen Veränderung, die seit jener Zeit in den politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen, wie in den Sitten der höhern Stände vor sich gegangen war, fiel es einigermaßen schwer, an die Aufrichtigkeit der Kundgebung von Gesinnungen zu glauben, welche, wenn sie ernstlich gemeint sein sollten, nichts Geringeres, als eine völlige Verleugnung und Verurtheilung der in diesen Kreisen hergebrachten und als unantastbar geltenden Lebensansichten zur Folge haben mußten. Das Verdienst Derer, welche sich wirklich zu solcher Höhe der Selbstverleugnung und Vorurtheilslosigkeit emporschwangen, war sicherlich ein um so größeres, allein ebenso gewiß war der Zweifel gerechtfertigt, ob im gegebenen Falle ein klarbewußter und ernstgewollter Entschluß dieser Art vorliege, oder nicht vielmehr blos eine Selbsttäuschung, wo nicht die Absicht, Andere zu täuschen. Wenn selbst ein so aufrichtig frommer und der gewöhnlichen weltlichen Eitelkeit

Durch das Vorstehende widerlegt sich die Ansicht Bartholds (a. a. O.), als ob die pietistische Richtung vorzugsweise nur den Bevölkerungen zwischen Main, Rhein, Sieg und Lahn eigen und gleichsam ein bloßer Ausfluß ihrer besondern Verhältnisse und Beschäftigungsweisen gewesen sei. Ebenso wenig gelungen scheint uns der von ihm versuchte Beweis, daß und warum gerade die „Grafenhöfe" sich mit dem Pietismus abgegeben haben sollen. Abgesehen davon, daß B. kaum von einem Dutzend solcher kleiner Höfe (unter der großen Zahl, die es gab) den thatsächlichen Beweis zu führen vermag, daß ein oder das andere Mitglied derselben dem Pietismus ergeben gewesen sei, so lassen sich doch gerade bei diesen meist allerhand theils persönliche, theils in besondern Verhältnissen begründete Ursachen ihrer diesfallsigen Neigung anführen (z. B. bei den Dohnas, Wittgensteins, Isenburgs u. a. ihr reformirtes Bekenntniß, welches sich dem Pietismus, als einer Opposition gegen das orthodoxe Lutherthum, wahlverwandt fühlte, ein Grund, der dem P. auch an dem, im Uebrigen nichts weniger als frommen Hofe des ersten preußischen Königs eine Partei schuf —) bei andern fiskalische Rücksichten u. dgl. m.

durch seine Richtung auf Höheres so entschieden abgestorbner Mann wie der Graf von Zinzendorf*) dennoch nicht ganz frei war von einem gewissen Gefühl des Stolzes darauf, daß er, indem er allen Ehren und Vortheilen seines Standes entsage, eben etwas Außerordentliches und Ungewöhnliches thue**), wie konnte man erwarten, daß minder große Geister unter seinen Standesgenossen das schwere Werk der Resignation wirklich mit voller Aufrichtigkeit vollbringen würden?

Der Pietismus selbst kam, solchen vornehmen Begünstigern seiner Sache gegenüber, in eine nicht ganz unbedenkliche Lage. Er konnte nicht umhin, die doppelt große Selbstverleugnung, die in jeder solchen Bekehrung einer Person aus den höhern Ständen zu seinen Grundsätzen der Sittenstrenge lag, rühmend anzuerkennen***). Und doch vergab er schon dadurch Etwas seinem eigentlichen Wesen, demzufolge er von einem Ansehen der Person in sittlichen Dingen überhaupt Nichts wissen durfte, und verführte nur zu leicht jene seine vornehmen Anhänger selbst zu der gefährlichen Einbildung, als ob für sie schon mit geringeren Anstrengungen das gleiche, wenn nicht ein größeres Verdienst vor Gott und vor der Welt erreicht sei, als für Leute gewöhnlichen Schlages.

Ursache dieses Misverhältnisses: die politische Stellung des Pietismus und deren Folgen.

Es war zum großen Theil die Schuld eines früheren Versäumnisses in unsrer nationalen Entwicklung, welche der Pietismus büßen mußte. Die Reformatoren des 16. Jahrhunderts hatten sich damit begnügt, eine Verbesserung in der Religion und den Sitten des Volks hervorzubringen, und hatten die bestehenden politischen und socialen Verhältnisse unberührt gelassen. Sie

*) Daß Dem wirklich so war, beweisen zahlreiche Aeußerungen und Handlungen des Grafen; vgl. Varnhagen a. a. O., S. 67, 84, 94, 171 u. s. f.

**) Varnhagen a. a. O., S. 493, bemerkt von ihm: „Er war allerdings neben dem frommen auch der vornehme Mann, zugleich ein Diener und das Haupt der Gemeinde, ließ oft den schmeichelhaften Verehrungen seiner Person und seines Namens zu viel Raum, suchte sein Werk und Ansehen auch vor der Welt günstig herauszustellen" u. s. w. Derselbe führt auch folgende Aeußerung einer Tante des Grafen an: „Er habe im Reiche der Demuth nach der obersten Stelle gestrebt".

***) Dies thun auch z. B. Spener in dem Vorwort zu seinem „Laubachschen Denkmal", Francke in dem „Hochwürdigen Exempel des weil. hochgeb. Reichsgrafen und Herrn Heinrichs XXIII. j. L. Reuß", S. 32. Daß eine solche Ansicht überhaupt damals gäng und gäbe gewesen, deutet Varnhagen a. a. O., S. 54 an.

hatten sich abweisend, zum Theil sogar feindlich gegen die Bestrebungen Derer verhalten, welche, getrieben von der Ueberzeugung, daß mit einer blos kirchlichen Reform ohne eine gleichzeitige politische das Werk nur halb gethan sei, die zerrütteten Zustände des Reichs und die Misverhältnisse der verschiedenen Klassen der Gesellschaft unter einander einer gründlichen Umgestaltung unterziehen wollten. Es war ihnen freilich auf diese Weise gelungen, ihr Unternehmen rascher zum Abschluß zu bringen und es vor der Verstrickung in die Fährlichkeiten ungewisser, weitaussehender Pläne zu bewahren; allein zugleich gaben sie demselben die bedenkliche Erbschaft einer nur halbvollendeten, halb in sich selbst zurückgedämmten Bewegung mit, und die Folgen dieser Erbschaft waren es, an welchen Deutschland jetzt, nach so kurzer Zeit, abermals krankte. Der Pietismus hatte gut Sitteneinfalt und Religiosität predigen, wenn alle öffentlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse die Massen zu dem Gegentheil hindrängten, wenn Fürsten und Adel, durch ihre unnatürliche Stellung verführt, den andern Klassen das verderbliche Beispiel der Ausschweifung, der Hinneigung zu der leichtfertigen Denkweise des Auslandes und der Verleugnung altväterlicher Einfachheit, Biederkeit und Frömmigkeit gaben*). Er konnte wol mit Hülfe erbaulicher Ermahnungen und einer dadurch erregten ungewöhnlichen Begeisterung eine gewisse Zahl von Individuen zu einer mehr oder minder ernstgemeinten und entschlossen durchgeführten Enthaltung von der allgemeinen Sittenverderbniß veranlassen, allein er war der bleibenden Erfolge dieser, wenn auch noch so eifrigen Anstrengungen niemals sicher, weil in der Mehrzahl der Fälle die Verhältnisse sich stärker erwiesen, als die Menschen; er mußte immer drastischere Mittel der Gewinnung und der Festhaltung von Anhängern wählen, auch wol hier und da, um die gewonnenen nicht zu verlieren, einige Nachsicht üben und so die Wirksamkeit seiner Grundsätze bald ins Krankhafte steigern, bald ungebührlich abschwächen.

Daran freilich, das bei der Reformation Versäumte jetzt nachzuholen, war nicht zu denken. Der politische Geist des Volkes, der damals noch einmal hoch aufgeflammt hatte, war seitdem gänzlich in sich zusammengebrochen. Adel und Fürsten hatten sich von der nationalen

*) Vgl. oben S. 7, 36, 54 ff.

Sache vollends losgesagt. Die Masse des Volks war von Neuem in Stumpfsinn und Rohheit versunken. Was noch von öffentlichem Interesse übrig war, Das concentrirte sich ausschließlich auf dem kirchlichen Gebiete. Der Pietismus hatte es für etwas Großes zu erachten, wenn ihm nur gelang, hier einige Verbesserungen zu erreichen und die ärgsten Misbräuche abzustellen. Der Gedanke an politische Reformen mußte ihm schon deshalb gänzlich fern liegen, weil er, fast noch in höherem Grade als seiner Zeit Luther, des Beistandes der bestehenden weltlichen Gewalten gegen die erdrückende Macht der herrschenden Hierarchie bedurfte.

Unter solchen Verhältnissen kann es nicht Wunder nehmen, wenn nicht allein die Häupter des Pietismus jeder Idee einer Verfolgung anderer, als rein religiöser und sittlicher Zwecke, völlig fremd blieben, sondern wenn selbst von den äußersten Ausläufern dieser Richtung keine auch nur entfernt an ähnliche politische oder sociale Pläne streifte, wie sie im Reformationszeitalter mehr oder minder fast von allen religiösen Secten gehegt*) und in einem stammverwandten Lande noch unlängst von einer Partei, welche in ihren Grundsätzen große Aehnlichkeit mit dem deutschen Pietismus hatte, zum Theil wirklich in Ausführung gebracht worden waren.

Vergleichung des Pietismus in diesem Betracht mit dem englischen Puritanismus.

Der Puritanismus in England hatte sich nicht, wie der Pietismus in Deutschland, auf das religiöse und moralische Gebiet beschränkt, vielmehr in den politischen Bewegungen, welche im 17. Jahrhundert England erschütterten und verjüngten, eine wichtige, zum Theil sogar beherrschende Rolle gespielt. Er war zwar später in die bescheidnere Stellung einer kirchlichen Secte zurückgetreten, aber er hatte doch durch jene energische Antheilnahme am politischen Leben einen bleibenden Einfluß nicht blos auf den sittlichen, sondern auch den öffentlichen Geist der Nation erlangt und insbesondre den Mittelklassen jenen unvertilgbaren Trieb politischer Freiheit, bürgerlicher Betriebsamkeit und eines tiefen sittlich-religiösen Ernstes eingeprägt, dessen fortwirkende Spuren noch heute sowol im Mutterlande selbst, als namentlich in den von dort ausgegangenen Pflanzstätten einer neuen Kultur jenseit des Ozeans, deutlich zu erkennen sind.

*) K. Hagen: „Der Geist der Reformation und seine Gegensätze", 1. Bd., S. 320 ff

Dem Pietismus blieb dies versagt. Durch die Macht der Verhältnisse streng auf das religiöse Gebiet eingeschränkt, entbehrte er des Läuterungsprozesses einer Berührung und Durchdringung mit den realen Interessen der Nation und mit einem bewegten öffentlichen Leben. So lange noch der erste Schwung der Begeisterung in ihm mächtig war, erhielt er durch diese Abgezogenheit von der Außenwelt und diese strenge Abgeschlossenheit in den stillen Räumen des Gemüthes einen Zug idealer Reinheit und Erhabenheit, welcher jenen religiösen Secten, die zugleich politische oder sociale Zwecke verfolgten, freilich verloren ging. Allein, als dieser Anlauf ermattete, (was nach dem natürlichen Laufe der Dinge gewöhnlich bald zu geschehen pflegt und auch hier bald geschah), als der Geist der Stifter in ihren, nicht immer ihnen ebenbürtigen Nachfolgern einen Nachlaß oder eine Ablenkung erfuhr, begannen auch die äußeren Verhältnisse wieder ihren ganzen verhängnißvollen Einfluß zu üben, und an die Stelle der aufrichtigen, gesunden, mit den äußeren Lebensverhältnissen im richtigen Gleichmaß stehenden Frömmigkeit, welche Spener sich als die Frucht seiner edlen Bestrebungen dachte, trat häufig ein scheinheiliges, erkünsteltes, schwächliches oder überreiztes Wesen.

Verhalten des Pietismus zu den Fragen der Kirchenverfassung.

Vielleicht hätte der Pietismus die Folgen seiner gezwungenen Unthätigkeit im Politischen einigermaßen ausgleichen können durch um so entschiedenere Parteinahme in den Fragen, welche recht eigentlich auf seinem Wege lagen, den Fragen der *Kirchenverfassung*.

Die Verfassung der protestantischen Kirche Deutschlands befand sich eben damals in einem folgenreichen Uebergange. Eine geraume Zeit lang hatte der geistliche Stand fast allein die entscheidende Stimme in allen Angelegenheiten der Kirche geführt; die weltliche Macht war kaum mehr als die Vollstreckerin seiner Aussprüche und Befehle gewesen.

Dieses Verhältniß erfuhr eine Aenderung durch die wachsende Macht der Fürsten, die Spaltung der protestantischen Kirche in einen lutherischen und einen reformirten Religionstheil, endlich durch den Misbrauch, den die Geistlichkeit nur zu häufig mit der ihr anvertrauten Gewalt getrieben, sowie durch den Einfluß der freieren Ansichten, welche, hauptsächlich von England und den Niederlanden aus, in Deutschland Eingang gefunden hatten. In den Ländern gemischter Confession er-

ſchien eine ausgleichende, friedenſtiftende und regelnde Gewalt über den ſtreitenden Parteien als eine Nothwendigkeit. Die öffentliche Meinung, empört durch zahlreiche Beiſpiele religiöſer Unduldſamkeit der Geiſtlichen, rief die Fürſten und ihre juriſtiſchen Räthe als Beſchützer der unterdrückten Gewiſſensfreiheit an, und in der That ward faſt nur von dieſer Seite, aber von dieſer Seite auch nicht ſelten, den Uebertreibungen hierarchiſchen Eifers in der Handhabung der Kirchenzucht oder in der Verfolgung Andersgläubiger eine heilſame Schranke geſetzt. Und endlich hatte der weſtphäliſche Friede auch ſtaatsrechtlich die Oberhoheit der Fürſten in kirchlichen Dingen ſanctionirt, indem er ihnen das jus reformandi, d. h. die Entſcheidung darüber zuſprach, welcher Glaube in den einzelnen Ländern als Staatsreligion gelten ſollte.

Der Kampf, der ſich ſo zwiſchen dem weltlichen und dem geiſtlichen Stande über den entſcheidenden Einfluß in Glaubensfragen entſpann, war gerade um die Zeit, wo der Pietismus ſich auf ſeinem Höhepunkte befand, in vollſtem Gange. Auf Seiten der weltlichen Gewalt ſtanden die bedeutendſten Staatsrechtslehrer und Philoſophen, ein Pufendorf, ein Chr. Thomaſius, ein Böhmer u. A., und ihnen ſchloſſen ſich von den Theologen die gemäßigteren an, wie Pfaff in Tübingen, der ſich damit begnügte, der Kirche ein urſprüngliches Recht der Selbſtverwaltung zu vindiciren, die Ausübung dieſes Rechtes jedoch, vermöge einer angenommenen Uebertragung ſeitens der Kirche ſelbſt, der weltlichen Obrigkeit einzuräumen*).

Dagegen hielten die Theologen der alten Schule auf das Strengſte an Dem feſt, was ſie das unveräußerliche Recht der Kirche nannten, daran nämlich, daß nur eine geiſtliche Körperſchaft — eine theologiſche Facultät oder eine Synode von Geiſtlichen — in letzter Inſtanz über Fragen des Glaubens, des Gottesdienſtes oder der Kirchenzucht ſollte entſcheiden dürfen**).

---

*) Pufendorf: De habitu religionis ad vitam civilem, 1687; Chr. Thomaſius: „Vom Rechte evangel. Fürſten in theol. Streitigkeiten", 1696; Brenneiſen (Th's. Schüler): „Ueber das Recht der Fürſten in Mitteldingen", 1695, und De jure principis circa haereticos, (Beides mit Einleitungen von Th.); Böhmer, „Jus eccles. protestanticum, 1714; Pfaff, De vera ecclesiae notione, 1719. — Vgl. Richter, „Geſch. der evangel. Kirchenverfaſſung in Deutſchland".

**) In dieſem Sinne ſchrieb Carpzov gegen Thomaſius: „De jure decernendi controversias theologicas", 1696. Vgl. Luden, „Chr. Thomaſius", S. 215.

Der Sieg neigte sich entschieden je länger je mehr auf die Seite der Vertheidiger des weltlichen Kirchenregiments oder des sog. Territorialsystems. Das Interesse der Fürsten, der Geist der Beamten und die herrschende Zeitrichtung waren hier mit einander im Bunde. Der Orthodoxie bleibt der Ruhm, daß sie tapfer kämpfend unterlag und in der Behauptung ihrer Grundsätze selbst persönliche Opfer öfters mit einer Festigkeit und Beharrlichkeit auf sich nahm, welche nachzuahmen ihre heutigen Abkömmlinge zu ihrem Glücke nicht leicht in die Lage kommen.

Während aber so weltliche und geistliche Gewalt, Juristen und Theologen um die Herrschaft in der Kirche kämpften, war davon, daß auch den Laien (oder, wie man es damals nannte, dem Hausstande) eine Stimme dabei gebühre, nirgends die Rede. Die Vertheidiger des Territorialsystems glaubten Alles gethan zu haben, wenn sie den Fürsten und ihren Räthen größtmögliche Mäßigung und Toleranz in Handhabung des Kirchenregimentes empfahlen*), und die Theologen wollten noch viel weniger von einer Theilnahme der Laien an der Leitung des Kirchenwesens Etwas wissen. Carpzov faßte seine Ansichten über die Verfassung der protestantischen Kirche in den Satz zusammen: „Die Obrigkeit prüft und vollstreckt, das Volk pflichtet bei", und selber der aufgeklärtere Pfaff war der Meinung: „das allgemeine Priesterthum sei verloren gegangen durch Mangel an Weisheit und Licht in den Gemeinden, und es müßten daher diese letzteren ihre Befugnisse Denen überlassen, die zu deren Handhabung tüchtiger wären, d. h. den Geistlichen." Sogar das bescheidne Recht der Gemeinden, Einsprache gegen die Einsetzung eines ihnen anstößigen Predigers zu erheben, ein Recht, welches in vielen Gegenden Deutschlands gesetzlich noch bestand, kam in der Praxis immer mehr außer Geltung**).

Spener erkannte mit klarem Blicke die Gefahr, welche nach seiner Ansicht dem protestantischen Kirchenwesen daraus erwuchs, „daß die beiden obern Stände (Geistlichkeit und Beamtenschaft) Alles an sich gerissen und dem dritten Stande (den Gemeinden) die Uebung seiner Rechte an den meisten Orten entzogen hatten". Er hätte es dem Geiste der

*) Vgl. die oben angeführten Schriften von Chr. Thomasius u. A.

**) Richter, a. a. O., S. 201, 228.

wahren und ursprünglichen Ordnung der christlichen Kirche weit entsprechender gefunden, „wenn in sämmtlichen zum Kirchenwesen gehörigen Stücken alle drei Stände zusammenwirkten“*), ein Verhältniß, wie es in der reformirten Kirche bestand und mit deren Grundsätzen auch schon in mehreren deutschen Ländern Eingang gefunden hatte**).

Aber entweder hatte Spener nicht den Muth, für diese Ansicht, die er doch als die seinige bekannte, öffentlich aufzutreten, oder er sah die Unmöglichkeit ein, damit durchzudringen. Genug, er ließ es, wie seiner Zeit auch Luther, bei dem bloßen Aussprechen der Idee des „allgemeinen Priesterthums“ bewenden und tröstete sich wegen der Nichtbeachtung dieser Forderung in der Praxis mit dem Gedanken, daß doch wenigstens eine Theilung des Kirchenregiments zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt hergestellt und so das Schlimmste vermieden sei, was die römische Kirche zum wahren „Anti-Christ“ mache, — die Alleinherrschaft eines tyrannischen und verfolgungssüchtigen Klerus***).

Es blieb noch ein zweiter Weg übrig, um die Grundsätze kirchlicher Freiheit und Gleichheit, welche der Pietismus nach dem Vorgange Luthers predigte, im Leben zu verwirklichen. Man mußte sich von der herrschenden Kirche trennen und selbstständige Religionsgenossenschaften bilden. Die Puritaner in England hatten diesen Weg betreten, und der Entschlossenheit, womit sie es gethan, verdankten sie nicht zum geringsten Theile den Einfluß, den sie nicht blos auf den religiösen, sondern auch auf den nationalen Geist ihres Vaterlandes ausübten.

Die Verhältnisse in Deutschland waren einem solchen Entschlusse viel günstiger. Es fehlte hier jene directe Nöthigung zum Austritt, welche in England der, von der weltlichen Gewalt rücksichtslos unterstützte Despotismus der herrschenden Kirche abweichenden religiösen Richtungen auferlegt hatte; im Gegentheil bot sich die Möglichkeit dar, mit Hülfe toleranter und aufgeklärter Fürsten die Landeskirchen selbst dem Banne der Orthodoxie zu entreißen und der neuen Lehre zu gewin-

*) Spener, „Theol. Bedenken“, 1. Thl., 1. Kap., sectio LVI. (S. 262).

**) In der niederrheinischen und westphälischen Kirche, in Zweibrücken, Kurpfalz, Sieg, Wied und Wittgenstein hatte sich eine Presbyterial- und Synodalverfassung entwickelt. Göbel, „Gesch. der niederrhein.-westphäl. Kirche“, 1. Bd., 1. Abth., S. 140.

***) Spener a. a. O.

OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

nen. Und andrerseits war das Wagniß bei der Bildung förmlicher Secten außerhalb der bestehenden Kirche größer, als dort, da ein politischer Umschwung, der diesen Secten Sicherheit gegen Bedrückungen und eine berechtigte Existenz hätte in Aussicht stellen können, in Deutschland schlechterdings nicht zu erwarten stand und selber der gute Wille einzelner Fürsten nicht immer ausreichte, sie gegen die Folgen der allgemeinen Gesetzgebung des Reichs zu schützen, welche keine andern, als die im westphälischen Frieden anerkannten Kirchengesellschaften auf deutschem Boden dulden wollte*). Solchen Verhältnissen die Stirn zu bieten war Spener mit seinem milden, etwas ängstlichen Wesen am Wenigsten der Mann. Zwar empfahl er die Bildung von „Kirchlein innerhalb der Kirche" (ecclesiolae in ecclesia), aber nur als ein Mittel, den in engeren Kreisen erweckten und gepflegten Geist thätigen Christenthums allmälig der ganzen protestantischen Kirche Deutschlands mitzutheilen. Einer wirklichen Absonderung von der letzteren war er durchaus abgeneigt und von der Bildung selbstständiger Gemeinden oder Secten wollte er schlechterdings Nichts wissen**).

Die Herrnhuter.

Die Mehrzahl seiner Anhänger folgte seinem Beispiel. Nur eine kleine Fraction, unter der Führerschaft des Grafen von Zinzendorf, eines Taufpathen Speners und Zöglings F. A. Francke's, ging, ohne sich geradezu von der bestehenden Kirchengemeinschaft loszusagen, doch consequenter auf den Bahnen vorwärts, auf welchen Spener halbwegs stehen geblieben war***). In den „Brüdergemeinden" der Herrnhuter (die erste gest. 1722) fand die Idee des „allgemeinen Priesterthums", der Gleichheit und Brüderlichkeit aller Christen, ihre Verwirklichung nicht allein in der kirchlichen, sondern auch in der bürgerlichen Verfassung, ja bis in die häusliche Lebensordnung der Einzelnen und der Familien hinein. Innerhalb dieser fest in sich abgeschlossenen Kreise kam auch ein anderer Grundsatz des Pietismus (den

*) Ein Reichsgraf von Büdingen gestattete allen möglichen Sectirern den Aufenthalt in seinem Lande, ward aber vom Reichskammergericht gezwungen, diese Erlaubniß zu widerrufen, und sogar in Strafe deshalb genommen (Barthold a. a. O., S. 183).

**) Hoßbach, a. a. O., 1. Bd., S. 131.

***) Vgl. die Lebensbeschreibungen des Grafen von Zinzendorf, von Reichel, Spangenberg und Varnhagen v. Ense.

Spener ſelbſt immer nur mit Mäßigung gehandhabt wiſſen wollte), die Abwendung von Alledem, was man die „Luſt und Eitelkeit der Welt“ nannte, zu voller und rückſichtsloſer Anwendung; aber — merkwürdig! — neben der ſtrengen Sammlung und Hinlenkung aller Gedanken auf das Himmliſche entwickelte ſich in den Colonien der Herrnhuter auch ein Geiſt praktiſcher Betriebſamkeit und Tüchtigkeit, der dieſelben eben ſo zu Muſterſtätten des bürgerlichen Gewerbfleißes, wie der Frömmigkeit und der werkthätigen chriſtlichen Bruderliebe machte. Und endlich gingen von ihnen auch jene kühnen Unternehmungen der erſten deutſchen Miſſionäre aus, welche, in der einen Hand die Bibel und das Kreuz, in der andern die Keime germaniſcher Kultur und Gewerbthätigkeit, ſich furchtlos unter die wilden Bevölkerungen der entlegenſten Welttheile wagten*).

Kein Zweifel, daß die Abſonderung und Abſchließung in ſich, welche den Charakter des Herrnhuterthums ausmachte, mancherlei Einſeitigkeiten und Schroffheiten erzeugte, vor denen die andern Elemente des Pietismus durch ihre fortwährende Berührung mit dem Geſammtleben der proteſtantiſchen Kirche bewahrt blieben. Allein gerade jene Abſonderung bewirkte auch, daß derartige Verirrungen der einzelnen, in ſich abgeſchloſſenen Religionsgenoſſenſchaft viel weniger einen ſchädlichen Einfluß auf die religiöſe und geiſtige Entwicklung der Nation gewannen, als die Verbildungen des gewöhnlichen Pietismus, welche dieſer, mitten im allgemeinen Leben des Volkes ſtehend, allemal ſogleich dem letzteren mittheilte.

Und in der That verfiel auch der Pietismus, der es zu einer entſchiedenen Auseinanderſetzung mit der Kirche und zu einem feſten Abſchluß in ſich ſelbſt nicht brachte, durch ſein Beſtreben, bald den herrſchenden Richtungen ſich anzubequemen, bald ſich ſelbſt zur herrſchenden zu machen, in Ausartungen und Inconſequenzen aller Art. Wir werden ihn das eine Mal mit der Orthodoxie ein zweideutiges Bündniß eingehen, ein andres Mal den weltlichen Gewalthabern höfiſch ſchmeicheln

*) Die älteſte Miſſion der Herrnhuter war die im däniſchen Weſtindien (1732); dann folgte die in Grönland (1733); unter den nordam. Indianern (1734), in Surinam (1735), Südafrika (1736), Tabago (1790) u. a. („Jahresbericht des Herrnhuter Miſſionsdepartements für 1851“).

ſehen, werden mit Bedauern wahrnehmen, wie er die anfänglich lautere und herzliche Frömmigkeit mit einem ſcheuen und ſcheinheiligen Weſen, die Milde gegen Andersgläubige mit einer finſtern Unduldſamkeit vertauſcht und wie er endlich in demſelben Maße ein Hemmniß des geiſtigen Fortſchritts der Nation wird, wie er bei ſeinen Auftreten als ein verjüngendes und befruchtendes Element deſſelben erſchienen war.

Siebenter Abſchnitt.

Die Anfänge der ſogenannten Aufklärung. — Chriſtian Thomaſius u. A.

Anfänge der ſog. Aufklärung in Deutſchland gegen das Ende des 17. Jahrhunderts.

Die Streitigkeiten der Pietiſten mit den Orthodoxen waren nur das Vorſpiel und gleichſam das Signal zu einem Kampfe von weit größerem Umfange und viel längerer Dauer, der von dem Ende des 17. Jahrhunderts an durch das ganze 18. Jahrhundert hindurch Deutſchland in Bewegung ſetzte. Es war der Kampf einer neuen Zeit gegen die alte und überlebte, des Dranges nach Selbſtſtändigkeit im Denken und Empfinden, der ſich in allen kräftigeren Geiſtern regte, gegen den Zwang eines Autoritätsglaubens, der dieſe Selbſtſtändigkeit nicht gelten laſſen wollte, der Sehnſucht nach praktiſchen, fürs Leben brauchbaren Reſultaten der Forſchung, gegen die dürren Formeln und die hohlen Spitzfindigkeiten einer unfruchtbaren, vom Leben abgewendeten Speculation, des demokratiſchen Verlangens nach Antheilnahme aller Klaſſen des Volkes an den Errungenſchaften wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen, gegen die ariſtokratiſche Herrſchſucht und Ausſchließlichkeit einer gelehrten Kaſte.

Auch bei dieſem Kampfe war faſt immer die Orthodoxie und das von ihr vertretene Syſtem unbedingten Autoritätsglaubens der Mittelpunkt, um welchen alle Kräfte des Angriffs wie der Vertheidigung ſich concentrirten. Mit richtigem Inſtincte erkannten die Vorkämpfer des Neuen in ihr den Schlüſſel der Stellung, die ſie zu erobern hatten, und in dem gleichen Gefühle ſchaarten ſich die Anhänger des Alten um ſie und ſuchten ſie zu ſchützen, um von ihr geſchützt zu werden. Der Pedantismus des Gelehrten, der Weisheitsdünkel des Scholaſtikers, die abergläubiſche Unwiſſenheit des Medicaſters und die barbariſchen Vor-

urtheile des Rechtsgelehrten von der alten Schule machten gemeinſame Sache mit der Orthodoxie, denn gleich dieſer ſpeculirten auch ſie auf die Leichtgläubigkeit, Unſelbſtſtändigkeit und geiſtige Beſchränktheit der Menſchen. Auf der andern Seite aber betrachteten alle Diejenigen ſich als natürliche Verbündete, welche in dem Haſſe gegen Geiſteszwang und Unfreiheit irgend welcher Art zuſammentrafen, mochten im Uebrigen ihre Grundſätze und ihre Endziele ſein, welche ſie wollten. Der Pietiſt und der Freidenker gingen hier Hand in Hand, ja es geſchah nicht ſelten, daß in dieſem gemeinſamen Kampfe man die Waffen tauſchte, daß der Freidenker pietiſtiſchen Grundſätzen das Wort redete und der Pietiſt ſich den Conſequenzen des Freidenkers näherte.

Ihr Verhältniß zu der allgemeinen Bewegung der Ideen im 17. Jahrhundert.

Die Erſcheinung, die wir hier charakteriſiren und deren erſte Anfänge in das letzte Viertheil des 17. Jahrhunderts fallen, iſt unverkennbar ein Ausläufer jener großen Bewegung der Ideen, welche ſeit dem Beginn des 17. Jahrhunderts von dem Weſten Europa's aus ſich über die meiſten civiliſirten Länder ergoſſen hatte und deren Einwirkungen auf Deutſchland wir ſchon einmal, bei der Betrachtung Leibnitzens und ſeiner Thätigkeit, begegnet ſind*). Leibnitz hatte verſucht, die poſitiven, praktiſchen Reſultate dieſer Bewegung, beſonders im Fache der exacten Wiſſenſchaften ſowie der materiellen und ſocialen Verbeſſerungen, ſeinem Vaterlande anzueignen, ihren auflöſenden Elementen aber ein Syſtem der Vermittlung entgegenzuſetzen, durch welches er die neuen Ideen auch für das philoſophiſche und theologiſche Gebiet fruchtbar zu machen und doch das Beſtehende und Hergebrachte, den Dogmatismus in der Philoſophie und den Kirchenglauben in der Theologie, aufrecht zu erhalten gedachte. Allein der einmal entfeſſelte Drang der Freiheit ließ ſich mit ſolchen Mitteln nicht aufhalten, und die Vertheidiger des Alten ſelbſt, zumal auf kirchlichem Gebiete, ſie, die nicht einmal Leibnitzens vorſichtige und verſöhnliche Auffaſſungsweiſe gelten laſſen wollten, wirkten durch ihren ſchroffen Widerſtand am Meiſten dazu mit, die Bewegung bis auf das Aeußerſte zu ſteigern. Je größer der Druck von dieſer Seite und je rückſichtsloſer die Strenge war, womit man jede Spur freiern Denkens verfolgte und unterdrückte, um ſo heftiger der Gegenſchlag, der in allen kräftigern und unabhängigern Geiſtern erfolgen mußte, um ſo ſtärker der Anreiz, an jenem großen Kampfe der

*) Siehe oben S. 186 ff.

Aufklärung sich zu betheiligen, der von den hellsten Köpfen fast aller Länder mit so glänzenden und so siegreichen Waffen geführt ward.

Auch hier müssen wir freilich Das wiederholen, was wir schon im Eingange dieser ganzen Darstellung*) von dem geistigen Leben Deutschlands nach dem dreißigjährigen Kriege im Allgemeinen gesagt haben: das deutsche Volk stand auch bei diesem Wettlaufe der Nationen nach den Zielen der Aufklärung und der geistigen Freiheit nur in zweiter Linie. Es nahm die neuen Ideen der Engländer, der Holländer, der Franzosen begierig auf und suchte sie in sein Eigenthum zu verwandeln, aber es trug Wenig oder Nichts dazu bei, den Kreis dieser Ideen zu erweitern, und wenn manche seiner kühneren Geister mit einem Grotius, Bayle oder Locke in der freimüthigen Bekämpfung hergebrachter Ansichten wetteiferten, so waren sie doch eben nur die gelehrigen Schüler dieser größeren Vorgänger. Dies zeigt sich unableugbar selbst bei dem bedeutendsten Wortführer der deutschen Aufklärung in dieser Periode, Christian Thomasius.

Christ. Thomasius. Seine erste Bildung und akademische Wirksamkeit.

Christian Thomasius ist in demselben Leipzig geboren, wo 1655, neun Jahre früher, Leibnitz das Licht der Welt erblickt hatte. Er ward in die philosophischen Studien durch denselben Lehrer eingeführt, dessen Unterricht auch Leibnitz genossen, seinen Vater Jacob Thomasius. Wie Jener, wählte er zu seinem Berufsfache die Rechtswissenschaft, beschäftigte sich aber nebenher ebenfalls mit Philosophie und Mathematik. Wie Jener, fühlte auch er schon früh in sich den Trieb und die Kraft, Außergewöhnliches zu leisten und die breitgetretenen Pfade des Herkömmlichen zu verlassen. Aber bei wie so ganz verschiedenen Zielen und Resultaten ihres Wirkens langten diese beiden großen Männer an!

Hugo Grotius und dessen bedeutendster Nachfolger und Verkündiger auf deutschem Boden, Samuel Pufendorf, waren es, welche den ersten Funken des Zweifels und damit den Keim des eignen Nachdenkens in die Seele des jungen Thomasius warfen. Ueber des Ersteren berühmtes Werk „vom Rechte des Kriegs und des Friedens" hielt sein Vater Vorlesungen. Pufendorfs Schriften, besonders sein Natur- und Völkerrecht, welches damals gerade der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und lebhafter Streitigkeiten war, studirte er eifrig für sich. Die Ab-

*) 3. Abschn., S. 193 ff.

weichungen deſſelben von der orthodoxen Kirchenlehre erſchreckten ihn anfangs, denn „noch hatte er nicht gelernt, die Fragen der Theologie von denen der Philoſophie zu ſcheiden; hielt er Den der ewigen Verdammniß verfallen, welcher an den Lehrſätzen der Theologen zu zweifeln wagte, und, obſchon er nicht einſah, was ſich mit Recht den Einwendungen Pufendorfs gegen die Vermiſchung des Göttlichen und des Natürlichen entgegenſetzen laſſe, auch von den Gelehrten, mit denen er darüber ſprach, keine befriedigende Auskunft erhielt, ſo war doch ſein Glaube an das Anſehen ſo vieler ehrwürdiger Männer ſo groß, daß er lieber ſich der Unwiſſenheit anklagte, als irgend einem Verdachte von der Unrichtigkeit der hergebrachten Lehre Raum gab“*). Ja er hielt ſich eine Zeitlang durch die Beweisführungen der orthodoxen Gegner Pufendorfs ſo vollſtändig überzeugt und in ſeinem Glauben an ihre Unfehlbarkeit ſo ſehr gekräftigt, daß er den Neuerungen deſſelben (nach den beſtehenden Anſichten gleichbedeutend mit „Ketzereien“) nicht blos zu widerſtehen, ſondern ſie ſogar zu widerlegen ſich getraute.

Allein ein neues Werk jenes berühmten Rechtsgelehrten, die Apologie, warf dieſen Glauben völlig um und lehrte ihn die Ohnmacht und Trüglichkeit der bisher für wahr gehaltenen Lehren erkennen. Er konnte ſich nicht länger der Richtigkeit der Unterſcheidung verſchließen, welche Pufendorf zwiſchen dem Gebiete der Theologie und dem der Philoſophie — der natürlichen Moral und des Naturrechts — aufſtellte. Er fühlte auch in ſich den Trieb ſelbſtſtändigen Urtheilens ſich regen; er überlegte, „daß er ja doch ein mit Vernunft begabtes Weſen ſei und daß er gegen die Güte des Schöpfers ſündige, wenn er gleich einem Vieh ſich von Andern am Zügel führen laſſe, wohin es ihnen beliebe.“ Er ſchämte ſich, daß er bisher von der rückſichtsloſen Erforſchung der Wahrheit durch die Furcht vor übler Nachrede abgehalten worden ſei und auf Die gehört habe, welche, nachdem ſie erſt große Worte gemacht, dann, als es zum wiſſenſchaftlichen Streite kommen ſollte, dem Gegner Nichts entgegenzuſetzen wüßten, als Schmähungen und Verleumdungen.

So faßte er denn einen kühnen Entſchluß, „ſchloß die Augen des Geiſtes, damit nicht der Blitzſtrahl menſchlicher Autorität ſie blende“, und nahm ſich vor, künftig nicht mehr daran zu denken, wer oder was

*) Chr. Thomaſius „Institutiones jurisprudentiae divinae“, dissertatio prooemialis, §. 6.

Der ſei, der Etwas ſage, ſondern lediglich die Gründe für und wider jede aufgeſtellte Behauptung unbefangen abzuwägen*).

Als er auf dieſe Weiſe mit Hülfe einer gründlichen und ſelbſtſtändigen Prüfung alles Deſſen, was er bisher unterſcheidungslos für wahr angenommen, einige Ordnung und Klarheit in das Chaos ſeiner Gedanken gebracht hatte, kam er ſich vor wie Einer, „der ſich von einem Tyrannen losgeſagt, um gegen denſelben die Freiheit, die dieſer unterdrücken will, zu vertheidigen“**).

So begann denn Thomaſius im Geiſte und nach der Anleitung jener beiden großen Rechtslehrer, deren Gegner er noch eben geweſen und deren eifrigſter Anhänger er nun geworden war, in Leipzig Vorleſungen zu halten (1681). Und ſo groß war ſeine Kühnheit in der Vertheidigung und Anwendung dieſer Lehren, daß die zahlreiche Zuhörerſchaft, welche ſich erſt, durch die Neuheit des Gegenſtandes angelockt, um ihn geſammelt hatte, plötzlich — da ſie Anſichten vernahm, die man ſie gelehrt hatte für ketzeriſch und höchſt gefährlich zu halten — ihn erſchreckt im Stiche ließ, und er ſich mit ſeinem Grotius allein fand***).

Nach einer zweijährigen Unterbrechung ſeiner Vorleſungen, die er zu einer Reiſe ins Ausland benutzt zu haben ſcheint†), nahm er dieſelben im gleichen Geiſte wieder auf, und jetzt gelang es ihm, das Zutrauen und den Beifall der ſtudirenden Jugend für ſeine Anſichten und die ſeiner Meiſter in ſolchem Grade zu gewinnen, daß ſie nicht blos ſeinen Vorträgen über Grotius und Pufendorf begierig bis zu Ende beiwohnte, ſondern ihn ſogar um deren Wiederholung bat.

Wie ſehr indeſſen auch ſchon durch dieſe Art von akademiſcher Thätigkeit und durch einzelne Schriften, in denen er die neuen Anſichten von einem ſelbſtſtändigen Naturrecht auf beſtimmte Materien des Rechts an-

---

*) Instit. jurispr. div., diss. pr. §. 10. 11.

**) Ebend. §. 12.

***) Ebend. §. 17. Vix libro primo absoluto, cum praecedente die corona Vestra circumdatus docueram, subito me solum reliquebatis cum Grotio. Ita videlicet terror panicus ingruentis pestis Vos expulerat a tilietis nostris.

†) So wenigſtens glaube ich die Worte (a. a. O.) deuten zu müſſen: Restituta per Dei benignitatem patria, cum iterum metu omni vacui ad nos accederetis, telam per biennium interruptam retexebam. Ob dieſer auswärtige Aufenthalt identiſch ſei mit des Thomaſius Reiſe nach Holland, welche Schröckh und Luden in das Jahr 1679 oder 1680 ſetzen, habe ich nicht ermitteln können: es kommt auch darauf Wenig an.

wendete*), Thomaſius den Haß und Argwohn ſeiner Collegen von der alten Schule erregen mochte, ſo kam es doch vor der Hand noch nicht zum offenen Bruch. Die Acta Eruditorum, das Organ des zünftigen Gelehrtenthums, weiſen gerade um dieſe Zeit den Namen des Thomaſius unter ihren Mitarbeitern auf, und im Jahre 1685 wurde er ſogar in die Geſellſchaft, welche die Acta Erud. herausgab, aufgenommen**) — ein Zeichen, daß weder er ſelbſt ſich bereits von dieſen Kreiſen losgeſagt, noch dieſelbe ihn von ſich ausgeſchloſſen hatten.

Allein im Jahre 1688 that Thomaſius einen Schritt, durch welchen er gänzlich mit allem Beſtehenden und Hergebrachten brach und ſeine Schiffe hinter ſich verbrannte. Er kündigte nämlich eine Vorleſung „über des Gratians Grundregeln, vernünftig, klug und artig zu leben", an, und zwar in deutſcher Sprache! Und dieſe Ankündigung ſelbſt, ebenfalls in deutſcher Sprache abgefaßt und ſo an das Schwarze Bret angeſchlagen, „welches", wie ſein Biograph bemerkt***), „noch nie durch die deutſche Sprache entweiht worden war", benutzte er zugleich als eine Art von öffentlichem Programm ſeiner Anſichten über die Behandlung der Wiſſenſchaften. In einem derſelben beigegebenen „Discurs, welchergeſtalt man den Franzoſen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen ſoll", lobte er die Franzoſen, als die „geſchickteſten Leute", die „allen Sachen ein rechtes Leben zu geben verſtänden", und rieth ſeinen Landsleuten, ihnen darin nachzuahmen und ſich ebenfalls „auf honnete Gelehrſamkeit, beauté d'esprit, un bon goût und galanterie zu befleißigen", denn daraus erſt entſtehe „ein vollkommen weiſer Mann". Er verbarg dabei keineswegs oder beſchönigte die Fehler der Franzoſen, beſonders ihre Anmaßung und Selbſtüberhebung über andere Nationen, und er ſuchte dagegen den Nationalſtolz ſeiner Landsleute aufzuſtacheln. Er war auch weit davon entfernt, etwa für die franzöſiſche Sprache Propaganda zu machen und ſo dem herrſchenden Vorurtheil der vornehmen Klaſſen in Deutſchland zu ſchmeicheln. Vielmehr war es die Wieder-

Sein erſter Angriff auf die todte Gelehrſamkeit und den übermäßigen Gebrauch der alten Sprachen.

*) Z. B. die 1683 erſchienene de crimine bigamiae, worin er die Behauptung aufſtellte, daß die Bigamie oder Vielweiberei zwar nach göttlichem und poſitivem Recht verboten, nicht aber gegen das Naturrecht ſei.

**) Prutz, a. a. O., S. 289.

***) Luden, a. a. O., S. 15.

herstellung der eignen Muttersprache in ihre Rechte, für welche er eiferte, indem er es als einen nachahmungswerthen Vorzug an den Franzosen rühmte, „daß sie aus einem überaus klugen Absehen nicht allein ihre Werke meist in französischer Sprache herausgäben, sondern auch den Kern von den lateinischen, griechischen, auch, nach Gelegenheit, deutschen Autoren in ihre Muttersprache übersetzten", denn „dadurch werde die Gelehrsamkeit unvermerkt mit großem Vortheil fortgepflanzt, wenn ein Jeder Dasjenige, was zu einer klugen Wissenschaft erforderlich sei, in seiner Landessprache lesen könne und es sich nicht erst, fremde Sprachen zu erlernen, sauer werden lassen müsse". Seine Opposition galt dem übermäßigen Gebrauche der todten Sprachen im Unterricht und in der Wissenschaft. Nicht, als ob er dieselben gänzlich daraus hätte verdrängen wollen. Man möge immerhin, sagte er, Diejenigen, die Lust dazu hätten und vom Studiren Profession machen wollten, Latein und Griechisch lehren; nur solle man Die damit verschonen, „so man im gemeinen Leben brauchen will und denen das Studiren wegen des Lateinischen sauer und verdrießlich wird". Er stritt auch weniger gegen das Latein selbst, als gegen „die durchgehends gewöhnliche Lehrart", durch welche, wie er behauptete, „viel ungegründet und unnöthig Zeug nebst dem Latein in die Gemüther der Lehrlinge eingeprägt wird, welches hernachmals so feste klebt und merkliche Verhinderungen bringet, daß das Tüchtige und Gescheidte nicht haften will."

Wie groß und unverzeihlich die Ketzerei war, welche in den Augen der ganzen alten Gelehrtenzunft Thomasius durch Form und Inhalt dieses Programms, so wie der darin angekündigten Vorlesungen beging, mag man daraus ermessen, daß, als bald darauf, wahrscheinlich durch seinen Vorgang ermuntert, einige jüngere theologische Docenten zu Leipzig gleichfalls Vorlesungen in deutscher Sprache eröffneten*), der Umstand, daß sie deutsch gelehrt, einen Hauptanklagepunkt bei der wider sie angestellten Untersuchung bildete**)!

Seine „Monatsgespräche". Thomasius als Begründer des deutschen Journalismus.

Thomasius ließ seinen Gegnern keine Zeit, sich von ihrem Staunen zu erholen, sondern drang alsbald mit neuen und stärkeren Angriffen auf sie ein. Er wählte dazu die Form einer Zeitschrift, und zwar ebenfalls in deutscher

*) S. oben S. 357.

**) Chr. Thomasius, „Juriſt Händel", 2. Bd., S. 433.

Sprache. Die Acta Eruditorum, die erſte und bis dahin einzige gelehrte Zeitſchrift Deutſchlands, waren nur für Männer von Fach, daher in lateiniſcher Sprache geſchrieben; ſie beſchränkten ſich auf die gelehrte Literatur und vorzugsweiſe auf die poſitiven Wiſſenſchaften; ſie waren in religiöſer Beziehung ſtreng orthodox und legten dieſen Maaßſtab auch an ſolche Schriften an, welche es nicht direct mit Gegenſtänden der Religion zu thun hatten; im Uebrigen aber, wo keine religiöſe oder politiſche Ketzerei im Spiele war, pflegten ſie ſelten zu tadeln und dann immer nur in der ſchonendſten Form, dagegen gern zu loben, beſonders Werke, die aus den Kreiſen ihrer eignen Mitarbeiter oder von deren Freunden und Sinnesverwandten herrührten.

Dieſer ſchwerfälligen, nach Form und Inhalt ſich in ſtreng abgemeſſenen Kreiſen abſchließenden, an dem Beſtehenden und Hergebrachten ängſtlich feſthaltenden Zeitſchrift ſetzte nun Thomaſius ſeine „Freimüthigen, luſtigen und ernſthaften, jedoch vernunft- und geſetzmäßigen Gedanken oder Monatsgeſpräche über Alles, fürnehmlich aber neue Bücher", entgegen, die von Alledem das gerade Gegentheil waren. Deutſch geſchrieben (obwol in einem wenig anmuthigen, ungelenken, mit ausländiſchen Brocken vielfach untermiſchten Deutſch), war dieſe Monatsſchrift für Jedermann verſtändlich, nicht blos für Gelehrte. In leichter Geſprächsform gehalten und auf gefällige Weiſe mit Stoff und Form ihrer Betrachtungen wechſelnd, belehrte und unterhielt ſie zugleich. Sie beſchäftigte ſich weniger mit Gegenſtänden der ſtrengen, abgezogenen Gelehrſamkeit, als mit ſolchen, die in irgend einer Beziehung zum gewöhnlichen Leben ſtanden, weniger mit den abſtracten Principien der Wiſſenſchaft, als mit deren praktiſchen Anwendungen und Folgerungen. Ihr hauptſächlicher Zweck aber beſtand darin, mit unerbittlicher Schonungsloſigkeit Alles anzugreifen, was verkehrt, einſeitig, veraltet, mit einer vernünftigen Freiheit des Denkens unverträglich oder dem gemeinen Nutzen der Geſellſchaft hinderlich ſchien. Die Laune und der Witz, womit Dies geſchah, vor Allem aber die Kühnheit, welche ſich in der rückſichtsloſen Bekämpfung Deſſen verrieth, was bisher für unantaſtbar gegolten und für die Meiſten ein Gegenſtand blinder Verehrung oder Furcht geweſen war, konnten des Eindrucks nicht verfehlen. Aus Frankreich und Holland hatte man wol Aehnliches ſchon gekannt *) in Deutſch-

*) Daß ſolche periodiſche Schriften des Auslandes in Deutſchland geleſen wur-

land war es etwas ganz Neues und Unerhörtes. Der Erfolg des Unternehmens mußte daher ein außerordentlicher sein und war es auch — Das bezeugen, mehr noch als die rasche und große Verbreitung der „Monatsgespräche", von welcher Thomasius selbst mit Befriedigung berichtet, die zahlreichen Nachahmungen, welche alsbald erschienen, freilich ohne den Geist und die Kraft des Originals*).

Thomasius ward durch seine „Monatsgespräche" für die deutsche Literatur, was Bayle durch seine Nouvelles de la république des lettres und Leclerc durch seine Bibliothèque universelle für die französische und gewissermaßen für die ganze europäische geworden waren, der Begründer jener freieren und lebensvolleren Form der literarischen Kritik und des Journalismus, welche seitdem einen so großen und, trotz mancher Verirrungen und Ausschweifungen im Einzelnen, doch im Ganzen so wohlthätigen Einfluß auf die Entwickelung unserer geistigen und wissenschaftlichen Zustände geübt hat, jener Verkörperung des literarischen Gemeinbewußtseins, welches ebenso, wie die öffentliche Meinung in politischen Dingen, dem Despotismus individueller Ansichten und persönlicher Autoritäten, den Einseitigkeiten ausschließender Systeme, dem Monopol- und Kastengeist einer gelehrten Aristokratie wirksam entgegentritt: jener heilsamen Vermittlung zwischen den abgezogenen Theorien der einsamen Speculation und den praktischen Bedürfnissen des wirklichen Lebens; jenes kräf-

---

den, geht u. A. aus der „Erklärung des Kupfertitels" im 1. Hefte der Th.'schen „Monatsgespräche" hervor. Daß Thomasius davon die Anregung, vielleicht auch das bestimmte Vorbild zu seinem Journal entnahm, ist wenigstens wahrscheinlich.

*) Z. B. „Freimüthige, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken über Allerhand, fürnehmlich aber neue Bücher", Halle, 1690 (unmittelbar nach dem Aufhören der Th.'schen Monatsschrift von Jos. Jac. v. Ryssel herausgegeben); „Monatliche Unterredungen einiger guten Freunde von allerhand Büchern und andern annehmlichen Geschichten, allen Liebhabern der Curiositaten zur Ergetzlichkeit und Nachsinnen herausgegeben" von A. B. (W. F. Tentzel), Leipzig, 1689—1698 (in der äußern Form ganz der Th.'schen Monatsschrift nachgebildet, in der Richtung des Denkens aber ihr gerade entgegengesetzt, übrigens im Vergleich zu ihr schwerfällig und trocken); „Curieuse Bibliothec" — eine Fortsetzung des Vorigen, mit Tentzels Namen, 1704—1707. — „Neue Unterredungen, darin sowohl scherz- als ernsthaft über allerhand gelehrte und ungelehrte Bücher und Fragen freimüthig und unparteiisch raisonirt wird. Vorgestellt von P. O. S. (J. Hier. Gundling), Lützen, 1702 (am Meisten im Geiste der Th.'schen Monatsgespräche gehalten und, wie diese, vornehmlich gegen die kirchliche Orthodoxie gerichtet). Noch eine große Menge gelehrter und literarischer Zeitschriften, die in dieser oder der nachfolgenden Zeit entstanden,

tigſten Hebels der Aufklärung und des Fortſchritts in allen Räumen der Wiſſenſchaft und jenes unerbittlichſten Feindes jeder Art von Aberglauben und Vorurtheil. Hätte Thomaſius auch weiter Nichts geleiſtet, als die Verpflanzung dieſer Art literariſcher Kritik auf deutſchen Boden, ſo wäre ſchon Das ein Verdienſt von bleibendem Werth.

Der verderbte Zuſtand der Wiſſenſchaften wie der Sitten ſeiner Zeit bot dem Herausgeber der „Monatsgeſpräche" überreichen Stoff ſowol zu launigem Spotte als zu ernſthaften Angriffen. Vor Allem waren es zwei in der gelehrten Welt (mit der es Thomaſius vorzugsweiſe zu thun hat) am Meiſten verbreitete Fehler — Pedantismus und Scheinheiligkeit —, welche ſeine unerſchöpfliche Satire immer aufs Neue und in immer neuen Wendungen geißelte. Molière's Tartuffe und Balzacs Barbon lieferten ihm dazu willkommene Masken*). Aber auch

---

deutſche und lateiniſche, zum Theil dem Thomaſiusſchen Unternehmen, zum Theil den Actis Eruditorum nachgebildet, oder auch die Mitte zwiſchen beiden haltend, zählen Prutz in ſeiner „Geſch. des deutſchen Journalismus", 1. Bd., S. 347 ff. und Luden, „Thomaſius", S. 162 auf.

*) Als Probe des Styls und Tones der Monatsſchrift mag hier der Anfang der Vorrede aus dem 1. Heft derſelben Platz finden. Sie beginnt ſo: A Messieurs, Mr. Tarbon et Mr. Bartuffe! Ich rede euch an, Monsieur Barbon und Monsieur Tartuffe, und ihr werdet es mir demnach für eine große Nachläſſigkeit auslegen, daß ich eure Namen in rubro nicht recht drucken laſſen. Aber, Messieurs, ihr werdet mir verzeihen, wenn ich ſage, daß ihr euch geirret, und daß Mons. Tartuffe, der ſonſt andere Leute mit einer falſchen Scheinheiligkeit zu hintergehen gewohnt iſt, ſich dieſesmahl durch einen falſchen Schein ſelbſt betrogen, Mons. Barbon aber ein greuliches verſehen, daß er eine ingenieuse Invention für einen Syllogismum gehalten. Ich bin ein wenig delicat in Ceremonien, und habe bald Anfangs einen wichtigen Zweifel bei mir wegen der Herren ihre Praecedenz empfunden. Denn ſoviel euch, Mons. Tartuffe, betrifft, ſchiene es wohl das Anſehen zu haben, als wenn ihr den Rang über Mons. Barbon von rechtswegen verdientet, weil ihr vielfältig mit beten und ſingen umgehet, dieſer arme Tropf aber mehrentheils mit informirung kleiner Knaben zu thun hat. Nichts deſtoweniger habe ich für Mons. Barbon auch das andere Ohr offen behalten, der mir durch einen Syllogismum in Camestres gleichſam zu ſagen ſchiene, daß er ſo wohl als Mons. Tartuffe ein vornehmer Mann wäre und ſich gar zuweilen bei Hofe aufhielte, und daß, weil ihr zu öftern in einem Subjecto anzutreffen wäret, er ſodann allemal in ruhiger possess ſey, daß er ſeine Reſidenz in dem vornehmſten Theil deſſelben hätte, denn es wäre nicht zu leugnen, daß die Pedanterie im Gehirn ſäße, die Heuchelei aber im Herzen. Ob ich nun gleich hierbei wieder bedacht, daß ihr, Mons. Tartuffe, vielleicht ebenſowohl als Mons. Barbon in dem Ballaſt des Gehirns euern Sitz hättet, indem die Neoterici gemeiniglich davor halten, daß das Hertze nur ein muscu-

die speziellen Gebrechen der einzelnen Facultäten entgehen seiner Kritik nicht. Die Ketzerriecherei, die Geschmacklosigkeit im Predigen und die Aufgeblasenheit der Theologen, die Rabulisterei und Gesetzesverdrehung der Juristen, die Charlatanerie der Mediziner, das hohle Formenwesen und der unverständliche Schwulst der Philosophen, die Unwissenheit der Naturforscher, die sich hinter hochtönenden Redensarten versteckt — Nichts bleibt von dem beißenden Witze des Thomasius verschont*). Dazwischen

---

lus sey, welches unfähig, euch, Mons. Tartuffe, eine Wohnung zu gestatten, so habe ich leicht zuvor gesehen, daß ich mir eine unerträgliche Last würde auf den Hals laden, wenn ich mich unterstehen wollte, diesen Streit privata autoritate zu schlichten, weil ich sodann die Seufzer der Alten, die cor pro sede animae halten, auf mich bringen würde; oder wenn ich auch gleich dieses nichts achtete, ich mich ohnstreitig in einen neuen Streit verwickeln müßte; weil alsdann, wenn ja alle Stränge rissen, Mons. Barbon vorgeben würde, daß Ihm die Praecedenz geböre, weil er in dem Cerebello, oder, wie die gemeinen Leute sprechen, in dem Poeten-Kasten sein Quartier genommen, da hingegen Mons. Tartuffe nur in dem Cerebro logirt wäre; hingegen Mons. Tartuffe sein Logement für das vornehmste herausstreichen würde, nicht sowohl weil es zu oberst gelegen, sondern, weil die beschriene glandula pinealis Cartesii (welche für diesen generis masculini gewesen und unter der Regul mascula sunt panis mit begriffen worden) in dem Cerebro anzutreffen. Hier würde ich nun wahrhaftig zwischen Thür und Angel stehen, wenn ich auf diese beyden Objectiones respondiren sollte. Denn, verderbte ichs mit denen Cartesianern, so müßte ich gewärtig seyn, daß man mich, Mons Barbon, vor eures gleichen hielte: wollte ich aber, Mons. Tartuffe, auf eure Seite treten, so würde es mir nicht einmal so gut werden, daß ich mit euch in einem Paare zu gehen käme, sondern man würde mich gar für einen Epicureer, ich will nicht sagen für einen Atheisten ausrufen, mit Fingern auf mich weisen, und sagen: sehet sehet, das ist auch ein Cartesianer! Was sollte ich nun thun in diesen Aengsten? . . . . .

Zum guten Glück fiel mir ein, daß ich vor diesen in meinen jungen Jahren in dem teutschen Hercules gelesen, wie Hercules mit seiner Valisca sich vereiniget, daß jener sich Valicules, diese aber Herculisca nennen, und also durch Verknüpfung der ersten und letzten Sylben Ihrer beyden Nahmen eine Aenderung mit denenselben treffen sollten. Fundus! sprach ich bei mir selbst, das wird sich vortrefflich zu deinen Vorhaben schicken. Was Hercules und Valisca aus Liebe gethan, das wiltu dich bedienen, denen vornehmen Leuten an ihrem range nichts zu vergeben, und das Bar zu dem tuffe, das Tar aber zu dem bon setzen, und also ist es kommen, daß Monsieur Barbon auf dem Titel mit dem Hintertheile oben, mit dem Vordertheile aber unten zu stehen kommen, und vice versa per contrapositionem Monsieur Tartuffe mit dem Vordern oben, mit den Hintersten aber unten; id quod erat demonstrandum.

*) Als eine zweite Probe möge hier noch die Stelle über die vier Facultäten (S. 267 des Jahrgangs 1688) stehen. Sie lautet: „Ich bin kein Theologus, denn ich kann nicht predigen, vielweniger mit den Ketzern disputiren. Kein Jurist bin ich

kommt er wol auch auf die andern Berufsſtände und ihre Fehler zu ſprechen — auf die gewiſſenloſe Dienſtbefliſſenheit der Beamten, welche, um den Großen gefällig zu ſein, das arme Volk ſchinden, auf die Unredlichkeit der Handeltreibenden und die Trägheit und Liederlichkeit der Handwerker, auf die ſchlechte Familienzucht in ſo vielen Häuſern, die Sittenrohheit der Studenten und die Leichtfertigkeit der Vornehmen*). Selbſt die Vielgeſchäftigkeit gewiſſer gelehrter Geſellſchaften, beſonders ſolcher für Sprachreinigung, die nach ſeiner Meinung mehr ſchaden als nützen, entgehen ſeiner Satire nicht**).

Man kann ſich denken, welchen Sturm des Unwillens und des Haſſes dieſe Angriffe des Thomaſius hervorriefen. Die Angegriffenen, oder die ſich dafür hielten — wozu vor Allem der größte Theil ſeiner Collegen zu Leipzig gehörte — verbanden ſich untereinander zu gemeinſamer Rache und Verfolgung wider ihn. Die philoſophiſche Facultät klagte in Dresden auf Grund ſeiner Schriften, wie ſeiner Vorleſungen. Die Theologen bezüchtigten ihn des Atheismus und bewirkten, als er ein beſonderes Collegium ankündigte, um ſich gegen dieſen Vorwurf zu vertheidigen, ein Verbot dieſer, ſowie aller Vorleſungen über ähnliche Gegenſtände, die

---

auch nicht, dieweil ich durch die auream praxin die Zeit meines Lebens nicht viel erworben, auch die wunderliche persuasion und Einbildung habe, daß die meiſten Theile der Jurisprudenz von Triboniano und denen alten Glossatoribus nebſt denen Pragmaticis ſo verhunzt worden, daß nunmehr ohnmöglich iſt, dieſelbe in formam artis zu redigiren und man ſich ſolchergeſtalt gar nicht wundern darf, wie es doch komme, daß heutzutage ein Rabula ja ſo leicht in dieſem studio fortkommt als ein gelehrter Mann. Viel weniger bin ich ein Medicus, denn ich habe mich von Jugend auf gehütet, daß ich nicht mit Andrer Leute Schaden klug werden möchte, und halte von einem Trunk Rheinwein mehr, als von der beſten Perleſſenz. Am allerwenigſten aber bin ich ein Philosophus. Denn erſtlich glaube ich in der Logica nicht, daß fünf praedicabilia, zehen praedicamenta und drei figurae syllogismorum ſeien. Ich halte dafür, daß die Logica, die wir in Schulen und Academien lernen, zur Erforſchung der Wahrheit ja ſo viel helfe, als wenn ich mit einem Strohhalm ein Schiffpfund aufheben wollte. Von der Metaphysica habe ich mir eine widerwärtige Impression gemacht, indem ich mir eingebildet, daß die darinnen enthaltenen Grillen fähig ſind, einen geſunden Menſchen ſolchergeſtalt zu verderben, daß ihm Würmer im Gehirn wachſen, und daß dadurch der meiſte Zwieſpalt in Religionsſachen entſtanden iſt und noch erhalten wird" u. ſ. w.

*) Vgl. insbeſondere S. 118, 156, 179, 640, 714 u. ſ. w. des Jahrg. 1688.

**) Auf dem Titel des Januarheftes der Zeitſchrift (für 1688) befindet ſich der Zuſatz: „Erſter Monat, in einem Geſpräche vorgeſtellt von einer Geſellſchaft der Müſſigen."

er etwa noch zu halten versuchen möchte. Endlich vereinigten sich sogar alle vier Facultäten zu einer Beschwerde über ihn beim Churfürsten, indem sie behaupteten, er habe, da er jeder der vier Facultäten etwas Uebles nachgesagt, die ganze Universität in corpore geschmäht und folglich den Churfürsten, als den Schutzpatron derselben, beleidigt.

Thomasius bot allen diesen Verfolgungen keck lich Trotz. Er setzte nicht blos sein Journal mit ungeschwächtem Muthe, ja zum Theil mit noch ausgelassenerem Spotte fort, sondern sein Eifer für jedes gekränkte Recht und gegen jede unduldsame Härte veranlaßte ihn auch, für Andere, gleich ihm Verfolgte, in die Schranken zu treten. Als um eben diese Zeit (1689) die Leipziger Theologen gegen die Anhänger Speners ein Verbot ihrer Vorlesungen und eine Untersuchung wegen angeblicher Irrlehren auszuwirken versuchten, trat Thomasius mit seinem Rathe und Ansehen als Rechtsgelehrter für diese Letzteren in die Schranken und verwickelte sich so freiwillig in die pietistischen Händel *).

Dennoch hätte er vielleicht die Gefahr, die er auf solche Weise über sich heraufbeschworen, glücklich bestanden, da er am Dresdner Hofe Gönner besaß, die seine Freimüthigkeit achteten und den Orthodoxen den Triumph ihrer Verketzerungssucht nicht gönnten, wären nicht ein paar Zwischenfälle hinzugetreten, welche ihn auch dieses Schutzes verlustig gehen ließen.

Ein dänischer Hofprediger, Masius, hatte damals in einer eigenen Schrift **) den Satz auszuführen versucht, „daß die lutherische Religion mehr als irgend eine in der Welt der Obrigkeit favorisire". Er hatte behauptet, keine andere Religion lehre so entschieden den unmittelbaren Ursprung der Obrigkeit von Gott und die Unbedingtheit des Gehorsams gegen sie, sowie die ausschließlich göttliche Einsetzung der Fürsten ohne Zuthun des Volkes.

Thomasius glaubte diese Behauptungen sowol vom religiösen als vom rechtlichen und politischen Standpunkte aus nicht ungerügt hingehen lassen zu dürfen. In einem Aufsatze in seiner Monatsschrift ***) erklärte er es für unwürdig eines Theologen, „seine Religion hohen Potentaten wegen des zeitlichen Interesses zu recommandiren", und, was den

*) S. oben S. 332.

**) Unter dem Titel: Interesse principum circa religionem Evangelicam.

***) S. 734 des Jahrgangs 1688.

Satz vom göttlichen Recht der Fürsten betreffe, so hielt er dafür, „daß zwar die Majestät ursprünglich von Gott herrühre, aber zu deren Gültigkeit auch die Einstimmung des Volkes nothwendig sei.“ Es entspann sich darüber ein literarischer Streit, in welchem Thomasius die Blößen, die sich sein Gegner gab, zwar mit Ruhe und Würde, aber schonungslos aufdeckte, wogegen dieser zu der gewohnten Waffe orthodoxer Zeloten griff und nicht nur insgeheim den Thomasius am Hofe zu Dresden als Majestätsbeleidiger denuncirte, sondern es auch dahin brachte, daß die dänische Regierung sich mit einer förmlichen Anklage im gleichen Sinne an die sächsische wendete und auf Bestrafung des Thomasius antrug.

War man dadurch in Dresden schon einigermaßen gegen ihn eingenommen und für die Anschuldigungen seiner Leipziger Gegner zugänglicher geworden, so zog er sich bald darauf die directe Ungnade des Hofes zu, da er, von eben jenem Freimuthe und jenem unbezwinglichen Widerwillen gegen alles unduldsame und scheinheilige Wesen getrieben, welcher sein ganzes Leben hindurch seine Handlungen leitete, als Vertheidiger der Ehe des lutherischen Herzogs Moritz von Sachsen-Zeitz mit der reformirten Prinzessin Maria Amalie von Brandenburg gegen die lutherischen Eiferer auftrat, die, halb aus Glaubenshaß gegen die Reformirten, halb aus Liebedienerei gegen den kurfürstlichen Hof, der die Verbindung eines sächsischen Prinzen mit einer brandenburgischen Prinzessin nicht gern sah, diese Verbindung geradezu als unchristlich verdammten.

Nunmehr gelang es seinen Leipziger Anklägern (zu denen sich jetzt auch die Wittenberger Theologen gesellten, welche ihn des Abfalls von seiner Kirche beschuldigten, weil er, ein Lutheraner, einen Glaubensgenossen und Vertheidiger des Lutherthums gegen die Reformirten im Interesse dieser Letztern angegriffen habe), den Hof und das Oberconsistorium für sich zu gewinnen, und Thomasius, durch ein über ihn ergangenes Verbot, noch ferner in Leipzig Vorlesungen zu halten oder Etwas ohne Censur drucken zu lassen, um die Mittel seiner Existenz gebracht, überdies sogar in seiner persönlichen Freiheit bedroht, sah sich genöthigt, Leipzig und Sachsen zu verlassen (1690) und in das benachbarte Brandenburgische zu flüchten*).

*) Chr. Thomasius, „Summarische Anzeige und kurze Apologie wegen der vielen Anschuldigungen und Verfolgungen, damit Ihn etliche kursächsische Theologen zu Dresden, Wittenberg und Leipzig belegt und diffamiret“, 1696.

Seine Wirksamkeit ward dadurch nur auf kurze Zeit unterbrochen, denn, von dem Kurfürsten Friedrich III. bereitwillig aufgenommen und unter günstigen und ehrenvollen Bedingungen bei der zu Halle bestehenden Ritterakademie angestellt, nahm er alsbald sowol seine Vorlesungen als seine Monatsschrift wieder auf, zog durch jene seine alten Schüler von Leipzig und dazu noch neue von andern Orten an sich und schleuderte in dieser die Geschosse seines Spottes und Unwillens nach wie vor gegen die Feinde der Aufklärung und der Toleranz.

Thomasius in Halle. Seine Bemühungen für sittliche und wissenschaftliche Hebung der studirenden Jugend.

Zugleich fand Thomasius hier, in äußerlich mehr gesicherter und ruhiger Stellung, wo er nicht, wie in Leipzig, Tag für Tag gegen Feinde aller Art für seine Existenz kämpfen mußte, Muße und Stimmung sowol zu persönlichem Einwirken auf seine Umgebungen und zur Befriedigung jenes Bedürfnisses, welches jeder wahrhaft reformatorische Geist empfindet, neben dem Opponiren und Kritisiren auch in positiv förderndem Schaffen sich genugzuthun, als auch zu größeren wissenschaftlichen Arbeiten. Mit Eifer widmete er sich der sittlichen und geistigen Bildung der studirenden Jugend, deren Rohheit und Unwissenheit in den unentbehrlichsten Vorkenntnissen er mit Schmerz und Bestürzung wahrgenommen. Nicht zufrieden, durch Vorlesungen über den deutschen Styl und durch literargeschichtliche Mittheilungen die jungen Männer mit den Gesetzen ihrer Muttersprache und mit der zeitläufigen Literatur bekannt zu machen, hielt er es nicht unter seiner Würde, durch praktische Uebungen im Deutschschreiben und im mündlichen Vortrag ihrer Unbeholfenheit und Unwissenheit in diesem so wichtigen Zweige der Bildung einigermaßen abzuhelfen.

Um seinen Zuhörern das Verständniß seiner juristischen und philosophischen Vorlesungen zu erleichtern, ließ er jedesmal vor dem Anfange eines neuen Studienhalbjahres ein Programm drucken, worin er Gegenstände und Hauptgesichtspunkte der zu haltenden Vorträge ihnen im Voraus kundgab. Zugleich forderte er sie auf, Zweifel oder Einwendungen in Bezug auf das Gehörte ihm mitzutheilen, und benutzte diesen persönlichen Verkehr, sowie den Einfluß, den er vom Katheder aus und durch seine Schriften auf die akademische Jugend übte, nicht blos zur Bildung ihres Geistes, sondern vornehmlich auch zur Verbesserung ihrer Sitten, zur Milderung der unter ihnen herrschenden Rohheit und „Bestialität“ und zur Bekämpfung des noch in voller Blüthe stehenden

Pennalismus. Dieſen Beſtrebungen kam die Strenge zu Hülfe, womit man im Brandenburgiſchen auch gegen die Jugend der vornehmen Klaſſen verfuhr und Verſtöße derſelben gegen die allgemeinen Landesgeſetze unnachſichtlich rügte. Kurz vorher, ehe Thomaſius nach Halle gekommen, hatte die Regierung ein ſcharfes Edict gegen die Duelle erlaſſen, und Thomaſius beeilte ſich, ſie ſelbſt und das Land deswegen, ſo wie wegen der in religiöſen Dingen geübten Toleranz zu beglückwünſchen *).

Sein Antheil an der Erhebung Halle's zur Univerſität und an der Beſetzung der Lehrerſtellen daſelbſt.

Eine größere Ausdehnung und Bedeutung erhielt die Wirkſamkeit des Thomaſius, als 1694 Kurfürſt Friedrich III. die Ritterakademie zu Halle in eine Univerſität verwandelte. Thomaſius hatte nicht blos an dieſem Entſchluſſe ſelbſt, ſondern auch an der Einrichtung der neuen Anſtalt und der Zuſammenſetzung ihres Lehrkörpers einen weſentlichen Antheil. Sein Einfluß, im Vereine mit dem des ehrwürdigen, zum Kanzler der neuen Univerſität berufenen Verfaſſers des „Chriſtenſtaates“ und „Fürſtenſtaates“, Veit Ludwig von Seckendorf, bewirkte, daß die von Leipzig vertriebenen akademiſchen Vertreter des Pietismus und andere Lehrer derſelben Richtung, Francke, Anton, Breithaupt, Lange, nach Halle berufen wurden, daß in der Juriſtenfacultät durch Männer wie Stryk, Ludwig, Böhmer, Gundling u. A. ein Geiſt des Freimuths, der Unabhängigkeit von blindem Autoritätsglauben und eingewurzelten Vorurtheilen, der Duldſamkeit und Humanität, namentlich in allen religiöſen Fragen, zur Herrſchaft kam, und daß überhaupt die junge Univerſität Halle, als Ausgangspunkt eines neuen wiſſenſchaftlichen Lebens und als Vertreterin des Fortſchritts und der Aufklärung, die älteren, welche fortwährend im Banne der Orthodoxie und des gelehrten Pedantismus befangen blieben, vornehmlich Leipzig und Wittenberg, bedeutend überflügelte.

Seine Monatsſchrift, dieſe mächtige Waffe, womit er zuerſt den neuen Anſichten eine breite Bahn gebrochen und ihre Gegner maſſenweiſe niedergeſtreckt hatte, gab Thomaſius ſchon in der erſten Zeit ſeines Aufenthalts in Halle, nachdem ſie nur zwei Jahre lang beſtanden hatte,

*) „Kurbrandenburgiſcher Unterthanen doppelte Glückſeligkeit, ſo ſie wegen des durch ſcharfe kurf. Edicte verbeſſerten geiſtl. und weltl. Standes zu genießen haben“, 1690.

auf, theils weil er nicht mehr eines solchen stets bereiten Kampfesmittels bedurfte, theils weil er in seiner neuen Stellung die Verpflichtung und den Drang fühlte, sich zu ernsterer Wirksamkeit zu sammeln und in größeren Arbeiten seinen Beruf als Reformator des wissenschaftlichen und sittlichen Lebens seiner Zeit zu bethätigen. Zwar machte sein kritischer Trieb sich noch mehrmals in ähnlichen Kundgebungen Luft, bald in der Form von Flugschriften, bald in der von periodischen oder Sammelwerken*); doch erhob er sich nie wieder zu der Schärfe und der fast übermüthigen Kühnheit des Spottes, die in seiner Monatsschrift geherrscht hatten.

Seine größeren wissenschaftlichen Schriften über Philosophie, Moral u. Naturrecht.

Schon in Leipzig hatte Thomasius zwei größere wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht, die „Anweisung zur göttlichen Rechtsgelehrsamkeit“**) und die „Einleitung in die Hofphilosophie“***). Er hatte darin seine Ideen von dem Zweck der Philosophie, von dem Verhältniß des natürlichen Wissens der Menschen zu dem geoffenbarten und von der nothwendigen Unterscheidung zwischen göttlichem und natürlichem Rechts- und Sittengesetz in ihren Grundzügen entwickelt. Diese Werke ergänzte er jetzt durch andere, worin er das dort Gesagte weiter ausführte, zum Theil auch verbesserte und berichtigte, vor Allem aber durch eine allgemeinverständliche Darstellung in deutscher Sprache für weitere Kreise zugänglich zu machen strebte. Wie gut ihm dies Letztere gelungen, bezeugen die zahlreichen, rasch nach einander erschienenen Auflagen der „Vernunftlehre“ (zuerst 1691), „Sittenlehre“ (z. 1692) und „Grundlegung des Natur- und Völkerrechts“ (z. 1705).

Die Grundsätze, welche Thomasius in diesen Schriften entwickelte, waren weder neu noch originell. Hugo Grotius, Pufendorf, Bayle, Locke u. A. m. hätten Eigenthumsrechte daran geltend machen können. Allein bei dem damaligen Stande der Wissenschaft und der Bildung in

*) Z. B. in den Flugschriften: „Von der Freiheit der jetzigen Zeiten gegen die vorigen“, 1691, „Ebenbild eines wahren und ohnpedantischen Philosophen“, 1693 (nach dem Französischen), — und in den Sammelwerken: „Historie der Weisheit und Thorheit“, 1693, „Observationes selectae, ad rem literariam spectantes“, 1700, „Summarische Nachrichten von auserlesenen, in der Thomasi..en Bibliothek vorhandenen Büchern“, 1715—1718 u. s. w.

**) Institutiones jurisprudentiae divinae, 1687.

***) Introductio in philosophiam aulicam, 1688.

Deutſchland war es ſchon ein nicht gering anzuſchlagender Gewinn, daß der deutſche Geiſt mit den Forſchungen fremder Denker bekannt gemacht, dadurch zum eignen Nachdenken angeregt und von dem ſklaviſchen Nachbeten überlieferter Begriffe erlöſt ward.

Die Betrachtung der menſchlichen Handlungen, ſowol im Bereich des Einzellebens, als in den Beziehungen der Geſellſchaft und des Staates, alſo der Kreis aller der Wiſſenſchaften, die wir unter den Namen: Menſchenkunde, Sittenlehre, Rechtslehre, Staatswiſſenſchaft zu befaſſen pflegen, galt damals noch einem großen Theile der Theologen als ein ihnen zubehöriges oder doch von ihnen abhängiges Gebiet. Man ſprach von einer „chriſtlichen Ethik“ und einem „chriſtlichen Recht“, wie man von einer „chriſtlichen Phyſik“ ſprach. Dieſes unnatürliche Verhältniß aufzuheben und der Philoſophie ebenſowol auf dem Gebiete der ſittlichen Welt, wie auf dem der Körperwelt die vollſtändige Freiheit des Forſchens zu verſchaffen, war das Ziel jener Beſtrebungen, in denen ſich, wie wir geſehen, die größten Denker aller Länder damals begegneten*). Ein natürliches Recht und eine natürliche Sittenlehre traten der theologiſchen Moral und der ſogenannten göttlichen Rechtsgelehrtheit gegenüber.

In Deutſchland hatte bisher faſt nur Pufendorf dieſen Weg zu betreten gewagt, war aber, wie vorſichtig er auch verfuhr und obſchon er die Grundſätze des Rechts und der Sittlichkeit ihrem Urſprunge nach auf Gott zurückführte, dennoch von Theologen und Juriſten der alten Schule auf das Heftigſte angegriffen worden, weil er die Uebereinſtimmung der göttlichen Gebote mit der menſchlichen Vernunft forderte und vorausſetzte**). Gerade zu der Zeit, wo Thomaſius ſeine Laufbahn begann, ſchrieb ein Profeſſor zu Leipzig, Alberti, gegen Pufendorf ein „Lehrbuch des Naturrechts nach den Grundſätzen der orthodoxen Theologie“***).

Thomaſius ſelbſt war in ſeiner erſten Schrift über dieſe Materie noch ziemlich ängſtlich zu Werke gegangen. Zwar hatte er bereits zwiſchen natürlichen Geſetzen und ſolchen, welche dem Menſchen unmittelbar

*) Vgl. oben S. 201 ff.

**) Pufendorf, De officio hominis et civis, praefatio.

***) Compendium juris naturae, theologiae orthodoxae conformatum — vgl. Luden, „Thomaſius“, S. 32.

von Gott offenbart ſeien, unterſchieden, allein er hatte dieſen Unterſchied im Einzelnen wieder vielfach verwiſcht, hatte ſein Buch ausdrücklich als eine „Anweiſung zur göttlichen Rechtsgelehrſamkeit“ bezeichnet und ſogar von einer „chriſtlichen Jurisprudenz“ geſprochen*).

Seine ſpäteren Schriften des gleichen Inhalts bewegen ſich viel freier. Er verwirft darin nicht blos den Begriff einer „chriſtlichen Philoſophie“, ſondern er trennt auch immer ſchärfer das natürliche Recht und die natürliche Moral von allen Beziehungen zur Theologie, indem er jenen Wiſſenſchaften den Kreis der irdiſchen Zwecke des Menſchen, und zwar der praktiſchen, auf den Nutzen der Geſellſchaft abzielenden, zur völlig unabhängigen Beherrſchung überweiſt, das Anſehen der Offenbarung aber und folglich auch der Theologie, auf die Gegenſtände des überſinnlichen oder jenſeitigen Lebens beſchränkt**).

Thomaſius ging hier einen durchaus andern Weg, als Leibnitz. Der Letztere hatte die Anſichten Baco's und Bayle's von der Nothwendigkeit einer Trennung zwiſchen Glauben und Vernunft, Theologie und Philoſophie bekämpft und eine Vermittlung beider Sphären verſucht, die freilich nach keiner Seite hin befriedigte. Thomaſius kehrte zu dem einfacheren Verfahren jener Philoſophen zurück und erklärte ſich gegen ein Zwitterverhältniß, welches er für ebenſo der wahren Religioſität,

*) Institutiones jurisprudentiae divinae, Caput II, insbeſondere §. 140.

**) Schon in der Introd. in phil. aul., z. B. Cap. II., §. 41. Certum est, lumen naturae et lumen revelationis esse fontes diversissimos. Certum est, theologiam regulariter deducendam esse ex scriptura sive revelatione divina, philosophiam regulariter ex ratione. — §. 43. Illam confusionem taxamus, qua principia cognoscendi a philosopho petuntur ex Scriptura, vel qua mysteria fidei, quae supra rationem sunt, fiunt hypotheses in philosophia. — §. 47. Detrahamus larvam etiam physicae christianae ac ethicae. Jactat illa concreationem materiae, haec doctrinam peccati originalis. Utraque vane! Nam Physicus creationem materiae credit, Ethicus credit peccatum originale. Ethica vero et Physica utrumque ignorant. — §. 63 Philosophia Christiana, quae philosophiam ad theologiam applicat, semper damnosa fuit Christianismo. — §. 64. Illa vero Philosophia, quae ex hypothesibus theologicis deducit conclusiones philosophicas, turbat circulos philosophiae et theologiae. — §. 65. Finis philosophiae est utilitas generis humani — intellige: temporalis, quo ipso discernitur philosophia a theologia — Aehnliches findet ſich dann noch ausgeführter in den oben genannten deutſchen Werken des Vfs., ſo wie in ſeiner Vorrede zur Ueberſetzung des H. Grotius.

wie der Freiheit des Denkens zuwiderlaufend hielt. Auch in ſeinen Anſichten über Art und Umfang des menſchlichen Wiſſens ſelbſt ſtand Thomaſius den Engländern und Franzoſen, einem Locke und einem Bayle, näher, als ſeinem deutſchen Landsmanne, indem er mit Jenen für die einzige Quelle wirklicher Erkenntniß die Sinneswahrnehmungen und für den allein möglichen Gegenſtand derſelben die körperliche Erſcheinung erklärte, alſo nicht das eigentliche Weſen der Dinge (die ſog. Subſtanz), noch viel weniger das über alle Erſcheinung hinaus liegende Gebiet des ſchlechthin Immateriellen oder Reingeiſtigen *).

Religiöſer Standpunkt des Thomaſius.

Thomaſius hat das gleiche Schickſal mit Bayle gehabt, für einen Gottesleugner und Skeptiker verſchrieen zu werden, weil er, wie Jener, leugnete, daß ſich das Ueberſinnliche und Göttliche erkennen laſſe, und weil er verlangte, die Theologie ſolle ſich ebenſo von dem Bereiche der Philoſophie, wie die Philoſophie von dem der Theologie fernhalten. Thomaſius hat ſich nicht minder entſchieden gegen dieſen Vorwurf vertheidigt als Bayle, und vielleicht mit beſſerem Recht. Er ſagt bei Gelegenheit einer dieſer Vertheidigungen ſehr ſchön:

„Wenn mich Jemand fragen wollte, was ich denn glaubte: ob der Menſch durch den Glauben oder durch die Liebe ſelig werde, würde ich ihn bitten, er ſolle mich mit dieſer Frage verſchonen. Wenn ich weiß, daß mich die Sonne erwärmt, iſt es eine unnöthige Frage, zu forſchen, ob es das Licht oder die Bewegung thue, obgleich eine Meinung von beiden vielleicht der Wahrheit näher kommen mag. — Anſtatt daß man geſtritten, ob der Glaube oder die Liebe ſelig mache, hätte man einander beiderſeits auf das Innerſte, auf das Reich Gottes in uns führen ſollen, ſo würde es beſſer ſtehen. Wie? wenn nun Einer heut aufſtände und ſagte: Die Hoffnung mache ſelig? Was würde da für ein neuer Lärm werden! Meine Sittenlehre ſagt mir: Glaube, Liebe, Hoffnung machen ſelig.

*) Introd. in phil. aul., Cap. VII., §. 1. Diximus, cogitationes omnes fieri de rebus organa sensuum ferientibus, quare necesse est, ut objectum ratiocinationis etiam sint res, quae in sensus incurrunt. — Cap. III., §. 41. De mente ex lumine rationis homo nullum conceptum immaterialitatis habet, unde necesse est, argumentum Cartesianorum pro immortalitate animae, ex natura cognoscibili, sua sponte corruere.

Auch die Hoffnung! Wo Eines mangelt, da ist das Andere auch nicht!"

Thomasius war bei aller Schärfe seines Verstandes nicht frei von einem gewissen Hange zur Mystik. Es gab eine Zeit, wo er fürchtete, der menschliche Geist möchte sich seiner Freiheit überheben und in Irrthümer verfallen, wenn man nicht genau die Grenze bezeichne, wo das Reich der Natur aufhöre und das Reich der Gnade beginne, d. h. wo die eigne Kraft den Menschen im Stiche lasse und er einer höhern Hülfe bedürfe. Diese nothwendige Ergänzung des menschlichen Wissens glaubte er am Besten in den Schriften der sog. mystischen Theologen zu finden, und aus diesem Gesichtspunkte sprach er noch 1694 mit großer Wärme über die Schriften Poirets und seiner Geistesverwandten*). Wenige Jahre darauf versuchte er sich sogar selbst in der Aufstellung eines naturphilosophischen Systems, welches bisweilen an die mystischen Grübeleien eines Jacob Böhme erinnerte**). Aber allmälig überkam ihn die entgegengesetzte Furcht, daß er auf diesem Wege am Ende der Schwärmerei und einem neuen „Papstthum", nämlich der Abhängigkeit von menschlicher Autorität und der Verzichtleistung auf den Gebrauch der gesunden Vernunft, verfallen möchte. Locke's Buch „über den menschlichen Verstand" vollendete seine Umkehr, und so kam er dahin, in der Vorrede zu einer zweiten Ausgabe der Schrift des Poiret (1708) vor derselben Mystik zu warnen, die er früher empfohlen hatte***).

Den Pietisten stand Thomasius eine Zeit lang nahe, nicht allein durch die von der Orthodoxie über sie Beide verhängte Verfolgung und durch den gemeinsamen Haß gegen diese, sondern auch durch das wahlverwandte Streben nach sittlicher Veredlung der Menschheit und namentlich des heranwachsenden Geschlechts. Aber auch von ihnen trennte ihn später der Argwohn hierarchischer Uebergriffe und wundersüchtiger Ueberspanntheit, welchen deren Treiben in Halle ihm einflößte. Hier war es, wo er mit besonderem Bezug auf die frommen Anstalten Francke's den harten Ausspruch that: „Es sei nützlicher, 10 Thlr. zur Ausstattung einer armen Magd anzulegen, als 1000 Thlr. zur Stiftung solcher

*) Dissert. ad P. Poireti libros de eruditione solida etc. S. Programmata Thomasii, p. 308.

**) „Vom Wesen des Geistes", 1699.

***) Programmata, pag. 643 sqq.

piae causae zu verschwenden", und: „Ein einziges Zuchthaus bringe dem Gemeinwesen tausendmal mehr Nutzen, als tausend Waisenhäuser"*). Er fürchtete, es möchte aus diesen Anstalten sich aufs Neue ein Geist des Aberglaubens, des finstern mönchischen Wesens und des geistlichen Despotismus über die Gemüther der Menschen entwickeln. Nichts aber konnte ihn so sehr in Aufregung versetzen, als dieser Gedanke. Ein Abergläubischer schien ihm schlimmer, als ein Gottesleugner, denn Jener sündige gegen die von Gott ihm gegebene Vernunft; was man dagegen Atheismus nenne, sei oft nur eine Nichtbeachtung äußerlicher Gebräuche oder menschlicher Bekenntnißformeln, nicht ein Mangel an der allein wahren innern Gottesverehrung**).

Seine Bestrebungen für Regelung des Verhältnisses zwischen Kirche u. Staat und für Gewissensfreiheit.

Kaum gibt es irgend ein Thema, welches Thomasius mit größerem Eifer behandelt hat und auf welches er so oft zurückgekommen ist, als die Frage von dem Verhältnisse des Staats zur Kirche, diese folgenschwere Frage, an deren mangelhafter Lösung unser öffentliches wie unser religiöses Leben bis auf den heutigen Tag krankt***). Mit richtigem Instincte erkannte Thomasius, daß von der Lösung dieser Frage Sein oder Nichtsein der Gewissensfreiheit abhänge. Seine Ideen darüber entsprechen bis auf wenige Punkte vollständig Dem, was die am Weitesten vorgeschrittene Ansicht von der Stellung des Staats zur Kirche heutzutage als das allein Richtige betrachtet, von dessen consequenter Durch-

*) „Erinnerung" u. s. w., S. 39, vgl. „Nothwendige Gewissensrüge an Herrn Chr. Th., — durch nothw. Anmerkungen zurückgewiesen von einem Freunde der Wahrheit" (1703), S. 130. Anm.

**) „Ausübung der Sittenlehre", S 169 — vgl Schröckh. a. a. O., S. 343.

***) Theils von ihm selbst, theils von seinen Schülern — nach seinen Ansichten und unter seiner Vertretung — abgefaßt, erschienen nach einander folgende Schriften über diese Materie: „Ueber das Recht der Fürsten in Mitteldingen", 1692; „Das Recht evang. Fürsten in theolog. Streitigkeiten", 1696; „Ob die Ketzerei ein Verbrechen"? und „Das Recht der Fürsten gegen Ketzer", 1697; „vom Recht eines christl. Fürsten in Religionssachen" und „Dreifache Rettung des Rechts evangel. Fürsten in Kirchensachen", 1701. Außerdem kommen noch allerlei ebendahin zielende Gelegenheitsschriften und einzelne Bemerkungen in den „Juristischen Händeln", den „Auserlesenen deutschen Schriften", sowie den gesammelten Programmen und Dissertationen des Th. vor. Wir haben der nachfolgenden Darlegung seiner Ansichten über diesen Punkt die Schrift von 1696 zu Grunde gelegt, worin wir dieselben am Kürzesten und Schlagendsten entwickelt finden.

führung in der Praxis aber wir beinahe noch eben so weit, ja zum Theil weiter entfernt sind, als unsre Vorfahren zu des Thomasius Zeiten. „Zur Ruhe und zum Frieden im Gemeinwesen", sagt Thomasius, „ist es nicht nöthig, daß die Unterthanen einerlei Religion haben. Das sicherste Mittel zur Verhütung von Religionsstreitigkeiten besteht darin, daß man auch abweichende religiöse Meinungen duldet. Die Pflicht des Fürsten geht lediglich auf Erhaltung des äußern Friedens in seinen Staaten, nicht auf die Sorge für die Seligkeit seiner Unterthanen, am Allerwenigsten dahin, daß er sie zu einer bestimmten Religion, die er für die alleinseligmachende hält, anhalte. Fragen der Religion durch einen Rechtsspruch zu entscheiden, kommt keinem Fürsten zu, aber auch geistliche Ministerien, theologische Facultäten, Synoden oder Concilien haben kein Recht, ihre religiösen Ansichten Andern aufzudrängen, und ein kluger Regent wird sich wohl hüten, zu einem solchen Zwange die Hand zu bieten. Der einzig competente Richter in allen Fragen, welche die Seligkeit des Menschen angehen, ist das Gewissen jedes Einzelnen, — weß Standes er auch sei. Wohl aber hat der Fürst das Recht, selbst mit Zwangsmitteln zu verhindern, daß nicht durch Streitigkeiten um der Religion willen der äußere Friede des Staats gestört werde. Er kann verlangen, daß solche Streitigkeiten von beiden Seiten mit Mäßigung und ohne beleidigende Schimpfreden geführt werden. Wenn ein Geistlicher beschuldigt wird, von den Grundsätzen der Confession, als deren Lehrer er angestellt ward, abgewichen zu sein, so kann der Fürst durch unparteiische Leute die Wahrheit dieser Beschuldigung untersuchen lassen. Findet es sich, daß die Anklage Grund hatte, so kann der Fürst ihn absetzen, nicht als ob die Veränderung der Religion Etwas an sich selbst Unrechtes wäre, sondern weil der Prediger das Lehramt unter andern Voraussetzungen angenommen hat und durch seinen Religionswechsel zu dessen Fortführung unfähig geworden ist, daher er eigentlich von selbst hätte abdanken sollen. Ergiebt sich dagegen, daß ein solcher Geistlicher fälschlich beschuldigt ward, indem man ihm Meinungen unterschob, die er nicht gelehrt hat, so ist der Fürst berechtigt, ihn zu schützen".

Nur in zwei Punkten verließ den Thomasius die Consequenz seiner Grundsätze. Sein unversöhnlicher Haß gegen die Unduldsamkeit und Verfolgungssucht der Geistlichkeit verleitete ihn, der weltlichen Macht ein Recht des Einschreitens in Sachen der Kirchenzucht zuzusprechen, zu

welchem nach seinen eignen Voraussetzungen kein Grund vorhanden war, da es nach diesen genügt haben würde, wenn er nur den von der Kirche verhängten Strafen jede bürgerliche Wirkung abgesprochen hätte, und sein Respekt vor den hergebrachten Machtbefugnissen der Fürsten ließ ihn den, zwar mit dem positiven deutschen Staatsrechte, nicht aber mit den von ihm selbst zuvor bekannten Ansichten über das Verhältniß des Staats zur Religion im Einklang stehenden Ausspruch thun: ein Fürst, obschon es ihm nicht zustehe, einen Ketzer mit weltlicher Strafe zu belegen, könne doch einem solchen Menschen anbefehlen, das Land zu verlassen, „nicht anders, wie ein Hausvater einem Knecht, der ihm nicht ansteht, weil er etwa sich in seinen humor nicht schicket, den Dienst aufsagen kann“ *). So will er also der weltlichen Gewalt, von der er doch zuvor selbst gesagt, daß sie mit den religiösen Meinungen der Unterthanen gar Nichts zu thun habe, das Recht der Ausschließung eines nach ihrer Ansicht ketzerisch Gesinnten einräumen, während er dasselbe Recht der kirchlichen Gewalt in ihrem Bereiche versagt, welcher es doch noch weit eher zustehen würde! Daß, um das Recht der Kirchenzucht in die Grenzen eines gemäßigten Gebrauchs einzuschließen, nicht die Herbeirufung der weltlichen Gewalt, sondern die Theilung der kirchlichen zwischen den Geistlichen und den Laien, mit andern Worten die Herstellung einer presbyterialen Kirchenverfassung (wie sie Spener wünschte) das allein richtige Mittel sei, diese Einsicht ging dem Thomasius eben so ab, wie die, daß der Aufenthalt eines Staatsbürgers in seinem Heimathslande nicht eine Gnadensache des Fürsten, sondern ein natürliches Recht jenes Erstern sei. So wenig hatte selbst ein so eifriger Vertreter des Naturrechts den Muth der Consequenz, wo es sich um Verhältnisse handelte, bei denen die Machtbefugnisse der Fürsten — dieser „Götter auf Erden“, wie Thomasius sich einmal ausdrückt **), — in Frage kamen!

Seine Wirksamkeit für Abschaffung der Hexenprozesse.

Der schädliche Einfluß der fanatischen und abergläubischen Vorstellungen, welche die Orthodoxie verbreitete und an denen sie wie an unverbrüchlichen Heilswahrheiten festhielt, zeigte sich nirgends in abschreckenderer Gestalt, als auf einem Gebiete, welches dem Thomasius, als praktischem Rechtsgelehrten, besonders nahe lag, bei den sogenannten Hexenprozessen. Der Glaube an eine

*) A. a. O., XIX. Satz.

**) Instit. jurispr. divinae, diss. procemialis, p. 16.

unmittelbare Einwirkung dämonischer Kräfte auf die Natur und den Menschen bestand damals in Deutschland noch in beinahe ungeschwächter Kraft. Selbst ein Leibnitz war davon nicht gänzlich frei*). Die allen Klassen gemeinsame Unwissenheit in Betreff des natürlichen Zusammenhanges von Ursachen und Wirkungen leistete einem solchen Aberglauben Vorschub, und eine herrschsüchtige Priesterschaft, deren Politik es war, das Volk in Unmündigkeit und Abhängigkeit zu erhalten, beförderte denselben, um davon für ihre Zwecke Vortheil zu ziehen. Man schreckte die Menschen mit furchtbaren Vorstellungen von bösen Geistern und ihren überall gegenwärtigen verderbenbringenden Einflüssen, um sie desto geneigter zu machen, sich der Kirche mit ihren Gnadenmitteln und den Verwaltern dieser, den Priestern, blindlings in die Arme zu werfen und ihren Schutz gegen die finsteren Mächte der Unterwelt zu erflehen oder zu erkaufen. Der protestantische und der katholische Klerus wetteiferten darin mit einander. Die Vorstellung von einem persönlichen Verkehr dämonischer Wesen mit den Menschen und einer den Letztern dadurch zu Theil werdenden übernatürlichen Begabung gehörte zu den wesentlichen Glaubensartikeln, wie der katholischen, so der orthodoxen lutherischen Kirche. Wo irgend ein Unglück geschah, dessen Ursache nicht sogleich zu Tage lag, mußten nothwendigerweise Teufelswerke im Spiele sein. Krankheiten bei Menschen oder Thieren galten nicht blos der rohen Menge, sondern selber vielen sogenannten Gebildeten für die Folgen von Beherungen. Wer in seinen Unternehmungen glücklicher war, als Andere, sah sich leicht beargwöhnt, einen Pact mit dem Teufel geschlossen und von diesem um den Preis der verpfändeten Seligkeit die Kenntniß verborgener Schätze oder die Kraft, Gold zu machen, eingetauscht zu haben. Neue Erfindungen und tiefere Blicke in die Natur schienen nicht denkbar ohne einen verdächtigen Umgang mit guten oder bösen Geistern, von denen der Volksglaube annahm, daß sie in den geheimen Gründen der Erde hausten und über die verborgenen Kräfte derselben verfügten**).

*) Er spricht von einer infusio divina et diabolica, als noch dermalen vorkommend, in seiner Schrift: De methodo discendae docendaeque jurisprudentiae, p. I, §. 9. Vgl. Chr. Wolfs Vorrede dazu.

**) Eine 1644 auf der Universität Tübingen vertheidigte Dissertation de damnatione sagarum, von Daurer, rechnet schlechthin zu dem „Umgang mit verdächtigen Dingen" auch den „Umgang mit der Natur", und spricht von der Erforschung der Na-

Besonders das weibliche Geschlecht war dem Verdachte verbrecherischen Verkehrs mit dem Bösen ausgesetzt. Die Sage von dem nächtlichen Ritt der Hexen auf den Blocksberg, welche heutzutage selbst Kinder belächeln, wurde damals von vielen erwachsenen Leuten, die sich für sehr verständig hielten, ja von berühmten Gelehrten ernsthaft geglaubt*). Gewisse körperliche Fehler und Unschönheiten — ein triefendes Auge, rothes Haar, ein lahmer Fuß — galten für untrügliche Zeichen und Brandmale eines verbotenen Umganges mit dem Fürsten der Hölle. Aeltere Frauen zumal, wenn sie an solchen Gebrechen litten oder im Allgemeinen häßlich waren, aber auch junge, die durch ungewöhnliche Körperschönheit und Anmuth die Männerwelt an sich fesselten, verfielen leicht der Anklage geheimnißvoller Zauberkünste.

Die Mehrzahl der Richter, in dem gleichen Aberglauben befangen und unter dem Einflusse eines kirchlichen Systems stehend, welches, nach dem Ausdruck des Thomasius, die Leugnung des leibhaftigen Teufels mit Hörnern und Klauen beinahe einer Gotteslegnung gleich achtete, waren unerbittlich in der Verurtheilung der unglücklichen Geschöpfe, welche unter einer solchen Anklage vor sie gebracht wurden. Das leichtfertigste Zeugniß genügte, um eine Person, auch wenn sie sonst noch so unbescholten war, als der Hexerei verdächtig auf die Folterbank und von da auf den Scheiterhaufen oder das Schaffot zu bringen, und die läppischsten Beschuldigungen wurden von ernsten Richtern unbedenklich zur Grundlage peinlicher Untersuchungen gemacht, bei denen es sich um Tod und Leben der armen Beklagten handelte**). Manche dieser Prozesse

---

kurkräfte als von einer „einem Christenmenschen nicht ziemenden Kenntniß", („Deutsches Museum", 1857, No. 13).

*) Ben. Carpzov, der berüchtigte Hexenrichter, sagt in seiner „Criminalpraktik", 1635: „Die Strafe des Feuertodes ist auch Denjenigen aufzulegen, welche mit dem Teufel einen Pact schließen, sollten sie auch Niemandem geschadet, sondern nur teuflischen Zusammenkünften auf dem Blocksberge angewohnt oder irgend einen Verkehr mit dem Teufel gehabt haben" (Scherr, „Gesch. deutscher Kultur und Sitte", S. 379). Noch 1698 überreichte Nic. Pütter der Juristenfacultät zu Rostock eine Dissertation, betitelt: Examen juridicum judicialis lamiarum confessionis, se ex nefando cum Satana coitu prolem suscepisse humanam etc. („Deutsches Museum", 1857, No. 13.)

**) Thomasius führt in seinen „Juristischen Händeln" verschiedene solche Fälle aus den Akten an. In einem derselben war ein Kind von acht Jahren zur Untersuchung gezogen worden, weil es eine Maus aus einem Taschentuche gedreht, und durch seine Gespielen sich die Rede verbreitet hatte: es könne Mäuse machen, woraus dann der Pfar-

führten ganze Familien, ja viele Dutzende von Unglücklichen auf einmal zum gräßlichen Feuertode, und die Summe der Opfer, welche im Laufe eines Jahrhunderts diesem furchtbarsten Aberglauben geschlachtet wurden, erreichte, nach der Schätzung neuerer Forscher, nahezu die Zahl von 100,000*).

Längst schon waren einzelne muthige und erleuchtete Männer als Gegner dieses ebenso widersinnigen, als unmenschlichen Treibens aufgetreten. Nach früheren, noch halb schüchternen Versuchen hatten zuerst gegen Ende des 16. Jahrhunderts zwei Deutsche, ein Arzt, Joh. Wier, und ein Priester, Cornelius Loos, ihre Stimme gegen das Unwesen der Hexenprozesse erhoben. In ihre Fußstapfen trat um die Mitte des 17. Jahrhunderts sogar ein Mitglied jenes selben Ordens, welcher so viele Scheiterhaufen errichtete, der Jesuit Friedrich Graf von Spee, der in seiner „Cautio criminalis oder Peinliche Vorsicht beim Hexenprozeß" das muthige Zeugniß ablegte, „daß, wie er feierlich schwöre, unter den Vielen, welche er wegen angeblicher Hexerei zum Scheiterhaufen begleitet, nicht Eine gewesen sei, von welcher man, Alles genau erwogen, hätte sagen können, sie sei schuldig gewesen". Zwei holländische Gelehrte, van Dale und Becker, gingen noch weiter, indem sie geradezu die Möglichkeit dämonischer Einwirkungen, also auch des Hexens und Zauberns, leugneten. Das Buch des Letztern: „Die bezauberte Welt", ins Deutsche übersetzt, ward, trotz der Bannflüche, welche die Geistlichkeit dagegen schleuderte, begierig gelesen. Allein die Hexenprocesse dauerten dennoch fort, und wenn ein Theil der Rechtsgelehrten und Richter anfing, sich aufgeklärteren Ansichten zuzuneigen, so hielt ein anderer um so schroffer an der ganzen Strenge eines Verfahrens fest, welches sie gelehrt worden waren als ein Hauptbollwerk des orthodoxen Glaubens zu betrachten. Noch im Jahre 1694, gerade um die Zeit, wo Thomasius zuerst sich ernstlicher mit dieser Frage zu beschäftigen anfing, fand ein deutscher Rechtsgelehrter für nothwendig, in einer Schrift: „Behutsam-

rer des Dorfes eine förmliche Anklage auf Hexerei zusammenstellte: eine alte Frau, welche ihm diese Kunst gelehrt haben sollte, wäre deshalb beinahe auf die Folter gekommen. Vgl. K. Pfaff: „Die Hexenprozesse zu Eßlingen im 16. und 17. Jahrhundert", in der „Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte", 1856, S. 253—271, 283 bis 294, 347—371, 441—462.

*) Scherr „Gesch. deutscher Kultur und Sitte", S. 378; vgl. die daselbst S. 419 angeführten Quellen.

keit, so bei denen wider die Hexen vorgenommenen peinlichen Processen in Acht zu nehmen", seinen verurtheilungssüchtigen Collegen die menschenfreundlichen Mahnungen des Grafen Spee von Neuem in Erinnerung zu bringen, ohne daß er jedoch gewagt hätte, die Existenz des Teufels oder das Vorhandensein von Zauberern und Hexen in Zweifel zu ziehen*).

Thomasius selbst legt durch sein Verhalten das schlagendste Zeugniß dafür ab, wie tiefgewurzelt damals noch der Glaube an Hexerei und wie schwer es auch für einen Mann von freieren Ansichten war, sich davon loezumachen, wie noch viel schwerer, dem allgemein verbreiteten und von dem herrschenden Kirchensysteme in Schutz genommenen Vorurtheile entschieden entgegenzutreten. In seiner Eigenschaft als Mitglied der Juristenfacultät zu Halle ward er i. J. 1694 mit der Berichterstattung in einem Hexenprocesse betraut. Geblendet von der Autorität eines Carpzov und anderer berühmter Rechtsgelehrten, welche als Muster des Scharfsinns und der Gewandtheit in Führung der Hexenprocesse und Verurtheilung der Angeklagten glänzten, glaubte er ebenfalls nicht wenig Ehre davonzutragen, wenn er auf Verhängung der Folter wider die der Hexerei Beschuldigte antrüge. Zu seiner Beschämung fand er seine Collegen, an ihrer Spitze seinen ehemaligen Lehrer Stryk, in diesem Punkte aufgeklärter, als sich selbst, und mußte ihren Gründen für Freigebung der Gefangenen in Ermangelung triftiger Verdachtsgründe sich fügen. Dadurch auf das Uebereilte seines Verfahrens aufmerksam gemacht und zum eigenen Nachdenken über eine Frage, in welcher er sich unbegreiflicherweise so lange von fremder Autorität hatte leiten lassen, angefeuert, kam er leicht dahin, das Unsinnige und Rechtswidrige der bisherigen Hexenprocesse nicht blos selbst einzusehen, sondern auch aus Vernunft und Geschichte gründlich zu beweisen. Indessen dauerte es doch noch sieben Jahre, bevor er öffentlich gegen dieses Unwesen auftrat**),

*) Christ. Thomasius, „Kurze Lehrsätze von dem Laster der Zauberei", Einleitung. Vgl. Scherr, a. a. O.

**) 1701 erschien unter dem Namen eines seiner Schüler eine Dissertation de crimine magiae; 1703 gab Thomasius selbst diese Schrift deutsch heraus unter dem Titel: „Neuer Abriß vom Laster der Zauberei". Auf das gleiche Thema kam er in seiner „Erinnerung wegen seiner künftigen Wintervorlesungen", 1702, zurück. 1712 schrieb er „von dem Ursprunge und Fortgange des Inquisitionsprozesses gegen die Hexen". Auch ließ er mehrere ausländische Werke ähnlichen Inhalts übersetzt und mit

und auch dann that er es nur sehr behutsam und mit offenbarer Schonung der herrschenden Vorurtheile. Denn nicht genug, daß er seinen Glauben an die Existenz und Wirksamkeit böser Geister wiederholt und „aufrichtig" versichert, er „glaubt auch, daß Heren und Zauberer seien, die dem Menschen und dem Vieh auf verborgene Weise Schaden zufügen"; er glaubt an „Krystallseher, Beschwörer und die mit abergläubigen Sachen und Segensprechen allerhand wunderliche Sachen verrichten", und gibt zu, „daß von diesen Leuten etliche Dinge verrichtet werden, die nicht für Gaukeleien und Betrügereien zu halten, auch nicht den verborgenen Wirkungen der natürlichen Körper und Elemente füglich können zugeschrieben werden, sondern muthmaßlich vom Teufel herkommen"*). Was er nicht glauben kann, ist, „daß der Teufel Hörner, Klauen und Krallen habe, daß er einen Leib annehmen und in irgend einer Gestalt den Menschen erscheinen könne, daß er Bündnisse mit den Menschen aufrichte, sich von ihnen Handschriften geben lasse, sie auf den Blocksberg hole" u. s. w. Er hält ferner dafür, „daß der bisherige Herenproceß Nichts getaugt, da man das Bündniß mit dem Teufel zu Grunde geleget; daß sehr behutsam verfahren werden müsse, wenn man die Leute beschuldigen wolle, daß sie durch Hererei Schaden gethan, denn es gehöre viel Beweis dazu, und sonderlich bei den wunderlich und übernatürlich scheinenden Krankheiten sei große Untersuchung nöthig, ob nicht ein Betrug dahinter stecke"**).

Vielleicht hatte Thomasius gerade dieser Behutsamkeit, womit er ein so tiefgewurzeltes Vorurtheil behandelte, den großen Erfolg seiner menschenfreundlichen Bestrebungen zu verdanken. Zwar ließen es die rechtgläubigen Theologen trotzdem an Verketzerungen nicht fehlen; allein die Juristen fingen an, sich des Aberglaubens und der Grausamkeit zu schämen, wozu sie nur zu lange von einer verblendeten oder eigensüchtigen Orthodoxie sich hatten misbrauchen lassen. Die Herenprozesse wurden seltener, die Anwendung der Folter und die raschen Todesurtheile bei dieser Art von Untersuchungen kamen allmälig außer Gebrauch, und, wie

---

Anmerkungen von seiner Hand begleitet erscheinen. Endlich behandelt er die Frage auch in seinen „Jurist. Händeln" (1. Bd.), wo er mit großer Naivität die Geschichte seiner Bekehrung selbst erzählt.

*) Thomasius, „Vom Laster der Zauberei", §. 8., „Erinnerung u. s. w.", S. 13.

**) „Erinnerung", S. 15 ff.

Friedrich der Große ſich ausdrückt, indem er das Verdienſt des Thomaſius um dieſen Theil der Aufklärung rühmt*), „das weibliche Geſchlecht konnte von nun an im Frieden alt werden und ſterben“.

Seine Anſichten über die Folter.

Noch weniger unzweideutig iſt das Verdienſt, welches man dem Thomaſius hinſichtlich ſeiner Bemühungen für die Abſchaffung der Folter zuzuſchreiben pflegt. Zwar ließ er einen ſeiner Schüler über „die Nothwendigkeit, die Folter aus den chriſtlichen Gerichtshöfen zu entfernen“, öffentlich disputiren, und wir wären danach berechtigt, anzunehmen, daß dies ſeine eigene Meinung geweſen, allein es findet ſich unter ſeinen Schriften ein Brief an eben dieſen Schüler mit Bezug auf die fragliche Disputation, worin er zwar deſſen Unternehmen nicht mißbilligt, aber doch das Bedenken aufwirft, ob es rathſam ſei, den Lenkern chriſtlicher Staaten ſchlechthin die Nachahmung der Engländer und anderer Völker in Abſchaffung der Folter anzuempfehlen**). Allerdings ſucht er ſein Bedenken damit zu begründen, daß er meint, es ſei zweifelhaft, ob nicht, ſo lange es noch ſo viele andere Mißbräuche in der Rechtspflege gebe, die plötzliche Abſchaffung der Folter größere Nachtheile haben möchte, als ihre Beibehaltung. Allein eine ſolche Anſicht hätte ihn, ſollte man meinen, vielmehr dahin führen müſſen, auch dieſe andern Mißbräuche zu bezeichnen und zu bekämpfen, nicht aber dazu, einen der allerſchreiendſten ruhig gewähren zu laſſen und ſeinen Fortbeſtand in Schutz zu nehmen. Und ſo können wir nicht wohl anders, als den Thomaſius in dieſem Punkte einer zu weit getriebenen Rückſichtnahme auf das Beſtehende anzuklagen. Freilich hatte er dabei einen ſeiner berühmteſten Zeitgenoſſen zum Mitſchuldigen. Leibniz — denn auf ihn ſpielen wir an — betrachtete die Folter als ein unentbehrliches Erforderniß des Strafprozeſſes und bemühte ſich, die Fälle ihrer Anwendung und die Berechtigung dazu genauer zu beſtimmen***).

Vergleichung zwiſchen Thomaſius und Leibniz.

Von ſolchen einzelnen Punkten abgeſehen, worin dieſe beiden Männer ſich berührten, kann es kaum einen merk-

*) Oeuvres, tom. I., pag. 367.

**) Programmata Thom., p. 576. — Auffallenderweiſe gedenken weder Luden noch Schloſſer dieſes Briefes, vielmehr rühmen Beide den Thomaſius als den unbedingten Gegner der Folter (Luden, „Thomaſius“, S. 282, Schloſſer, „Geſch. des 18. Jahrh.“, 1. Bd., S. 560).

***) Opp. omn., t. IV., pag. 190.

würdigern Gegensatz geben, als den zwischen Leibnitz und Thomasius. Beide waren reformatorische Genies, aber von der verschiedensten Art. Leibnitz hatte bei seinen Reformplänen immer ein großes Ganzes vor Augen, die Nation, die Wissenschaft, die Menschheit oder gar das unendliche Reich der Geister, die „Stadt Gottes", — Thomasius beschäftigt sich vorzugsweise mit dem einzelnen Menschen, seinen Leidenschaften, seinen Bedürfnissen, seinem Fortkommen und Wohlergehen in diesem irdischen Leben. Leibnitz strebt überall nach positiven, organischen Schöpfungen und wendet seinen ganzen Scharfsinn daran, das Neue mit dem Alten zu vermitteln und das Bestehende zugleich fortzubilden und zu erhalten, — Thomasius hat seine Hauptstärke in der Kritik, in dem Raumschaffen für neue Bildungen, in dem Durchbrechen und Niederreißen der beengenden Schranken, welche Herkommen, Vorurtheil und blinder Autoritätsglaube dem vorwärtsstrebenden Menschengeiste setzen. Leibnitz glaubte noch an die Möglichkeit einer Wiederbelebung und Kräftigung des hinsterbenden deutschen Reichskörpers, und seine eifrigsten, freilich auch erfolglosesten Bestrebungen gingen nach dieser Seite hin, — für Thomasius gab es ein so hohes Ziel schon nicht mehr; seine Bemühungen richten sich nur auf das Nächste, gleichsam vor den Füßen Liegende, auf Verbesserungen der Einzelzustände in Bildung, Gesittung, Wissenschaft und Rechtspflege. Leibnitz erscheint als der letzte Repräsentant einer Zeit, in welcher der Gedanke nationaler Einheit und großer Gemeininteressen auf den Gebieten des öffentlichen Lebens, wennschon in den äußeren Schicksalen der Nation bereits zu Schanden geworden, doch in den Gemüthern einzelner Höhergesinnter sich noch immer mit der ganzen Macht einer werthgehaltenen Tradition behauptete und gegen den hereinbrechenden Sieg des Particularismus und der Gesinnungslosigkeit den letzten, verzweifelten Kampf wagte, — mit Thomasius dagegen beginnt eine Periode unseres deutschen Kulturlebens, für welche diese Fragen völlig abgethan sind und wo der ganze Drang des Reformirens sich auf das geistige, ideale Gebiet der Denkfreiheit, der Aufklärung, der geistigen Entwickelung des Individuums zurückgezogen hat.

Daher haben die Bestrebungen dieser beiden Männer selbst da, wo sie scheinbar sich in der gleichen Richtung bewegen, dennoch einen wesentlich verschiedenen Charakter. Sowol Leibnitz als Thomasius zeigten sich eifrig bemüht, die deutsche Muttersprache in ihre Rechte wieder

einzuſetzen, allein, was Leibnitz bekämpfte, war vornehmlich die Entſtellung des Deutſchen durch die Aufnahme fremdartiger Elemente aus andern modernen Sprachen (ein Verfahren, welches ſeinen Nationalſtolz verletzte), — Thomaſius eiferte gegen den übermäßigen Gebrauch der alten oder todten Sprachen (mit welchem übrigens auch Leibnitz nichts weniger als einverſtanden war)*) und er that Dies, weil er darin ein Zeichen gelehrter Pedanterie und ein Hinderniß allgemeiner Verbreitung der Wiſſenſchaften und der Bildung erblickte. Leibnitz ſchrieb ſelbſt zwar kein ganz reines, aber doch ein für die damalige Zeit verhältnißmäßig gutes Deutſch, bisweilen von einer Kraft und Einfachheit, welche an die klaſſiſchen Zeiten der Reformation erinnert, — der deutſche Styl des Thomaſius iſt nur zu häufig unſchön, nachläſſig in der Form, ſchwerfällig im Periodenbau, altmodiſch und doch auch wieder mit ausländiſchen Phraſen und Wendungen auf ziemlich geſchmackloſe Weiſe buntſcheckig untermiſcht. Wenn Leibnitz ſich offenbar die kernige Sprache Luthers zum Muſter gewählt hat, ſo erinnert Thomaſius durch den Schwulſt ſeiner Ausdrucksweiſe bisweilen an einen Lohenſtein oder Hoffmannswaldau, denen Beiden als Dichtern er — ein bedenkliches Zeichen ſeines äſthetiſchen Geſchmackes! — den Vorzug vor Homer und Virgil gab. Auf die Beſtrebungen für Reinigung der deutſchen Sprache durch Bildung von Geſellſchaften zur Pflege derſelben, für welche Leibnitz ſich ſo ſehr intereſſirte, die aber allerdings hier und da in Affektation und Geſchmackloſigkeit ausarteten, ſah Thomaſius ſpöttiſch verachtend herab.**).

Durchgreifende Reformen im Fache der Jurisprudenz, für Leibnitz eine der früheſten Lieblingsideen ſeiner Jugend, waren auch für Thomaſius, beſonders in ſeinem reifern Alter, ein Gegenſtand wiederholter und anhaltender Beſchäftigung, allein das Ziel, welches Leibnitz im Auge hatte, war eine einheitlich und im großen Style geordnete deutſche Geſetzgebung, während es dem Thomaſius mehr um practiſche Verbeſſerungen der Rechtspflege nach den Forderungen der Vernunft und der Gerechtigkeit zu thun war.

Derſelbe nationale Sinn leitete Leibnitz bei ſeinen großartigen

---

*) Siehe oben Seite 230.

**) Siehe oben S. 364; — vgl. auch: „Discurs, welchergeſtalt u. ſ. w.", Luden a. a. O., S. 23.

geſchichtlichen Studien; für ihn war die Geſchichte des Reichs und ſeiner einzelnen Theile, ſowie eine möglichſt ſtetige Entwickelung der Gegenwart aus der Vergangenheit der weſentlichſte Zweck der Geſchichtsforſchung. Thomaſius betrachtete die Geſchichte als eine Sammlung von Beiſpielen oder Beweisſtücken zu den Ausſprüchen der kritiſchen Vernunft, und er legte daher auf die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes, der Religion und der Philoſophie einen ungleich größeren Werth, als auf die Geſchichte der äußeren Schickſale der Völker oder der Politik der Kabinette.

Das Ideal Leibnitzens auf kirchlichem Gebiete war eine Wiedervereinigung der getrennten Confeſſionen, von welcher er zunächſt eine Beſeitigung der unſeligen Spaltung Deutſchlands, weiterhin die Verwirklichung ſeiner hochfliegenden Ideen von einem chriſtlich-germaniſchen Weltreiche zu erwarten ſchien. Thomaſius ging viel nüchterner, aber viel praktiſcher zu Werke, indem er Duldung und Gewiſſensfreiheit für den Einzelnen erſtrebte und zu dem Ende auf eine möglichſt ſcharfe Trennung zwiſchen dem weltlichen und dem geiſtlichen Gebiete drang. Aus dieſer Verſchiedenheit der Auffaſſungsweiſen erklärt es ſich, daß, obſchon beide Männer im lutheriſchen Glauben erzogen und von Hauſe aus demſelben aufrichtig zugethan waren, doch der Eine, von Bewunderung für den organiſchen Bau der katholiſchen Kirche ergriffen, beinahe zum Uebertritt in dieſelbe verleitet ward, während der Andere ſich je länger je mehr zu den freieren Grundſätzen der Reformirten hinneigte.

Wie in ihren Zwecken, ſo wichen dieſe beiden vornehmſten Repräſentanten des deutſchen Geiſtes der damaligen Zeit auch in der ganzen Art und Weiſe ihres Wirkens weſentlich von einander ab. Leibnitz erblickte den ſicherſten Weg zur Durchführung großer, gemeinnütziger Reformen theils in dem unmittelbar fördernden Eingreifen der Machthaber, theils in der Vereinigung einer Ariſtokratie von Gelehrten unter der Form von Geſellſchaften oder Akademien. Thomaſius hielt die Freiheit für einen kräftigeren Hebel des geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Fortſchritts, als alle Societäten, und leitete aus dem Mangel dieſer Freiheit, nicht, wie Leibnitz, aus dem Mangel an Protection der Gelehrten Seitens der Vornehmen, das Zurückbleiben Deutſchlands hinter

anderen Ländern in Wiſſenſchaft und Bildung ab*). Daher wandte ſich Leibnitz immer und überall an die Großen und ſuchte dieſe für ſeine weitumfaſſenden Pläne zu gewinnen, während Thomaſius, darin mehr den republikaniſchen Sinn des unabhängigen Gelehrten bekundend, nur wenig Verkehr mit Fürſten pflegte und, wo er es that, kaum je etwas Anderes von ihnen begehrte, als Schutz und Gerechtigkeit gegen ſeine Verfolger**).

Unſtreitig war Leibnitz an Tiefe, Vielſeitigkeit und Originalität des Geiſtes ſeinem jüngeren Strebensgenoſſen bei Weitem überlegen, dagegen übertraf ihn dieſer an Stärke des Charakters, Energie des Willens, Muth und Selbſtverleugnung in Vertheidigung der Wahrheit.

Leibnitz war ebenſo rückſichtsvoll nach allen Seiten, wie Thomaſius häufig rückſichtslos. Jener — eine friedliche, zum Vermitteln geſchaffene Natur***) — erkannte gern Andere an, wie er auf Anerkennung bei Anderen rechnete, und beſaß das ſeltene Talent, in allen, ſelbſt den abweichendſten Meinungen, irgend Etwas zu entdecken, was den ſeinigen wahlverwandt und zur Anbahnung einer Verſtändigung geeignet ſchien — für Dieſen war ſteter Kampf ein Lebenselement, und ſo ſtreng und conſequent verfuhr er in Vertheidigung Deſſen, was er für das Rechte hielt, und in Bekämpfung des Gegentheils, daß er ſelbſt Solche, die in manchen Punkten mit ihm übereinſtimmten, unerbittlich befehdete, ſobald ſie an irgend eine Seite ſeiner Ueberzeugungen rührten†).

So viel wir wiſſen, ſind die beiden großen Männer niemals in eine directe Berührung mit einander gekommen. Doch ſpricht Leibnitz

*) „Die Freiheit iſt es allein, was den Holländern und Engländern, ja denen Franzoſen ſelbſt (vor Verfolgung der Reformirten) ſo viele gelehrte Leute gegeben.“ (Thomaſius an den Kurfürſten von Brandenburg — ſ. Luden a. a. O., S. 203.) „Soll man eine Geſellſchaft der Gelehrten aufrichten, Kaiſer, Könige, Fürſten und Herren um derſelben protection anſtehen? Die Weisheit braucht keine menſchliche protection, ſondern dies iſt ihr protection genug, wenn man ihre Freiheit nicht hemmt und unterdrückt.“ (Derſ. in dem Programme, womit er ſeine „Hiſtorie der Weisheit und Thorheit“ ankündigte.)

**) S. deſſen Widmung des erſten Halbjahrs ſeiner Monatsgeſpräche an den Kurfürſten von Sachſen Johann Georg III., ſowie die „Erinnerung wegen ſeiner Vorleſungen zu Michaelis 1702,“ S. 24.

***) Je ne suis pas un esprit désapprobateur, pflegte Leibnitz von ſich zu ſagen.

†) Wir verweiſen auf die oben erwähnten Ausfälle des Thomaſius gegen die Pietiſten.

in seinen Schriften achtungsvoll von der Gelehrsamkeit und dem Scharfsinne des Thomasius, obschon er mit dessen Philosophie nicht einverstanden war; Thomasius seinerseits erwähnt Jenen nur flüchtig und nicht ohne einen spöttischen Seitenblick auf seine Charakterschwäche und Aengstlichkeit*).

Durch seine Entdeckungen in den positiven Wissenschaften und durch seine speculativen Ideen hat Leibnitz tiefere und bleibendere Spuren in der Geschichte des deutschen und des menschlichen Geistes überhaupt zurückgelassen, als Thomasius; allein es wäre zu fragen, ob nicht für die Verbreitung der Kultur, für die Zerstreuung des dichten Nebels der Unwissenheit und des Aberglaubens, der zu Ende des 17. Jahrhunderts noch auf dem größeren Theile der deutschen Nation lag, für die Erweckung eines freieren, humaneren und sittlich ernsteren Geistes in allen Schichten des Volks Thomasius mehr gewirkt habe, als sein größerer und berühmterer Vorgänger. Freilich muß es als eine starke Uebertreibung angesehen werden, zu welcher sich Schlözer durch seine Vorliebe für den ihm wahlverwandten Geist hinreißen ließ, wenn derselbe behauptet: Thomasius habe auf Mit- und Nachwelt einen größeren und heilsameren Einfluß geübt, als alle Philosophen Griechenlands zusammengenommen**). Aber andererseits unterschätzen wir heutzutage leicht das Maß von Muth und Entschlossenheit, welches dazu gehörte, um in einer so dunkeln und von so vielen Vorurtheilen befangenen Zeit einen Kampf zu wagen, wie ihn Thomasius gegen die vereinte Macht der kirchlichen Orthodoxie, des pedantischen Gelehrtenthums, der Unwissenheit und Rohheit in den unteren, der geistigen und sittlichen Erschlaffung in den gebildeteren Klassen fast ein halbes Jahrhundert lang bestand, und zwar größtentheils alleinstehend und nur auf seine eigene Kraft vertrauend. Wenn wir die Ideen, für deren Anerkennung Thomasius kämpfte, bald nach ihm in unbestrittener Geltung und als Gemeingut des ganzen denkenden Theils der Nation wiederfinden, so dürfen wir nicht vergessen, welche Mühe es kostete und welche Beharrlichkeit dazu gehörte, ehe es dahin kam.

---

*) Luden, „Thomasius," S. 221; Chr. Thomasius, „Juriſt. Händel," 1. Bd., S. 93.

**) Joh. v. Müllers Vorrede zu Ludens „Thomasius."

Allgemeine Charakteriſtik der Beſtrebungen des Thomaſius und der von ihm ausgegangenen ſogenannten „Aufklärung.“

Auf den erſten Blick erſcheint die Wirkſamkeit des Thomaſius als eine zu ausſchließlich verneinende und zu wenig ſchaffende. Allein das Niederreißen war in jenem Stadium der Kultur ebenſo nothwendig und vielleicht noch dringender, als das Aufbauen. Die Schranken der Vorurtheile und des Aberglaubens mußten beſeitigt werden, damit das ſelbſtſtändige Denken und der natürliche Drang nach Wahrheit ſich frei entwickeln konnte. Ein entſchloſſener Bruch mit der Vergangenheit war unvermeidlich, um den neuen Ideen, die von allen Seiten ſich herbeidrängten, Raum zu verſchaffen. Allerdings aber iſt Etwas in den Beſtrebungen des Thomaſius, was uns verhindert, denſelben mit voller Befriedigung zu folgen. Es fehlt ihnen die Einheit eines großen, beherrſchenden Gedankens. Es fehlt ihnen das klare Bewußtſein eines feſten und ſichern Zieles. Seine Oppoſition gegen das Beſtehende iſt bisweilen von der Art, daß ſie den Vorwurf J. Möſers einigermaßen zu rechtfertigen ſcheint, welcher ſagte, Thomaſius habe ſeine Zeitgenoſſen unvorſichtig zum Räſonniren angeleitet, während ſie wieder ein anderes Mal faſt zu verzagt und ohne den rechten Muth der Conſequenz auftritt. Sein Grundſatz der „Nützlichkeit“ oder „Brauchbarkeit fürs Leben,“ die er als Werthmeſſer aller Speculation hinſtellt, nimmt oft allzu kleine und nüchterne Maßſtäbe an. Seine praktiſche Philoſophie ſcheint oft allzuſehr auf eine bloße Anweiſung zum Fortkommen im Leben und auf eine kleinbürgerliche Moral fürs Haus, eine Theorie des Wohlanſtändigen und Ehrbaren, hinauszulaufen und jener großen ſittlichen Motive zu entbehren, welche den ganzen Menſchen erheben und veredeln. Sein Naturrecht erſchöpft ſich in der Erläuterung und Begründung von Verhältniſſen, welche unter allen Geſichtspunkten nahezu immer die nämlichen bleiben, weil ſie auf einfachen und unableugbaren Nothwendigkeiten beruhen, aber es dringt nicht hindurch bis zu der Erledigung jener wichtigen Lebensfragen des Staats und der Geſellſchaft, um welche politiſche Parteien ſich bekämpfen und von deren Entſcheidung Wohl oder Wehe ganzer Nationen abhängt. Seine Ideen vom Sinnlichen und Ueberſinnlichen ſchwanken zwiſchen Freidenkerei und Myſticismus hin und her, und ſeine Anſichten über religiöſe Toleranz leiden an der gefährlichen Inconſequenz, daß ſie die Wahrung der Gewiſſensfreiheit von dem guten Willen abſoluter Regierungen abhängig machen und die natürliche Wechſelwirkung zwiſchen religiöſer und bürgerlicher Frei-

heit, zwischen weltlichem und geistlichem Despotismus unbeachtet lassen.

Auch hier wieder, wie bei Leibnitz, ist es die Mangelhaftigkeit der öffentlichen Zustände unsres Vaterlandes, die wir als den Grund des nur unvollständigen Gelingens der wohlgemeintesten und beharrlichsten Anstrengungen seiner größten Geister anklagen müssen. Bei andern Völkern, wo die freie Entwickelung des öffentlichen Lebens niemals unterbrochen oder doch bald wieder hergestellt worden war, hatte auch jene gewaltige Bewegung, welche seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts — gleichsam eine zweite, gründlichere Reformation — tiefgreifende Umgestaltungen auf allen Gebieten menschlichen Denkens hervorrief, einen naturgemäßen und stetigen Verlauf genommen *). Dort war das praktische Bedürfniß der theoretischen Speculation vorausgegangen und hatte diese nachgezogen. Dort hatte sich niemals das Gelehrtenthum so, wie in Deutschland, vom Volke ausgeschlossen und isolirt. Dort fand sich der Philosoph, der gegen die wesenlosen Schemen einer scholastischen Metaphysik und gegen die der Vernunft unfaßbaren Mysterien der herrschenden Kirchenlehre auftrat, Seite an Seite mit dem Empiriker, der überall an die Stelle vager ontologischer Begriffe bestimmte und deutliche Vorstellungen von der Zusammensetzung und den Eigenschaften der Dinge zu setzen und da, wo der scholastische Theolog geneigt war, immer sogleich ein Wunder anzunehmen, den natürlichen Zusammenhang von Ursache und Wirkung nachzuweisen sich bestrebte. Baco ging mit Newton, Locke ging mit Harvey Hand in Hand. Die Praxis gab der Theorie Nachdruck, und die Theorie mußte sich in der Praxis bewähren. Für jedes Stück Metaphysik, das die Kritik beseitigte, setzte die Naturforschung ein Stück zuverlässigen, positiven Wissens an die leer gewordene Stelle. Man baute mit der einen Hand auf, während man mit der andern zerstörte. Nicht anders verhielt es sich in den moralischen Wissenschaften. Der politische Gemeingeist des Volks, genährt und wach erhalten durch uralte, selbst unter den despotischsten Regierungen niemals ganz außer Gebrauch gekommene Institutionen, und der dem germanischen Stamme angeborne Sinn für Familiensitte und häusliche Zucht, der zwar auch dort nicht unberührt geblieben war von den Einflüssen der von Frankreich her eingedrungenen Frivolität, aber sich dort — Dank

*) Vergl. das darüber schon oben S. 201—208 Bemerkte.

der politiſchen Erhebung der Nation! — raſcher wieder davon befreit hatte, als in unſerm Vaterlande, Das waren für die Moralität des Einzelnen wie für die Erhaltung der allgemeinen Staatsordnung ſichere und breite Grundlagen, auf welche geſtützt, der engliſche Freidenker die Zügel des weltlichen und des geiſtlichen Despotismus unbeſorgt lockern durfte. Er brauchte nicht zu fürchten, daß, wenn er das Beſtehende angreife und zerſtöre, Alles ins Wanken kommen und am Ende nur ein allgemeines Chaos übrig bleiben möchte, denn unter der Hülle des Alten, an welches er Hand anlegte, lag bereits ſichtbar und lebenskräftig der Keim neuer Bildungen verborgen; er fühlte ſich aber auch weniger, als der deutſche Philoſoph, verſucht, allem Beſtehenden ſogleich auf einmal den Krieg zu erklären, eben weil der praktiſche Fortſchritt des Lebens ihn darauf hinwies, ſeine Angriffe immer zunächſt nur gegen ſolche Einrichtungen und Anſichten zu richten, welche ſich als thatſächliche Hemmniſſe dieſes Fortſchrittes des allgemeinen Kulturlebens darſtellten, und nicht durch ein Oppoſiren ins Unbeſtimmte und Zielloſe ſeine Kraft zu zerſplittern. So ging man dort auf der Bahn der Neuerungen zwar langſam, aber feſten Fußes vorwärts und kam nicht leicht in die Lage, einen Schritt rückwärts thun zu müſſen oder von dem einmal erreichten Standpunkte wieder zurückgeworfen zu werden.

Die Stellung der wiſſenſchaftlichen Oppoſition in Deutſchland war eine viel weniger günſtige. Sie fand ſich allein der ganzen Macht des Beſtehenden und Hergebrachten gegenüber und konnte ſich im Kampfe mit dieſer Macht auf Nichts ſtützen, als auf ſich ſelbſt. Sie ſah ſich von der Maſſe der Nation und ſelber der ſog. gebildeten Stände durch eine tiefe Kluft geſchieden, die ſie erſt mühſam ausfüllen mußte, um ihre Beſtrebungen dem Verſtändniß derſelben näher zu bringen. Sie durfte eines der wichtigſten Gebiete menſchlichen Denkens und Strebens — das Gebiet der öffentlichen Gemeinintereſſen — nicht berühren, ſondern mußte ſich entweder dieſſeit deſſelben, in dem engen Bereiche des Einzellebens und ſeiner kleinen Beziehungen halten, oder weit darüber hinaus auf das ungemeſſene Reich des Ueberſinnlichen und Jenſeitigen ſich richten.

So erklärt ſich die fieberhafte Heftigkeit und die oft bis zur Verwegenheit kühne Ungeduld, womit die deutſche Aufklärung, deren erſten Repräſentanten wir in Chr. Thomaſius erblicken, alles Beſtehende — ſo weit es ihr zugänglich iſt — auf einmal über den Haufen zu werfen und überall, ſo zu ſagen, leeres Feld zu machen ſucht, und ſo erklärt

ſich die Verzagtheit und Entmuthigung, welche dieſelbe oftmals mitten in ihrem kühnſten Zerſtörungswerke beſchleicht: ob ſie nicht zu weit gehe und lieber ſtillſtehen oder umkehren ſolle? So erklärt ſich auf der einen Seite das Hochfliegende und bisweilen faſt Maßloſe ihrer Speculationen über Gegenſtände der Metaphyſik, und auf der andern das Nüchterne und Kleinlaute in ihren Betrachtungen über Dinge des praktiſchen, zumal des öffentlichen Lebens. So erklärt ſich der Ueberfluß an Reflexion und der Mangel an Thatkraft, woran unſere nationale Bildung bis auf den heutigen Tag leidet, das jugendliche Selbſtgenügen, womit wir von jeher ſo gern uns unſrer „Aufklärung", „Selbſtſtändigkeit" und „geiſtigen Ueberlegenheit," andern Völkern gegenüber, rühmten, und die praktiſche Unreife, die wir zu unſrer Beſchämung ſo oft bewieſen, wenn es galt, dieſe Eigenſchaften im Leben und durch Handlungen zu bethätigen. So endlich erklärt es ſich, daß, während in andern Ländern die religiöſe Freiheit, Hand in Hand mit der bürgerlichen, zwar nur allmälig ſich entwickelte, aber auch um ſo feſteren Halt gewann, in Deutſchland, wo man dieſelbe in einem Anlaufe erobern zu wollen ſchien, wir noch heute, nach mehr als anderthalbhundert Jahren, von deren wirklichem und geſichertem Beſitze faſt ebenſo weit entfernt ſind, als zu den Zeiten des Thomaſius.

Achter Abſchnitt.

Weitere Ausbreitung und Entwicklung der Grundſätze der „Aufklärung.“ Arnold, Dippel, Edelmann u. A. — Chr. Wolf und ſeine Bemühungen, die Philoſophie zugleich zu populariſiren und zu ſyſtematiſiren. Seine Stellung zur poſitiven Religion und ſeine Kämpfe mit den Halleſchen Pietiſten und den Orthodoxen. — Sittlicher Einfluß der Wolfiſchen Philoſophie.

Weitere Ausbreitung und Entwicklung der Grundſätze der „Aufklärung.“ Arnold, Dippel, Edelmann u. A.

Auf den von Thomaſius und den Pietiſten erſchloſſenen Bahnen ſelbſtſtändigen Denkens und Empfindens in Sachen der Religion drängte eine Schaar von Nachzüglern immer kühner und rückſichtsloſer vorwärts. Gottfried Arnold, halb Myſtiker, halb Freidenker, jedoch mehr das Erſtere, als das Letztere, ſchrieb ſein berühmtes Werk: „Kirchen- und Ketzerhiſtorie“ (1699), welches Thomaſius, der ihn zu deſſen Abfaſſung ermuntert und ſelber durch Beiträge unterſtützt hatte, für „das beſte Buch nächſt der Bibel“ erklärte*) und welches jedenfalls in den geſchichtlichen Anſchauungen von Kirche und Religion eine epochemachende Umgeſtaltung zu Wege brachte. Bis dahin war die Kirchengeſchichte, wie ſie unter dem Einfluß der Orthodoxie gelehrt ward, nach einem beißenden Ausſpruche Leclercs lediglich darauf ausgegangen, „Alles, was den Ketzern günſtig ſchiene, falſch, Alles, was gegen ſie ſpräche, wahr zu finden.“ Arnold kehrte dieſe Auffaſſungsweiſe nahezu in ihr Gegentheil um: nach ſeiner Darſtellung haben faſt immer die ſog. Ketzer, d. h. die Neuerer in Religionsſachen, Recht, die Vertheidiger des Alten Unrecht; ja er iſt ſehr geneigt, dieſen Letzteren wegen ihres hartnäckigen Feſthaltens an gewiſſen, mehr auf menſchlichem An-

*) Hoßbach, „Spener und ſeine Zeit,“ 2. Bd., S. 84.

ſehen, als auf dem einfachen Grunde des göttlichen Wortes ruhenden Glaubensſätzen und wegen ihrer liebloſen Verketzerungs- und Verfolgungsſucht gegen Andersgläubige unlautere, eigenſüchtige Beweggründe unterzulegen*).

Dieſe letztere Wendung, nämlich die Bezeichnung ſolcher Lehrſätze und Gebräuche des beſtehenden Kirchenſyſtems, welche man mit den Eingebungen des eignen religiöſen Gefühls oder mit dem „Lichte der Vernunft“ nicht vereinbaren konnte, als Erfindungen einer betrügeriſchen und eigenſüchtigen Prieſterkaſte darzuſtellen, ward überhaupt von

---

*) Vgl. die dem Arnoldiſchen Werke vorausgeſchickten „Allg. Anmerkungen von denen Ketzergeſchichten,“ z. B. Punkt I. („Von denen Ketzermachern ſelbſt“) §. 8. „Es fragt ſich: ob es nicht meiſtentheils, wo nicht allezeit, eingetroffen, daß die Verketzernden in ſog. ordentlichen Aemtern geſeſſen und alſo um derſelben willen Unterwerfung und Beifall in ihren Sätzen von allen Andren prätendirt, hingegen die ganze Gemeinde ihres Rechts beraubt und ſonderlich denen ſog. Laien nur das Nachſehen gelaſſen? Und ob nicht die Verketzerten dagegen entweder keine ordinare Biſchöfe, Superintendenten, Doctores, Profeſſores und Prediger geweſen, oder doch bald aus ſolchen Aemtern, und zwar wiederum bald freiwillig, bald mit Gewalt, geſetzet worden?“ §. 9. „Folglich, ob nicht die gedachten Perſonen in ihren Aemtern von der allgemeinen verderbten Natur verleitet worden, ſich und die Ihrigen bei Ehren und untrüglicher Autorität, Bequemlichkeiten, Einkünften und anderen Vortheilen zu erhalten?“ §. 10. „Und ob daher nicht ihnen der leichteſte Weg geſchienen, Andere, ſo wider die gemeinen Irrthümer und Greuel gezeuget, oder der Lehrer böſes Leben ſelbſt beſtraft, unter dem Ketzernamen zu unterdrücken, ihre eignen Laſter aber und Vortheile mit einem vorgegebenen Eifer um die Wahrheit zu beſchönigen?“ — Punkt IV. („Von der Art und Weiſe des Ketzermachens“) — „wäre zu bedenken: (§. 22) ob diejenigen Prozeſſe der alten papiſtenzenden Cleriſei im Geringſten zu entſchuldigen, wenn man wider ſolche Leute, die ſonſt mit der göttlichen Wahrheit würden durchgebrochen haben, von ſeiner Partei einſeitig concilia, colloquia oder Conferenzen angeſtellet, dieſelben entweder nicht, oder nur ſo dazu gelaſſen, daß ſie als rei vor ihrem Gegenpart als Richtern ſtehen und alſo nothwendig verdammt werden müſſen?“ §. 23. „Ob nicht dieſer Prozeß bei denen hernach eingeführten geiſtlichen Gerichten, conſiſtorien, inquiſitionen, commiſſionen, viſitationen u. dgl., mit Ausſchließung der ganzen Gemeinde und Beraubung ihres diesfalls von Gott habenden Rechts, auf die allerungerechteſte Art an ſo Vielen vorgenommen und mit unerſetzlichem Schaden der Wahrheit vollſtrecket worden?“ §. 24. „Ob es recht, daß man hierbei über und neben der heil. Schrift noch gewiſſe Symbola, Bekenntniſſe, Artikel und Sätze aufgeſetzet, dieſelben denen Andern allen als Kennzeichen der wahren Kirche und Normen des Glaubens angeprieſen und aufgedrungen, durch die Obrigkeit alle Diejenigen zur Unterſchrift genöthigt, welche verdächtig geſchienen, deswegen die grauſamſten Bannflüche und anathemata wider alle Diſſentirende hingeſchleudert? u. ſ. w.“

jetzt an eine immer gewöhnlichere Waffe in den Händen der Gegner jenes Syſtems, der Myſtiker ſowol, als der Freidenker. Die engliſchen Deiſten hatten dazu die Loſung gegeben, und Thomaſius, indem er bei allen Gelegenheiten die Heuchelei und Unredlichkeit der Theologen anklagte, hatte dieſe Kampfesweiſe auch für Deutſchland gleichſam legitimirt. Sein und Arnolds Beiſpiel ward nachgeahmt, aber weit überboten von J. C. Dippel, einem Manne von nicht gewöhnlichen Gaben und vielſeitigen Kenntniſſen, aber unſtet in ſeinem Streben, unklar in ſeinen Zielen und abenteuernd in ſeiner äußeren Lebensweiſe*). Die zahlreichen Schriften, in welchen Dippel ſeinen unruhigen Geiſt ausſprudelte**), ſind zum größten Theile mit Anklagen und Vorwürfen gegen die Geiſtlichkeit angefüllt und verrathen ſchon durch ihre Titel den Zweck einer ſolchen perſönlichen Polemik***). An Nachfolgern auf der

*) Dippel hielt es zuerſt mit den Orthodoxen gegen die Pietiſten, war auch beeifert, ſich praktiſch, durch ein liederliches Leben, als Gegner dieſer Letztern und als gut rechtgläubig zu bethätigen, fühlte ſich aber bald in ſeinem Gewiſſen darüber beängſtigt und „ſuchte nun durch Beten und Singen des Nachts Das wieder dem Himmel abzukaufen, was er am Tage geſündigt.“ Durch Arnolds Schriften ward er zum Pietismus bekehrt und ging ſogar noch über denſelben hinaus bis zum Myſticismus und zur Alchymie. Er trieb ſich als fahrender Gelehrter in den verſchiedenſten Ländern umher, ſtudirte in Holland Medicin, verſuchte ſich auch im Goldmachen und kam dabei durch einen glücklichen Zufall angeblich auf einige nicht unwichtige naturwiſſenſchaftliche Entdeckungen, deren Urheberſchaft ihm aber auch von Andern ſtreitig gemacht wird. Aus mehrern Ländern verwieſen, ward er nach Dänemark wegen ſeiner mediciniſchen Kenntniſſe als Kanzleirath berufen, mußte aber wegen unkluger Aeußerungen über den König auch von dort wieder fliehen, wurde in Hamburg ausgeliefert, viele Jahre lang auf der Inſel Bornholm gefangen gehalten, endlich freigelaſſen, in Schweden, wohin er ſich nun wandte, ehrenvoll aufgenommen, allein bald wieder wegen der von ihm veranlaßten kirchlichen Aufregung durch den Reichstag des Landes verwieſen, und ſtarb endlich 1734 auf dem Schloſſe Wittgenſtein, wo er eine Zufluchtsſtätte gefunden. Seine Schickſale ſind bezeichnend, wie für ihn ſelbſt, ſo für die damalige Zeit. — Vergl. über ihn: Br. Bauer, „Geſchichte der Politik, Kultur und Aufklärung in Deutſchland im 18. Jahrhundert,“ 1. Bd., S. 176; Hagenbach, „Die Kirchengeſchichte des 18. und 19. Jahrhunderts,“ 1. Bd., S. 165 ff.; „J. C. Dippel, nach Leben und Lehre dargeſtellt“ von Kloſe, in der „Zeitſchrift für hiſtoriſche Theologie“ von Niedner, 21. Bd. (1851).

**) „Dippel raſt noch immer,“ ſchreibt Wolf an Reinbeck — ſiehe Büſching. „Beiträge zu der Lebensgeſchichte denkwürdiger Perſonen“, 1. Bd., S. 22.

***) Es gehören dahin vor Allem die Orcodoxia Orthodoxorum (1697) und das „Geſtäupte Pabſtthum der Proteſtanten“ (1698); ferner die kleineren Pamphlete

von Dippel betretenen Bahn fehlte es nicht*). Sogar ein Mitglied der lutherischen Geistlichkeit selbst, Zeidler, Prediger im Mannsfeldischen, erklärte seinen eignen Stand für einen „Greuel vor Gott," weil die meisten Geistlichen nur auf strenge Lehre, nicht auf sittlichen Lebenswandel achteten — die alte Klage, welche schon fast ein Jahrhundert früher Arnd, Andreä u. A. angestimmt hatten**).

Aber schon begann die freigeisterische Opposition auch über die Häupter der Orthodoxie hinweg ihre Angriffe auf die Grundlehren des Christenthums selbst zu richten, und zwar vorzugsweise auf solche, welche eben diese Orthodoxie durch ihre übertreibende Schroffheit dem moralischen Gefühl und dem denkenden Verstande der Gebildeten am Meisten verleidet hatte. Die strenglutherische Partei hatte das stellvertretende Verdienst Christi für den alleinigen und für einen ausreichenden Grund der Seligkeit des Menschen erklärt — die neue Richtung, nicht mehr zufrieden damit, wie einst Calixt und Spener, neben jenem Verdienst auch die eigne sittliche Anstrengung des Menschen als eine nothwendige Vorbedingung seiner Aussöhnung mit Gott zu betrachten, leugnete geradezu, daß es zwischen Gott und dem Menschen eines Mittlers bedürfe, und wollte in Christo kein anderes Verdienst anerkennen, als das „eines erhabenen sittlichen Vorbildes für alle Menschen im Leben, wie im Tode." Die Orthodoxen legten alles Gewicht auf die rechtfertigende und heiligende Kraft der kirchlichen Gnadenmittel oder Sacramente — Dippel erklärte diese für „entbehrliche Menschensatzungen" und hielt es für vollkommen genügend, „wenn nur der Mensch Verstand und Willen recht auf Gott richte." Den Orthodoxen hatte es nicht genug geschienen, sich auf die Bibel, als auf das unmittelbare Gotteswort, zu berufen: sie hatten neben diese, ja zum Theil über sie, die menschlichen Satzungen der symbolischen Bücher gestellt — der natürliche Rückschlag einer solchen

---

„Der Christenstaat auf Erden," „Der apostolische Wegweiser," „Wein und Oel in die Wunden des gestäupten Pabstthums" (1700) u. a. m. Dippel nannte sich auf dem Titel dieser Schriften Christianus Democritus.

*) Dahin gehören z. B. die Orthodoxia vapulans, die sich schon durch ihren Titel als eine Nachahmung Dippelscher Schriften verräth (1707), das „verdeckte und entdeckte Carneval" (1701) und Aehnliches. Vgl. C. B. Löschers „Unschuldige Nachrichten," Jahrg. 1701, S. 177, 210 u. s. w.

**) Die Schrift Zeidlers (1700 erschienen) führte den Titel: „Der wackelnde Pfaff und befestigte Lehrer." — Vgl. Br. Bauer a. a. O. S. 186.

einseitigen Uebertreibung führte zu dem andern Extrem, daß man selbst die Bibel nicht mehr unbedingt gelten ließ, sondern ihre Autorität, so gut wie die der symbolischen Bücher, mit rücksichtsloser Kritik anfocht. „Die Bibel," sagte J. Chr. Edelmann — ein Schüler Arnolds und Dippels und gleich dem Letzteren ein „fahrender Gelehrter," aber von größerem sittlichen Halt*) — „ist eine Sammlung alter Schriften, deren Urheber nach dem Maß ihrer Erkenntniß von Gott und göttlichen Dingen geschrieben, auch größtentheils herrliche Wahrheiten vorgetragen haben, für die ich die größte Hochachtung hege. Sie haben aber nie im Sinne gehabt, Andern damit Grenzen ihrer Gedanken zu setzen oder ihre Schriften der Nachwelt als eine unfehlbare Richtschnur ihrer Erkenntniß aufzudrängen, sondern Dies ist ein alter Pfaffenfund, unter dessen Begünstigung diese Leute über Andere herrschen wollen"**). In ähnlichem Sinne schrieb ein Helmstädter Professor, v. d. Hardt, über die alttestamentlichen Erzählungen, in denen er Nichts als „lehrreiche Gedichte der Alten" erblickte***).

Diesen kritischen Versuchen, welche die Göttlichkeit und Unfehlbarkeit der Bibel alten und neuen Testaments in Frage stellten, reihten sich andere an, welche durch Erklärung und Uebertragung der heiligen Schriften im Geiste und nach der Anschauungsweise der Gegenwart dieselben thatsächlich ihres Charakters der Unantastbarkeit und Unwandelbarkeit entkleideten. Zwei solche moderne Bibelübersetzungen entstanden im Laufe der Periode, die wir schildern, und fanden zum Theil sogar in

*) Er schrieb: „Unschuldige Wahrheiten" (1735), „Moses mit aufgedecktem Angesicht," „Göttlichkeit der Vernunft" (1741), „Abgedrungenes Glaubensbekenntniß" (1746) u. A. m. In der Vorrede zur letztgenannten Schrift sagt Edelmann von sich selbst: „Mein Gewissen überzeugt mich, daß weder Muthwillen noch Frevel, noch irgend eine unerlaubte Absicht mir jemals die Feder in die Hand gegeben. Ich bin ohne mein Denken und wider meinen Willen dazu genöthigt worden. Man hat ein schriftliches Glaubensbekenntniß von mir begehrt. Man hat meines Herzens Gedanken in Sachen die Religion betreffend von mir wissen wollen. Als ein ehrlicher Mann war ich verbunden, die Wahrheit zu sagen und keinen Heuchler abzugeben. Mir war das Sprüchwort nicht unbekannt, daß man Denen, die die Wahrheit geigen, den Fiedelbogen um den Kopf zu schlagen pflegt: allein, weil man die Wahrheit von mir wissen wollte, mußte ich es darauf ankommen lassen und meiner gerechten Sache trauen." — Vgl. Br. Bauer a. a. O., S. 218 ff.

**) „Abgedrungenes Glaubensbekenntniß," S. 42.

***) Die Schrift heißt: Aenigmata prisci orbis.

den untern Volksklaſſen Verbreitung, die ſogenannte Berleburger Bibel, 1726 von Haug und Groß herausgegeben, und die Wertheimer, 1735 von J. L. Schmidt verfaßt, jene nach myſtiſch-ſchwärmeriſchen, dieſe nach philoſophiſch-freidenkeriſchen Grundſätzen bearbeitet*).

Der Stifter der chriſtlichen Religion ſelbſt war in den Augen Edelmanns, dieſes conſequenteſten aller deutſchen Freidenker der damaligen Zeit, nichts Anderes als „ein Menſch wie wir, mit ausnehmenden Gaben und Tugenden von Gott ausgerüſtet" und durch den Namen „Gottesſohn" nur als der „vortrefflichſte aller Menſchen" ausgezeichnet, ohne deshalb in einem unmittelbareren Verhältniß zu Gott zu ſtehen, als andere Menſchen**). Und ein zweiter Schriftſteller der gleichen Richtung, Ludovici, erklärte: „die wahre Religion ſetze bei Seite, was Chriſti Perſon und Natur ſei; ihr genüge, zu wiſſen, daß er gütig ſei und ein Herr, zu helfen***).

Auch von jener ſpeculativen oder mythiſchen Ausdeutung der poſitiven bibliſchen Wahrheiten, welche in der neueſten Zeit ſo viel Aufſehen gemacht hat, finden wir ſchon damals die erſten, freilich noch etwas grobkörnigen Spuren. Der „Heiland" iſt nach Edelmann nur ſo viel als: „Freimacher der Menſchen von dem Joche ihrer Treiber, die ſich von ihren Sünden mäſteten," die „Auferſtehung Chriſti" bedeutet das „Wiederaufleben ſeines, vergebens von den Pfaffen der damaligen Zeit gewaltſam unterdrückten, freimachenden Geiſtes," und der von Chriſto verkündigte „jüngſte Tag" iſt nur ein bildlicher Ausdruck für die „Befreiung der Menſchen von ihren Irrthümern," eine Befreiung, die ſchon auf der Erde beginnen und in einem künftigen Leben fortgeſetzt werden ſoll.

Und doch war vielleicht von allen Ketzereien Edelmanns keine in den Augen der Orthodoxen ſo ſchlimm, wie die, daß er nicht an den Teufel glaubte, vielmehr die Lehre vom Teufel ebenfalls für ein bloßes

---

*) Hagenbach, a. a. O., S. 171, Hoßbach, a. a. O., 2. Bd., S. 196, Acta Ecclesiastica, vol. I., Anhang.

**) „Glaubensbekenntniß," S. 147.

***) In der Schrift: De indifferentismo, 1700 (unter dem angenommenen Namen: Erich Friedlieb). Vgl. Löſcher, „Unſch. Nachr.," 12. Jahrg., 1701, S. 146.

Werk der „Pfaffen“ und dieſe allein für die „wahren Teufel“ erklärte*).

Noch in einer andern Beziehung hatte die Einſeitigkeit und Engherzigkeit der herrſchenden Orthodoxie in den Gemüthern einer großen Zahl von Menſchen, und nicht der ſchlechteſten, einen entſcheidenden Umſchlag in das gerade Gegentheil hervorgebracht. Während jene noch immer daran feſthielt, daß es außerhalb der ſtrenglutheriſchen, d. h. der auf die Concordienformel gebauten Kirche kein Heil und keine Seligkeit gebe, während ſie ſelbſt ihre nächſten Glaubensverwandten, die Anhänger des Schweizeriſchen und des Melanchthoniſchen Bekenntniſſes, kaum weniger als die Heiden verabſcheute und für verdammt erklärte, galt es bereits in weiten Kreiſen als ein Zeichen zeitgemäßer Aufklärung, zu glauben und öffentlich zu bekennen, „daß auch Juden und Papiſten ſelig werden könnten, wenn ſie nur fromm gelebt hätten“**), und Ludovici dehnte Dies, wie die Orthodoxen wehklagend bemerkten, bis zu der Behauptung aus: „es könne Jeder ſelig werden, er habe eine Religion, welche er wolle“***).

So gewann von allen Seiten her jene Meinung immer mehr Raum, welche ſchon ein Menſchenalter früher ein holſteiniſcher Sectirer, Kuntzen, das Haupt der ſog. „Gewiſſener“ — damals unter nur ſchwachem Anklange — verkündigt hatte: die Meinung, daß der Menſch zum Rechthandeln keiner andern Richtſchnur bedürfe, als der innern Stimme ſeines Gewiſſens, welche jede äußere Offenbarung überflüſſig mache und erſetze. Noch ſchwankte zwar dieſer Gedanke hin und her zwiſchen der mehr ſchwärmeriſchen Auffaſſung der Myſtiker, denen

---

*) Ebenda. Wie groß und unverſöhnlich der Haß Edelmanns gegen die herrſchende Zeittheologie war, erhellt auch noch aus einer andern Stelle jenes „Glaubensbekenntniſſes,“ wo es heißt: „Jetzt habe ich, wie Jeremias, keinen andern Beruf, als daß ich ausreißen, zerbrechen, zerſtören und verderben ſoll Alles, was nur Orthodoxie und falſcher Gottesdienſt, phariſäiſche Theologie und falſche Myſtik iſt und heißt.“ — „Welche Wahrheit iſt wohl jetzt die nöthigſte und nützlichſte? Die Erkenntniß der falſchen, d. h. jedweder, der orthodoxen und der myſtiſchen Theologie! — Die Wahrheit muß einmal durchdringen, rumpantur ut ilia Codro, und wenn Alles darüber zerberſten ſoll!“

**) „M. Adam Bernds, evangel. Predigers, eigene Lebensbeſchreibung,“ (1738), S. 7.

***) In der ſchon oben erwähnten Schrift De indifferentismo. Vgl. Löſcher a. a. O., Hering, „Die kirchlichen Unionsverſuche,“ 2. Bd., S. 331.

die „innere Stimme" eine specifisch andächtige Gefühlserregung bedeutete, und jener mehr nüchternen, die dabei nur an den reflectirenden Verstand und einen gewissen, dem Menschen angebornen moralischen Sinn dachte, einer Auffassung, wie sie namentlich von England und den Niederlanden sich immer mehr auch nach Deutschland Bahn brach. Selbst Dippel und Edelmann neigten sich abwechselnd bald dem einen, bald dem anderen dieser Pole zu. Aber schon gewann die mehr verstandesmäßige und rein moralische Betrachtungsweise aller menschlichen Verhältnisse — der bloße „Gehorsam gegen das Gewissen," wie es Edelmann bezeichnete*) — ein immer entschiedeneres Uebergewicht.

Verbreitung freidenkerischer Ansichten in den vornehmen und den untern Klassen.

Ansichten der angedeuteten Art fanden sich auch keineswegs blos in den Kreisen der Gelehrten oder selber nur der Höhergebildeten, sondern sie waren bereits in die breiteren Schichten der Gesellschaft eingedrungen und mancher Orten beinahe zur herrschenden Meinung des Tags geworden. Fast scheint es sogar, als ob in diesen unteren Schichten sich derartige freie, zum Theil auch leichtfertige Ansichten über religiöse Dinge unabhängig von der Ideenbewegung in den gelehrten Kreisen, ja hier und da früher als diese, entwickelt hätten. Aus den zahlreichen Berührungen mit Fremden, wozu der 30jährige und die nachfolgenden Kriege Veranlassung gegeben, hatten selber die gemeinen Kriegsleute mancherlei neue, ihnen früher unbekannte Ideen mit zurückgebracht**). Wir haben Spuren, daß die Schriften des französischen Freidenkers Bodin — insbesondere sein Heptaplomeron oder Gespräch über den Werth der verschiedenen Religionen — durch die französischen Kriegsschaaren nach Deutschland gebracht und hier begierig gelesen wurden. Die Mischungen und Begegnungen von Leuten aller Religionen waren ohnehin geeignet, der Gleichgültigkeit gegen äußere Glaubensunterschiede Vorschub zu leisten***), und es hing dann nur von einem zufälligen Einflusse ab, ob sich eine solche Gleichgültigkeit mehr schwärmerisch-mystisch, oder mehr nüchtern-freidenkerisch äußern sollte. Von Polen her waren socinianistische Ideen schon längst in das östliche Deutschland und, in Folge der Aufnahme,

*) „Glaubensbekenntniß," S. 47.

**) Bernd, a. a. O., S. 7, führt als einen Grund der freidenkerischen und toleranten Ansichten seines Vaters an: „Das machte, der Vater hatte von Jugend auf, im dreißigjährigen Kriege und anderwärts, unter den Leuten gedient."

***) Vgl. oben S. 311.

welche dieſe Secte unter Karl Ludwig in der Pfalz gefunden hatte, wahrſcheinlich auch in das weſtliche eingedrungen. Die leichtfertigen Anſichten über Religion, welche ein großer Theil des deutſchen Adels von ſeinen Reiſen nach Frankreich und Italien mitbrachte, mochten ſich nur zu häufig im täglichen Umgange auch ihrer Dienerſchaft und ihren ſonſtigen Umgebungen mittheilen, und ſo geſchah es, daß die höchſten und die niedrigſten Schichten der Geſellſchaft vielfach von den freigeiſteriſchen Ideen des Auslandes angeſteckt erſchienen, während der Gelehrten- und der Bürgerſtand noch theils an dem hergebrachten Glauben feſthielten, theils allerhand Mittelwege ſuchten, um dieſen Glauben mit dem erwachten Bedürfniß freieren Denkens in Einklang zu ſetzen. Nicht ohne Verwunderung leſen wir in der Selbſtbiographie eines Augenzeugen der damaligen Zeit, daß einfache Bürger, Kohlgärtner in Breslau, einem vollkommenen „Indifferentismus" in Religionsſachen huldigten, daß derartige Anſichten damals „unter dem gemeinen Volke faſt häufiger waren, als unter den Gelehrten," daß an öffentlichen Orten „von allerhand Leuten, auch wohl Freigeiſtern, über religiöſe Dinge raiſonnirt ward," und daß „unter hundert Bürgern vielleicht nicht Einer war, der anders dachte" *).

Ebenſo im Mittelſtande.

Inzwiſchen waren ähnliche Anſichten, nur in mehr wiſſenſchaftlicher Form, doch auch ſchon in die gelehrten und gebildeten Kreiſe des Mittelſtandes eingedrungen und machten hier nicht weniger raſche Fortſchritte. Die Schriften der engliſchen Freidenker, die Schriften Bayle's, Spinoza's und Andrer wurden - theils in deutſchen, noch öfters in franzöſiſchen Ausgaben, oder in Auszügen, welche die kritiſchen Blätter gaben — mit Begierde geleſen. Die Widerlegungen ſelbſt, durch welche rechtgläubige Theologen und Philoſophen den Einfluß dieſer Schriften zu entkräften gedachten, trugen nur zur Vermehrung dieſes Einfluſſes bei, indem ſie die öffentliche Aufmerkſamkeit auf manche, bis dahin vielleicht noch wenig gekannte, ausländiſche Preßerzeugniſſe hinlenkten **). Die Nachahmungsſucht und Unſelbſtſtändigkeit, die wir ſchon zu wiederholten Malen an dem deutſchen Geiſtesleben jener Zeit zu rügen Veranlaſſung gehabt haben, forderte auch hier ihr Recht, und ſo vollzog ſich im Laufe weniger Jahrzehnte in den Anſichten der deut-

*) Bernd, a. a. O.

**) Tholuck, „Vermiſchte Schriften," 2. Bd., S. 24.

schen Mittelklassen eine Umwandlung, welche selbst Die überraschte, die am Aufmerksamsten der Bewegung der religiösen Ideen gefolgt waren. E. V. Löscher, einer der Hauptwortführer der Orthodoxie an der Schwelle des 18. Jahrhunderts, eröffnet seine Zeitschrift, die „Unschuldigen Nachrichten," im Jahre 1701 mit der Klage, daß, „während man noch vor zwanzig Jahren in Deutschland von solcher schändlichen Licenz Wenig oder Nichts gewußt, nur mit Erstaunen gehört, was für Unheil das ungemessene Bücherschreiben durch die vielen atheistischen und fanatischen Schriften in dem allzu freien Holland anrichte, und nur mit Grausen die Namen eines Spineza, Acosta, Beverland, Hobbes u. A. vernommen habe, nunmehr es so weit gekommen sei, daß das holländische Samaria gegen das evangelisch-deutsche Jerusalem fromm erscheine — so groß sei die täglich mehr und mehr einreißende Frechheit der Ungläubigen, da fast Alles mit libertinischen Schriften angefüllt sei und dem Indifferentismus öffentlich das Wort geredet werde!" „Derartige Bücher hätten Leser und Liebhaber die Menge, während die gründlichsten Widerlegungen derselben keine Verleger fänden oder ungelesen blieben"*). Löscher fand daher auch für nöthig, eine besondere Rubrik in jedem Hefte seiner „Nachrichten" dem operi antiatheo und eine zweite dem operi antifanatico, d. h. der Bekämpfung atheistischer und fanatischer Schriften zu widmen. Und diesen Rubriken fehlte es ebensowenig an Stoff, als dem Catalogus librorum atheisticorum, welchen Thomasius in seinen Observationes selectae vom Jahre 1700 an herausgab und welcher neben französischen und englischen Schriften dieser Gattung schon auch deutsche in immer wachsender Zahl aufwies**).

*) A. a. O., Vorrede, S. 3.

**) So findet sich bei Löscher neben andern Schriften ähnlicher Richtung in dem Jahrgange 1707, S. 189 eine solche unter dem Titel Concordia rationis et fidei besprochen (angeblich von einem preußischen Geheimen Secretär Stosch), worin schlechthin die Existenz einer geistigen Welt verworfen, die Seele für gleichbedeutend mit dem Gehirn ausgegeben wird u. s. w. — Thomasius in seinen „Jur. Händeln" (1. Bd., S. 233) berichtet von einem gewesenen fürstlichen Minister, der wegen einer Schrift: De deo, mundo et homine, bei der Facultät zu Halle als Gottesleugner in Untersuchung kam und zu seiner Rechtfertigung u. A. anführte: es würden ja in allen Buchläden socinianistische, alte heidnische und neue libertinische Bücher ausgestellt und verkauft.

Auftreten Chr. Wolfs.

So war der Geiſt der Zeit beſchaffen, in welcher ein neues Syſtem der Philoſophie, das Wolffſche, auf die Bühne trat*).

Deſſen Bildungsgang und Strebeziel.

In Wolfs Bildungsgeſchichte, ſoweit dieſelbe offenkundig vor uns liegt, iſt Nichts, was auch nur entfernt an die inneren Kämpfe und Geiſtesſtürme erinnerte, durch welche wir einen Leibnitz und einen Thomaſius zur Klarheit über die ihnen beſchiedene Lebensaufgabe hindurchdringen ſehen**). Aber es iſt nicht die Sicherheit eines großen, einfachen reformatoriſchen Gedankens, etwa wie bei Spener, was ihm dieſe Kämpfe erſpart. Wolfs Streben zeigt ſich ſchon früh mit zweifelloſer Entſchiedenheit von dem Bewußtſein geleitet, daß dem Fortſchritte der Bildung und dem allgemeinen Wohle der Menſchheit nicht ſo ſehr an der Auffindung neuer Ideen, als vielmehr daran gelegen ſei, daß die Maſſe der vorhandenen in ein wohlgeordnetes, überſichtliches Syſtem gebracht, dadurch zugleich feſter begründet und für weitere Kreiſe verſtändlich gemacht werde.

Charakter und Einfluß der Wolfſchen Philoſophie.

Die Zeit, welche dem Auftreten Wolfs voranging, hatte in allen Fächern des Wiſſens und auf allen Gebie-

---

*) Für das Folgende wurden, außer den eignen Werken Wolfs, hauptſächlich nachſtehende Schriften benutzt: „Hiſtor. Lobſchrift des ꝛc. Herrn Chr. Frh. v. Wolf“ (von Gottſched), 1755; Büſching, „Beiträge zu der Lebensgeſchichte denkwürdiger Perſonen,“ 1. Thl.; Ludovici, „Ausführl. Entwurf einer Hiſtorie der W.'ſchen Philoſophie“ (3 Bde.), und deſſen „Sammlung und Auszüge ſämmtlicher Streitſchriften wegen der W.'ſchen Philoſophie“ (2 Bde.); noch zwei andere Bände Streitſchriften in derſelben Sache; Bullmann, „Denkwürdige Zeitperioden der Univerſität Halle;“ Förſter, „Ueberſicht der Geſchichte der Univ. Halle in ihrem 1. Jahrhundert;“ „Chr. Wolfs eigne Lebensbeſchreibung, herausg. mit einer Abhandlung über Wolf von H. Wuttke“; der handſchriftliche Briefwechſel zwiſchen W. und dem Grafen v. Manteuffel aus den Jahren 1736 bis 1748 (auf der Leipziger Univ.-Bibl. Nr. 1274), 3 Bde.; Tittmann, „pragmat. Geſch. der Theologie und Religion in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts;“ Tholuck, „Verm. Schriften,“ 2. Thl.; Br. Bauer, „Geſchichte der Politik, Kultur und Aufklärung Deutſchlands im 18. Jahrhundert,“ 1. Thl.; endlich die Schriften über Geſchichte der neuern Philoſophie von Buhle, Reinhold, Hegel, Fiſcher.

**) Auch von Wolf exiſtirt, wie von L. und von Th., eine Schilderung ſeiner eignen Bildungsgeſchichte (die von uns oben citirte „Eigne Lebensbeſchreibung W.'s, herausgegeben v. Wuttke“). Aber wie verſchieden iſt dieſe Selbſtbiographie von denen jener beiden Männer! wie nüchtern und trocken! wie bar jedes Elementes der Gährung und des Kampfes, dergleichen wir dort ſo viele antreffen!

erklärt aus dem Wesen der deutschen Bildung.

ten des Lebens einen reichen Schatz neuer Erkenntnisse, Beobachtungen und Ansichten angehäuft. Aber dieser Reichthum lag noch meist ungeordnet durcheinander. Die beiden bedeutendsten Vorgänger Wolfs auf philosophischem Gebiete, Leibniz und Thomasius, hatten genug zu thun gehabt, nur die obersten Grundsätze des Denkens und Erkennens festzustellen, und waren bis zu einer planmäßigen Durcharbeitung des Einzelnen nicht gekommen. Die englischen, französischen, holländischen Denker, denen man zum größeren Theile die neuen philosophischen Wahrheiten verdankte, hatten noch weniger Veranlassung gehabt, dieselben in ein System zusammenzufassen, weil in den Ländern, für die sie schrieben, das höher entwickelte Gemeinbewußtsein der Bevölkerungen und die ganze Praxis des Lebens die sofortige Verwerthung und die wirksame Ausbreitung der von der Speculation erzeugten Ideen übernahm.

Die Bedürfnisse des deutschen Geistes, wie er sich nun einmal entwickelt hatte, waren in dieser Hinsicht wesentlich andere. Er mußte, um sich des sichern Besitzes und der förderlichen Wirkungen philosophischer Ideen zu erfreuen, diese Ideen in regelrechter Form vor sich haben. Die tiefsten Wahrheiten, wenn sie nicht in einer solchen regelrechten Form auftraten, wurden hier mit Mißtrauen betrachtet, und auch das Trivialste erschien ehrwürdig, sobald es sich nur in das zunftmäßige Gewand gelehrter Systematik kleidete.

Leibniz hatte weder populär noch systematisch geschrieben — dafür beschränkte sich die Wirksamkeit seiner Philosophie auf eine kleine geistige Aristokratie. Thomasius hatte zwar populär, aber nicht systematisch geschrieben — und gewiß war sein Einfluß, so weit es sich um das bloße Anregen handelte, nicht gering, allein den Zweck, den er am Meisten im Auge hatte, seine Landsleute an jene leichtere, unmittelbarer dem Leben zugekehrte Art des Denkens zu gewöhnen, in welcher Engländer und Franzosen schon damals so Großes leisteten, hatte er nur theilweise erreicht. Die deutschen Mittelklassen waren zu einer solchen freieren geistigen Bewegung noch nicht reif. Der Pedantismus des abgezogenen Gelehrtenthums war zu tief in Fleisch und Blut der Nation eingedrungen, als daß er so rasch wieder zu verschwinden vermochte. Wenn man auch den Ideen der neuen Zeit sich nicht gänzlich verschloß, so konnte man doch viel schwerer sich der angewöhnten und überlieferten Formen entschlagen. Wenn man schon den Muth hatte, mit der überlebten Weisheit der alten

Scholaſtik zu brechen, ſo hielt man es doch für anſtändig, ſich auch noch ferner wenigſtens äußerlich mit dem philoſophiſchen Bart und Mantel zu drapiren. Man war wol geneigt, dem Dogmatismus der herrſchenden Philoſophie und Theologie abzuſagen, aber man verlangte wieder nach einem neuen Dogmatismus, d. h. nach einem fertigen, in ſich abgeſchloſſenen Syſteme von Wahrheiten, in welchem Jedes an ſeinem beſtimmten Platze zu beliebigem Gebrauche bereit ſtände, um daraus nach Bedarf mit größter Bequemlichkeit und Sicherheit entnommen zu werden. Man hätte ſich, als „gründlicher" Deutſcher, geſchämt, keine andere Philoſophie zu beſitzen, als, wie der Engländer, eine bloße Wiſſenſchaft der Erfahrung, oder, wie der Franzoſe, ein bloßes geiſtreiches Raiſonnement über die höchſten Intereſſen des Menſchen.

Chr. Wolf war ganz der Mann dazu, um dieſes eigenthümliche Bedürfniß des deutſchen Geiſtes ebenſowol zu befriedigen, als auszubeuten. Er beſaß die bewundernswerthe Beharrlichkeit, den ganzen Umkreis menſchlichen Wiſſens und Handelns, mit dem Zollſtabe ſeiner Definitionen und Demonſtrationen in der Hand, auszuſchreiten, abzumeſſen und einzutheilen. Er beſaß — was mehr war — eine merkwürdige Unbefangenheit und Naivetät in der Art und Weiſe, wie er triviale Wahrheiten in tiefſinnig ſcheinende Formeln zu kleiden und die einfachſten Erfahrungsſätze unter der gleißenden Hülle mathematiſcher Beweiſe als wichtige Errungenſchaften der Speculation feilzubieten verſtand*). Er konnte mit der ernſthafteſten Miene von der Welt in langen

*) Als eines von vielen Beiſpielen greifen wir aus Wolfs Oeconomica, methodo scientifica pertractata, folgenden Beweis (Pars I, §. 178) für den Satz heraus: „Wohlerzogene Kinder bereiten ihren Aeltern Freude, ſchlechterzogene Schmerz."

§. 178.

Liberi recte educati parentes gaudio oblectant, male educati contristant. Quodsi enim liberi recte educati fuerint, non modo diligentiam adhibent, ut sibimet prospiciant honeste de iis, quibus ad vitam conservandam et commode ac jucunde, quantum datur, degendam indigent, verum etiam actiones suas juxta legem naturae determinant (§. 255. part. 7. Jur. nat.), ideoque virtute praestant (§. 321. part. I. Phil. pract. univ.), utiles et sibi, et aliis, et Reip. (not. §. 176), cumque officia parentibus debita in se desiderari minime patiantur, utpote omnes actiones ad legem naturae componentes (§. 255. part. 7. Jur. nat.), quae officia ista praescribit (§. 225. part. I. Phil. pract. univ.), in omnibus suis actionibus parentibus placere studeat (§. 745. part. 7. Jur. nat.) et in honore habeat (§ 752. part. 7. Jur. nat.), ad quemcunque statum pervenerint, cum haec ipsorum officia ob immutabilitatem

wissenschaftlichen Ausführungen Sätze erhärten, an denen schwerlich irgend Jemand zu zweifeln gewagt hätte, weil sie alltägliche, allgemein anerkannte Wahrheiten enthielten, und er konnte ein anderes Mal mit derselben unerschütterlichen Gelassenheit unter der kunstgerechten Form scheinbar unantastbarer Schlußfolgerungen Behauptungen einschmuggeln, gegen die eine unbefangene Kritik sehr ernstliche Einwendungen zu machen hatte.

Aber gerade Dies war es, was dem damaligen Bildungsstande der deutschen Mittelklassen entsprach. Man glaubte auch das Schwerste verstanden zu haben, wenn man nur die philosophische Formel dafür auswendig wußte; man beruhigte sich auch bei den gewagtesten Sätzen, sobald dieselben nur mit der sichern Miene wissenschaftlicher Unfehlbarkeit vorgetragen wurden, und man war im höchsten Grade mit sich zufrieden, daß man — Dank dieser Philosophie! — über alle mögliche Dinge im Himmel und auf Erden so freisinnig und doch so gelehrt, so aufgeklärt und doch so schulgerecht, so vernunftgemäß und doch so dogmatisch-zuversichtlich disputiren konnte.

Die Erfolge der Wolfschen Philosophie standen vollkommen im Einklang mit dieser Wahlverwandtschaft derselben zu dem damaligen Bildungsdurchschnitt der deutschen Nation. Weder Leibnitz noch Thomasius hatten es dahin gebracht, eine eigentliche Schule zu bilden — Wolf sah sich alsbald von einer solchen, und zwar in weitester Ausdeh-

---

legis naturae (§. 142. part. 1. Phil. pract. univ.), nec educationis saltem causa requisita sint perpetua (§. 804 805. part. 7. Jur. nat.). Quando parentes agnoscunt, hos esse fructus educationis suae, acquiescentia in se ipso oritur (§. 751. Psych. empir.), affectus jucundissimus (§. 753. Psych. empir.), dulcissima voluptate animum opplens (§. 608. Psych. empir.). Et, quoniam parentes liberos recte educantes virtutem amant (§. 175), ex virtute quoque liberorum voluptatem percipiunt (§. 654. Psych. empir.), cumque liberos ament (§. 715. part. 7. Jur. nat.), et amor hic inflammetur, dum hi ipsis placere student per demonstrata (§. 645. Psych. empir.), de felicitate eorundem gaudent (§. 635. Psych. empir.). Quoniam denique votis ipsorum respondet, si liberi fiant fortunati (§. 732. part. 7. Jur. nat.), quando iidem digna virtute sua bona fortunae consequuntur, voti sui compotes facti gaudent. Patet itaque, liberos recte educatos gaudio oblectare parentes. Quod erat unum — u. s. w. — Matth. Claudius hat in seinem „Wandsbecker Boten" diese pedantisch-triviale Art von Beweisführung persifflirt durch Aufstellung folgenden Schlusses: „Ein Student ist kein Rhinoceros, denn ein Rhinoceros ist ein Thier mit einem Horne auf der Nase; nun hat aber ein Student kein Horn auf der Nase, folglich ist er kein Rhinoceros. Was zu beweisen war."

nung, umgeben. Nicht blos hörte man auf akademiſchen Katheder, philoſophiſchen und theologiſchen, ja auch juriſtiſchen und mediziniſchen, die Reſultate der Wolffſchen Philoſophie oder doch ihre Methode verkündigen; nicht blos verdrängte dieſelbe mit ihren ſtrengen, freilich oft auch trivialen Begriffsentwickelungen und ihrem Streben nach logiſcher Klarheit*) von vielen Kanzeln die, bisweilen etwas ſchwebelnde, erbauliche Predigtweiſe der Pietiſten; nicht blos erlebten die Schriften Wolfs zahlreiche Auflagen und wurden von einer Schaar begeiſterter Anhänger mit kühner Zuverſicht den Schriften Lockes vorgezogen**) — auch in ſolche Kreiſe, wo man ſich bisher wenig oder nicht mit Philoſophie abgegeben hatte, drang dieſe Lehre ein. Beſondere Geſellſchaften entſtanden zum Zwecke der „Ausbreitung der Wahrheit“ nach Wolffſchen Grundſätzen. Hof- und Staatsbeamte von hohem Range, Aerzte, Geiſtliche, Rechtsgelehrte, Profeſſoren an Gymnaſien, Buchhändler u. A. vereinigten ſich zum gemeinſamen Bekenntniß dieſer Philoſophie und gaben ſich gegenſeitig das Wort, „Nichts für wahr zu halten ohne zureichenden Grund“ und „ſich Aller anzunehmen, welche die Wahrheit ſuchen und verbreiten“***). Nicht blos fürſtliche Damen und ihre Umgebungen ſuchten einen Ruhm darin, wie früher mit Leibniß, ſo jetzt mit Wolf zu philoſophiren,†) ſondern es ward als das Kennzeichen einer gebildeten Frau angeſehen, daß ſie von dem „Lichte der

*) Als ein Beiſpiel hiervon wird angeführt, daß ein Geiſtlicher, der über Chriſti Bergpredigt ſprach, damit begonnen habe, zu definiren: „Ein Berg iſt eine Erhöhung“, „Volk iſt eine Menge von Menſchen“ u. ſ. w.

**) Gottſched a. a. O.

***) In Berlin entſtand 1736 die Geſellſchaft der „Alethophilen“ oder Freunde der Wahrheit, unter dem Protectorat des ehemaligen Miniſters Grafen von Manteuffel, welcher überhaupt ein großer Verehrer der Wolffſchen Philoſopie (hauptſächlich jedoch, wie es ſcheint, von ihrer negativen, freidenkeriſchen Seite) war und förmlich Propaganda für ſie machte. (Vgl. einen andern Briefwechſel M.'s mit verſchiedenen Gelehrten, — Handſchrift 1274° auf der Leipz. Univ.-Bibl. — Bl. 100.) Sie ließ eine Medaille prägen mit dem Bildniß der Minerva, auf deren Helm unter einem Lorbeerkranz die Porträts von Leibnitz und Wolf als Janus biceps ſich befanden, darum die Inſchrift: Sapere aude! Töchtergeſellſchaften bildeten ſich zu Weißenfels (1740), in der Niederlauſitz u. ſ. w. („Wolfs Eigne Lebensbeſchreibung von Wuttke“, S. 81, 97; Büſching, a. a. O., 1. Bd., S. 125; Danzel, „Gottſched,“ S. 37.)

†) Büſching, a. a. O., 1. Bd., S. 28; „Briefwechſel zwiſchen W. und M.“, 3. Bd., Bl. 282.

Vernunft" und dem „Streben nach Vollkommenheit" Etwas zu ſagen wiſſe, und einer der Anhänger Wolfs, Formey, fand es eine zeitgemäße Speculation, die ſchwerfälligen geometriſchen Beweisführungen des Meiſters in die leichte franzöſiſche Geſprächsform aufzulöſen, um ſie auch dem ſchönen Geſchlechte genießbar zu machen*). Die von Wolf eingeführte Methode des ſtreng regelrechten Erklärens, Beweiſens und Eintheilens ward auf alle mögliche Wiſſenſchaften angewendet**), und ſelber im gewöhnlichen Lebensverkehr und in der geſelligen Unterhaltung ſpielten die mathematiſchen Definitionen und Demonſtrationen eine, ebenſo oft ins Lächerliche, als ins Langweilige fallende Rolle***).

Wolf ſelbſt hatte das volle und zweifelloſe Bewußtſein ſeines Berufs als Lehrer und wiſſenſchaftlicher Reformator nicht blos Deutſchlands, ſondern des ganzen Menſchengeſchlechts, und ſeine Schüler thaten es ihm, wie Das zu geſchehen pflegt, an Selbſtüberhebung und Vergötterung der neuen Lehre noch zuvor†).

Zum erſten Mal in der Geſchichte des modernen deutſchen Geiſteslebens begegnen wir hier einer Erſcheinung, die wir ſeitdem noch öfters, in mannigfach wechſelnder Geſtalt, werden wiederkehren ſehen, daß nämlich, wegen des Mangels an großen öffentlichen Gemeinintereſſen, ein wiſſenſchaftliches und literariſches Ereigniß die

*) Die Schrift hieß: La belle Wolfienne und erſchien 1740. Wolf ſelbſt verſuchte ſich einmal, auf des Grafen Manteuffel Rath, in einer Darſtellung ſeiner Philoſophie für Frauen, kam aber damit nicht zu Stande. Es iſt komiſch, zu ſehen, wie er ſich dabei anſtellt.

**) „Wolfs Eigne Lebensbeſchreibung von Wuttke", S. 99.

***) Eine Satyre auf dieſes Modetreiben enthält das damals erſchienene Schriftchen: „Der nach mathematiſcher Methode, als der allerbeſten, neueſten und natürlichſten, getreulich unterrichtete Schuſtergeſelle," von Chr. Hecht, mit dem Motto: Nihil sine ratione sufficiente.

†) Wolf ſelbſt erwähnt in ſeiner „Lebensbeſchreibung" (S. 72) mit großer Befriedigung, wie er von einem Mr. de Gua de Malves le premier maître de l'Europe, von einem andern Franzoſen le professeur du genre humain genannt worden ſei, und ſagt von ſich ſelbſt in ſeinem Antrittsprogramm bei ſeiner Rückkehr nach Halle (1740): er werde ſich vorzugsweiſe der Fortſetzung ſeiner Schriften widmen, „um, als professor universi generis humani, deſto größeren Nutzen zu ſtiften" (Ebenda, S. 76). — Von ſeinen Schülern bemerkt das Gutachten der philoſophiſchen Facultät zu Tübingen (Ludovici, „Sammlung," 1. Bd., S. 168), daß ſie ſich ihres Wiſſens überhöben, von Exegeſe u. ſ. w. Nichts mehr wiſſen wollten, Wolfs „Metaphyſik" für das beſte Buch nach der Bibel erklärten u. dgl. m.

Stelle eines ſolchen vertreten und dem Drange der gebildeten Kreiſe nach Aeußerung ihres Thätigkeitstriebes und nach Parteinahme zum Träger und Ableiter dienen muß.

Stellung der Wolfſchen Philoſophie zur Religion.

Zunächſt war es doch wieder das religiöſe Intereſſe, was eine ſolche allgemeine Parteinahme bewirkte — und zwar ſowol für, als gegen die neue Lehre. Denn darüber, wie dieſe Lehre zu den hergebrachten religiöſen Vorſtellungen ſich verhalte, waren die Anſichten ſehr getheilt. Wolf ſelbſt behauptete ſein ganzes Leben lang nichts weniger als ein Gegner, vielmehr ein Vertheidiger des poſitiven Glaubens zu ſein. Die Schrift, womit er ſich in Leipzig 1703 habilitirte, „Die praktiſche Philoſophie, nach mathematiſcher Methode erwieſen," lief in einen Beweis für das Daſein eines perſönlichen Gottes aus. In einem Aufſatze vom Jahre 1707 in den Actis Eruditorum bekannte er ſich ausdrücklich zu der Lehre von der „Unzureichendheit der menſchlichen Vernunft" und der „Nothwendigkeit einer Offenbarung"*). Mit Genugthuung berichtet er, daß „vornehme Theologen" ſeine „Moral"**) den Predigern empfohlen und daß „Gottesgelehrte aller drei Religionen des heil. römiſchen Reichs" erklärt hätten: „Dies Buch trage zur gründlichen Erkenntniß der Gottesgelahrtheit bei und ſetze Einen in den Stand, vor allen Einwürfen Derer, die ſich am Verſtande ſtark zu ſein dünken, ſich zu vertheidigen"***). Seine „Natürliche Gottesgelahrtheit"†) enthält einen ganzen ausführlichen Abſchnitt, „worin," wie es in der Ueberſchrift heißt, „die Gründe der Gottesverleugnung, Deiſterei, Fataliſterei, Spinoziſterei und andere ſchädliche Irrthümer über den Haufen geſtoßen werden," und in der Vorrede zu dieſem Werke wird es als „kein geringer

*) In einer Recenſion des engliſchen Buches: Discourse on the necessity and usefulness of the revelation, by Witty, — (Acta Eruditt., Jahrg. 1707, pag. 358). „Durch die Vernunft allein," ſagt er daſelbſt, „erkennen wir die Unzureichendheit unſrer Kräfte zu der Richtung auf Gottes Abſicht und auf die Zwecke der menſchlichen Natur. Der Beſchluß Gottes der Herſtellung der Menſchheit durch Chriſtum iſt aber nicht gleichermaßen durch die Vernunft erkennbar. Daraus fließt unmittelbar die Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung im alten und neuen Bunde."

**) 1720 erſchienen.

***) „Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der menſchlichen Seele," 1720, Vorrede.

†) Zuerſt lateiniſch erſchienen unter dem Titel: Theol. naturalis, 1736, dann ins Deutſche überſetzt 1741.

Nutzen der natürlichen Gottesgelahrtheit" gepriesen, daß sie „eine Anleitung zur geoffenbarten gebe und zu deren Vertheidigung diene," ja es wird behauptet, „diese Art zu philosophiren sei eine wichtige Hülfe bei der Auslegung der heiligen Schrift, und die natürliche Gottesgelahrtheit, indem sie zeige, wie man dadurch, daß man Gott diene, zur Glückseligkeit gelange, führe von selbst dahin, die Unzulänglichkeit der natürlichen Religion und die Vortrefflichkeit der geoffenbarten besser zu erkennen," — „welches," fügt Wolf hinzu, „ich von Herzen wünsche." Auch in seinen Briefen*) beklagt er es wiederholt, „daß in Deutschland wie anderwärts Freidenkerei, Atheismus, Skepticismus und Materialismus so sehr überhandnehme," und drückt seine Freude aus, „daß seine Philosophie als ein wirksames Schutzmittel dagegen erkannt und gebraucht werde, und zwar selber in katholischen Ländern und von katholischen Theologen." In der That hatten sich die Grundsätze und mehr noch vielleicht die Methode Wolfs des Beifalls sogar von Mitgliedern jenes Ordens zu erfreuen, welcher die Bewahrung der reinen katholischen Lehre gewissermaßen als sein Privilegium betrachtete. Jesuiten waren es, welche dieser Philosophie den Weg in die Schulen und auf die Universitäten Baierns bahnten und welchen, wie man sagt, Wolf selbst seine Erhebung in den Reichsfreiherrenstand verdankte, die ihm durch den Kurfürsten Maximilian Joseph, als Vicar des Reiches, zu Theil ward**).

*) „Briefwechsel mit Manteuffel," 1. Bd., S. 92, 2. Bd., S. 401, 3. Bd., S. 69.

**) Tholuck, a. a. O.; Büsching, „Lebensbeschreibungen," 1. Bd., S. 29; „Wolfs Eigne Lebensbeschreibung von Wuttke", S. 26; Bauer, „Geschichte der Aufklärung, 1. Bd., S. 252. — Bauer nennt als Wolfs Gönner den Jesuiten Ickstedt, Wuttke den Jesuiten Stadler. Den Grund dieser, auf den ersten Blick auffallenden Sympathie der Jesuiten für die W.'sche Philosophie hat man wol mit Recht in der Eigenthümlichkeit seiner Methode gefunden, deren Formalismus, recht gehandhabt, sich ebensowol zur Vertheidigung katholischer Dogmen, als irgend welcher andern, überhaupt zum Disputiren trefflich brauchen ließ. Wolf selbst war, wie es heißt, auf diese mathematische Methode (die ja mit der alten scholastischen, auch von katholischen Theologen s. Z. vielgebrauchten und in den Jesuitencollegien noch fortwährend gebräuchlichen, große Aehnlichkeit hatte) zuerst dadurch gekommen, daß in Breslau die Studenten mit den katholischen und insbesondere mit den Jesuitenschülern häufig über religiöse Materien disputirten, und er dabei der Vortheile inne ward, welche die Kunst regelrechter Beweisführungen und Erklärungen den Disputirenden gewähre. („W.'s Eigne Lebensbeschreibung von Wuttke", S. 4, 118, 121.)

Wolf und die Pietiſten zu Halle.

Alles Dies ſchützte ihn jedoch nicht vor der Verketzerungsſucht der Theologen ſeiner eignen, der lutheriſchen, Kirche, und keine geringere Anklage, als die des Atheismus oder, was in der damaligen Zeit Daſſelbe bedeutete, des Spinozismus und Fatalismus war es, unter deren Gewicht er Halle, wo er von 1707 bis 1723 gelehrt hatte, und die geſammten preußiſchen Staaten verlaſſen mußte.

Eine eigenthümliche Schickung wollte es, daß gerade die Univerſität, welche als ein Aſyl für die Freiheit religiöſer Ueberzeugungen gegründet worden war, der Ausgangspunkt einer der gehäſſigſten Verfolgungen gegen eben dieſe Freiheit werden ſollte, und daß die Urheber dieſer Verfolgung dieſelben Pietiſten waren, welche einſt dort vor einem ähnlichen Schickſal Schutz gefunden hatten.

Charakter des Halleſchen Pietismus. Das Franckeſche Waiſenhaus und die Verbindung religiöſer und realiſtiſcher Elemente in demſelben.

Der Pietismus hatte, ſeit er in Halle eine nicht blos geſicherte, ſondern legitime und faſt bevorrechtete Stellung gefunden, zwar auf dem praktiſchen Gebiete eine vielfach fruchtbare Wirkſamkeit entfaltet, dagegen jenen freien und duldſamen Geiſt, welcher ihm in ſeiner frühern Periode eigen geweſen war, nach und nach gänzlich eingebüßt. Es widerfuhr ihm, was den meiſten religiöſen Secten zu widerfahren pflegt, ſobald ſie aus verfolgten begünſtigte werden: er ward verfolgungsſüchtig gegen Andere, wie es Andere früher gegen ihn geweſen, und ſchloß ſich in einem engen Kreiſe religiöſer Vorſtellungen ab, während er bei ſeinem Auftreten ſeine Aufgabe und ſeine Erfolge gerade in dem Durchbrechen ſolcher Schranken gefunden hatte.

In dem Waiſenhauſe zu Halle, dieſer im Uebrigen bewundernswerthen Schöpfung Francke's, die neben einem vollſtändig gegliederten Organismus der Erziehung (von der Armenſchule an durch die Bürgerſchule und die lateiniſche Schule hindurch bis zu der Lehranſtalt für die vornehmere Jugend) auch Einrichtungen für die Bildung künftiger Geiſtlicher, Einrichtungen für die Auslegung der Heiligen Schriften und wieder andere für deren Verbreitung unter den unbemittelten Klaſſen, endlich Einrichtungen für die Beförderung der chriſtlichen Miſſion enthielt, – doppelt bewundernswerth, weil ſie ihre Entſtehung und Erhaltung lediglich dem Glaubenseifer und der Energie ihres Gründers und der ihm entgegenkommenden Freigebigkeit ſeiner zahlreiche Anhänger ver-

dankte*) — in dieſer ſo vielfach wohlthätig wirkenden Anſtalt entwickelte ſich leider je länger je mehr ein Geiſt weichlicher, kopfhängeriſcher, bisweilen ſogar ſcheinheiliger Andächtelei, ein Geiſt, welchen Spener ſchwerlich gutgeheißen hätte, gegen welchen Thomaſius mit aller Heftigkeit eiferte und deſſen bedenkliche Nachwirkungen wir ſpäter in der unter ſolchen Einflüſſen aufgewachſenen Generation von Theologen wiederfinden werden.

Eigenthümlich kontraſtirte mit dieſer ſtrengen Abkehr vom Irdiſchen und dieſer ſchwärmeriſchen Vertiefung in die Myſterien einer überſinnlichen Welt, wie ſie das Waiſenhaus mit Hülfe einer faſt klöſterlichen Zucht, häufiger Betſtunden und ſonſtiger Andachtsübungen hervorzubringen ſuchte, der realiſtiſche Zug des im Uebrigen dort gehandhabten Unterrichtsſyſtems. Derſelbe G. A. Francke, welcher bei ſeinem Streite mit Wolf erklärte, „er könne keinen jungen Mann, der den Euklid ſtudirt, zu einem wahren Chriſten machen“**), hatte gleichwol in den Schulplan ſeines Waiſenhauſes nicht blos jene von ihm der Unchriſtlichkeit geziehene Mathematik, ſondern auch die, noch viel entſchiedener dem Irdiſchen und Sinnlichen zugekehrten Beobachtungswiſſenſchaften: Anatomie, Botanik, Phyſik u. ſ. w. aufgenommen***). Unter ſeiner Mithülfe machte Chr. Semler, von Thomaſius aufgemuntert, die erſten praktiſchen Verſuche mit einer Unterrichtsmethode, welche den Realismus und das Prinzip praktiſcher Nützlichkeit weiter trieb, als ſelbſt heutzutage beinahe irgendwo geſchieht. Aus ſeinen Anſtalten gingen

*) 1694 begann Francke die Unterweiſung armer Kinder in ſeiner Wohnung; 1698 legte er den Grundſtein zum Waiſenhauſe, das er aus dem Ertrag frommer Gaben erbaute. Damals hatte er ſchon 100 Waiſenkinder in Pflege und Unterricht. 1707 umfaßte die Anſtalt in ihren verſchiedenen Schulen 1092 Zöglinge mit 83 Lehrern. Seit 1707 war damit auch ein Lehrerſeminar verbunden. 1713 ward vom Freih. v. Canſtein, im Anſchluß an das Waiſenhaus, eine „Bibelanſtalt“ begründet, aus welcher bis zum Jahre 1795 hervorgingen: 1,659,883 Bibeln, 883,890 neue Teſtamente, 16,000 Pſalmen, 47,300 Exemplare des Buches Sirach. Endlich entſtand auch die ſog. „Indiſche Miſſion,“ welche Miſſionäre erzog, zuerſt für Trankebar, ſpäter nach Madras, Calcutta u. ſ. w. (Vgl. Raumer, „Geſch. der Pädagogik,“ 2. Bd., S. 140; H. A. Francke's Lebensbeſchreibung in: Henning, „Deutſcher Ehrentempel,“ 9. Bd., S. 52, endlich die beſondere periodiſche Veröffentlichung: „Francke's Stiftungen.“)

*) Büſching, a. a. O., S. 10.

**) Raumer, a. a. O.; Körner, „Geſch. den Pädagogik,“ S. 170 ff.

die Begründer der erſten wirklichen Realſchule in Deutſchland (geſtiftet zu Berlin 1736), J. J. Hecker und J. F. Silberſchlag hervor*).

Ob Francke bei dieſer Duldung und Begünſtigung realiſtiſcher Elemente in ſeiner Anſtalt nur einem unwiderſtehlichen Zuge ſeines Zeitalters und einem Antriebe berechnender Klugheit folgte (wie ſeine orthodoxen Gegner ihm ſchuldgaben), ob der bürgerliche Charakter des Spenerſchen Pietismus, welcher die Mittelklaſſen und ihre Bedürfniſſe vorzugsweiſe ins Auge faßte, in den pädagogiſchen Anſtalten Francke's nachwirkte und ihnen die Richtung auf das Praktiſche gab, gegenüber der bisherigen, eigentlich nur auf die Bildung von Gelehrten abzielenden Unterrichtsweiſe — oder ob es nur daher kam, daß Francke wirklich jene unbefangene, ihrer ſelbſt ſichere Frömmigkeit beſaß, welche die Verſenkung in irdiſche, ſogar in ſehr materielle Beſchäftigungen nicht ſcheut, weil ſie gewiß iſt, dadurch von ihrem Drange nach dem Himmliſchen nicht abgelenkt zu werden (eine Erſcheinung, die wir auch bei den Herrnhutern und Puritanern antreffen) — jedenfalls iſt es bedeutſam, zu ſehen, wie hier zwei Richtungen noch friedlich und harmlos nebeneinander hergehen, welche als ihrem innerſten Weſen nach feindſelig und un-

*) Der Lehrplan für das Pädagogium ward 1706 ſo angegeben: „Nebſt dem Grunde des wahren Chriſtenthums werden ſie unterrichtet in der lateiniſchen, griechiſchen, hebräiſchen und franzöſiſchen Sprache, wie auch einen guten deutſchen Aufſatz zu machen, anbei eine feine Hand zu ſchreiben, desgleichen in der Arithmetica, Geographia, Chronologia, Historia, Geometria, Astronomia, Musica, Botanica und Anatomia, nebſt den vornehmſten Fundamenten der Medicin, — und über dieſes finden ſie in den Freiſtunden Gelegenheit zum Drechſeln, Glasſchleifen, Malen, Reißen u. ſ. w." Es gehörte zum Pädagogium ein botaniſcher Garten, ein Naturalienkabinet, ein phyſikaliſcher Apparat, ein chemiſches Laboratorium, Einrichtungen zu anatomiſchen Sectionen, Drechſelbänke, Mühlen zum Glasſchleifen u. ſ. w. In der lateiniſchen Schule ward außer dem Religionsunterricht Leſen, Schreiben, Rechnen, Latein, Griechiſch, Hebräiſch, Mathematik, Geſchichte, Geographie, Phyſik, Botanik, Anatomie, Malen und Muſik gelehrt; ſpäter kamen auch Logik und Oratoria (Rhetorik) hinzu — dagegen fehlte hier das Franzöſiſche. Die ſog. deutſche Bürgerſchule (für die Nichtſtudirenden und Aermeren) umfaßte Religionsunterricht, Leſen, Schreiben, Rechnen, Naturkunde, Geſchichte, Geographie u. ſ. w. Auch wurden die Mädchen in weiblichen Arbeiten unterwieſen, und die Waiſenknaben lernten ebenfalls Stricken. („Francke's Stiftungen," 2. Bd., S. 14; Raumer, a. a. O., 2. Bd., S. 132 ff., 160 ff.)

verträglich zu betrachten, unſre moderne Gläubigkeit ſich je länger je mehr gewöhnt hat*).

Verhältniß des Pietismus zur Philoſophie.

Gegen die höheren wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen der Zeit hatte ſich der Halleſche Pietismus längſt abgeſchloſſen. Spener ſelbſt war kein Freund der Philoſophie geweſen. In Leipzig hatte man darüber klagen hören, daß der Theil der Studirenden, welcher ſich zu den Pietiſten hielt, nicht blos die philoſophiſchen, ſondern auch die gelehrttheologiſchen Studien vernachläſſige und, im Vertrauen auf die Kraft der innern „Wiedergeburt," die mühſamen Wege wiſſenſchaftlicher Forſchung allzuſehr verachte. Die kühneren Anläufe, welche der einmal entfeſſelte und zwar nicht zum geringſten Theil durch die Einflüſſe der Spenerſchen Richtung entfeſſelte Geiſt der Prüfung in ſeiner Oppoſition gegen die beſtehende Kirchenlehre nahm, ſchreckten die große Maſſe der Pietiſten zurück, und, wenn ſie auch noch immer den alten Kampf mit ihren buchſtabengläubigen Gegnern unterhielten, ſo war doch leicht vorauszuſehen, daß ſie bei nächſter Gelegenheit mit dieſen gemeinſchaftliche Sache machen würden gegen die, von Beiden gleichmäßig gehaßte und gefürchtete Philoſophie. Und dieſe Gelegenheit ließ nicht auf ſich warten.

Mit Thomaſius hatten die Halleſchen Pietiſten noch leidlich Frieden gehalten, theils aus Dankbarkeit für die Dienſte, welche er ihnen ehemals geleiſtet, theils weil er, obſchon in der ſpäteren Zeit ihnen mehr feindlich als freundlich geſinnt, doch im Grunde ſeiner religiöſen Anſichten mit ihnen übereinzuſtimmen ſchien.

Kampf der Halleſchen Pietiſten gegen Wolf.

Nicht ſo gleichmäßig ertrugen ſie aber das Emporſtreben der neuen, jugendlichen Kraft, deren wachſende Erfolge ebenſo ſehr die von ihnen ſo ſorgſam gepflegte Glaubenseinfalt und Frömmigkeit, wie ihr perſönliches Anſehen bei der ſtudirenden Jugend und ihre Lehrerthätigkeit zu gefährden drohten**).

*) Sonderbarer Weiſe finden wir weder bei den Biographen Francke's, noch in den Schriften, welche ſich über ſeine Anſtalten verbreiten, auch nur den Verſuch einer Erklärung der oben bezeichneten Erſcheinung. Und doch wäre eine ſolche Erklärung (zumal wenn man ſich dabei auf eigne Aeußerungen Francke's ſtützen könnte) höchſt wichtig angeſichts der von einem großen Theile unſrer heutigen ſog. frommen oder gläubigen Theologen gegen alle Realien (Naturwiſſenſchaften u. ſ. w.) zur Schau getragenen und bethätigten Feindſchaft.

**) Francke äußerte ſich über die Beweggründe ſeines Auftretens gegen Wolf

Leider ſcheint an der Intrigue gegen Wolf auch Chr. Thomaſius ſich betheiligt zu haben; gewiß iſt, daß er dazu ſtillſchwieg*), er, der bei einer ähnlichen Gelegenheit (als es die Vertreibung der Pietiſten aus Leipzig galt) ſich ſo bereitwillig zum Sachwalter der Verfolgten gemacht und gegen die gewaltſame Beſchränkung der Lehrfreiheit ſo kräftig geeifert, er, der die Ungerechtigkeit und Härte eines ſolchen Verfahrens in vollem Maße an ſich ſelbſt erfahren hatte!

Die frommen Gegner Wolfs waren weltklug genug, zur Erreichung ihres Zweckes das ſicherſte Mittel zu wählen: ſie wußten dem geiſtesbeſchränkten Friedrich Wilhelm I. die Wolfſche Philoſophie unter einem Geſichtspunkte darzuſtellen, welcher des Eindrucks auf ihn nicht verfehlen konnte. Die Anklage des Fatalismus war es, auf welche hin die Halleſchen Theologen (von der Mehrzahl ihrer philoſophiſchen Collegen unterſtützt) ein Verbot der Wolfſchen Vorleſungen betrieben. Der König wollte wiſſen, „was das Fatum wäre, welches die Theologen gar ſo gefährlich beſchrieben.“ Seine Umgebungen, im Einverſtändniß mit den Hallenſern, ſagten ihm: „wenn einige ſeiner langen Grenadiere deſertirten, ſo hätte es das Fatum ſo haben wollen, und er thäte Unrecht, ſie zu beſtrafen, weil ſie dem Fatum nicht widerſtehen könnten**).“

---

alſo: „ — Ich habe Herrn Wolf vorgeſtellt, was ich für eine gründliche Corruption der Gemüther an ſeinen Discipulis gefunden.“ — „Ich habe auch in meinem Gemüthe von den entſetzlichen Verführungen, ſo in die hieſigen Anſtalten mit Gewalt durch ſeine Collegia eingedrungen, ſolchen Jammer und Herzeleid gehabt, daß ich nachher, als wir über alles Vermuthen davon erlöſet worden, oft nicht ohne große Bewegung zum Lobe Gottes die Stelle angeſehen, da ich auf den Knien Gott um die Erlöſung von dieſer großen Macht der Finſterniß, die in wirkliche professionem atheismi ausgeſchlagen, angerufen hatte.“ — „Daß er mich und Collegas aufs Entſetzlichſte geſchmähet und verſpottet hat, Das iſt mir ein Nichts geweſen, und hätte es gern gelitten, wenn nur die ganz vor Augen liegende und mit Händen zu greifende Verführung ſo mancher ſonſt geliebten jungen Leute nicht geweſen wäre“ („Wolfs Eigne Lebensbeſchreibung von Wuttke“, S. 17). — Daß bei andern Gegnern Wolfs (namentlich bei Lange) auch perſönliche Intereſſen im Spiel geweſen, behauptet wenigſtens Wolf — ebenda S. 189 ff.

*) Das Letztere iſt eine Thatſache; das Erſtere ſcheint Wolf anzunehmen, indem er ſagt (a. a. O., S. 193): „Herr Thomaſius gab den Rath, man ſollte meine Schriften durchgehen und ſie excerpiren, *ſo würde ſich ſchon finden, was man zu ſagen hätte*. Herr v. Ludewig war faſt der *Einzige*, welcher auf meiner Seite war, und dann der Prof. Sperlette, die dergleichen Verfahren misbilligten.“

**) Wolf ſelbſt (a. a. O., S. 193) nennt den luſtigen Rath Gundling als Den-

Das hieß, den König bei seiner schwächsten Seite fassen. Zwar hatte er noch kurz vorher in einer andern Streitsache Wolfs reseribirt: „es sei an des Professor Wolfs Conservation, in Egard seines bei Auswärtigen erworbenen Ruhmes, wodurch Viele nach Halle gezogen würden, der Universität selber gelegen“*) — allein zehn Professoren von europäischem Rufe würde er hingegeben haben für einen einzigen jener „Riesen von Potsdam,“ deren Besitz für ihn ein Gegenstand stolzesten Triumphes war, und eine Gefährdung dieses Besitzes war in seinen Augen kaum ein geringeres Verbrechen, als eine Gotteslästerung. Heftig ergrimmt, erließ er sofort jene berüchtigte Kabinetsordre (vom 8. Nov. 1723), durch welche Wolf nicht blos seiner Professur entsetzt, sondern auch bedeutet ward, „die sämmtlichen königlichen Lande binnen 48 Stunden bei Strafe des Stranges zu räumen**).“

Dessen Vertreibung aus Preußen.

Wolf benutzte nicht einmal die ihm gewährte Frist, sondern verließ schon nach 12 Stunden Halle und das ganze preußische Gebiet, indem er einem Rufe des Landgrafen von Hessen an die Universität Marburg folgte, den er schon vor jener Katastrophe erhalten hatte***). Mit ihm zugleich mußten zwei seiner Schüler, Thümmig in Halle und Fischer in Königsberg, weichen. Die großen Grenadiere des Königs, die Seelen der Gläubigen und die Collegiengelder der frommen Theologen waren gerettet!

Die Letzteren selbst erschraken anfangs einigermaßen über einen Erfolg, der ihre eigenen Wünsche so weit überholte. Ein königlicher Machtspruch gegen die akademische oder die schriftstellerische Thätigkeit

---

jenigen, der dem König eine solche Erklärung gegeben habe, und setzt hinzu: G. sei „schon instruiret“ gewesen. Büsching (a. a. O., S. 8) spricht von „zwei in Halle belehrten Generalen.“ Bullmann („Denkwürdigkeiten der Univ. Halle,“ S. 30) nennt sogar die beiden „frommen“ Generale mit Namen: v. Natzmer und v. Löben. Gegen diese Zeugnisse kann die von Tholuck a. a. O. geäußerte Ansicht, als ob die militärischen Umgebungen des Königs nur aus eignem Antriebe, ohne Zuthun der Theologen, Wolf verklagt hätten, nicht aufkommen, zumal da die Insinuation wegen des Desertirens der Grenadiere sich bei Lange, dem Hauptgegner Wolfs (in dessen „Abriß“ u. s. w.) wiedergegeben findet. — Vergleiche Ludovici, „Sammlung.“ S. 19.

*) Ludovici, „Entwurf einer Historie der W.'schen Philosophie,“ 2. Thl., S. 515.

**) „Wolfs Eigne Lebensbeschreibung von Wuttke“, S. 28, 196.

***) Ebenda, S. 196.

des Philoſophen hätte ihnen ganz in der Ordnung geſchienen, und Wolf ſelbſt, der eine gleiche Maßregel gegen einen jüngeren Collegen, welcher ihn zu befehden gewagt, noch kurz vorher beantragt hatte*), würde ſich darüber kaum haben beſchweren können. Allein dieſe ſo brutale und mit einer ſo grauſamen Strafandrohung, wie gegen einen gemeinen Verbrecher, verbundene Landesverweiſung war eine unerhörte Gewaltthat, und die Halleſchen Theologen fürchteten mit gutem Grunde, daß man dafür ſie, als die geiſtigen Urheber, verantwortlich machen werde. Francke zwar, in ſeinem frommen Fanatismus, pries Gott für die Erlöſung von der drohenden Gefahr, von welcher er ſeine Heerde durch die gewaltſame Vertreibung des böſen Feindes befreit wähnte, und ſtellte ſogar auf der Kanzel — mit mehr Glaubenseifer als chriſtlicher Liebe — die gezwungene plötzliche Flucht Wolfs und ſeiner, eben hochſchwangern Frau als ein verdientes Strafgericht Gottes dar**). Dagegen geſtand Lange ſpäter***): „es ſei ihm nach dem Eingange jenes königlichen Befehls auf drei Tage der Schlaf und aller Appetit zum Eſſen und Trinken vergangen.“

Inzwiſchen beruhigte ſich doch auch ſein theologiſches Gewiſſen bald wieder, und, ſtatt über den erfochtenen Sieg länger Reue zu empfinden, ging er vielmehr eifrig daran, denſelben weiter zu verfolgen und zu benutzen. Mit Wolfs Entfernung von Halle war die Gefahr erſt halb vorüber. Die neue Lehre hatte dort, wie auch bereits auf manchen andern Univerſitäten, Verbreitung und Anklang unter einem Theile der Lehrenden wie der Lernenden gefunden†). Es galt, ſie womöglich von da, wo ſie Boden gefaßt, wieder zu verdrängen, vor Allem aber die Spuren ihres Einfluſſes in Halle und überhaupt in Preußen zu vertilgen.

---

*) „Wolfs Eigne Lebensbeſchreibung von Wuttke“, S. 25.

**) Ebenda, S. 18 u. 197.

***) In einem Briefe an den Prof. Junker, Halle, 5. Nov. 1740 — ſ. „Wolfs Eigne Lebensbeſchreibung von Wuttke“, S. 29.

†) In Königsberg ward ſchon 1717 über Wolfs Logik geleſen und Gottſched habilitirte ſich daſelbſt 1723 mit einer nach Wolfſchen Grundſätzen verfaßten Abhandlung aus der natürlichen Theologie (Danzel, „Gottſched,“ S. 11). In Tübingen und Jena lehrten jüngere Docenten nach dem Wolfſchen Syſteme, wie die, alsbald zu erwähnenden, Gutachten der dortigen Facultäten beweiſen.

Fortgesetzter Kampf der Theologen gegen die Wolfsche Philosophie.

Das Letztere gelang eine Zeit lang über Erwarten: der alte König, einmal gegen Wolf eingenommen und von der Verderblichkeit seiner Ansichten überzeugt, untersagte durch ein anderweites Decret (1727) die Verbreitung aller „atheistischen Schriften," unter denen ausdrücklich „Wolfs Metaphysik und Moral" aufgeführt wurden, und zwar „bei lebenslänglicher Karrenstrafe," — sowie das Halten von Vorlesungen darüber, Letzteres bei Kassation und einer Geldbuße von 100 Ducaten*). Anderwärts freilich — wie V. E. Löscher, der den von den Pietisten gegen Wolf begonnenen Kampf im Namen der Orthodoxie begierig aufnahm, schmerzlich beklagt, „that die weltliche Obrigkeit nicht genugsam ihre Schuldigkeit gegen die gefährlichen Ketzereien" — trotz der Anreizungen und Mahnungen dazu, welche von theologischen und philosophischen Facultäten nicht gespart wurden.

Schon 1725 hatten die Tübinger Theologen auf des Herzogs Befehl, dem man die Gefährlichkeit der Wolfschen Lehre vorgestellt, ein Gutachten über dieselbe abgegeben, natürlich kein günstiges. Etwas milder hatten sich die Philosophen ausgesprochen, ohne jedoch ihren geistlichen Collegen geradezu entgegenzutreten**). In Jena stimmten beide Facultäten in dem Verdammungsurtheil gegen Wolf und in der Erklärung überein: „daß es eine Blame sein würde, wenn nach dem preußischen Verbote die Wolfsche Philosophie noch in Jena gelesen würde." Schon damals konnte man die, seitdem an solcher Stelle öfters gehörte Behauptung vernehmen: allerdings müsse Lehrfreiheit auf den Universitäten bestehen, aber nur eine „vernünftige und erträgliche, in gewisse, nicht zu überschreitende Schranken eingeschlossene und begrenzte," und natürlich waren es die im Besitz befindlichen Vertreter des Bestehenden, welche diese Schranken zu bestimmen haben sollten***). Nur zwei Mitglieder der philosophischen Facultät, Wiedeburg und Stolle, fanden es unbedenklich, das Lehren über die Wolfsche Philosophie freizugeben, wenn nur den älteren Professoren nicht zugemuthet werde, ihre Lehrart zu ändern†).

*) „Wolfs Eigne Lebensbeschreibung, von Wuttke," S. 32; Ludovici, „Entwurf," 3. Thl., S. 133.

**) Ludovici, „Sammlung," 1. Thl., 10. u. 11. Stück.

***) Ludovici, „Entwurf," 1. Thl., §. 330.

†) Ludovici, „Sammlung," S. 176. — Die damals für und wider Wolf,

Entgegengeſetzte Einflüſſe.

Aber ſchon war es dahin gekommen, daß der Ruf eines kühnen und neuerungsluſtigen Geiſtes in der öffentlichen Meinung und ſelber bei vielen Regierungen mehr Gewicht hatte, als alle Bedenken glaubenseifriger Theologen. Preußen ſelbſt war darin ſchon vor mehr als einem Menſchenalter (in dem Falle des Thomaſius) mit ſeinem Beiſpiele vorangegangen, und, wenn jetzt dort zeitweilig eine entgegengeſetzte Richtung überwog, ſo zeigten ſich andere Regierungen um ſo eifriger, der preußiſchen den hergebrachten Vorrang der Freiſinnigkeit ſtreitig zu machen. Sogar das ſtrenglutheriſche Sachſen, welches nicht blos einen Thomaſius, ſondern auch die Pietiſten, die jetzigen Verfolger Wolfs, um ihrer zu freien religiöſen Anſichten willen vertrieben hatte, buhlte um den Beſitz dieſes Letztern und hätte ihn gern auf ſeiner Flucht von Halle in Leipzig feſtgehalten. Der Landgraf von Heſſen brachte die Profeſſoren zu Marburg, die ſich der Einführung Wolfs in ihre Mitte widerſetzten, durch Drohungen zum Schweigen. Ein Graf von Wied-Runkel verordnete, daß alle jungen Theologen ſeines Landes zwei Jahre lang unter Wolf ſtudiren müßten. Vom Auslande gelangten wetteifernde Ehrenbezeigungen und Anerbietungen an den berühmten Philoſophen*).

Sogar der alte König von Preußen änderte nach einiger Zeit ſeine Meinung über Wolf. Schon 1733 ließ er ihm Vorſchläge zur Rückkehr in ſeine Staaten machen. 1734 erging ein Decret an Lange, worin Dieſer bedeutet ward, „von allen Streitſchriften gegen die Wolfſche Philoſophie zu abſtrahiren, weil daraus Nichts als neuer Streit und Lärm entſtehen könne.“ 1736 ſetzte der König eine Commiſſion von Theologen zu Berlin nieder, um über die Lehren Wolfs und deren Verhältniß zur poſitiven Religion ihm Bericht zu erſtatten, und dieſe Commiſſion, an deren Spitze einer der wärmſten Anhänger des Philoſophen, der Probſt Reinbeck**), ſtand, erkannte, „daß die angeſchuldigten Irr-

amtlich und außeramtlich, erſchienenen Schriften bilden eine förmliche Literatur. Wuttke veranſchlagt ihre Zahl — viel zu niedrig — auf 70; Ludovici, der in ſeiner „Sammlung“ blos die bis 1737 erſchienenen beſpricht, braucht dazu nicht weniger als 215 Paragraphen, obſchon er durchſchnittlich in jedem eine Schrift abhandelt; außerdem erwähnt er in weiteren 55 Paragraphen die amtlichen Bedenken, Verordnungen u. ſ. w. in Betreff der Wolfſchen Philoſophie.

*) „Wolfs Eigne Lebensbeſchreibung, von Wuttke,“ S. 156 ff., 196; „Briefw. W.'s mit Mant.“, 1. Bd., Bl. 92.

**) Reinbeck veranſtaltete einen Auszug aus der „Natürl. Gottesgelahrtheit“ für

thümer ſich nicht darin fänden.“ 1739 nahm der König die Widmung des von Wolf herausgegebenen Werkes über praktiſche Philoſophie an und ließ ſich ſogar herbei, dieſes Werk (oder wenigſtens die Widmung) zu leſen, und unmittelbar darauf erging ein Decret, worin den Candidaten der Theologie das Studium der Wolfſchen Philoſophie anbefohlen ward. Wolf ſelbſt erhielt das Anerbieten einer Profeſſur in Frankfurt a. O. unter den vortheilhafteſten Bedingungen, und dieſes Anerbieten ward, da er zögerte, es anzunehmen, zu mehreren Malen und immer dringlicher wiederholt*).

Man würde dem Verſtande Friedrich Wilhelm I. zu viel Ehre anthun, wollte man dieſe Sinnesänderung des Königs einem tieferen Eindringen deſſelben in die Wolfſche Philoſophie oder einer unbefangeneren Würdigung ihres Inhaltes zuſchreiben. Auch die Einwirkung Reinbecks, wie groß deſſen Eifer für die Sache Wolfs immer ſein mochte, ſtand jedenfalls nur in zweiter Linie der Entſcheidung. Etwas allerdings mag es zur Umſtimmung des, zwar beſchränkten und jähzornigen, aber gutmüthigen und gerechtigkeitsliebenden Monarchen beigetragen haben, wenn man ihm die zu große Härte ſeines Verfahrens gegen Wolf und die Unredlichkeit der Ankläger und Verleumder dieſes Letztern vorgeſtellt hat. Aber das Hauptmotiv ſeiner veränderten Handlungsweiſe war, allem Anſcheine nach, weder ein philoſophiſches, noch ein moraliſches, ſondern ein fiskaliſches. Man tarirte damals an den meiſten deutſchen Höfen die Gelehrten nicht anders, als wie man die Erfinder neuer Induſtrien oder die Goldmacher und Charlatane tarirte, nach dem Gelde, welches ſie ins Land zu bringen, und dem Zuwachſe, den ſie den landesherrlichen Einkünften zu verſchaffen verſprachen**).

---

den König, meinte aber: „man brauche nicht Alles zu ſagen.“ (Büſching, a. a. O., S. 9.) In dem Briefwechſel zwiſchen Manteuffel und Gottſched figurirt Reinbeck als illustre primipilaire der Alethophilen (Danzel, „Gottſched,“ S. 37).

*) „Wolfs Eigne Lebensbeſchreibung, von Wuttke,“ S. 33 ff.

**) Manteuffel ſchreibt von Berlin aus an Wolf, als dieſer ihn wegen der an ihn ergangenen Aufforderung zur Rückkehr nach Preußen um Rath fragt: „Preußen iſt ein Land, wo man die Gelehrten nur ſo weit ſchätzt, als ſie dazu dienlich ſcheinen, die Acciſeeinkünfte zu vermehren;“ worauf Wolf im gleichen Sinne rückſichtlich Heſſens erwidert: „Der Hof ſieht blos auf den Nutzen, den ich ſchaffe, inſoweit Geld nach Marburg kommt, ſo ſonſt wegbleiben würde“ („Wolfs Eigne Lebensbeſchreibung, von Wuttke,“ S. 49, 54).

Erſt Friedrich II. brachte auch in dieſer Beziehung höhere Anſchauungen mit ſich auf den Thron*). Mochte immerhin auch ſeinem Beſtreben, alle hellen Köpfe in ſein Land zu ziehen, einiger Egoismus nicht fern ſein, ſo war es wenigſtens keiner von jener kleinlichen Sorte, die nur nach ſteuerbaren Köpfen und nach Acciſegroſchen rechnete.

Wolfs Rückkehr nach Halle.

Seinem Rufe folgte Wolf und zog im Jahre 1740 wie ein Triumphator an derſelben Stätte wieder ein, die er vor 17 Jahren als ein Geächteter verlaſſen hatte. Und doch war die Rolle, die er damals geſpielt, eines Weltweiſen würdiger geweſen, als die, welche er jetzt ſpielte. Nicht ohne Grund beklagten ſeine wärmſten Freunde**), daß zu der ruhigen Entſchloſſenheit, womit er einſt ſeine Stellung in Halle aufgegeben, ebenſowenig die ſchlechtverhehlte Ungeduld paſſe, womit er jetzt zu derſelben zurückſtrebe, als die an Uebermuth grenzende Selbſtüberhebung, womit er den gewonnenen Sieg über ſeine Feinde ausbeute.

Auch in ſeinen ſpeculativen Anſichten kehrte Wolf nicht ganz als Derſelbe wieder, als welcher er einſt gegangen war. Die gewaltſame Kataſtrophe, die ihn betroffen, ſcheint auch in ſeinem Innern einen Umſchlag herbeigeführt zu haben. Vielleicht wäre ein ſolcher auch ohne dieſen äußeren Anſtoß eingetreten, aber jedenfalls läßt ſich die Thatſache nicht wegleugnen, daß die philoſophiſchen Schriften Wolfs von eben jenem Zeitpunkte an eine weſentlich veränderte Phyſiognomie tragen, mehr Rückſicht auf das Beſtehende und weniger Kühnheit in der Geltendmachung neuer Ideen verrathen***). Schon ſeinen Zeitgenoſſen blieb

*) Er ſchrieb ſogleich nach ſeiner Thronbeſteigung an Reinbeck: „Ich bitte Ihn, ſich umb des Wolfen Mühe zu geben. Ein Menſch, der die Wahrheit ſucht und ſie liebt, mus unter aller menſchlichen Geſellſchaft werht gehalten werden, und glaub' ich, daß Er eine conquête im Reich der Wahrheit gemacht hat, wenn er den W. hierher persuadiret.“ („Wolfs Eigne Lebensbeſchreibung, von Wuttke,“ S. 71.)

**) Manteuffel war eine Zeit lang beinahe mit ihm zerfallen, weil W., nach ſeiner Anſicht, zu wenig philoſophiſche Zurückhaltung gegenüber den Anerbietungen Friedrich Wilhelms I. zeigte und zu ſehr merken ließ, wie gern er nach Halle zurückkehren möchte. — Vgl. den Briefwechſel Manteuffels mit Wolf ſelbſt, wie mit Reinbeck und Gottſched, ſo bei Wuttke, Büſching, Danzel a. a. O.

***) Es gilt Dies namentlich von den „Anmerkungen“ zu der „Metaphyſik“, welche 1724, alſo ſehr bald nach Wolfs Vertreibung von Halle, herauskamen (ſie finden ſich als 2. Theil den ſpätern Angaben des genannten Werkes angehängt), und von der „Ausführlichen Nachricht von ſeinen Schriften“ (1726 erſchienen), welche in einem

dieſe Veränderung nicht unbemerkt. Die philoſophiſche Facultät zu Tübingen glaubte zur Entſchuldigung Wolfs anführen zu müſſen, „daß er manche ſeiner Anſichten in ſeinen ſpätern Schriften modificirt und erklärt habe," und Edelmann*) warf ihm vor, daß er ſeinen Frieden mit den Theologen gemacht habe, „was ſich für den Adel eines ächten Philoſophen ganz und gar nicht ſchicke."

Wolfs philoſophiſcher Standpunkt, verglichen mit dem Leibnitzens.

Nichts zeigt uns deutlicher die gewaltigen Fortſchritte, welche die freieren Anſichten über die höchſten Probleme des menſchlichen Denkens im Laufe der letzten Jahrzehnte auch in Deutſchland gemacht hatten, als ein vergleichender Blick auf die Behandlung dieſer Fragen bei Wolf und bei ſeinem Vorgänger Leibnitz. Wir dürfen es dem Erſteren wol auf ſein Wort glauben, daß auch er die aufrichtige Abſicht gehegt, die Dogmen des poſitiven Glaubens mit den Ergebniſſen der Vernunftforſchung in Einklang zu ſetzen und jene durch dieſe zu bewahrheiten. Sein Ziel war alſo von Haus aus kein anderes, als welches Leibnitz ungefähr vierzig Jahre früher in dem „Bekenntniß der Natur gegen die Gottesleugner" ſich und der Philoſophie geſteckt hatte. Allein, wenn es bei Leibnitz noch zweifelhaft ſein konnte, wer bei dieſem Verſuche einer Vermittelung zwiſchen Glauben und Vernunft mehr Gefahr laufe, ob die Vernunft, indem ſie einem fremden Zwecke diene, oder der Glaube, indem er ſein Recht einem fremden Schiedsſpruch unterwerfe, ſo läßt die Art, wie Wolf dieſen Verſuch wiederholt, nicht den geringſten Zweifel mehr übrig, wie viel Boden ſeitdem der poſitive Autoritätsglaube an die freie Forſchung verloren hatte.

Seine Anſichten über die Stellung der Philoſophie zur Theologie.

Leibnitz war noch der Meinung, daß die Philoſophie nicht blos die allgemeinen Grundwahrheiten der Religion, ſondern die ſpezifiſchen Glaubensſätze eines beſtimmten kirchlichen Bekenntniſſes mit Gründen der Vernunft zu rechtfertigen und „im Lichte der natürlichen Theologie" zu erklären habe — Wolf ſcheute ſich nicht, von dieſen ſpezifiſch-kirchlichen Lehren manche, und zwar gerade ſolche,

---

ähnlichen Verhältniß zu der „Moral" Wolfs ſteht. Auch in dem Briefwechſel mit Manteuffel zeigt ſich eine unverkennbare Aengſtlichkeit des Philoſophen, nicht gegen beſtehende poſitive Religionsanſichten anzuſtoßen und den Theologen kein Aergerniß zu geben, worüber ſein vornehmer Freund, der darin als Weltmann weniger bedenklich iſt, manchen ſeinen Spott ergehen läßt — (z. B. „Briefwechſel," 3. Bd., Bl. 17).

*) „Moſes mit aufgedecktem Antlitz," S. 110.

auf welche die Orthodoxie das meiſte Gewicht legte und mit deren Vertheidigung ſein Vorgänger ſich die größte Mühe gegeben hatte (z. B. die Ewigkeit der Höllenſtrafen), rückhaltlos zu verwerfen*), indem er ſchon genug gethan zu haben glaubte, wenn er nur das Daſein Gottes, deſſen Eigenſchaften und die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele gegen die Einwürfe der Gegner in Schutz nähme, — d. h. eben nur ſo Viel, als auch die engliſchen Deiſten ihrer Mehrzahl nach unangetaſtet beibehalten und als den Kern der von ihnen ſo genannten „natürlichen Religion“ proclamirt hatten.

Leibnitz betrachtete es als eine weſentliche Aufgabe der Philoſophie, auch ſolche Geheimniſſe der Offenbarung, von denen eine eigentliche Erkenntniß dem Menſchen nicht möglich ſei, doch wenigſtens indirect, durch Beſeitigung der anſcheinenden Widerſprüche zwiſchen ihnen und den Geſetzen der Vernunft, dieſer letzteren annehmbar zu machen — Wolf dagegen erklärte: der Philoſoph habe ſeine Schuldigkeit vollkommen gethan, wenn er derartige Glaubensſätze nur unangefochten laſſe: ſie zu vertheidigen, ſei Sache des Theologen**).

Seine Kritik des Wunder- und Offenbarungsglaubens.

Dem Wunderglauben hatte ſchon Leibnitz die engſten Grenzen geſteckt, indem er jede Annahme außerordentlicher Eingriffe der göttlichen Allmacht in den regelmäßigen Gang der Natur ohne die allerzwingendſte Nothwendigkeit für eine Herabſetzung der göttlichen Allweisheit erklärte, die, ſo ſagte er, gerade darin ſich am Glänzendſten bewähre, daß ſie von Ewigkeit her den Zuſammenhang von Urſachen und Wirkungen ſo geordnet habe, daß derſelbe keiner oder nur der ſeltenſten Nachhülfe und Ausbeſſerung bedürfe. Wolf, auch in dieſem Punkte kategoriſcher, als Leibnitz, gab zwar zu, daß Gott kraft ſeiner Allmacht die Geſetze der Natur, die er gegeben, auch abändern *könne****), ſetzte aber ſogleich hinzu: Gott, als der abſolut Vollkom-

*) „Briefwechſel mit Manteuffel,“ 3. Bd., Bl. 1.

**) Wolf, „Vern. Ged. von Gott“ u. ſ. w., 2. Thl., §. 189: „Es iſt für die geoffenbarte Religion genug, wenn die Vernunft Nichts behauptet, was ihr entgegen iſt. Wie viel ſind Dinge, die auf den bloßen Glauben ankommen und davon die Vernunft ſchweiget! Deswegen aber kann man nicht ſagen, daß ſie nach ihr müßten geleugnet werden.“ — „Vern. Ged. von des Menſchen Thun,“ §. 47: „Ich rede hier, als ein *Weltweiſer*, blos von *derjenigen* Seligkeit, die der Menſch durch *natürliche* Kräfte erreichen kann, und eigne keineswegs der Natur zu, was unſre *Gottesgelehrten* der *Gnade* zuzuſchreiben pflegen.“

***) „Natürl. Gottesgel.,“ §. 466.

mene, „finde keinen Grund, von Dem abzugehen, was er einmal beſchloſſen," und ändere ſeinen Rathſchluß nie*). Das hieß, dem Wunderglauben in Wirklichkeit jede Berechtigung abſprechen und dem Spinozismus mit ſeinem: Deus semel jussit, semper paret, bis zur Ununterſcheidbarkeit nahetreten**)!

Nicht anders verfuhr Wolf mit dem Glauben an Offenbarungen. Im Prinzipe gab er nicht blos deren Möglichkeit zu, ſondern behauptete ſogar ihre Nothwendigkeit***); allein zugleich ſtellte er für dieſelben ſo ſtrenge Kriterien auf†), daß ſich kaum irgend ein Fall denken ließ, in welchem nicht eine kühne und conſequente Kritik, auf dieſe Ausſprüche

---

*) „Vern. Ged. von Gott," 2. Thl., §. 308 u. 343.

**) In der That war Wolfs Verhältniß zu Spinoza ebenſo unklar, wie das zu den engliſchen Deiſten. Im Grundſatze bekannte er ſich als Gegner Beider und proteſtirte gegen jede Vermiſchung mit ihnen; in einzelnen ſeiner Conſequenzen kam er aber Beiden ſo nahe, daß die Tübinger wol nicht ganz Unrecht hatten, wenn ſie jene ſeine Proteſtation eine facto contraria nannten. Manteuffel ſchreibt ihm einmal („Br.," 2. Bd., Bl. 7): Viele, namentlich in Berlin, erwarteten, daß Wolf ſich für den Spinozismus erklären werde, um dann ihrerſeits, darauf geſtützt, ſich offen als Atheiſten zu bekennen; er (M.) hoffe jedoch, Wolf werde vielmehr gegen den Spinozismus auftreten; worauf W. antwortet (ebenda, Bl. 10): „er möge mit dem Unterſchiede ſeiner Lehre von der des Spinoza nicht viel Lärmen machen, nachdem er ſich im 2. Thl. ſeiner Theol. nat. darüber erklärt habe," und ſetzt hinzu: „Ich mag Diejenigen nicht zu Feinden haben, die dabei intereſſirt ſind und Gelegenheit finden, an hohen Orten unvermerkt Widriges zu inſinuiren, dagegen man ſich nicht verantworten kann."

***) So u. A. gegen Jeruſalem in einem Briefe an Manteuffel, „Briefwechſel," 2. Bd., Bl. 407; vgl. 3. Bd., Bl. 17. Am letzteren Orte ſpricht M. gegen Jeruſalem die Vermuthung aus: „W. bekämpfe nicht eigentlich ſeine (Jeruſalems) Grundſätze, ſondern wolle ſich nur nicht mit den Orthodoxen überwerfen."

†) Es ſind folgende: In einer Offenbarung können keine Widerſprüche vorkommen; wo alſo die Vernunft Widerſprüche entdeckt, da iſt keine wirkliche göttliche Offenbarung vorhanden. Sie darf den nothwendigen Wahrheiten der Vernunft (z. B den Geſetzen der Mathematik) nicht widerſprechen. Sie kann den Menſchen nicht zu ſolchen Handlungen verbinden, welche mit dem Weſen der Seele ſtreiten oder den Geſetzen der Natur zuwiderlaufen. Sie muß mit den Regeln der Sprachkunſt übereinſtimmen und verſtändlich ſein. Endlich muß jedesmal genau geprüft werden, ob nicht die angeblich geoffenbarte Wahrheit den Verkündigern derſelben auf natürlichem Wege zugekommen ſein könne. (Wolf, „Vern. Ged. von Gott" u. ſ. w., 2. Thl., §. 1014—1019; „Natürl. Gottesgel.", §. 451 ff.; — vgl. Tittmann a. a. O., 1. Bd., S. 117; Fiſcher, a. a. O., 2. Thl., S. 524 ff.)

geſtützt, das Vorhandenſein einer wirklichen Offenbarung ſollte in Zweifel ziehen können.

Sein Materialismus in Erklärung der Seelenerſcheinungen.

In Bezug auf das vielbeſtrittene Verhältniß von Leib und Seele oder, allgemeiner geſprochen, von Körperlichem und Geiſtigem hatte Leibnitz den materialiſtiſchen Conſequenzen der neuen, mechaniſchen Schule (deren Grundſätze auf dem Gebiete der Naturforſchung er nicht umhin konnte anzuerkennen) dadurch zu entgehen geſucht, daß er theils ein ſelbſtſtändiges Prinzip innerer Thätigkeit (die Monade), theils eine Vorausbeſtimmung aller, auch der mechaniſchen Bewegungen der Körperwelt, durch ein höchſtes geiſtiges Weſen — vermittelſt der ſog. präſtabilirten Harmonie — annahm. Wolf begann damit, das Leibnitzſche Syſtem der Monaden — von denen er „nicht einſah, wie daraus eine Widerſtandskraft der Körper kommen ſolle" — zu verwerfen und an ihre Stelle als die letzten Beſtandtheile der Dinge körperliche oder mechaniſche Einheiten, Atome, zu ſetzen*). Der Theorie eines durchgängig mechaniſchen Zuſammenhanges von Urſachen und Wirkungen in der Natur hatte ſchon Leibnitz auf dieſem Gebiete das gewichtige Zugeſtändniß gemacht: man müſſe alle Veränderungen in der Körperwelt dergeſtalt aus gleichartigen, alſo körperlichen Urſachen erklären, als wenn („was freilich undenkbar," ſetzte er hinzu) gar keine Seelen oder geiſtigen Kräfte exiſtirten**). Aber er hatte doch die Anwendung dieſes Satzes im Weſentlichen auf die wirklich körperlichen Erſcheinungen beſchränkt oder ihn höchſtens auf ſolche geiſtige Vorkommniſſe ausgedehnt, welche (wie die Empfindungen und Vorſtellungen) ſich als unmittelbar unter dem Einfluſſe körperlicher Eindrücke ſtehend ankündigen, und hatte die Behauptung Locke's, der alle Veränderungen der Seele, auch ihre ſcheinbar ſelbſtthätigſten Acte, aus ſinnlichen Eindrücken abzuleiten verſuchte, mit Entſchiedenheit bekämpft***).

Wolf ging auch hier weit über Leibnitz hinaus. Mit einer Kühnheit, gegen welche der Senſualismus Locke's faſt noch verzagt erſcheint und welche bisweilen hart an den handgreiflichſten Materialismus der ſpäteren franzöſiſchen Schule, an de la Mettrie's L'homme machine

*) „Vern. Ged. von Gott" u. ſ. w., §. 369, 418.

**) S. oben S. 253, Note **).

***) S. oben S. 236 ff.

und an das Système de la nature ſtreift, ſuchte er nicht blos die ſog. ſinnlichen Vorſtellungen und Empfindungen oder die äußerlichen Bewegungen der Gliedmaßen, ſondern auch die innerſten Regungen des menſchlichen Geiſtes — die freien Schöpfungen der Phantaſie ebenſo gut, wie die zwingenden Schlußfolgerungen des logiſchen Denkens und die auf Allgemeingültigkeit Anſpruch machenden Ideen der Vernunft, nicht minder deren Ausdruck durch die Sprache, — ſchlechterdings und ausnahmelos aus Veränderungen im Körper, aus den natürlichen Bewegungen der Nerven und Muskeln und aus den phyſiologiſchen Einrichtungen des Gehirns, ohne Zuthun irgend eines davon unabhängigen, ſelbſtthätigen geiſtigen Prinzips, zu erklären*).

*) Da die hier berührte Seite der Wolfiſchen Philoſophie unſers Wiſſens bisher noch von keinem Darſteller dieſes Syſtems ausdrücklich hervorgehoben, vielmehr, ſonderbarerweiſe, immer unbeachtet gelaſſen worden iſt, indem man die Wolfiſche Philoſophie nur für eine Fortſetzung und Nachahmung der Leibnitziſchen ausgegeben hat, ſo ſcheint es uns nothwendig, die obige Behauptung etwas ausführlicher zu erhärten. Wir laſſen daher nachſtehend einige Beweisſtellen dafür aus den Wolfiſchen Schriften folgen. In deſſen „Vern. Ged. von Gott" u. ſ. w. heißt es §. 780 (übereinſtimmend mit §. 1030 der lat. Metaphysica): „Alle Bewegungen des Leibes erfolgen aus ſeinem Weſen und durch ſeine Kraft, ohne Zuthun der Seele, — auch wenn wir vernünftig reden, — ja alle Gedanken der Seele, es mögen Einbildungen, allgemeine Begriffe oder Vernunftſchlüſſe ſein, werden in dem Leibe vorgeſtellt, dergeſtalt, daß Alles in dem Leibe ſich äußern würde oder könnte, wie jetzund geſchieht, wenngleich keine Seele zugegen wäre" Ebenda §. 785 wirft Wolf ſelbſt das Bedenken auf, ob es nicht unbegreiflich ſei, wie der Leib, der eine bloße Maſchine ſei und für ſich keine Vernunft habe, vernünftig reden, ja Erfindungen des Verſtandes und Witzes durch Worte mittheilen könne, ohne daß die Seele dabei mitwirke. Statt aber zur Hebung dieſes Bedenkens irgendwie auf die Mitwirkung einer vom Körper ſpezifiſch unterſchiedenen geiſtigen Kraft zurückzugreifen, ſucht er vielmehr zu beweiſen, daß auch die ſog. inneren oder geiſtigen Bewegungen im Menſchen, die Vorſtellungen, immer nur durch die äußeren Veränderungen des Körpers bedingt ſeien. Vgl. §. 786. Ferner §. 815: „Wenn man fraget, warum denn die Seele ſich hauptſächlich nach den Nerven und dem Gehirne und der darin enthaltenen flüſſigen Materie richte, ſo kann man die Antwort gar wohl finden. Nämlich: aus den Vorſtellungen der Seele erwachſen die Begierden und kommt daraus das Wollen. Da nun die dieſen gemäßen Bewegungen im Leibe nicht anders, als durch die in den Nerven befindliche Materie können zuwegegebracht werden, und dieſe Bewegungen aus andern Bewegungen entſtehen müſſen, ſo wird die Harmonie zwiſchen dem Leibe und der Seele vermittelſt der Nerven des Gehirns und der darin befindlichen ſubtilen flüſſigen Materie erhalten. Und alſo richtet ſich die Seele in ihren Empfindungen

Dieſe Sprache war neu in dem Munde eines deutſchen Philoſophen, da die deutſche Philoſophie ſich bisher ſtets mehr dem Spiritualismus und der Myſtik, als dem Empirismus oder gar dem Materialismus zugeneigt hatte. Denn, was Thomaſius in der gleichen Richtung von der Alleingültigkeit ſinnlicher Erkenntniſſe geſagt, war, weil es nicht mit der dogmatiſchen Beſtimmtheit und in der geſchloſſenen Form eines Syſtems auftrat, wie bei Wolf, weniger beachtet worden.

und Einbildungen nach dem Zuſtande der Nerven und des Gehirns." — §. 816. „Derowegen, da man den außerordentlichen Zuſtand der Nerven und des Gehirns durch Arzneien beſſern oder wieder in ſeinen vorigen Stand bringen kann, wie uns die Erfahrung lehrt, ſo muß alsdann auch, nach geſchehener Verbeſſerung, wegen beſtändiger Harmonie der Seele mit dem Leibe, die Seele gleichfalls aus ihrer Unordnung wieder in den Stand ordentlicher Empfindungen geſetzt werden, es mag nun dieſe Harmonie unterhalten werden, auf was für eine Art und Weiſe ſie immer will." (Freilich ſetzt er hinzu: „Deswegen kann man aber weder ſchließen, daß die Seele ein aus Materie zuſammengeſetztes Weſen ſei, noch daß ſie mit Arzneien curirt werde." Allein immerhin iſt hier der Einfluß des Körperlichen auf die Verrichtungen der Seele bis zum Aeußerſten ausgedehnt.) §. 842: „Auch die Vernunftſchlüſſe beſtehen nur in der Ableitung einer neuen Vorſtellung aus einer gegenwärtigen Empfindung, daher auch jeder Vernunftſchluß von einer harmonierenden Bewegung im Leibe begleitet, gleichſam im Leibe vorgeſtellt wird; daher der Leib auch alle zu den Vernunftſchlüſſen erforderlichen Worte hervorbringen kann." — „Alles, was im Leibe vorgeht, enthält Nichts, was die Natur einer Maſchine überſchritte." Die Seele, heißt es weiter, füge nur das Bewußtſein, daß es ihre Vorſtellungen ſein, hinzu. §. 845 ſagt W. zur Widerlegung der Vertheidiger des influxus physicus (der Einwirkung eines ſelbſtſtändigen geiſtigen Prinzips auf den Körper): „Sie verwerfen, daß die Bewegungen in den Gliedmaßen des Leibes aus den Bewegungen erfolgen können, die in den Gliedmaßen der Sinnen erreget werden, weil ſie aus Mangel genugſamer Erkenntniß von der Beſchaffenheit des Gehirns und der mit ihm durch den ganzen Leib vereinbarten Nerven nicht völlig begreifen können, wie Solches zugehe, und doch ſoll man ihnen einräumen, daß die Seele auf eine unbegreifliche Art dieſelben Bewegungen vermittelſt eben dieſer Inſtrumente hervorbringe!" Er bezieht ſich hierbei insbeſondere auf die ſog. unwillkürlichen Bewegungen, welche in Folge eines beſtimmten äußeren Reizes auf die Nerven ohne einen vorhergehenden Willensact (mindeſtens ohne einen bewußten) ſtattfinden. Daß dies ſo ſei, ſagt er, werde auch von den Vertheidigern des unmittelbaren Einfluſſes der Seele auf den Körper nicht in Abrede geſtellt. „Was ſie alſo in einigen Fällen annehmen," fährt er fort, „das nehmen wir in allen an, weil es in einem Falle ſo viel Grund hat, als in dem anderen. Diejenigen, welche für die unmittelbare Wirkung Gottes ſind, nehmen an, Gott beſtimme die flüſſige Materie im Gehirne, daß ſie ſich in gewiſſe Gliedmaßen des Leibes, z. B. in die Gliedmaßen der Sprache, bewegen muß, während wir ſagen, ſie wird durch die

Wolf nimmt diese Ansichten zum Theil zurück.

Wolf ſelbſt erſchrak vor der Kühnheit ſeiner eignen Ideen und lenkte ein, indem er von den aufgeſtellten Behauptungen einige zurücknahm, andere durch mildernde Deutung ihrer Anſtößigkeit zu entkleiden ſuchte*). Ja er trieb dieſe Wankelmüthigkeit und Inconſequenz bis zu dem Punkte, daß, während er zuvor weit über Leibnitz und ſelber über Locke hinausgegangen war und bereits viele der materialiſtiſchen Conſequenzen vorausgenommen hatte, welche einige Jahrzehnte ſpäter die franzöſiſche Philoſophie entwickelte, er nun mit einem Male nicht blos hinter Leibnitz, ſondern ſogar hinter Descartes, d. h. um mehr als ein volles Jahrhundert zurückging. Denn er verſtand ſich zu nichts Geringerem, als, die Leibnitziſche Idee der vorausbeſtimmten Harmonie aufzugeben und die alte, unwiſſenſchaftliche, ſchon von Descartes bekämpfte und von ihm ſelbſt ſo hart verurtheilte Lehre vom influxus physicus wieder in ihre Rechte einzuſetzen**).

im Gehirne bewegte Materie dazu beſtimmt. Allein eben dieſes, was ſie annehmen, iſt übernatürlich oder ein Wunderwerk, dahingegen wir bei Dem verbleiben, was natürlich iſt, nämlich: daß jede Bewegung aus einer andern Bewegung entſtehet." — Ein Wolfianer ſuchte Daſſelbe ganz augenfällig zu beweiſen durch Hinweiſung auf einen (damals in Frankreich erfundenen) „hölzernen Flötenſpieler," eine Maſchine, welche vermittelſt einer Anzahl in ihrem Körper verborgener Flötenwerke, Blaſebälge u. ſ. w. verſchiedene Muſikſtücke ſpielte. „Dieſe Maſchine," ſagt er, „könnte man zum Opponenten brauchen wider die Herren Influrioniſten, wenn ſie den Satz behaupten wollen, daß zur Hervorbringung menſchlicher freier Handlungen der Einfluß der Seele nöthig ſei. Denn Niemand wird leugnen, daß, Stücke auf der Flöte zu ſpielen, zu den menſchlichen freien Handlungen gehöre, und gleichwol verrichtet Solches eine bloße Maſchine, ohne den geringſten Einfluß eines Geiſtes." (Vgl. Ludovici, „Sammlung," 2. Thl., S. 135.)

*) So ſagt er im 2. Thl. der „Vern. Gedanken" u. ſ. w., S. 32: wenn er (im 1. Thl.) von „Empfindungen" ſpreche, welche aus körperlichen Veränderungen zu erklären ſeien, ſo meine er nicht alle Gedanken der Seele, ihren Appetit und Willen. Auch Reinbeck behauptete, Wolf habe nur von den ſinnlichen Empfindungen geſagt, daß ſie in beſtimmter Ordnung, alſo ohne freie Thätigkeit der Seele, ſich entwickelten. Die in der Note zu S. 423 angeführten eignen Worte Wolfs beweiſen aber zu handgreiflich das Gegentheil, als daß hier von einer bloßen Erklärung und nicht vielmehr von einer theilweiſen Zurücknahme und Ableugnung des früher Geſagten die Rede ſein könnte.

**) „Da ich nur unvermuthet auf die harmonia praestabilita gekommen und nicht mein Hauptvorſatz iſt, dieſelbe zu beſtätigen, ſo habe ich mich deſſen nicht anzunehmen, was gegen Leibnitz geſagt wird." („Vern. Ged. von Gott" u. ſ. w., Vorrede.) „Ich habe nirgends behauptet, daß es der Natur eines Geiſtes zuwider

Gerade dieſer Halbheit und Zweideutigkeit aber verdankte die Wolffſche Philoſophie nicht zum geringſten Theile ihren weitverbreiteten und lange andauernden Einfluß auf die gebildeten Klaſſen in Deutſchland. Dem Weſen jener „Aufklärung," die wir bereits an einem andern Orte gekennzeichnet haben*), entſprach ſo ganz und gar dieſes kecke Vorgehen bis an die äußerſten Grenzen logiſcher Conſequenz — und dann wieder das plötzliche kleinlaute Umkehren, dieſes Schönthun mit dem „Lichte der Vernunft" und dieſes ſpöttiſche Herabſehen auf die hergebrachten theologiſchen Vorſtellungen — und dabei doch das fromme Entſetzen vor der Gemeinſchaft mit den „Naturaliſten, Atheiſten und Spinoziſten" ſammt der ſtolzen Selbſtberuhigung, daß man weit beſſer ſei als jene Ketzer und Sünder. Man ſchrak in Deutſchland zurück vor der Verwegenheit der franzöſiſchen Materialiſten, deren erſte Schriften eben damals erſchienen und auch in Deutſchland Aufſehen erregten**); ebenſo wenig wollte man aber Etwas wiſſen von jener freiwilligen Selbſtbeſchränkung der engliſchen Schule, welche, während ſie auf dem Gebiete des wirklich Erkennbaren alle Conſequenzen ihrer empiriſchen und ſenſualiſtiſchen Anſchauungsweiſe rückhaltlos entwickelte, ſich jede abſprechende Behauptung über das jenſeit der Erfahrung Liegende, das Reich des Ueberſinnlichen, ſtreng verſagte. Man verlangte von einem philoſophiſchen Syſteme dogmatiſche Gewißheit über Alles und Jedes und würde eine Vorſicht, welche dem menſchlichen Wiſſen eine Grenze hätte ſetzen wollen, für Feigheit erklärt haben, während man ſich es recht wohl gefallen ließ, daß der Philoſoph von Dem, was er zuvor als

---

ſei, in einem Leib zu wirken" [vgl. oben die Note zu S. 425]. „Am allerwenigſten aber habe ich einem Geiſte überhaupt und Gott ſelbſt die Wirkung in dem Körper abgeſprochen." — „Man kann meine ganze Metaphyſik ohne einige Aenderung behalten, man mag für die Erklärung der Gemeinſchaft von Seele und Leib ein Syſtem wählen, welches man will." („Ausf. Nachr. von ſeinen eigenen Schriften," §. 99.) — „Wenn Jemand etwas Anſtößiges in der harm. praest. findet, mag er lieber bei der andern Hypotheſe (vom influxus physicus) bleiben!" („Vern. Ged. von Gott" u. ſ. w., 2. Thl., S. 289.)

*) S. oben in dem Abſchnitte über Thomaſius.

**) Von de la Mettrie's Schrift „l'homme machine" iſt in dem Briefwechſel zwiſchen Wolf und Manteuffel (3. Bd., Bl. 402) die Rede. Sie ſollte in Berlin erſcheinen, ſtieß aber auf Hinderniſſe und erſchien dann (1746) in Holland.

unbedingt und allgemeingültig hingeſtellt hatte, Eines nach dem Andern zurücknahm oder doch weſentlich einſchränkte*).

Kulturgeſchichtlicher Werth des Wolfſchen Syſtems von ſeiner moralphiloſophiſchen Seite.

Wir würden inzwiſchen ungerecht ſowol gegen Wolf ſelbſt, als gegen ſeine Zeitgenoſſen verfahren, wollten wir verkennen, daß ſeine Philoſophie auf die Theilnahme und Anhänglichkeit dieſer Letzteren noch einen anderen, begründeteren Anſpruch hatte, als die gemeinſame Schwäche und Inconſequenz in Bezug auf metaphyſiſche Speculationen. Schon lange waren die ſittlichen Ideen als der eigentliche Kernpunkt der Philoſophie wie der Religion, als das Gemeinſame, worin Beide ſich finden und verſöhnen könnten, von allen ernſteren Geiſtern anerkannt. Calixt und Spener hatten der praktiſchen Theologie oder der Sittenlehre einen unbedingten Vorzug vor der Dogmatik und Polemik eingeräumt; Thomaſius, den engliſchen Freidenkern nachahmend, hatte die Moral gänzlich von der Theologie zu trennen und lediglich auf die inneren Geſetze der menſchlichen Natur zu gründen verſucht, die, wie er ſagte, nicht lügen könnten, da ſie von Gott dem Menſchen eingepflanzt wären.

Wolf ging in dieſer Emancipation der Moral von der Theologie noch um einen Schritt weiter. Er ſtellte den Satz auf: „die menſchlichen Handlungen ſeien an und für ſich ſelbſt gut oder böſe, würden nicht erſt durch Gottes Willen dazu gemacht; und wenn es daher gleich möglich wäre, daß kein Gott exiſtirte und der gegenwärtige Zuſammenhang der Dinge ohne ihn beſtehen könnte, ſo würden dennoch die freien Handlungen der Menſchen ebenſowol gut oder böſe bleiben, wie bei An-

*) Graf Manteuffel, unſtreitig einer der geiſtvollſten und ſeiner Stellung nach unabhängigſten Anhänger der Wolfſchen Philoſophie, repräſentirt ganz entſchieden dieſe Halbheit der damaligen philoſophiſchen Bildung in Deutſchland. Auf der einen Seite ſtellt er ſich als durchaus poſitivgläubig dar, als einen entſchiedenen Vertheidiger der Offenbarung und ſogar des Lutherthums (nur, wie er ſogleich hinzuſetzt, ohne die beſchränkenden Anſichten der Orthodoxen — ſ. deſſen Brief an Frau Gottſched bei Danzel „Gottſched," S. 36) — auf der andern Seite hat er ganz erſichtlicherweiſe ſeine geheime Freude an allen gegen den herkömmlichen poſitiven Glauben gerichteten Beſtrebungen, z. B. an Jeruſalems Schrift über die Nothwendigkeit einer Offenbarung, macht ſich über Wolfs und mancher ſeiner Parteigänger, z. B. Gottſcheds, Aengſtlichkeit in Bezug auf religiöſe Anſichten und über ihren „Köhlerglauben" luſtig, ſpricht mit einem unverhohlenen Anfluge von Spott von dem „bon Docteur Luther," deſſen Anſichten „peu philosophes" geweſen ſeien, u. dgl. m. („Briefw. zwiſchen W. und M." 3. Bd., Bl. 17, 173 u. ſ. w.).

nahme eines höchſten ſittlichen Geſetzgebers“*). Er leugnete, „daß mit dem Atheismus nothwendig ein böſes, liederliches Leben verknüpft ſei,“ wie die Orthodoxen behaupteten, welche es ſich nicht nehmen ließen, „daß einen Atheiſten von den gröbſten Verbrechen Nichts abhalte, als die Furcht vor zeitlicher Strafe, und daß, wenn ſich deren etliche zum falſchen Zeugniß vereinigten und ſolches mit einem Eide, den ſie verlachten, bekräftigten, ſie den unſchuldigſten Menſchen ums Leben bringen oder ins Unglück ſtürzen könnten“**). Vielmehr war er der Meinung: „wo ſich bei einem Atheiſten eine ſittliche Verderbtheit finde, da rühre ſie nicht von ſeinem Unglauben her, ſondern von ſeiner Unwiſſenheit in Betreff der wahren Geſetze des Guten und des Böſen, aus welcher Quelle auch bei Andern, die keine Atheiſten ſeien, ein unordentliches Leben und ein böſer Wandel entſpringe***). Ja er ſcheute ſich nicht, von einem ganzen Volke, den Chineſen, zu erklären, „daß ſie, obſchon durch keine natürliche Religion, geſchweige durch das Licht der Offenbarung von dem Weſen eines höchſten Urhebers der Welt unterrichtet, dennoch durch die Kraft ihres natürlichen Bewußtſeins eine ſo vortreffliche Moral erlangt hätten, daß dieſe anderen Völkern zur Nachahmung dienen könne,“ und nahm keinen Anſtand, der Uebereinſtimmung ſeiner eignen Moral mit derjenigen des Confucius ſich öffentlich zu rühmen †).

Wenn Wolf auf dieſe Weiſe entſchiedener, als irgend Jemand vor ihm, die Unabhängigkeit der Moral von der Theologie behauptete, ſo bewies er gleichzeitig durch den Ernſt, womit er in der Beurtheilung der menſchlichen Handlungen verfuhr, und durch die Sorgfalt, womit er auf alle, auch die geringſten Verhältniſſe und Vorkommniſſe des menſchlichen Lebens einging und an jedes derſelben den ſittlichen Maßſtab anlegte, auf das Unwiderleglichſte, wie ſo ganz fern er von jener ſittlichen Leichtfertigkeit ſei, welche für die unausbleibliche Folge einer freieren philoſophiſchen Denkweiſe auszugeben, der Orthodoxie beliebt hatte. Er bewies dadurch, daß, wenn er die Moral unabhängig von der Theologie zu

*) „Vernünftige Gedanken von der Menſchen Thun,“ §. 5.

**) Lange, „Kurzer Abriß“ u. ſ. w. in Ludovici's „Sammlung,“ S. 28.

***) „Vernünft. Gedanken“ u. ſ. w., S. 21. 22.

†) In der Rede de Sinarum philosophia practica, 1721, dem erſten Angriffspunkte für ſeine theologiſchen Gegner; — vgl. Lange's oben erwähnten „Abriß“ und das Gutachten der theol. Facultät zu Jena in Ludovici's „Ausführl. Entwurf einer Hiſtorie der Wolffſchen Philoſophie,“ 1. Thl., S. 254.

machen und auf ihre eignen Füße zu ſtellen bemüht ſei, Dies nicht deshalb geſchehe, um irgendwie der Strenge und Allgemeingültigkeit ihrer Anforderungen Etwas zu vergeben, ſondern vielmehr gerade deshalb, um dieſe Allgemeingültigkeit und Unantaſtbarkeit der ſittlichen Gebote für immer dadurch ſicherzuſtellen, daß er ſie allen den Schwankungen dogmatiſcher Standpunkte und allen den polemiſchen Streitigkeiten, welche ihr Anſehen zu ſchwächen und ihre Reinheit zu trüben drohten, ein für alle Male entzöge.

Die Vorgänger Wolfs, Leibnitz und Thomaſius, hatten eine blos ſubjective Empfindung, die „Liebe zu Gott" oder die „vernünftige Liebe" für das oberſte Geſetz menſchlichen Thuns erklärt. Wolf ſetzte an deren Stelle das „Streben nach Vollkommenheit" oder, wie er ſelbſt es erläuterte, nach „Uebereinſtimmung des gegenwärtigen Zuſtandes mit dem vorhergegangenen und dem nachfolgenden, ſowie aller mit dem Weſen des Menſchen"*). Dadurch erhob er das Reich der Sittlichkeit aus der unklaren und ſchwankenden Sphäre des bloßen Gefühls in die ſcharfbegrenzte und deutlich erkennbare des Verſtandes, gab dem Menſchen einen ſicheren Maßſtab zur Einrichtung ſeines Lebens an die Hand und machte Selbſtbeobachtung und Conſequenz des Handelns zu den beiden Grundpfeilern der Moral. Zugleich aber erklärte er das wahre Streben nach Vollkommenheit für unabtrennbar von einem Zuſammenwirken der Menſchen untereinander zu gegenſeitiger Förderung**) und ſprach damit ein großes, bedeutſames Wort aus, doppelt bedeutſam in einer allen gemeinnützigen Ideen ſo ſehr abgeſtorbenen und dem jämmerlichſten Egoismus ſo ganz verfallenen Zeit, wie die damalige.

Zwar würde man irren, wenn man daraus ſchließen wollte, Wolf habe dieſen Grundſatz der Gemeinſamkeit in dem Sinne auf die politiſchen und nationalen Verhältniſſe angewandt, daß er dieſe einer eindringenden Betrachtung nach großen philoſophiſchen oder patriotiſchen Maßſtäben unterworfen hätte. Von jenem nationalen Drange, welcher noch einen Leibnitz beſeelte, finden wir bei Wolf keine Spur, und auch ſein Urtheil über die Einrichtungen im Einzelſtaate erſcheint weit mehr wie der Reflex gegebener Zuſtände, als aus höheren Anſchauungen vom Weſen des

*) „Vern. Ged. von der Menſchen Thun," §. 3.

**) Dieſer Gedanke findet ſich ſchon in Wolfs philoſophiſcher Erſtlingsſchrift, der Phil. practica, meth. math. dem.; vgl. „Vern. Ged." u. ſ. w., §. 30 ff.

Mr. Gladstone's speech at Hawarden on Monday was a very remarkable one. It was remarkable for the fact that it was delivered at all, and for the fact that it was delivered at Hawarden. It was remarkable for the fact that it was delivered by Mr. Gladstone, and for the fact that it was delivered to a large audience. It was remarkable for the fact that it was delivered in the open air, and for the fact that it was delivered in the presence of a large number of people. It was remarkable for the fact that it was delivered by a man who had been ill, and for the fact that it was delivered by a man who had been ill for a long time. It was remarkable for the fact that it was delivered by a man who had been ill for a long time, and for the fact that it was delivered by a man who had been ill for a long time, and who had been ill for a long time, and who had been ill for a long time, and

cher ihr eigenthümlich ist und dessen Bedeutung nicht hoch genug angeschlagen werden kann — wir meinen den Ernst und die sittliche Wärme, womit sie jene wichtigsten aller Lebensverhältnisse, die Ehe und die Familie, behandelt, welche leider für die Mehrzahl des damaligen Geschlechts zu einem Gegenstande frostiger Gleichgültigkeit oder frivolen Spottes geworden waren. Der Muth und der Eifer, womit Wolf an die sittliche Läuterung der Ansichten über Ehe und Familie Hand anlegte, war um so verdienstlicher, als selber im Bereiche der Philosophie sich eine leichtfertigere Behandlung dieser heiligsten Verhältnisse geltend zu machen begonnen hatte. Die übergroße Strenge, womit das herrschende kirchliche System die Ehe lediglich als ein religiöses, den Gesetzen des bürgerlichen Lebens gänzlich entrücktes Institut — beinahe im Sinne des Katholicismus — auffaßte (während es doch die rücksichtslosesten Verletzungen dieses heiligen Bandes nicht allein nicht zu hindern vermochte, sondern auch meist ruhig geschehen ließ), schien zum Widerspruch gegen solche Einseitigkeit und zur Vertheidigung der natürlichen Freiheit gegen den Zwang eines geistlichen Zelotismus aufzufordern. Schon galt es beinahe für das Anzeichen eines Philosophen, auch in diesem Punkte freieren Ansichten zu huldigen, und für das Anzeichen eines beschränkten theologischen Eiferers, auf der vollen Strenge des christlichen Pflichtgebotes in Bezug auf die Heilighaltung der Ehe zu bestehen. Die Kenntniß fremder, besonders orientalischer Völker, welche die jüngsten Seefahrten und Entdeckungsreisen erschlossen hatten, und die Vorliebe, womit man die Sitten und Gewohnheiten dieser Völker studirte, trug dazu bei, dem Zweifel: ob nicht ein freieres Verhältniß in der Liebe dem natürlichen Zustande der Menschen mehr entspreche, neue Nahrung zu geben. So ward diese Frage damals fast in ähnlicher Weise ein beliebtes Thema der Tagesdebatte, wie heute vor ein paar Jahrzehnten die Frage der Emancipation der Frauen. Selbst Leibniz wollte nicht schlechthin behaupten, daß die Polygamie gegen göttliches und natürliches Recht verstoße, hielt vielmehr dafür, daß, wenngleich die Monogamie der Regel nach das Bessere sei, doch auch jene unter gewissen Um-

Nachgiebigkeit gegen deren Eigenheiten, soweit man dadurch keine „natürliche Verbindlichkeit" verletze — „zum Exempel, es kann Einer eine gepuderte Perrücke nicht leiden; wer ihm nun nicht mißfallen und seine Feindschaft vermeiden will, muß die Perrücke ungepudert lassen, wenn er zu ihm geht, ob er zwar sonst sich hierüber kein Gewissen macht." (Ebenda, §. 774 ff.)

ſtänden wol geduldet werden könne, wie der Vorgang des Grafen von Gleichen und der in dieſem Falle von dem Papſte ſelbſt gefällte Ausſpruch bezeuge. Namentlich würden, meinte er, die chriſtlichen Miſſionarien wohlthun, den Chineſen und Indiern, um ſie fürs Chriſtenthum zu gewinnen, die Beibehaltung der ihnen zur Gewohnheit gewordenen Polygamie zu geſtatten*). Ein Zeitgenoſſe von Leibnitz, Lyſer, ging ſo weit, geradezu für die Polygamie das Wort zu nehmen**), und leichtfertigere Geiſter, wie Faßmann, folgten begierig ſolchen Vorgängern***).

Auch Thomaſius hielt das Concubinat oder die ſogenannte Gewiſſensehe nur nach poſitivem, nicht nach natürlichem Rechte für unerlaubt und glaubte außerdem, den Vornehmen in dieſem Punkte beſondere Freiheiten einräumen zu müſſen†).

Dieſer bedenklichen Toleranz in Bezug auf eines der wichtigſten Lebensverhältniſſe ſetzte Wolf die ganze unerbittliche Strenge eines ausnahmeloſen Pflichtgebotes entgegen. Zugleich aber gab er dieſem Gebote dadurch einen verſtärkten Nachdruck, daß er es nicht aus theologiſchen Vorausſetzungen (deren Gültigkeit eine freidenkeriſche Philoſophie anzweifeln mochte), ſondern gerade aus eben dem Naturgeſetze ableitete, auf welches dieſe Philoſophie ſich überall berief. Zurückgehend auf den natürlichen Zweck der Ehe und des dem Menſchen angebornen Fortpflanzungstriebes, erklärte er jede unordentliche Befriedigung dieſes Triebes, weil jenem Zwecke widerſprechend, für ein Vergehen gegen die Natur und deshalb für unſittlich, und er ließ von dieſer Regel keinerlei Ausnahmen zu, weder des Standes, noch des Geſchlechts. Während die allzu nachſichtige öffentliche Meinung jener Zeit ſelber den Frauen einen Bruch der Ehe nicht ſonderlich hoch anrechnete, wollte Wolf ſelber den Männern keinerlei Vorrecht in dieſer Beziehung eingeräumt wiſſen, machte vielmehr beiden Theilen die gleiche eheliche Treue zur unverbrüchlichen Pflicht. Ja ſogar den Unverheiratheten legte er unbedingte Enthaltſamkeit von ungeregelten Liebesneigungen als ein

*) Rommel, „Leibnitz und Landgraf Ernſt," 2. Bd., S. 342.

**) Seine Schrift, Discursus de Polygamia, ward in Kopenhagen und Stockholm öffentlich verbrannt. Vgl. Rommel, a. a. O., S. 298.

***) Faßmann, „Geſpräche im Reiche der Todten," 1. Bd., S. 642.

†) „Juriſtiſche Händel", 3. Bd., S. 219. Vgl. oben S. 70.

Gebot der Natur auf*), — eine bei dem damaligen Stande der Sitten und Anſichten in dieſem Punkte unerhörte Strenge.

Mit dem gleichen Ernſte eiferte Wolf auch gegen andere Laſter und Thorheiten der Zeit, von denen er das Glück der Ehen, den Wohlſtand der Familien und die häusliche Zufriedenheit gefährdet ſah – gegen den unſinnigen Luxus, insbeſondere der Frauen, und gegen jene ebenſo verkehrte, als verderbliche Anſicht, welche maßloſes Wohlleben für den Zweck des menſchlichen Daſeins halte, zu deſſen Erreichung die nöthigen Mittel um jeden Preis geſchafft werden müßten, ſtatt den Zuſchnitt des Lebens und die Ausgaben der Haushaltung nach den vorhandenen Mitteln zu bemeſſen. Er ſchilderte die wohlthätigen Folgen der Sparſamkeit und das Glück Derer, welche mittelſt derſelben aus beſchränkten Verhältniſſen allmälig in behäbigere übergingen, während er zugleich mit abſchreckender Wahrheit den Ruin der Andern ausmalte, die in den Tag hinein wirthſchafteten und, unbekümmert um die Zukunft, das Ihre vergeudeten und ſich leichtſinnig in Schulden ſtürzten**). Und endlich ließ er nicht unerwähnt, welche Störungen des häuslichen Friedens aus einem Mangel an Sorgfalt für die gemeinſamen Angelegenheiten Seitens des einen oder des andern Theils entſprängen und ſtellte ebenſowol die unglücklichen Folgen einer gegenſeitigen Erkaltung, wie die ſegensreichen eines harmoniſchen Zuſammenlebens der Ehegatten mit lebhaften Farben dar***). Auch die Pflichten der Eltern gegen die Kinder, ſowie der Kinder gegen die Eltern, desgleichen der Herrſchaften gegen die Dienſtboten und umgekehrt, entgingen ſeiner Aufmerkſamkeit nicht. Mit Strenge rügte er die in den höheren Claſſen und ſelber in dem reicheren Mittelſtande beinahe allgemein verbreitete Unſitte, die Säuglinge fremder Bruſt zur Ernährung anzuvertrauen, und ermahnte dringlichſt alle Mütter, doch ja der „Weiſung der Natur“ in dieſer Hinſicht ſich nicht freventlich zu entziehen†).

Genug, kein Verhältniß des häuslichen Lebens blieb von ihm unberührt, und über alle verbreitete er einen Ernſt ſittlicher Weihe, wie er dem Geſchlechte, zu dem er ſprach, ſeit lange fremd geworden war. So eingehend hatten ſelbſt die Pietiſten dieſe Verhältniſſe nicht behandelt,

*) Jus naturae, VII, §. 240, 345, 348; Oeconomica, §. 140—145.

**) Oeconomica, §. 118. 141. 155.

***) Eben dort und Oecon. §. 109.

†) Jus naturae, VII, §. 480.

und ſo nachdrucksvoll waren ihre Ermahnungen kaum geweſen, als dieſe im Namen der Vernunft und der Natur an alle Menſchen, ohne Unterſchied des Glaubens, von dem Philoſophen gerichteten Belehrungen.

Auf dieſem Gebiete liegen unſtreitig die tiefſten und weitreichendſten Wurzeln des wohlthätigen Einfluſſes, den Wolf auf die Geſittung ſeiner Zeit und noch mancher nachfolgenden Generation geübt und deſſen ſichtbare Spuren wir ſchon in den nächſten Abſchnitten unſerer Betrachtungen entdecken werden. Es war die Stimme des ſchlichten bürgerlichen Gewiſſens, welche Wolf — ein Abkömmling jenes niedern Bürgerthums, das im Ganzen noch am Treueſten die alte deutſche Ehrbarkeit bewahrt hatte*) — mit vollem Nachdrucke erhob, unbeſtochen durch den ſchimmernden Glanz der galanten Laſter, denen Alles, was modiſch ſein wollte, huldigte, unbeirrt durch die falſchen Vorſtellungen von natürlicher Freiheit, durch welche ſelbſt manche ſonſt ernſte Geiſter ſich zu einer nachſichtigeren Beurtheilung dieſes frivolen Treibens verleiten ließen.

*) Wolf war der Sohn eines Breslauer Bürgers und Rothgerbers („Wolfs eigne Lebensbeſchreibung," S. 110).

Neunter Abſchnitt.

Anwendung der neuen philoſophiſchen Ideen auf das Leben und die Geſellſchaft: die moraliſchen Wochenſchriften. — Anfänge einer allgemeinen äſthetiſch-literariſchen Bewegung. Die Verirrungen der gelehrten Dichtkunſt und der Rückſchlag dagegen: die Satiren Neukirchs, Wernicke's u. A. — Wiedererwachen einer natürlicheren Dichtweiſe: Günther, Brockes, Richey, Hagedorn, Haller. — Die Verſuche zur Herſtellung einer nationalen Poeſie im umfaſſenderen Sinne: J. Chr. Gottſched und die Schweizer.

Wachſendes Bedürfniß der gebildeten Klaſſen nach ſittlichen und geſelligen Verbeſſerungen.

Seit dem Wiedererwachen des geiſtigen Lebens in Deutſchland nach dem dreißigjährigen Kriege, alſo mehr als zwei Menſchenalter lang, war das Intereſſe der Nation faſt ausſchließlich auf religiöſe Kämpfe gerichtet geweſen. Jetzt hatte ſich dieſes Intereſſe erſchöpft; nicht blos der größere Theil der Laien, ſondern auch viele Geiſtliche fingen an, ſich davon abzuwenden. Als praktiſches Reſultat der langen Streitigkeiten war eine gewiſſe gemäßigte Freiſinnigkeit in Sachen der Religion, ein Geiſt der Duldſamkeit und der allgemeinen Menſchenliebe ohne Anſehen des Glaubensbekenntniſſes und ein erhöhter ſittlicher Ernſt in Behandlung aller Lebensverhältniſſe in den meiſten Kreiſen der Gebildeten zurückgeblieben.

Das Bedürfniß, dieſen nächſten, irdiſchen Verhältniſſen größere Aufmerkſamkeit zuzuwenden, machte ſich dagegen immer ſtärker geltend. Die ſich mehr und mehr ausbreitenden Beobachtungswiſſenſchaften ſchärften den Sinn für die Betrachtung der Natur. Der emporblühende Verkehr und der geſteigerte Wohlſtand wieſen die Menſchen mit unabweisbarer Gewalt auf die Angelegenheiten des täglichen Lebens hin. An die Stelle der ſtumpfen Gleichgültigkeit, womit lange Zeit ſelber die Gebildeten — theils in Folge mangelnder Kenntniß, theils wegen der Verachtung, womit ein einſeitiger religiöſer Spiritualismus alle dieſe Dinge

behandelte — an den Schönheiten der Außenwelt, wie an den Beziehungen des menschlichen Zusammenlebens vorübergegangen war, trat eine lebhafte Neigung zu der Beschäftigung mit der Natur, zu den Freuden einer zugleich freieren und inhaltsvolleren Geselligkeit, eine aufmerksame Beobachtung des eignen Selbst, wie der Denk- und Handlungsweise der Andern, und ein reger Drang sittlicher Vervollkommnung und gemeinnützigen Wirkens. Die Ansicht gewann immer mehr Boden, daß es nicht genüge, ein guter Christ zu heißen, so lange man nicht auch ein guter Bürger und ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft sei, und daß es dem Christenthum keinen Abbruch thue, „wenn sich Leute fänden, die mit natürlichen und vernünftigen Gründen in Sachen, den Umgang, die Haushaltung, Kinderzucht und gemeine Wohlfahrt betreffend, Andere gern von Thorheiten abführen und ihnen Dasjenige sagen wollten, was entweder so sonderbar oder so lebhaft zu sagen, die Umstände eines heiligen Amtes und Ortes nicht allemal zulassen" *).

Was Thomasius als die Aufgabe der Philosophie bezeichnet hatte: „daß sie die irdischen, praktischen Zwecke des Menschen und den Nutzen der Gesellschaft fördern müsse," was nach dem Ausspruche Wolfs das höchste Ziel der Moral sein sollte: „Streben nach Vollkommenheit in Gemeinschaft mit Andern" — Das erhielt jetzt Fleisch und Blut, indem es aus den Höhen der Speculation in die Praxis des Lebens herabstieg und zum Gegenstande populärer Belehrung und geselligen Gedankenaustausches gemacht wurde.

Schon Thomasius hatte in seinen „Monatsgesprächen" einen ähnlichen Weg zu betreten versucht; allein, genöthigt, wie er es war, immerfort noch gegen die Herrschsucht und Unduldsamkeit der Orthodoxie und gegen den Pedantismus des Gelehrtenthums zu kämpfen, hatte es ihm an Muße gefehlt, sich eingehend mit den Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens, der Geselligkeit, der Haushaltung, der Familie zu beschäftigen. Jetzt aber war jener Kampf abgethan, oder wenigstens nahm man es damit nicht mehr so ernst; dagegen wandte sich die öffentliche Theilnahme überwiegend den näherliegenden Fragen des praktischen Lebens zu.

Auch waren es schon nicht mehr vereinzelte Gelehrte, welche sich diesen Betrachtungen widmeten. Hier, wo es sich um Angelegenheiten handelte, die Jeden unmittelbar berührten und Jedem verständlich waren,

*) „Der Patriot," 1. Jahrgang, S. 30.

fühlte ſich Jeder zum Mitſprechen und Mithandeln aufgefordert, und ſo bildete ſich eine Propaganda der Reform, welche alle beſſeren Elemente der Geſellſchaft an ſich zog und mit der unwiderſtehlichen Gewalt eines großen geiſtigen Geheimbundes den zähen Widerſtand des Alten überwand. Förmliche Vereinigungen entſtanden unter den Gleichgeſinnten, zu dem Zwecke, das Werk der ſittlichen und geſelligen Verbeſſerung planmäßig zu betreiben, und aus dieſen Vereinigungen ging, als Organ der neuen Ideen, ein ganzer neuer Literaturzweig hervor, die ſogenannten moraliſchen Wochenſchriften.

Die moraliſchen Wochenſchriften: ihre Entſtehungsweiſe und ihr Charakter.

Wenigſtens die erſten und bedeutendſten dieſer Wochenſchriften verdankten ihr Entſtehen derartigen Geſellſchaften, zu denen mit Gelehrten und Schriftſtellern von Ruf ſich auch Solche verbanden, deren eigentlicher Beruf weder das philoſophiſche Katheder, noch die moraliſche und äſthetiſche Schriftſtellerei war. Die Herausgabe der „Discurſe der Maler", des erſten namhaften Werkes dieſer Art*) (Zürich, 1721), unternahm eine „Societät", welche, wie ausdrücklich bemerkt wird, „nicht blos durch die ganze Schweiz, ſondern auch darüber hinaus verbreitet war"**) und an deren Spitze die ſpäteren Häupter der ſchweizeriſchen Dichterſchule, Bodmer und Breitinger, ſtanden. Der „Patriot" (Hamburg, 1724) ging aus der „Patriotiſchen Geſellſchaft" hervor, welche zu ihren Mitgliedern neben den Dichtern Brockes, Richey, Weichmann und den Gelehrten Fabricius und Hoffmann auch Senatoren, Rechtsgelehrte, Geiſtliche und andere hervorragende Bürger der reichen Handelsſtadt zählte***). Auch Gottſcheds „Vernünftige Tadlerinnen" (Leipzig, 1725) waren urſprünglich die Frucht eines gemeinſamen Planes Mehrerer†). Andere Vereine wieder machten ſich die Verbreitung dieſer Schriften oder die gemeinſame Lectüre und Beſprechung ihres In-

*) Zwar citirt Gervinus („Geſch. der deutſchen Dichtung," 4. Bd., S. 19) nach Gottſcheds Zeugniß zwei noch frühere moraliſche Wochenſchriften, den „Vernünftler," 1713, und die „Luſtige Fama," 1718, beide zu Hamburg. Indeß ſcheinen dieſelben wenig bekannt geworden zu ſein; wenigſtens haben wir ſie ſonſt nirgends erwähnt gefunden, wie doch rückſichtlich anderer, z. B. der „Discurſe" und des „Patrioten", häufig geſchieht.

**) „Discurſe", 1., S. 14.

***) „Der Patriot", 3. Jahrg., Vorrede.

†) Gottſched, „Anfangsgründe der Weltweisheit," Vorrede.

haltes zur Aufgabe*), und endlich fehlte es nicht an zahlreichen freiwilligen Mitarbeitern, welche bald die von den Herausgebern der Wochenschriften gegen gewisse Gebrechen der Zeit erhobenen Rügen durch Beispiele aus ihren Umgebungen bekräftigten, bald auf andere, die sie noch nicht genug beachtet glaubten, aufmerksam machten, bald wieder von Jenen gute Rathschläge in verwickelten Lebenslagen, Trost und Stärkung in Herzens- oder Gewissensbedrängnissen begehrten**). Genug, die moralischen Wochenschriften wurden einflußreiche Mittelpunkte eines vielseitigen, regen und antheilvollen Austausches von Ideen, Empfindungen, Beobachtungen und Erfahrungen unter allen Denen, welche Empfänglichkeit für eine zugleich freiere und ernstere Auffassung des Lebens besaßen, und wir sagen kaum zu viel, wenn wir behaupten, daß gewissermaßen das Volk selbst oder wenigstens der gebildete Mittelstand es war, welcher diese Journale schreiben half.

Auch ihre Verbreitung war eine sehr bedeutende. Von dem „Patriot" wurden gleich im ersten Jahre 5000 Exemplare abgesetzt und außerdem ward er anderwärts nachgedruckt***). Nicht blos von ihm, sondern auch von ungleich schwächeren Producten derselben Gattung erschienen mehrfache Auflagen in verhältnißmäßig kurzer Frist†).

Dieser lebhaften Betheiligung der verschiedensten Berufsklassen an den moralischen Wochenschriften und diesem unmittelbaren Hervorgehen derselben aus einem praktischen Bedürfniß des Volkes entsprach auch, wenigstens bei den besseren, die Mannigfaltigkeit des Inhalts und die Allgemeinverständlichkeit der Form, durch welches Beides sie sich vor den bisherigen, lediglich von Gelehrten geschriebenen Journalen (selber die Thomasischen nicht ganz ausgenommen) vortheilhaft auszeichneten. Die ganze Breite des bürgerlichen Lebens — im Haus, in der Gesellschaft, im öffentlichen Verkehr — ward von dieser moralischen Kritik durchmustert, und Nichts entging ihrem prüfenden Blick und ihrer freimüthigen Rüge. Mit richtigem Instinkt erkannten die Herausgeber der

*) Der „Patriot" (1. Jahrg., S. 313) erwähnt ausdrücklich zwei solche, zu Merseburg und zu Christianstadt.

**) Manche von diesen angeblichen „Zuschriften" mögen wol erdichtet sein, um den Wochenschriften den Reiz größerer Abwechselung und frischerer Unmittelbarkeit zu geben, doch gilt dies keinesfalls von allen.

***) „Patriot", 1. Jahrg., S. 343.

†) Z. B. von den „Vernünftigen Tadlerinnen" drei.

Wochenschriften, daß der Schwerpunkt der gesellschaftlichen und sittlichen Reform, die sie erstrebten, in einer Veredelung des Familienlebens und in einer besseren Erziehung des nachwachsenden Geschlechtes liege. Aus diesem Grunde wendeten sie sich namentlich auch an die Frauen und suchten diesen ein lebendigeres Bewußtsein ihrer Pflichten und richtigere Begriffe von dem Zweck und der Bedeutung des Lebens beizubringen. Bald mit Ernst, bald mit Spott brandmarkten sie die thörichte Verschwendungssucht und Eitelkeit, durch welche so viele Familien sich ruinirten, die Vernachlässigung der ersten und heiligsten Mutterpflichten, die leider auch unter den Frauen des Bürgerstandes immer mehr eingerissen war, die körperliche Verzärtelung und geistige Verwahrlosung der Kinder, die Koketterie der jungen Mädchen und das läppische Dandythum der jungen Männer, die steife Affection des geselligen Tons, die Leerheit der hergebrachten Conversationen und die Entstellung der Muttersprache durch Einmischung von Fremdwörtern und von Provinzialismen*).

Ihre Bedeutung als Organe des Bürgerthums.

Es war nicht ohne Bedeutung, daß die ersten moralischen Wochenschriften im Schooße zweier der größten und blühendsten Gemeinwesen erschienen, in der freien Reichsstadt Hamburg und in dem republikanischen Zürich. Denn offenbar war es der Geist des echten Bürgerthums und der damit verwachsenen altvaterländischen Sitte, welcher in dieser neuen literarischen Bewegung sich gegen die aufgedrungene Herrschaft der vornehmen Klassen und des von ihnen gehegten ausländischen Wesens erhob. Aus dem gleichen Grunde mag es gekommen sein, daß auch von den späteren Unternehmungen ähnlicher Art die meisten und namhaftesten theils an größeren Handelsplätzen, theils in solchen Gegenden hervortraten, wo das echt deutsche Wesen und die hergebrachte Familiensitte sich noch verhältnißmäßig am

*) Hier nur eine kleine Blumenlese von Stellen moralischer Wochenschriften, welche solche und ähnliche Themata behandeln. Ueber die Erziehung handeln: „Der Patriot", 1. Bd., S. 12, 20, 30, 33, 70, 93, 176, 213; 2. Bd., S. 227 ff.; 3. Bd., S. 24, 38 u. s. w. „Discurse", 1. Bd., S. 56 ff. „Bern. Tadl.", 1. Bd., S. 49, 235, 343, 391; 2. Bd., S. 63, 394, 455. „Die Matrone", S. 32. „Der Einsiedler", S. 35 u. s. f. Speciell über das Ammenwesen: „Der Patriot", 1. Bd., S. 32, 53, 176, 424. „Discurse", 2. Bd., S. 179. „Bern. Tadl.", 2. Bd., S. 451. „Die Matrone", S. 20. Ueber Frauenbildung: „Der Patriot", 1. Bd., S. 21, 77, 267 u. s. w. „Bern. Tadl.", 1. Bd., S. 45, 133, 194, 199 u. s. w. Ueber das steife Ceremoniell und die geistlosen Ge-

Kräftigſten erhalten hatte, nämlich in den Ländern ſächſiſchen und frieſiſchen Stammes*).

Seit einem Jahrhundert hatte der deutſche Bürgerſtand ſo ſehr verlernt, ſich mit ſeinen nächſten Verhältniſſen zu beſchäftigen, daß ihm das Bewußtſein ſeiner Bedeutung, ja beinahe ſeiner Exiſtenz völlig abhanden gekommen ſchien. Immer nur den Blick auf die höheren Geburtsſtände oder auf die Gelehrten gerichtet, hatte er ſich gewöhnt, ſich ſelbſt für Nichts zu achten. Die Städtechroniken, in denen Jahrhunderte lang Freud' und Leid der bürgerlichen Gemeinweſen mit einer Sorglichkeit verzeichnet worden war, welche bezeugte, wie großen Werth man auf dieſe Gemeinintereſſen legte und wie wohl man ſich darin fühlte, verſtummen zum Theil ſchon während des dreißigjährigen Krieges, zum Theil bald nachher, ſpäteſtens am Wendepunkte zwiſchen dem 17. und 18. Jahrhundert, und auch die noch nothdürftig fortgeſetzten verlieren um dieſe Zeit ihren früheren Charakter behaglicher Breite und Ausführlichkeit, werden wortkarg, trocken, ſprechen häufiger von den allgemeinen Weltbegebenheiten, den Verhandlungen der Kabinette und den Neuigkeiten der Höfe, als von den Vorkommniſſen und Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens. Kaum daß die Familienchroniken in bürgerlichen

---

ſprüche in den gewöhnlichen Geſellſchaften: „Der Patriot", 1. Bd., S. 44 ff., 53, 73, 150, 193, 314 u. ſ. w. Ueber das Spiel: „Discurſe", 1. Bd., S. 60 ff. „Vern. Tadl.", 1. Bd., S. 113 (an beiden Stellen iſt dieſelbe Geſchichte von Locke aus Leclercs Bibliothèque überſetzt — ein Beweis unter vielen von dem Mangel an Originalität der meiſten dieſer Wochenſchriften). Ueber Luxus und Verſchwendung: „Der Patriot", 1. Bd., S. 11, 153, 466 u. ſ. w.

*) In der ſehr reichhaltigen Sammlung moraliſcher Wochenſchriften auf der königl. ſächſ. Bibliothek zu Dresden finden ſich aufgeführt: aus Hamburg: „Die Matrone" (1728), „Der vernünftige Ehrbaber" (1744), „Unterhaltungen" (1766); aus Zürich: „Der Brachmann" (1740); aus Baſel: „Der helvet. Patriot" (1755); aus Leipzig, nächſt den „Vern. Tadlerinnen", „Der Biedermann" (1727), ebenfalls von Gottſched, ſpäter „Der Eremit" (1769) und „Der redende Stumme" (1771); aus Magdeburg und Leipzig: „Der Greis" (1763); aus Frankfurt a. M. und Leipzig: „Moral. Gedanken der Stillen im Lande" (1743); aus Königsberg: „Der Pilgrim" (1743), „Der Jüngling" (1775) und „Das preußiſche Tempe" (1781); ferner aus Göttingen: „Der Sammler" (1736) und „Heilſame Vorträge" (1776); aus Zelle: „Die Zelliſchen vernünftigen Tadlerinnen" (1742); aus Hannover: „Gemählde von den Sitten unſerer Zeit" (1747) und „Die deutſchen Zuſchauerinnen" (1749) (letztere unter Mitwirkung J. Möſers); aus Holſtein: „Der Hypochondriſt" (1767), „Die Dithmarſiſche Wochenſchrift zum Nutzen und Vergnügen" (1775), „Der nordiſche Aufſeher" (1757) u. ſ. w.

Häuſern von altem Schrot und Korn ſich noch erhalten*). Die Denkwürdigkeiten und Reiſebeſchreibungen aus der letzten Hälfte des 17. und dem erſten Drittheil des 18. Jahrhunderts, auch die von Nichtadeligen verfaßten, beſchäftigen ſich weit mehr mit dem Leben und Treiben der großen Welt, als mit den ſtillen Räumen des Hauſes oder den Verhältniſſen des Gemeinweſens**), und Daſſelbe iſt der Fall bei den gedruckten Zeitungen, welche an die Stelle der geſchriebenen Tagesberichte traten***).

In den moraliſchen Wochenſchriften hörte und ſprach jetzt aber zum erſten Male wieder das Bürgerthum von ſich ſelbſt. Jetzt zum erſten Male waren es wieder ſeine eignen Intereſſen und Erlebniſſe, ſeine Sitten und Gewohnheiten, ſein häusliches und geſelliges Leben, worauf es ſeine Aufmerkſamkeit lenkte und gelenkt ſah. Jetzt zum erſten Male maß es wieder mit dem Maßſtabe ſeiner Moral und der althergebrachten deutſchen Geſittung nicht blos ſeine eigenen Thaten, ſondern auch die der höheren Stände, und faßte ſich ein Herz, dieſe letztern ebenſo freimüthig zu kritiſiren, wie ſich ſelbſt, ſtatt in Demuth vor ihnen zu kriechen und in äffiſcher Nachahmungsſucht ihre Laſter und Thorheiten zu kopiren. Jetzt zum erſten Male wagte es den Verſuch im Großen, nach den Eingebungen der eignen Vernunft, nicht nach den Decreten einer frem-

*) J. Möſers Vater führte noch eine ſolche Chronik in ſeiner Hausbibel und verzeichnete darin die Geburt dieſes Sohnes, 14. Dec. 1720. („Möſers Leben" von Nicolai, vor des Erſtern „Verm. Schriften", S. 9.) Auch Kants Vater beſaß eine Hauschronik; die Mutter ſchrieb die Geburt des Sohnes, Kant ſelbſt ſpäter den Tod ſeines Vaters in dieſelbe ein („Kants Werke", von Roſenkranz, 11. Bd., S. 16).

**) Dies gilt z. B. von Keyßlers „Reiſen durch Deutſchland" (1730), einer der wenigen unmittelbaren Quellen dieſer Art, die wir aus der damaligen Zeit beſitzen. Auch die unlängſt (1834) erſchienene Selbſtbiographie des Chroniſten Lucä iſt zum größten Theil Nichts als eine trockene Mittheilung äußerlicher Begebenheiten, keineswegs auch nur entfernt ein ähnliches Bild der damaligen Sitten und Geſellſchaftszuſtände der Mittelklaſſen, wie ein ſolches von dem Leben der Höheren die zahlreichen Memoiren, z. B. der Herzogin von Orleans, der Markgräfin v. Baireuth, des Herrn von Pöllnitz, Caſanova's, die Briefe der Lady Montague und des Freih. v. Bielefeld u. A. dgl., enthalten. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts werden wir der gerade entgegengeſetzten Erſcheinung begegnen; die Memoiren, Selbſtbiographien, Briefwechſel, Tagebücher u. ſ. w. von Perſonen des Mittelſtandes ſind da in faſt ungemeſſener Zahl und Ausführlichkeit vorhanden, dagegen werden die Schilderungen des Hoflebens immer ſeltener.

***) Z. B. das Theatrum Europaeum, das „Eröffnete Kabinet großer Herren," die verſchiedenen „Poſtreuter" u. ſ. w.

den Autorität zu denken und zu handeln, den Gesetzen der Natur mehr, als denen eines steifen und geschmacklosen Herkommens zu gehorchen, und statt des häßlichen Kauderwelsch, welches eine verkehrte Mode eingeführt hatte, den reinen und unvermischten Lauten der Muttersprache wieder das ihnen gebührende Recht im geselligen Verkehr wie in der Literatur zu verschaffen.

Vergleichung der deutschen moralischen Wochenschriften mit den englischen.

Wie erfreulich aber auch eine solche Wiederermannung des deutschen Bürgerthums und wie natürlich sie nach den vorausgegangenen Bestrebungen eines Spener, Thomasius und Wolf erscheinen muß, so können wir doch nicht umhin, mit patriotischer Beschämung zu bekennen, daß auch dieser Fortschritt keineswegs ganz und rein einem innern Triebe des deutschen Geistes, sondern mindestens zum großen Theil einem fremden Anstoße zu verdanken war. Die unumwundenen Bekenntnisse der Herausgeber des „Patrioten" und der „Discurse"*) lassen keinen Zweifel daran übrig, daß erst der Vorgang der englischen Unternehmungen der gleichen Gattung sie zu ihrem Vorhaben anfeuerte und ermuthigte, und zahlreiche Stellen in den genannten wie in andern Schriften ähnlicher Art bezeugen die weitgehende Abhängigkeit dieses ganzen Literaturzweiges von den ausländischen Originalen**). Auch halten die deutschen Wochenschriften weder in Bezug auf innern Gehalt, noch auf Correctheit der Sprache und Eleganz des Styls eine Vergleichung mit den englischen aus. Zwischen dem Spectator und dem „Patrioten", der gehaltvollsten und am besten geschriebenen von allen deutschen Wochenschriften, die wir kennen***), ist eine

*) „Der Patriot", 1. Jahrg., S. 341; „Discurse", Widmung „an den erlauchten „Zuschauer" der englischen Nation."

**) Es sei hier nur auf folgende aufmerksam gemacht: Gleich der Eingang des „Patriot", das angenommene Incognito, das Reisen in fremde Welttheile, weiterhin sodann die Mittheilung von Statuten fingirter Gesellschaften, sind dem Spectator (1. Bd., p. 1—7 und 41 ff.) nachgebildet. In den „Discursen" ist das 21. Stück des 3. Bandes fast wörtlich aus dem 1. Stück des Spectator genommen; ebenso die Dialoge der Philosophen. Wieder ein anderes Mal, im „Einsiedler", ist den Lettres persanes von Montesquieu der Kunstgriff abgeborgt, einen Wilden die Gebrechen der Civilisation rügen zu lassen. Wie sogar zwei Wochenschriften fast gleichlautend eine witzige Bemerkung Locke's über das Kartenspiel benutzt haben, ward schon oben bemerkt.

***) Ich habe, außer den mehrgenannten drei Wochenschriften, „Der Patriot", die „Discurse" und „Die vern. Tadlerinnen", noch folgende verglichen: „Die Ma-

ebenso große Kluft, wie zwischen dem bürgerlichen und öffentlichen Leben Englands in jener Zeit und dem unseres Vaterlandes.

Auch in England bezeichnete das Auftreten des Tatler, des Spectator, des Guardian und ähnlicher periodischer Schriften einen Rückschlag des bürgerlichen und heimischen Geistes gegen die mit den Stuarts von Frankreich herübergekommene Sittenverderbniß und gegen den Uebermuth einer leichtfertigen und anmaßenden Camarilla*). Auch dort galt es, die Grundsätze einer einfachen, herzlichen Frömmigkeit und einer unbestechlichen, lautern Sittenstrenge ohne die verwirrenden Spitzfindigkeiten dogmatischer Bekenntnisse ins praktische Leben zu übertragen und zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen. Auch dort bedurfte das Familienleben und die gemüthliche altenglische Geselligkeit einer Wiederauffrischung, das bürgerliche Selbstbewußtsein und der patriotische Gemeingeist einer Kräftigung, der ästhetische Geschmack der Nation einer Zurückführung zu größerer Innigkeit und Natürlichkeit.

Aber die Aufgabe war dort eine viel leichtere und dankbarere, als in Deutschland. Die Wege zum Ziele waren ungleich geebneter und die Schwierigkeiten weniger groß. Mit der Vertreibung der Stuarts, deren Hof der Begünstiger französischen Geschmacks und französischer Leichtfertigkeit gewesen war, hatte alsbald eine starke Reaction gegen das eingedrungene Fremde, nicht blos vom sittlichen, sondern auch vom politischen Standpunkte aus, begonnen. Das englische Familienleben, wenn auch eine Zeit lang etwas in den Schatten gestellt durch das Vorherrschen der auf äußeren geselligen Flimmer gerichteten französischen Sitte, war doch niemals so tief und allgemein von dieser Ansteckung ergriffen worden, als das deutsche, und bedurfte nur eines leisen Anstoßes, um bald wieder in alter Tüchtigkeit und Frische hervorzutreten. Die schöne Literatur hatte zwar den Einfluß französischer Unnatur, höfischer Charak-

trone", „Der Einsiedler", „Die Braut, wöchentlich an das Licht gestellt", „Der Jüngling", „Der Mensch", „Der Gesellige", „Heilsame Verträge".

*) Ich schließe mich in dieser und den folgenden Betrachtungen über Bedeutung und Wirksamkeit der moralischen Wochenschriften in England den Ansichten von Hettner („Gesch. der engl. Literatur", S. 260 ff.), Arnd (Französ. Nat.-Lit., 2. Bd., S. 83), Prutz (Lit.-hist. Taschenbuch f. 1848, S. 374) u. A. an, mit denen auch bewährte englische Kritiker, wie Johnson, Drake, Macaulay, übereinstimmen. Mit Schlossers wegwerfendem Urtheil über diesen ganzen Zweig der englischen Literatur („Gesch. des 18. Jahrh.", 2. Bd., S. 471) kann ich mich nicht befreunden.

terlosigkeit und sinnlicher Verweichlichung in hohem Grade, ja bis zum Excesse, zu erfahren gehabt*), aber gerade dieser Excess bereitete eine um so schnellere Umkehr vor, und, während ein wesentlicher Theil dieser Verirrungen der Literatur zugleich mit den politischen Erscheinungen, welche ihn hervorgebracht hatten, wieder verschwand**), trat der heitere Ernst und der klare Tiefsinn des altenglischen Geistes, welchen einzelne bessere Schriftsteller selber inmitten jenes Taumels allgemeiner Zügellosigkeit nicht verleugnet hatten, auf's Neue in seine Rechte ein. Auf dem religiösen Gebiete war bereits durch die Schriften der Freidenker eine Auseinandersetzung zwischen dem Glauben und der Vernunft zu Stande gebracht, welche den vollen und ungeschmälerten Gebrauch dieser letztern in allen Fragen des Lebens und der Wissenschaft gestattete, ohne daß die Frömmigkeit dabei Gefahr lief. Endlich aber — und dieser Umstand ist nicht der am wenigsten wichtige — ging in England diese ganze Bewegung, wenn auch ihren nächsten Zielen nach blos literarisch und moralisch, doch auf der breiten Basis eines großartigen und kräftig entwickelten öffentlichen Lebens vor sich und zog aus diesem Boden mannigfach befruchtende Keime. Der politische Parteienkampf war eine gute Schule der Charakterbildung für das Individuum. Der Gemeingeist und die Unterordnung unter ein größeres Ganzes, welche in den öffentlichen Beziehungen verlangt wurden, wirkten auch auf die geselligen Verhältnisse und die sittlichen Anschauungen günstig zurück. Das ganze Leben der Nation erhielt dadurch einen bestimmten Abschluß, eine größere Klarheit und Sicherheit in sich selbst.

An diesem scharf ausgeprägten, kräftigen Nationalgeiste hatten die englischen Moralisten eine Unterstützung, welche die deutschen zu ihrem großen Nachtheil gänzlich entbehren mußten. Hier wehte nicht jener frische Odemzug politischer Freiheit, der seinen reinigenden und belebenden Hauch auch in die Räume des Hauses und in die Kreise der Gesellschaft weit hinein entsendet. Hier gab es keine jener großen vaterländischen und nationalen Strebeziele, welche den Einzelnen in natürlicher Stufenfolge von dem engeren bürgerlichen zu dem allumfassenden weltbürgerlichen Standpunkte hinüberleiten, sondern zwischen diesen beiden Polen

*) Macaulay, „Gesch. Englands", 3. Kapitel.

**) Siehe ebenda die vortreffliche Ausführung Macaulay's über den Zusammenhang des leichtfertigen Zuges der englischen Literatur nach der Restauration mit der politischen Reaction gegen das Puritanerthum.

blieb eine weite, unausgefüllte Lücke, die in den edleren Gemüthern nur zu leicht die unklare Empfindung einer krankhaften Sentimentalität hervorrief. Hier fehlte dem ganzen Denken und Thun der Menſchen jener natürliche Schwung und jener ſichere Halt, welchen nur die thätige Theilnahme an großen Gemeinintereſſen erzeugt, und eine künſtliche Hinlenkung auf theoretiſche Ideale mußte nothdürftig dieſen Mangel erſetzen.

Kein Wunder, wenn unter ſolchen Umſtänden die engliſchen Wochenſchriften die deutſchen an Friſche und Unmittelbarkeit der Auffaſſung aller Verhältniſſe übertreffen; wenn ihre Schilderungen von Perſonen und von Zuſtänden in eben dem Maße durch den Reiz individueller Wahrheit uns anziehen, wie die ihrer meiſten deutſchen Nachahmer uns durch eine matte und verſchwommene oder vage und ſchematiſirende Haltung langweilen; wenn ſtatt des lebenskräftigen Humors, der ſich dort über Alles behaglich ausbreitet, hier nur zu häufig eine krankhaft ſentimentale oder erkünſtelt pathetiſche Stimmung vorherrſcht, und ein breites, ſchwerfälliges Moraliſiren die Stelle jener leichten, heitern und doch ſo eindrucksvollen Lebensphiloſophie erſetzen muß, mit welcher ein Addiſon ſeine Landsleute zur Tugend anleitet und von Thorheiten abmahnt. Noch heute gelten jene engliſchen Wochenſchriften mit Recht als Muſterſtücke in ihrer Gattung, während es bei den meiſten der deutſchen eine wirkliche Arbeit iſt, ſie durchzuleſen. Dazu kommt, daß in England dieſer ganze Literaturzweig ſich in einigen wenigen, aber vorzüglichen Erzeugniſſen erſchöpfte und, nachdem er ſeine Aufgabe erfüllt, von der Bühne zurücktrat, um andern Richtungen Platz zu machen, wogegen in Deutſchland die Klaſſe der moraliſchen Wochenſchriften über ein halbes Jahrhundert lang bandwurmartig in zahlloſen Wiederholungen derſelben ſchwächlichen Mittelmäßigkeit ſich fortſchleppt, von denen, mit wenigen Ausnahmen, jede folgende immer trivialer, immer einförmiger und langweiliger iſt, als die vorhergehenden*).

*) Gervinus („Geſchichte der deutſchen Dichtung", 4. Bd., S. 19) zählt nach Gottſcheds Zeugniß (in Deſſen „Neueſtem aus der anmuthigen Gelehrſamkeit") nur bis zum Jahre 1761 nicht weniger als 182 Wochenſchriften, worunter freilich wol manche, die mehr zu den äſthetiſch-kritiſchen, als zu den eigentlich moraliſchen (in denen die äſthetiſch-literariſche Kritik bloße Nebenſache iſt), zu rechnen ſein möchten. Dagegen reicht dieſe Literatur bis an und in die 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Wiedererwachen der nationalen Dichtung.

Inzwiſchen hatte der neue Geiſt, der in den Mittelklaſſen erwacht war, ſeinen Drang nach Bethätigung keineswegs in den Erzeugniſſen jener moraliſirenden Unterhaltungsliteratur erſchöpft, ſondern gleichzeitig auf einem anderen Gebiete ſich weitere und freiere Bahnen erſchloſſen. Die deutſche Dichtkunſt, welche mit dem Verfall des Bürgerſtandes ihre innere Triebkraft und ihre wahre Urſprünglichkeit eingebüßt hatte, begann jetzt, unter dem Einfluſſe einer entgegengeſetzten Kulturſtrömung, wieder neue Blüthen zu treiben und, wenn auch vorerſt nur aus beſcheidenen Anfängen, einem höheren, je länger je mehr erkannten Ziele zuzuſteuern.

Rückblick auf die Geſchichte der deutſchen Poeſie in ihrem Verhältniß zum Volksleben. Die bürgerliche Dichtung des 16. Jahrhunderts.

Die deutſche Dichtkunſt hatte, nachdem ſie von ihrem Höhepunkte im 13. Jahrhundert heruntergeſtiegen war, noch einmal im ſechszehnten einen friſchern Anlauf genommen. Wie dort die Höfe, ſo waren hier die freien Reichsſtädte ihre Pflegeſtätten geworden, und ſtatt der Ritter hatten einfache Bürger ſich ihrem Dienſte gewidmet. Die Sphäre dieſer Dichtkunſt war freilich eine beſchränkte — die kleine Welt der bürgerlichen Betriebſamkeit und des Familienlebens, — aber in dieſem Gebiete erging ſie ſich mit dem ganzen Behagen einer unmittelbar aus der vollen Gegenwart ſchöpfenden Naivetät. Es war der Geiſt des noch unverdorbenen, lebenskräftigen und ſelbſtbewußten Bürgerthums, der ſich in dieſen Dichtungen ſpiegelte. Daher durfte ein Hans Sachs ungeſcheut über die kleinen Schattenſeiten des häuslichen Lebens ſpotten, denn das deutſche Bürgerhaus ſtand noch auf feſtem Grunde und dieſe Zuverſicht würzte die poetiſche Luſt am ungefährlichen Spotte; daher mochte ein Johann Fiſchart mit unverwüſtlichem Humor alle Thorheiten ſeiner Zeit geißeln, denn die Zeit war in ihrem innerſten Kerne noch geſund und daher aufgelegt zum Lachen über ſich ſelbſt.

Abſterben derſelben. — Ihre letzten Spuren im 17. Jahrhundert, und Unterſchied dieſer Dichtungen von denen des 16. Jahrhunderts.

Aber dieſer glückliche Zuſtand war von kurzer Dauer. Das Bürgerthum büßte ſeinen inneren Halt und ſein ſtolzes Selbſtgefühl ein unter dem wachſenden Einfluſſe der Fürſtenmacht und der raſch fortſchreitenden inneren Auflöſung des Reichs. Die Gelehrten trennten ſich wieder mehr und mehr vom Volke. Die vornehmen Klaſſen nahmen die Sitten und den Geſchmack des Auslandes an*).

*) S. oben Seite 17 ff.

Der dreißigjährige Krieg, der diese unglückselige Wandlung der deutschen Zustände vollendete, schien doch noch einmal, gerade durch die Größe des hereinbrechenden Uebels, den Nationalgeist zum Widerstande dagegen aufzustacheln, und der letzte Aufschrei dieses Geistes fand auch in der Poesie einen lebhaften Widerhall. Der Kampf, den die Komödien des Andreas Gryphius*), die satyrischen „Gesichte" des Moscherosch, die Abenteuer des Simplicissimus, die Gedichte Logau's, Rachels, Lauremberg's u. A., nicht weniger auch die prosaischen Sittenschilderungen und die Strafpredigten eines Schuppius und Abraham a St. Clara gegen die hereinbrechende Verderbniß des häuslichen und Familienlebens, den unseligen Hang der herrschenden Klassen zu ausländischem Wesen, die Gewissenlosigkeit einer höfischen Beamtenschaft und Diplomatie und die Verunreinigung der Muttersprache durch ein Kauderwelsch fremder Idiome mit allem Aufgebot sittlicher und patriotischer Entrüstung führen, entwickelt bisweilen eine Stärke des Gefühls und eine Fülle des Humors, welche uns doppelt schmerzlich die ganze Größe des Verlustes empfinden läßt, den Deutschland durch die Verkümmerung und endliche Vernichtung eines so kräftigen und zähen Volksgeistes erlitt. Was jedoch diesen Dichtungen des 17. Jahrhunderts im Vergleich zu denen des sechszehnten schon abgeht, Das ist die unbefangene Naivetät und das wohlthuende Behagen eines sichern Rückhaltes in den allgemeinen Zuständen und den Gefühlen der Nation. Man merkt es ihnen an, daß der Geist, dessen Ausfluß sie sind, schon nicht mehr im ruhigen Besitze der Herrschaft über das lebende Geschlecht, sondern bereits im Fliehen begriffen ist und nur mit letzter, verzweifelter Anstrengung sich gegen das Eindringen eines neuen, fremden Geistes sträubt.

Die geistliche Dichtung.

Die einzige Dichtungsart dieser Zeit, in welcher sich noch die ganze Wärme und Zuversicht einer aus innerstem Herzen kommenden Begeisterung ausspricht, ist das geistliche Lied — zugleich die einzige, worin sich noch, als in einem gemeinsamen Elemente des Empfindens, Hoch und Niedrig, Gelehrt und Ungelehrt begegnen. Mit den eigentlich geistlichen Liederdichtern, unter denen noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ein Paul Gerhardt als würdiger Nachfolger Luthers auf diesem Gebiete glänzt, wetteifern die weltlichen

*) Insbesondere der „Horribilicribrifax" und die „Geliebte Dornrose."

in der beredten Ausmalung der Eitelkeit dieser Welt und der sehnsuchtsvollen Hinweisung auf ein besseres Jenseits, und selber Frauen vom höchsten Range zeigen sich beeifert, in frommen Gesängen den irdischen Lockungen ihres Geschlechts und ihres Ranges abzusagen*).

Indessen war diese geistliche Dichtung so wenig, als jene satyrische, im Stande, den Mangel einer volksthümlichen Poesie, der sich im Uebrigen fühlbar machte, zu ersetzen. Denn auch sie hatte es nicht mit einer poetischen Verklärung des Lebens und seiner Erscheinungen, sondern mit einer Flucht über die Schranken alles Irdischen hinaus zu thun, und jenes sinnlich-geistige Behagen an der umgebenden Wirklichkeit, an der Natur, an den Freuden der Geselligkeit, an den zarteren Empfindungen des Herzens, an Haus und Vaterland, — kurz alles Das, was ein so wesentliches und unentbehrliches Element einer lebensvollen und volksthümlichen Poesie ist — mußte ihr nothwendig fremd bleiben.

Mangel poetischer Motive aus dem Leben und dessen Folgen für die volksthümliche Dichtung.

Dieser Mangel eigentlich poetischer Motive aus dem Leben selbst, und namentlich aus dem bürgerlichen und dem Volksleben, macht sich in allen Erscheinungen der damaligen Dichtung fühlbar. Die Lyrik selbst scheint nur halb verzagt an Stoffe des irdischen Daseins heranzutreten und immer so bald als möglich zu den elegischen Klängen frommer Weltverachtung zurückzukehren. Die „geistlichen Lieder," die „Trost-, Sterbe- und Begräbnißgedichte" nehmen einen breiten Raum in allen Gedichtsammlungen jener Zeit ein, und auch die ihrem Gegenstande nach rein weltlichen Dichtungen wenden sich doch mit entschieden größerer Vorliebe den ernsten, selbst düstern Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdischen, als den heitern Tönen der Freude und einer frischen Lebens- und Thatenlust zu**). Lieder dieser letztern Art, wie Simon Dachs

*) Hagenbach, „Der evangel. Protestantismus", 1. Thl., S. 518, 2. Thl., S. 138; „Geistliche Lieder evangel. Frauen des 16., 17. u. 18. Jahrh.," herausgegeben von Stromberger. Es finden sich darin 73 geistliche Lieder von 25 verschiedenen Dichterinnen, zum Theil aus den höchsten Ständen, z. B. eine Kurfürstin von Brandenburg, eine Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt, eine Gräfin von Stolberg u. a. Die Lieder aus dem 16. und 17. Jahrh. tragen das Gepräge schlichter Innigkeit; die des achtzehnten verrathen zum Theil schon die damals üblich gewordene Manier herrnhuterisch spielender Andächtelei.

**) Vergl. die Gedichtsammlungen von Opitz, Flemming, Dach, Roberthin, A. Gryphius u. A.

„Aennchen von Tharau“*), Paul Flemmings „Lied vom Kuſſe“ und „Sei dennoch unverzagt!“ nebſt noch wenigen andern ſtehen als vereinzelte Ausnahmen von der allgemeinen Regel da. Roman und Drama ſuchen die entlegenſten Zeiten und die fremdartigſten Oertlichkeiten auf und ergehen ſich lieber in Schilderungen höfiſchen Ceremoniells und hoher politiſcher Dinge, als, wie die Dichtkunſt des 16. Jahrhunderts, in der Darſtellung von Begebenheiten aus den nächſten Kreiſen des Hauſes, der Genoſſenſchaft oder des bürgerlichen Gemeinweſens. Von der „Aſiatiſchen Baniſe“ an bis zu den Talandriſchen Romanen, einer Lieblingslectüre der Mittelklaſſen in dem erſten Drittheil des vorigen Jahrhunderts**), von Happels „Inſulaniſchem Mandorell“ bis zu der vielberühmten „Inſel Felſenburg“ und ihren zahlreichen Nachahmungen und Fortſetzungen, von dem „Leo Armenius“ des A. Gryphius***) bis herab zu den „Haupt- und Staatsactionen“ der Volksbühne, bei denen ebenfalls die „Tamerlane“ und „Bajazets“ eine wichtige Rolle ſpielen†), trug Alles dieſen Charakter des Hinausſtrebens in eine unbeſtimmte Weite, des unbefriedigten Sichabwendens von der troſtloſen Wirklichkeit oder der vornehmen Verachtung des Volks-

*) Wir dürfen nicht unerwähnt laſſen, daß dieſes Lied urſprünglich im Dialekt geſchrieben iſt.

**) Z. B. „Die amazoniſche Smyrna, worinnen unter Einführung trojaniſcher, griechiſcher, amazoniſcher und aſiatiſcher Geſchichten die Begebenheiten jetziger Zeit, deren Veränderungen und Kriegsläufte auf eine ſehr curieuſe Weiſe in den annehmlichen Staats- und Liebesroman verwickelt vorgeſtellt werden.“ von Imperialis, Frankfurt und Leipzig, 1705. — Von den angeblichen Anſpielungen auf die Gegenwart iſt wenig zu bemerken, denn die höchſt ſteifen Erzählungen von Schlachten, ſowie die, in der unkultivirteſten Sprache geführten Liebesgeſpräche zwiſchen Prinzen und Prinzeſſinnen haben einen durchaus abſtracten, jeder lokalen und individuellen Wahrheit entbehrenden Charakter. — Aehnlich verhält es ſich mit anderen Romanen der gleichen Gattung, z. B. „Der luſtige Student“, worin auch ein Prinz die Hauptrolle ſpielt, „Die albaniſche Suleima in einer wohlanſtändigen und reinen Liebesgeſchichte“ (1713), „König Salomo“, „Prinzeſſin von Armenien“ u. ſ. w. u. ſ. w.

***) A. Gryphius ſelbſt deutet dieſen Zuſammenhang der damaligen Poeſie mit der Troſtloſigkeit der gegebenen Zuſtände, insbeſondere der nationalen, in ſeiner Vorrede zu dem oben genannten Trauerſpiel mit den folgenden Worten an: „Nachdem unſer ganzes Vaterland ſich nunmehr in ſeine eigne Aſchen verſcharrt und in einen Schauplatz der Eitelkeit verwandelt, bin ich befliſſen, die Vergänglichkeit menſchlicher Sachen in gegenwärtigen und etlichen folgenden Trauerſpielen vorzuſtellen.“ Vergl. Cholevius, „Geſch. der deutſchen Poeſie“, 1. Bd., S. 384.

†) Devrient, „Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt“, 1. Bd., S. 346.

lebens und ſeiner Erſcheinungen. Sogar in der Komödie glaubte man nur mit „Kaiſern und Potentaten“ Glück machen zu können*).

So verſchwand aus der deutſchen Poeſie allmälig das volksthümliche und natürliche Element. Es fehlte an Stoffen aus dem wirklichen Leben, weil dieſes nach allen Seiten hin zerrüttet und verkümmert war, und es fehlte nicht minder der ernſte Trieb und die innere Freudigkeit dichteriſchen Schaffens. Die höheren Klaſſen zogen ſich vollends ganz von der vaterländiſchen Dichtung zurück: der Adel und das vornehme Bürgerthum wollten nur noch franzöſiſche Schriften leſen, franzöſiſche Dramen oder italieniſche Opern ſehen; die Gelehrten ſchmiedeten mühſam lateiniſche Verſe, und was noch von wirklich einheimiſcher Dichtung vorhanden war, wie die Volksſchauſpiele, verfiel, da die Gebildeten ſich davon losſagten, in Rohheit und Geſchmackloſigkeit**).

Anfänge einer gelehrten Dichtkunſt und deren allgemeiner Charakter.

Inzwiſchen war eine neue Art von Dichtkunſt neben der früheren volksthümlichen entſtanden und hatte ſich bald vornehm herabſehend über dieſe erhoben. Die Urheber und Anhänger derſelben waren Gelehrte, und ſie trieben das Dichten wie eine Sache der Gelehrſamkeit, wie eine Kunſt, welche gelehrt und gelernt werden könne. Nachahmer der Alten, zum Theil auch blos Nachahmer der Nachahmer dieſer, der Franzoſen, Italiener und Holländer, dichteten ſie nicht ſowol nach natürlichem Gefühl, als nach gewiſſen äußeren, von fremden Muſtern abgezogenen Regeln, mehr aus Ehrgeiz der Nacheiferung, als aus wahrem inneren Triebe, mehr, um die erlernten Formen auf einen beliebigen Stoff anzuwenden, als, um eine ſich darbietende Fülle gegebenen Stoffes, ſelbſteigner Erlebniſſe, Empfindungen und Beobachtungen, in dichteriſche Formen zu faſſen. Sie wandten ihre ganze Kunſt dazu an, durch zierliche oder erhabene Bilder, durch ſcharfſinnige Gleichniſſe, durch wohlgewählte Beiwörter, endlich durch die Regelmäßigkeit der Verſe, den Wohlklang der Reime und die Reinheit der Sprache die Phantaſie zu ergötzen, den Verſtand zu ſchärfen und dem Ohre zu ſchmeicheln — aber ſie thaten Wenig oder Nichts für die Erwärmung des Herzens und die Befriedigung des wahren Dranges dichteriſcher Empfindung. Sie waren mehr beredt, als gefühlvoll, reicher

*) Opitz, „Buch von der deutſchen Poeterei“ (vor deſſen „Deutſchen Gedichten“), S. 16.

**) Devrient, a. a. O.

an Worten, als an Gedanken, geſchickter, fremde Ideen und Anſchauungen ſich anzueignen und in die Töne der Mutterſprache zu übertragen, als, ſelbſtſchöpferiſch ſolche hervorzubringen, größere Vers- und Reimkünſtler, als eigentliche Dichter. Es iſt wahr, neben dem ſtolz einherſchreitenden Alexandriner dieſer neuen Schule nehmen ſich die ungefügen und ſchlotterigen Verſe eines Hans Sachs oder Jacob Ayrer ziemlich tölpelhaft aus; aber in dieſen plumpen Verſen verbirgt ſich mehr Naturwahrheit und friſch pulſirendes Leben, als in der ſteifen Regelrechtigkeit jenes den Franzoſen abgelernten Versmaßes. Die gelehrte Dichtung des 17. und 18. Jahrhunderts gleicht einem Salon, wo Jedermann bemüht iſt, immer in den feinſten Wendungen zu ſprechen, wo Witz und Scharfſinn ſich anſtrengen, etwas Neues, Pikantes, Ueberraſchendes zu ſagen, wo das Ohr durch keine Unſchönheiten des Dialektes und keine Nachläſſigkeiten des Redebaues beleidigt wird, — wo aber auch Alles nur nach künſtlichen Regeln und Vorſchriften abgemeſſen, Alles auf den äußerlichen Effect berechnet iſt, wo ſtatt des warmen Herzſchlags einfach menſchlicher Empfindung nur die ſteife Nachahmung fremder Manieren und die ſtrenge Erfüllung eines froſtigen Ceremoniells Wort und Geberde dictirt, wo Niemand ſelbſtſtändig zu denken, zu fühlen und zu ſprechen wagt, ſondern Jeder nur danach fragt, was in den Augen der Anderen für wohlanſtändig oder modiſch gelte.

Vergleichung der verſchiedenen Stadien dieſer gelehrten Dichtung mit einander. Die erſte und die zweite ſchleſiſche Schule.

Auch dieſe gelehrte Dichtung hat ihre Entwickelungsgeſchichte, welche mit der wachſenden Verderbniß des öffentlichen Geiſtes gleichen Schritt hält. In ihren Anfängen — um die Zeit des beginnenden großen deutſchen Krieges — trägt ſie noch den Charakter eines gewiſſen männlich-ſittlichen Ernſtes; die Nachahmung fremder Muſter erſcheint hier wie eine bloße Nothwehr gegen die eingeriſſene Rohheit der Volksdichtung, die Beſchäftigung mit Stoffen und Ideen der alten Welt wie eine letzte Zuflucht aus der Troſtloſigkeit und Leere der Gegenwart, und das angelegentliche Bemühen, die deutſche Sprache zu reinigen und ſie zugleich zur Ebenbürtigkeit ſowol mit den klaſſiſchen, als mit den modernen fremden Sprachen zu erheben, iſt jedenfalls ein zweifelloſes und bleibendes Verdienſt der erſten ſchleſiſchen Schule und ihres Stifters, Martin Opitz*).

*) Vgl. „Martin Opitz. Eine Monographie," von Fr. Strehlke.

Dagegen verräth die deutſche Poeſie nach dem dreißigjährigen Kriege die Spuren der tiefen Veränderung, welche während dieſer Zeit in der Bildung und Geſittung der Nation vor ſich gegangen war. An der Stelle der ſittlich-ſtrengen und patriotiſchen Geſinnungen, welche die Dichtungen eines Opitz, Flemming und A. Gryphius kennzeichneten, erſcheint bei den Dichtern der zweiten ſchleſiſchen Schule eine weichliche Lüſternheit in der Ausmalung ſinnlicher Reizungen und eine faſt ausſchließliche Beſchäftigung mit leichtfertigen Stoffen, an der Stelle der gemeſſenen, freilich oft nüchternen Einfachheit des Ausdrucks Jener eine geſchmackloſe Ueberladung mit äußerlichem Prunk und Zierrath aller Art. Die Gedichte Hoffmannswaldau's, Lohenſteins und ihrer Schüler ſind ein treues Abbild der allgemeinen Verderbniß des Geſchmacks und der Sitten, welche damals ſich über Deutſchland ausbreitete. Eine Manier, welche „die Farben färbte“*) und mit lüſternen Bildern, ausſchweifenden Gleichniſſen und gezierten Beiwörtern einen ebenſo abgeſchmackten als verſchwenderiſchen Luxus trieb**), konnte nur

*) Cholevius, a. a. O., 1. Bd., S. 392.

**) Einige Proben theils von der Ueberladung und Abgeſchmacktheit, theils von der Weichlichkeit und Leichtfertigkeit des Ausdrucks in den Dichtungen der zweiten ſchleſiſchen Schule mögen hier Platz finden. Hoffmannswaldau läßt in ſeinen „Heroiden“ (dem Ovid nachgedichtet) das Fräulein von Trott an Herzog Heinrich von Braunſchweig ſchreiben:

Könnt' ich in Honigſeim mir meinen Mund verkehren,
Könnt' ich in Schwanen doch verkleiden meine Bruſt,
Könnt' ich mit linder Hand Dir eine Luſt gewähren,
Die auch die Lieblichkeit zuvor nicht hat gekoſt',
Könnt' ich als Balſam doch auf Deinem Schooß zerfließen,
So meint' ich, daß das Weib, durch das die Sonne muß (das Sternbild der Jungfrau),
Mir an der Würdigkeit wol würde weichen müſſen,
Denn ich bin mehr, als ſie, ſie krieget keinen Kuß.

Lohenſteins Trauerſpiel „Ibrahim Baſſa“ beginnt mit dem Monologe:

Weh! weh mir! Aſien! ach! weh!
Weh mir! ach! wo ich mich vermaledeien,
Wo ich bei dieſer Schwermuthsſee
Bei ſo viel Ach ſelbſt mein bethränt Geſicht verſpeien,
Wo ich mich ſelbſt mit Heul'n und Zeterrufen
Durch ſtrengen Urtheilsſpruch verdammen kann!
So nimm dies lechzend Ach, beſtürzter Abgrund, an!
Beſtürzter Abgrund! O, die Glieder triefen

in einer Zeit Glück machen, wo auch im Leben überall der äußere Schein mehr galt, als der innere Gehalt, wo eine leichtfertige Ueppigkeit ſich aller

---

Voll Angſtſchweis! Ach des Achs! Der laue Brunn
Der dürren Adern ſchwellt den Jüſcht der Purpurfluth,
Mein Blutſchaum ſchreibt mein Elend in den Sand!

Bei einem Nachahmer Hoffmannswaldau's und Lohenſteins finden ſich die nachſtehenden Verſe:

Nectar und Zucker und ſaftiger Zimmet,
Perlenthau, Honig und Jupiters Saft,
Balſam, der über der Kohlengluth glimmet,
Aller Gewächſe verſammelte Kraft
Schmecket, zu rechnen, mehr bitter, als ſüße,
Gegen den Nectar der zuckernen Küſſe.

Ein Gedicht in der Neukirchſchen Sammlung perſifflirt trefflich dieſe Geſchmackloſigkeit der gezierten Bilder und Gleichniſſe. Daſſelbe hebt an:

Amanda, liebſtes Kind, du Bruſtlatz kalter Herzen,
Der Liebe Feuerzeug, Goldſchachtel edler Zier,
Der Seufzer Blaſebalg, des Trauerns Löſchpapier,
Sandbüchſe meiner Pein und Baumöl meiner Schmerzen.

Die Romanproſa ahmte den Schwulſt und die ekelhafte Lüſternheit der Gedichte dieſer Schule nach. In Zieglers „Aſiatiſcher Banniſe" kommen folgende Stellen vor: „So verknüpfte er ſich mit dem gefährlichen Liebesbande der ekelen Jugend (ein Alter nimmt ein junges Weib) und legte eine glühende Kohle in ſein Ehebett, unbeſorgt, ob nicht der Schnee ſeiner grauen Haare bei ſolcher Gluth ſchmelzen oder gar fremde Nachtſteiger den Wachsſtock ihrer Begierde bei dieſem vermeinten Eigenthum anzünden möchten." — Ferner: „Indem ein verliebter Wind die Segel meiner Sinnen auf das unbeſchiffte Meer ihrer Marmelbruſt hintreibt, ſo erblicke ich gleichſam die Venus in zweien Muſcheln ſchwimmen, wo lauter Anmuthsmilch um die Rubinen gerinnet." Beſonders reich an ſchlüpfrigen Wendungen ſind die ſchon erwähnten „Heroiden" Hoffmannswaldau's, zumal ſein „Abälard und Heloiſe." Das Stärkſte und Widerwärtigſte dieſer Art bei Lohenſtein iſt wol deſſen „Rede der, ſich, um die böſen Lüſte zu fliehen, mit einem glühenden Brande tödtenden Maria Coronelia." Das allermerkwürdigſte Beiſpiel dieſer ganzen Gattung dürfte aber das Gedicht: „Die Ruheſtatt der Liebe oder die (sic!) Schooß der Geliebten" ſein, welches bisweilen unter den Hoffmannswaldau'ſchen Gedichten aufgeführt wird, in Wirklichkeit aber Beſſer zum Verfaſſer hat, der darin noch als Anhänger der zweiten ſchleſiſchen Schule erſcheint — merkwürdig beſonders auch deshalb, weil es durch Leibnitz der Kurfürſtin von Hannover mitgetheilt und empfohlen, von dieſer mit Beifallsbezeigungen an die Herzogin von Orleans geſendet ward. — Prutz in ſeinem „Göttinger Dichterbund," S. 54, will in der zweiten ſchleſiſchen Schule eine berechtigte und naturgemäße „Reclamation gegen die Nüchternheit der ältern ſchleſiſchen Schule für die heitern Rechte der Sinnlichkeit" erkennen. Allein dazu iſt die Sinnlichkeit, die in dieſen Dichtungen herrſcht, viel zu wenig natürlich, viel zu gemacht, halb froſtig, halb raffinirt lüſtern;

Klaſſen bemächtigt hatte, wo ſelber das männliche Geſchlecht einer faſt weibiſchen Zierlichkeit im Anputz huldigte und in weitgebauſchten Pluderhoſen und buntverzierten Wämſern, mit Federn auf den Hüten, Bändern an den Knien und gedrehten Locken hinter den Ohren einherſtolzirte, wo ein geſpreiztes, bombaſtiſches Weſen in Gang und Stellung, in Ausdruck und Ton der Rede allgemeine Mode geworden war und wo der Anblick der wilden Scenen des Kriegs und die Entfeſſelung aller roheren Triebe jedes feinere Gefühl dermaßen abgeſtumpft hatte, daß nur noch das Ungeheuerliche, Phantaſtiſche und Grelle einen Eindruck zu machen vermochte*).

Die höfiſche und conventionelle Poeſie. Das Gelegenheitsgedicht.

Dieſe Maßloſigkeit in der Literatur machte nach einiger Zeit einer andern Art von Unnatur Platz: das ſteife, conventionelle Weſen der Höfe und der nach ihrem Muſter geſchulten Geſellſchaft ging auch in die Poeſie über. Die ausſchweifende, aber wenigſtens lebhafte und bewegliche Phantaſie eines Guarini und Marino, bei welcher die Schleſier in die Schule gegangen, mußte dem kalten, abgemeſſenen Witze der Franzoſen weichen. Horaz ward jetzt das geprieſene und nachgeahmte, aber freilich nur verzerrt wiedergegebene Vorbild unſerer Dichter, wie es vorher Ovid und zu Opitzens Zeiten Seneca geweſen war. An der Stelle der Liebesgedichte kamen die „Staats- und Lobſchriften," die „Heldengedichte," die gereimten „Wirthſchaften" und Aehnliches an die Reihe, und ſelber die „galanten" Poeſien, welche daneben noch Platz fanden, gaben ſich ſelten mit anderen, als den Herzensregungen vornehmer Perſonen ab. Das Gelegenheitsgedicht, über deſſen Umſichgreifen ſchon Opitz geklagt

es iſt, wie Prutz ſelbſt geſtehen muß, „kein wirkliches Pathos" darin. — Gervinus („Geſch. der deutſchen Dichtung," 3. Bd., S. 432) iſt der Meinung, das „ſtrenge Zeitalter" Hoffmannswaldau's habe ſo viel Schlüpfrigkeit ſchwer ertragen können. Wir glauben vielmehr, daß H. den Geſchmack ſeiner Zeit, d. h. des großen Haufens der Gebildeten und Halbgebildeten, ganz wohl traf; ſonſt hätte ſeine Manier nicht ſo viel Verbreitung und Nachahmung gefunden, ſonſt hätte nicht Gottſched für nöthig erachtet, gerade gegen dieſe Richtung ſo ſtreng zu eifern. Wie verbreitet damals ſelber unter den ernſteſten Männern das Gefallen an dieſer Art von Zweideutigkeiten in der Poeſie war, bekundet das Beiſpiel Leibnitzens, welcher nicht blos, wie oben mitgetheilt, Gedichten wie „die Ruheſtatt der Liebe" ſeinen Beifall zollte, ſondern auch ſelbſt Verſe in dieſem Geſchmacke machte. Die Rößlerhandſchriften enthalten davon einige ziemlich ſtarke Proben.

*) Vgl. oben S. 47, 80 ff.

hatte*), ward jetzt nicht blos zur herrſchenden, ſondern beinahe zur alleinherrſchenden Gattung der Poeſie. Man ſah das Dichten an wie ein Erforderniß geſellſchaftlicher Wohlanſtändigkeit, wie Etwas, wodurch man ſich beliebt machen und ſein Fortkommen im Leben ſichern könne, nicht ſelten auch, in noch niedrigerer Auffaſſung, wie ein Mittel, um Geld zu erwerben**). Der Ausſpruch Chr. Weiſe's, daß ein junger Menſch, der ſich mit Ehren in der Welt wolle ſehen laſſen, etliche Nebenſtunden mit Verſeſchreiben zubringen müſſe***), erhielt durch die Sitte wirklich eine Art von Allgemeingültigkeit. Noch im Jahre 1742 glaubte Gottſched einer neuen Auflage ſeiner „Kritiſchen Dichtkunſt" keine beſſere Empfehlung mitgeben zu können, als die Verſicherung, daß man durch ſie lerne, „alle Arten von Gedichten auf untadelige Art zu fertigen †)." Auf Schulen, auf Univerſitäten, vor Allem in den zahlreichen Geſellſchaften, welche ſich, wie zur Pflege der Mutterſprache, ſo zu gemeinſamen Uebungen im Dichten verbanden, ſpielte das Gelegenheitsgedicht eine hervorragende Rolle††). Wer nur das geringſte dichteriſche

*) „Von der Poeterei," S. 6. „Ferner ſo ſchaden auch dem guten Namen der Poeten nicht wenig Diejenigen, welche mit ihrem ungeſtümen Erſuchen auf Alles, was ſie thun und vorhaben, Verſe fordern. Es wird kein Buch, keine Hochzeit, kein Begräbniß ohne uns gemacht, und, gleichſam als wenn Niemand könnte allein ſterben, gehen unſere Gedichte zugleich mit ihnen unter. Dieſer begehrt ein Lied auf eines Anderen Weib, Jener hat von des Nachbarn Magd geträumt," u. ſ. w.

**) Beſſer in der Vorrede zu ſeinen Schriften (CXXX) ſagt: „Ich habe von Natur zur Poeſie Neigung gehabt und mit der Zeit erfahren, wie unrecht man thut, Kinder von Etwas abzuhalten, wozu ſie Luſt haben, maßen die Dichtkunſt nicht allein zu meinem Glück am Meiſten beigetragen, ſondern mir auch die meiſten Einkünfte gebracht hat."

***) Weiſe, „Nothwendige Gedanken der grünenden Jugend," ſ. Vilmar, „Geſch. der deutſchen Nationalliteratur," 1. Bd., S. 47. (7. Aufl.)

†) Vorrede zur 4. Ausgabe, XX.

††) Zum Beweiſe Deſſen ſei hier u. A. das Inhaltsverzeichniß eines Jahrganges der „Schriften der deutſchen Geſellſchaft zu Jena" (v. 1732) aufgeführt. Darin finden ſich folgende Gelegenheitsgedichte, beziehendlich Gelegenheitsreden: 1) Lobrede auf Carl VI., am 25. Jahrestage ſeines Sieges bei Barcellona; 2) Gedicht auf das Luſtlager bei Mühlberg; 3) Standrede auf Herzog Ernſt von Sachſen-Hildburghauſen; 4) die Vorzüge der Jenenſiſchen hohen Schule; 6) auf den Namenstag des Durchl. Prinzen Leopold von Deſſau; 7) unterthänige Bewillkommnungsrede auf die höchſtglückliche Zurückkunft der Herzogin von S.-Hildburghauſen; 8) Ode an die Durchl. Herzogin von Merſeburg; 10) die Glückſeligkeit der Eiſenachſchen Länder, am Tage der hohen Geburt des Herzogs von Sachſen; 13) Troſtſchreiben an die Her-

Talent in sich spürte, glaubte dasselbe nicht besser anwenden zu können, als zur Verherrlichung fürstlicher Geburtstage, zu Lobgedichten auf Gönner und Vorgesetzte, oder zu geselligen Höflichkeiten, und wer auch Nichts dergleichen besaß, strengte sich dennoch an, bei solchen Gelegenheiten nicht zurückzubleiben. Dichter von Ruf sahen sich von allen Seiten um Fertigung von Gelegenheitsgedichten bestürmt, und so allgemein war diese Sitte, daß auch die namhaftesten sich derartigen Aufträgen nicht leicht versagten*). Traurige Familienereignisse zumal setzten jedesmal zahlreiche Dichterfedern in Bewegung. Ein wohlgesetztes Trauercarmen war für einen Freund des Hauses eine ebenso unerläßliche Pflicht der Höflichkeit, wie eine Beileidsvisite, und Familien vom Stande fanden eine Genugthuung darin, neben dem sonstigen Leichenprunke, womit sie ihre Verstorbenen zu ehren glaubten, auch einen stattlichen Band poetischer Beileidsbezeigungen von Bekannten und Unbekannten zur Schau stellen zu können. Ein Mann von Geist mußte daher jederzeit bereit sein, ebensowol fremden Schmerz gleich einem selbstempfundenen beweglich zu schildern, als auch, den schwersten eigenen Verlust mit anständiger Gelassenheit und in tadellosen Versen der Welt zu verkündigen**).

---

zogin von Merseburg; 15) Trostschreiben an Herrn L.; 16) die allgemeine Freude des verjüngten Greiz bei dem Geburtsfeste Heinrichs XIII; 17) Abschiedsgedicht eines Mitgliedes; 18) Sendschreiben an Hrn. v. U., erwählten Bürgermeister zu Frankfurt; 19) auf das von Herrn X. niedergelegte Prorectorat; 21) auf den Tod eines Gönners; 22) die allgemeine Klage des betrübten Greiz beim Tode der Fürstin; 23) Trauerrede auf die Frau eines Raths; 24) desgl. eines Doctors — und noch viel dergleichen Persönliches mehr.

*) In Gottscheds handschriftl. Briefwechsel finden sich zahlreiche Stellen (z. B. 1. Bd., S. 164, 283 u. s. w.), aus denen man ersieht, wie oft G. um solche Gedichte angegangen wurde, aber auch, wie einträglich das Geschäft eines Gelegenheitsdichters auf Bestellung war, denn es ist dabei fast jedesmal von einer „Erkenntlichkeit" die Rede, selbst seitens Solcher, mit denen G. in einem näheren Freundschafts- oder doch Genossenschaftsverhältnisse stand, z. B. des Abtes Mosheim. Es scheint Das eben eine allgemein hergebrachte Sitte gewesen zu sein, so daß auch Dichter von der Stellung und Selbsteinbildung Gottscheds kein Bedenken trugen, Gelegenheitsgedichte für Bezahlung zu fertigen.

**) Wir wollen zur Charakterisirung dieser Gelegenheitspoesie wenigstens einige Beispiele aus den vielen, die wir anführen könnten, herausgreifen. Besser dichtete auf den Tod seiner Frau nicht blos für sich — „am Begräbnißtage," wie er selbst darin erwähnt — ein neun Seiten langes Trauergedicht (mit Recht erklärte schon Gottsched Dies für unnatürlich und poetisch unwahr — „Krit. Dichtkunst," S. 191), sondern er fügte dem auch zwei weitere im Namen seiner Kinder hinzu, welche die

Natürlich waren dieſe Gelegenheitsgedichte eher alles Andere, als der einfache Ausdruck einer wirklichen, warmen Empfindung. Mit einer ſolchen vor einen hohen Gönner oder ſelber vor einen Freund hinzutreten, würde man ebenſo unſchicklich gefunden haben, als wenn Jemand im ſchlichten Kleide und mit dem natürlichen Haarwuchs, ohne Toupet und Puder, ohne Manſchetten und Spitzenjabot, in guter Geſellſchaft hätte erſcheinen wollen. Je weiter man ſich von der Natur entfernte, deſto

---

Unterſchriften tragen: „Dieſes ſchrieb ſeiner liebreichſten Mama auf ſeinem Siechbette und in ſeinem ſiebenten Jahre ihr gehorſamſter erſter und einziger Sohn," und: „Alſo klagte den allzufrühzeitigen Verluſt ihrer geliebteſten Mama ihr hinterl ſſenes zweijähriges Töchterlein." In dem Gedicht für den (ſiebenjährigen!) Sohn läßt er dieſen u. A. ſo ſprechen:

— „Man ſprach, ſie hätte mir ein Schweſterlein geboren;
Iſt, leider, Das Gebut, wo ſie verſterben muß?
O gütigſte Mama! was hat Ihr Sohn verloren!
Doch was verliert Papa durch dieſen herben Schluß! . . .
— Ich aber liege krank, ſo nehm' ich es zu Herzen,
Und, der mich tröſten ſoll, iſt, der den Tod begehrt" u. ſ. w.

Kann man die Unnatur weiter treiben? — Außerdem hatte er von verſchiedenen Bekannten Trauergedichte auf ſeine Frau erbeten, und ſo kam denn ein ſtattliches „Ehrengedächtniß für die verſtorbene Frau Beſſerin, geb. Kühleweinin," zu Stande. (Beſſers Schriften, herausg. von König, 1. Bd., S. 410.) Derſelbe Dichter fertigte auch ein Leichencarmen auf den Tod der Gattin des Hrn. von Canitz. Gleich im Anfange wollte er den Gedanken ausdrücken: die Verſtorbene habe ihren Gatten durch Nichts betrübt, als durch ihren Tod, konnte aber dafür keine Wendung finden, die ihm zierlich genug ſchien, und theilte dieſe ſeine Verlegenheit dem betrübten Wittwer mit. Dieſer, ſelbſt ein gefeierter Dichter, ging nun wetteifernd mit Beſſer an's Werk und war ſo glücklich, die geſuchte Wendung zu finden, gab dieſe aber ſpäter wieder auf, da Beſſer eine ſeiner Anſicht nach paſſendere fand (Canitz „Gedichte," herausg. von Beſſer). — Etwas Aehnliches findet ſich in Weichmanns „Poeſie der Niederſachſen," 2. Bd., S. 249. Dort ſtehen vier Trauergedichte auf den Tod eines Sohnes des Dichters Brockes, und der trauernde Vater antwortet darauf in denſelben Endreimen. — Der Abt Mosheim ſchreibt an Gottſched beim Tode ſeiner Frau: Er ſei ſchuldig, am Grabe einer ſo werthen und liebreichen Gattin der Welt ein Zeugniß von ſeinem tiefen Schmerzen zu geben. Allein er ſei kein Dichter und bitte daher Gottſched um ein Gedicht in ſeinem Namen, zu welchem Ende er ihm eine Charakteriſtik der Verſtorbenen mittheilt. Gottſched macht das Gedicht und erhält dafür von M. eine „kleine Erkenntlichkeit." M. zeigt ſich mit dem Gedichte zufrieden, bemerkt aber, er werde noch ein paar Verſe hinzuſetzen müſſen, „denn ich muß doch, als ein Lehrer der geiſtlichen Weisheit, zuletzt Etwas von der Gelaſſenheit in Gott und der Geduld erwähnen."

eleganter und hofmäßiger glaubte man zu sein, und darüber, daß die beste Schule eines Poeten der an den Höfen herrschende Ton sei, bestand unter diesen Dichtern nicht der geringste Zweifel*). Die Strenge des Ceremoniells und das außerordentliche Gewicht, welches dort auf die äußeren Formen gelegt ward, trug man auch in die Dichtungen über, und es kam weit mehr darauf an, etwas Zierliches oder Witziges, als etwas Wahrempfundenes und Richtiggedachtes zu sagen. Eine kunstvoll gedrechselte Antithese war ein Gegenstand der Bewunderung und des Neides in diesen Kreisen, und die Kunstfertigkeit, ein ganzes Gedicht zu Stande zu bringen, ohne denselben Reim zweimal zu gebrauchen, galt Vielen für den Gipfel dichterischer Meisterschaft**). Der hohe Styl, in welchem man gewohnt war von Hof- und Staatsangelegenheiten zu sprechen, ward ohne Unterscheidung auch auf Vorkommnisse des gewöhnlichen Lebens angewandt, und man trug kein Bedenken, nicht allein einen Friedrich III. mit Alexander dem Großen, sondern auch einen ehrsamen deutschen Bürger mit dem römischen Marius zu vergleichen und von den einfachsten häuslichen Vorgängen nicht anders als in Bildern aus der klassischen Geschichte oder der Mythologie zu sprechen***).

*) In dem „Bericht an den Leser" vor den „Schriften des Herrn von Besser" (2. Auflage, 1720) heißt es S. 10: „Der Hof ist die einzige und allersicherste Schule, die Gemüther der Menschen recht zu poliren und aufzuwecken, und durch welchen ganz gewiß alle Diejenigen, die sich jemals durch ihre dergleichen Schriften berühmt gemacht, als wie Cäsar, Cicero, Virgilius, Horatius, Ovidius, Claudianus, Quintilianus, und zu unseren Zeiten Bussey-Rabütin, Fleschier, Boileau, Racine, Rochester u. A., zu ihrer Vollkommenheit gelanget; ja welcher auch sonderlich unsern Autor mehr, als alle seine Studien, dahin gebracht, daß, gleichwie ehemals von Cäsar gesagt ward, daß er auf eben die Weise, wie er gefochten, auch geschrieben habe, also nicht minder von unserm Autor gesagt werden kann, daß seine politur und ungezwungenen Hofmanieren, die in allem seinen Thun sich finden lassen, nicht weniger in seinen Schriften zu spüren und anzutreffen sind."

**) S. ebenda S. 8.

***) Auch davon nur ein paar Proben. Besser, in dem prosaischen „Lebenslauf" seiner Frau (als Anhang zu deren poetischem „Ehrengedächtniß") sagt u. A.: „Die selige Besserin bewährte durch ihr Beispiel, daß die Häuslichkeit einem edelmüthigen Weibsbilde ebensowol anstehe, als die streitbaren Amazonen an der einen Brust ihre Kinder säugten und an der Stelle der andern die Bogen zu spannen wußten." Ferner: „Er (der Dichter) kann nicht leugnen, daß sie eines feurigen Geistes und sehr empfindlich gewesen. Aber, zu geschweigen, daß sie bei ihren so vielen Tugenden auch was Menschliches haben müssen, so muß er auch ihr hierin gerecht sein: daß sie in dem Umgange mit ihm, wie bei den Schlachtopfern der Juno

Die Gewalt der Mode, welche dieſen bombaſtiſchen Ton einer höfiſchen Poeſie zum herrſchenden Geſchmacke erhob, war ſo groß, daß auch ſolche Dichter, welche im Uebrigen ſich einer einfacheren und naturgemäßeren Weiſe befleißigten, dennoch wenigſtens durch ein und das andere Gedicht im gleichen Style der allgemeinen Zeitrichtung ihren Tribut abtrugen. Nicht blos die Hofpoeten von Profeſſion, wie Beſſer, König, Heräus, erſchöpften ihren Witz in Gelegenheitsgedichten und Schmeicheleien gegen die Großen, ſondern auch Männer von edlerem Geſchmack, wie Canitz, und von einfacherer Naturempfindung, wie

---

geſchah, ihre Galle gleichſam von ſich geworfen." Seinen Abſchied von ihr bei einer Reiſe, die er nach England unternahm, vergleicht er mit dem Abſchiede Hektors von der Andromache, die Zurückgebliebene aber mit der Penelope. Von ihrem Tode ſagt er: „Ihr treffliches Ende, welches ihre Tugenden, wie das Feuer den angeſteckten Weihrauch beim Verbrennen, allererſt wohlriechend machte, ſollte von keinen andern, als den Augen einer Hofſtatt geſehen werden." — Gottſched in einer Trauerrede an einen Herrn Benmann ſucht dieſen wegen des Verluſtes ſeines Sohnes damit zu tröſten, daß ja auch Auguſt der Starke habe ſterben müſſen, und räth ihm, ſeinen Schmerz, wie einſt Marius den ſeinen, dem Vaterlande zum Opfer zu bringen. Die Vergleichung Friedrichs III. mit Alexander, auf welche oben angeſpielt iſt, findet ſich bei Beſſer in dem Gedichte: „Die Königskrone Friedrichs III." (in deſſen Schriften, herausg. von König, 1. Bd., S. 94) und lautet ſo:

„Nun aber klage noch, beglückter Friederich,
Dein Vater habe Nichts zu thun Dir hinterlaſſen!"

Dabei ſteht folgende Anmerkung (wahrſcheinlich von der Hand des Herausgebers): „Se. Majeſtät erinnerten ſich der Geſchichte des jungen Alexander, der gleiche Klage von ſeinem Vater Philippus geführet, und meinten, daß Sie ein Solches ungleich mehr und ſonderlich bei den ſo vielen und großen Thaten Ihres höchſtſieligſten Herrn Vaters zu beſorgen hätten. Aber dieſe Beſcheidenheit Sr. Majeſtät iſt ſo herrlich belohnet worden, daß Sie nicht allein, wie Alexander, mehr als genug zu thun gefunden, ſondern auch mit Ihrer Krone ein ſo hohes Werk ausgerichtet, welches Dero glorwürdigſter Herr Vater (der große Kurfürſt!) mit allen ſeinen Thaten zwar abgezielet, aber doch nicht zuwegebringen können." — Auch das gegenſeitige Sichanſingen und Lobhudeln der Dichter untereinander, wobei man ebenfalls die Vergleichungen mit dem klaſſiſchen Alterthum nicht ſparte, gehört zu den Schwächen dieſer Gelegenheitspoeſie. Von Canitz ſagt König in Deſſen „Lebensbeſchreibung" (S. 181): Preußen mache Canitz der Mark ſtreitig, wie die ſieben Städte Griechenlands ſich um Homer geſtritten. — Weichmann vergleicht Brockes nacheinander mit Pindar, Lucrez, Horaz, Juvenal, Martial, Claudian, Statius, Theocrit, Grotius, David u. ſ. w. („Poeſie der Niederſachſen," 1. Thl., S. 229 — wo ſich auch noch mehrere dergleichen gegenſeitige Beräucherungen der befreundeten Dichter

Günther, Brockes, Richey*), fielen von Zeit zu Zeit in den ſteifen Paradeſchritt dieſer Gattung zurück, und Gottſched, deſſen kritiſche Anſichten von dem Weſen der Dichtkunſt eigentlich einer ſolchen Richtung nichts weniger als günſtig waren, half dennoch durch ſeine Dichtungen und durch ſein tonangebendes Beiſpiel dieſelbe nicht nur verlängern, ſondern auch immer weiter ausbreiten.

Anfänge einer natürlicheren Poeſie.

Inzwiſchen zeigen ſich doch ſchon im Wendepunkte des Jahrhunderts die Anfänge einer naturwüchſigeren Poeſie und einer geſünderen Geſchmacksrichtung, welche ebenſowol den Ueberſchwänglichkeiten der zweiten ſchleſiſchen Schule, als dem froſtigen Witze der Hof- und Gelegenheitspoeſie einen entſchiedenen Krieg erklärt.

Die Satire: Neukirch und Wernicke.

Wie fünfzig Jahre früher die Satire die letzte Zuflucht geweſen war, wohin das erſterbende Leben der eigentlich nationalen Dichtung ſich zurückgezogen hatte, ſo war ſie auch die erſte Bahnbrecherin des wiederauflebenden beſſeren Geiſtes. Neukirch (geb. 1665), obgleich ſelbſt noch theilweiſe befangen in den Geſchmackloſigkeiten ſeines Zeitalters, eröffnete doch gegen deſſen Verirrungen im Leben und in der Literatur einen ernſtgemeinten und nicht unwirkſamen Kampf. Er eiferte gegen die herrſchende Mode der Gelegenheitspoeſie und drang darauf, daß der Dichter, was er beſingen wolle, „mit Augen geſehen, mit Ohren gehört und an ſeiner eignen Perſon erfahren“ haben müſſe. Er ahnete mit richtigem Inſtinct die tiefinnerliche, und durch Nichts zu erſetzende Wechſelwirkung großer poetiſcher Schöpfungen mit großen nationalen Thaten, und appellirte gegen die allgemeine Geringſchätzung und Vernachläſſigung der Mutterſprache an den deutſchen Stolz, der, wie er meinte, den fremden Muſterdichtern recht wohl ſeine Opitz, Flem-

---

finden.) Ebenſo dichtete Richey auf König, als dieſer Mitglied der Patriot. Geſellſchaft in Hamburg geworden war, ein Loblied, worin der Vers vorkommt:

„Nur ein Auguſt, nur ein Auguſtens würd'ger König!“

(Curiosa Saxonica, 2. Bd., S. 44.)

*) Den Ausſpruch, den Gervinus (a. a. O., 3. Bd., S. 514) über Richey thut: „R. vertauſchte das ſteife Amtsgeſicht des Gratulanten mit der Maske leichter Neckerei; die Speichelleckerei verſchwindet völlig aus ſeinen Gedichten; er hat es nicht mit Königen und Mäcenen zu thun, ſondern mit ſeinen Mitbürgern“ u. ſ. w., können wir, Angeſichts der ſehr überſchwänglichen Lobgedichte Richey's auf die Geburt des kaiſ. Prinzen Leopold, den König von Schweden u. ſ. w. („Poeſie der Niederſachſen,“ 1. u. 2. Thl.), nur bedingt unterſchreiben.

ming, Dach, Gryphius u. A. entgegenstellen könne*). Wernicke (geb. 1665) entfaltete in scharfen Epigrammen eine Feinheit der Beobachtung, welche die verschwommene Malerei der Schlesier, und eine Energie der Freimüthigkeit und des Patriotismus, welche die höfische Kriecherei der Gelegenheitsdichter tief in den Schatten stellte, und griff auch direkt die Einen wie die Anderen an**).

Ein anderer Satiriker dieser Zeit, an Kraft der Ironie der bedeutendste, Liscow, der Freund Hagedorns, gehört, seinen Wirkungen nach, mehr schon dem folgenden Zeitraume an, da seine ersten Schriften nicht vor der Mitte der 30er Jahre erschienen.

Die Lyrik. Günther. Und jetzt fing auch der Drang lyrischer Empfindung wieder an, in ungekünstelter Wahrheit und Ursprünglichkeit sich zu äußern. Muntere Studentenlieder voll sprudelnder Lebenslust waren es, welche zu-

*) Vgl. insbesondere Neukirchs Vorrede zu seinen Gedichten. Von seinen Satyren auf das leichtfertige französische Wesen der Deutschen, besonders der Hof- und Adelskreise, haben wir schon früher, S. 73 ff., Einiges angeführt. Seine Persifflage des Hoffmannswaldau-Lohensteinschen Schwulstes ward oben, mitgetheilt.

**) Z. B. in Gedichten wie die folgenden:

Neupoetischer Unsinn.

„Artenon hat gelernt, an mehr als einem Ort'
Ein unverständlich' Nichts durch aufgeblas'ne Wort'
In wohlgezählte Reim' ohn' allen Zwang zu bringen.
In jedem Abschnitt hört man klingen:
„„Schnee, Marmor, Alabast, Musk, Bisam und Zibeth,
Sammt, Purpur, Seid' und Gold, Stern, Sonn' und Morgenröth',““
Die sich in Unverstand verschanzen
Und in geschloss'ner Reihe tanzen.
Zwar les' ich selten sie vom Anfang bis ans Ende,
Doch klopf' ich lachend in die Hände
Und denk': es sind nicht schlechte Sachen,
Aus Schell'n ein Glockenspiel zu machen."

Kleiner Mangel.

„Der Abschnitt? gut. Der Vers? fließt wohl. Der Reim? geschickt.
Die Wort'? in Ordnung. Nichts als der Verstand verrückt."

Der Hofmann.

„Corantes sagt mit vielen Flüchen,
Daß Niemand fleißiger zu Hofe geh', als er;
Und ich sah einmal ihn hier selbst von ungefähr,
Jedoch nicht gehen, sondern kriechen."

erst die starren Fesseln der gelehrten Dichtkunst sprengten und aus voller Brust keck in die Welt hinaus von Wein und Liebe, Schönheit und Jugend sangen. Schon Chr. Weise aus Zittau hatte diesen Ton angeschlagen, aber seine Lieder klangen noch etwas schüchtern-philisterhaft, wie Eines, der sich zwingt, lustig zu sein und den flotten Burschen zu spielen. Besser gelang es dem Sohne des gesangreichen Schlesiens, Günther, einer ächten und starken Dichternatur, der sich frühzeitig der Abhängigkeit von der einseitigen Manier seiner Landsleute, Hoffmannswaldau und Lohenstein, entzog und bei nachhaltigerer sittlicher Energie und besserer Gunst der Umstände leicht Großes geleistet haben möchte. Aus diesen Gedichten weht uns doch wieder eine naturwahre und lebenswarme Empfindung an; ein urkräftiges Behagen fröhlichen Sichauslebens tönt durch alle hindurch; eine starke, freilich bisweilen rohe, aber niemals weichliche oder raffinirt lüsterne Sinnlichkeit verleiht ihnen Saft und Glut, während ein ungewohnter Wohllaut und eine mit Kraft gepaarte Anmuth der Sprache in den meisten unser Ohr auf's Angenehmste überrascht. Man athmet ordentlich wieder auf bei diesen frischen, wenn auch kecken und derben Naturklängen, nachdem man zuvor in der dürren Wüste der Hof- und Gelegenheitspoesie und in der schwülen Stickluft Hoffmannswaldauschen Bombastes schier verschmachtet ist*). In Günther zuerst

*) Bekanntlich hat zuerst Goethe wieder Günthers gedacht und ihm die verdiente Anerkennung gezollt („Goethe's Werke," 28. Bd., S. 81). Neuerdings haben Vilmar, Kurz u. A., am Lebhaftesten Prutz in seinem „Göttinger Dichterbund" (S. 56 ff.) sich dieses Dichters angenommen, wogegen Gervinus („Gesch. der deutschen Dichtung," 3. Bd., S. 492) äußerst hart und fast wegwerfend von ihm spricht. Wir schließen uns unbedingt Denen an, die mit Goethe in G. „einen Poeten im vollen Sinne des Wortes" erkennen, und wir haben oben versucht, ihn als solchen zu charakterisiren. Zur Bekräftigung dieser Charakteristik und jenes Urtheils mögen hier einige Strophen aus verschiedenen Günther'schen Liedern Platz finden.

Studentenlied.

„Brüder, laßt uns lustig sein,
Weil der Frühling währet,
Und der Jugend Sonnenschein
Unser Laub verkläret:
Grab und Bahre warten nicht;
Wer die Rosen jetzo bricht,
Dem ist der Kranz bescheeret."

— — — —

treten Dichtung und Leben, die ſo lange getrennt waren, einander wieder näher — bis zur völligen Verſchmelzung. Hier iſt Nichts beſungen,

Desgleichen.

„Das Haupt bekränzt, das Glas gefüllt!
So leb' ich, weil es leben gilt,
Und pflege mich bei Roſ' und Myrthen:
Fort, Amor! Wirf' den Bogen hin
Und komm', mich eiligſt zu bewirthen!
Wer weiß, wie lang ich hier noch bin?!"

— — — —

„Als ſie ſpröde war."

„Blumen wachſen nicht vergebens,
Früchte reifen für den Mund;
Schönheit blüht zur Luſt des Lebens,
Brauchen macht den Werth erſt kund;
Nimm ein Beiſpiel an den Bienen,
Die mit Honig Andern dienen,
Und verſüße mir den Bund!"

„Warum ſchäm'ſt Du Dich der Liebe,
Die Dich ſelbſt hervorgebracht
Und zur Nahrung meiner Triebe
Nicht umſonſt ſo ſchön gemacht?
Als der Himmel Dich geſchmücket
Und ſein Bild Dir aufgedrücket,
Hat er auch auf mich gedacht."

— — — —

„An Doris, welcher er ſeine Liebe bei Gelegenheit eines Traumes entdeckte."

— — — —

„O, was waren Das für Glieder!
O welch' ſchöner Selbſtbetrug
Riß mich vor Entzückung nieder!
O, da küßt' ich kaum genug,
Bis die Morgenröthe kam
Und aus Misgunſt oder Schaam
Bildniß, Luſt und Schlummer nahm."

— — — —

„Als ihm ſeine Liebſte ein Andrer entführte."

— — — —

„Sieh, die Tropfen an den Birken
Thun Dir ſelbſt ihr Mitleid kund,

was nicht vom Dichter wirklich erlebt und selbstempfunden wäre, und er erlebt und empfindet Nichts, was sich ihm nicht alsbald zu einem Ge=

Weil verliebte Thränen wirken,
Weinen sie um unsren Bund.
Diese zährenvollen Rinden
Ritzt die Unschuld und mein Fleh'n,
Denn sie haben dem Verbinden
Und der Trennung zugeseh'n."
— — — —
„In den Wäldern will ich irren,
Vor den Menschen will ich flieh'n,
Mit verwaisten Tauben girren,
Mit verscheuchtem Wilde zieh'n,
Bis der Gram mein Leben raube,
Bis die Kräfte sich verschrei'n,
Und da soll ein Grab von Laube
Milder, als Dein Herze, sein."
— — — —

„Als er sich seiner ehemaligen Jugendjahre mit Schmerzen erinnerte."

„Wo ist die Zeit, die goldne Zeit,
Wo sind die süßen Stunden,
Worin ich von der Eitelkeit
Noch wenig Gram empfunden?
Ich war ein Kind, ich trieb mein Spiel,
Das selbst der Unschuld wohlgefiel,
Und durft' an keinem Morgen
Für Kleid und Nahrung sorgen."
— — — —

Nach der Beichte an seinen Vater.

„Mit dem im Himmel wär' es gut;
Ach, wer versöhnt mir den auf Erden?
Wofern es nicht die Liebe thut,
Wird Alles blind und fruchtlos werden.
Wer glaubt wohl, hartes Vaterherz,
Daß so viel Unglück, Fleh'n und Schmerz
Der Aeltern Blut nicht rühren sollen?
Ich dächt', ich hätt' in kurzer Zeit
Die allerhärt'ste Grausamkeit
Blos durch mein Elend beugen wollen."
— — — —

dicht geſtaltete. Bis auf Goethe herab hat wol kein Dichter wieder ſo ganz nach unmittelbarſtem Drange und aus der ganzen Fülle des Lebens heraus, in Luſt und Leid, geſungen, wie Günther, und mit richtigem Blick erkannte dieſer Altmeiſter lebensvollen Geſanges die wahlverwandte Begabung in dem unglücklichen Jünglinge, der es leider nur zu vielverſprechenden, aber bald verkümmerten Anläufen nach dem gleichen Ziele hin bringen ſollte*). Als Goethe auftrat, fand ſein hochſtrebender Genius die Pfade bereits geebnet, die ihn ebenſowohl zu den kühnſten Zielen hinleiteten, als vor dem gefährlichen Hinausſchweifen in das Maßloſe bewahrten, und der allgemeine Drang nach dem Höchſten und Edelſten im Leben wie in der Literatur, der ihm aus allen Schichten der Geſellſchaft entgegenkam, trug ihn auf ſeinen Wogen leicht und ſicher vorwärts. Günthers Leben fiel in eine Zeit, wo die allgemeinen Bildungsverhältniſſe Deutſchlands faſt Nichts darboten, was den dichteriſchen Genius ermuthigen und zum Rechten lenken, dagegen unendlich Viel, was ihn niederdrücken und auf Abwege führen konnte. Auf den Univerſitäten, und namentlich den orthodoxen, welche Günther beſuchte, Wittenberg und Leipzig, ſtanden ein ſtrenges Kirchenthum und ein wüſtes Studentenleben unvermittelt dicht bei einander. Günther trug dem Einen wie dem Andern ſeinen Tribut ab, indem er mitten hinein zwiſchen ſeine weltlichen Lieder voll überſchäumender Sinnesluſt geiſtliche Oden voll frommer Ergebung und Zerknirſchung dichtete; aber die verſöhnende Mitte zwiſchen den beiden Polen menſchlichen Lebens, der Materie und dem Geiſt, dem Sinnengenuß und der Erhebung zum Idealen, dieſe heitere Region, in welcher allein die höchſte Poeſie thront, blieb ihm verſchloſſen. Bei dem natürlichſten Führer ſeiner unerfahrenen Jugend,

„Ach! mach' uns nicht das Ende ſchwer!
Ich will mit Luſt noch größre Plagen,
Und wenn es ſelbſt Dein Sterben wär',
Als ſolchen Haß noch länger tragen.
Der Nothzwang lehrt uns freilich Viel;
Verſöhnt Dich weder Mund noch Kiel,
So iſt doch Nichts umſonſt geſchrieben,
Die Welt erfährt den treuen Sinn,
Womit ich Dir ergeben bin,
Du magſt mich haſſen oder lieben."

*) Günther ſtarb ſchon im 28. Jahre, durch geiſtige und Gemüths-Aufregungen, wie durch ſinnliche Ausſchweifungen, beſonders den Trunk, früh zerrüttet.

seinem Vater, fand er kein Verständniß für seine dichterischen Regungen, sondern nur strenge Mahnungen an die nüchterne Nothwendigkeit des alltäglichen Lebens und eine unversöhnliche Härte, da er mehr jenen Regungen, als diesen Mahnungen gehorchte. Theilnehmende Freunde oder Gönner, welche den höheren Funken in ihm erkannt und gepflegt hätten, blieben ihm versagt, denn das Höchste, was ein Mann wie der gelehrte Mencke in bester Meinung für ihn thun zu können glaubte, war eine Empfehlung an den sächsischen Hof zu der erledigten Stelle eines Pritschmeisters und Hofpoeten. Es muß ein Glück für Günther und für die Poesie genannt werden, daß er durch seine angewöhnte Trunksucht sich diese Stellung, wie auch eine ähnliche bei einem andern Vornehmen, verscherzte, denn es wäre doch gar zu kläglich gewesen, wenn diese frische Dichternatur, die gewohnt war, „wie der Vogel in den Zweigen" zu singen, im goldnen Käfig eingelernte Melodien hätte pfeifen müssen. War es doch schon traurig genug, daß die Noth des Lebens ihn nur zu oft zwang, Kraft und Zeit in bestellten Gelegenheitsgedichten um des lieben Brodes willen zu zersplittern, und daß der Mangel größerer nationaler Stoffe und die Macht der herrschenden Sitte auch seine Muse zur Schmeichlerin der Großen erniedrigte. Aber selbst dann noch ist es tröstlich, zu sehen, wie unwillig sein stolzes Dichterroß in solchem Joche zieht und wie muthwillig gar oft sein kecker Humor durch die Schranken des steifen Ceremoniells hindurchbricht, dem er sich nothgedrungen unterwirft*).

*) Selber in dem hochfliegendsten aller Gelegenheitsgedichte Günthers, der ihrer Zeit vielberühmten Ode „auf den zwischen Ihro Kaiserl. Königl. Maj. und der Pforte 1718 geschlossenen Frieden," kommen zahlreiche Stellen vor, wo ein derber Humor, bewußt oder unbewußt, den feierlichen Ton des Heldengedichts unterbricht. Auf den Contrast, den die Erzählung des „Nachbar Hans" von seinen Kriegsthaten (Vers 21) zu den Bildern von Nymphen u. s. w. (Vers 24 u. s. w.) bildet, hat schon Gervinus hingewiesen. Höchst komisch ist es, wie G. den hochtrabenden historischen Vergleich mit den Griechen vor Troja, womit er sein Gedicht, der herrschenden Sitte gemäß, ausschmücken zu müssen glaubte, plötzlich durch allerhand trivialburleskes Beiwerk gleichsam selbst persifflirt. Der betreffende Vers (23) lautet:

„So sah der Griechen Jubel aus,
Als dort, nach zehn Belagrungsjahren,
Der Dardaner verwünschtes Haus
In geilem Feuer aufgefahren,
Corinth und Argos und Athen
Ließ Kampfplatz, Stall und Schulen steh'n

Die Hamburger und Schweizer, Brockes, Haller, Richey, Hagedorn u. A.

Was wir an Günther vermiſſen, das glückliche Behagen günſtiger äußerer Verhältniſſe und eine zwar ſinnlichheitere, aber durch feſte ſittliche Grundſätze veredelte Lebensanſchauung, das beſaß in vollem Maße ein Verein von Dichtern, der in die literariſche Bewegung Deutſchlands von zwei entgegengeſetzten Punkten, von Hamburg und der Schweiz aus, bedeutſam eingriff und als deſſen Koryphäen Brockes, Haller, Richey und Hagedorn zu nennen ſind. Was dagegen dieſen Dichtern insgeſammt abgeht, das iſt die Urſprünglichkeit und der angeborne Schaffensdrang Günthers. Ihr Element iſt mehr die ruhige Schilderung allgemeiner Empfindungen und Betrachtungen, als der leidenſchaftliche Erguß individueller und momentaner Stimmungen. Ihre Dichtungen haben meiſt einen gewiſſen Beigeſchmack lehrhafter Abſichtlichkeit und ermangeln der Naivetät, welche die Naturlaute der Günther'ſchen Muſe auszeichnet.

Und lief, die Schiffe zu empfangen;
Weib, Kind und Kegel drang an Port,
Und Keins verſtund ſein eigen Wort
Vor Jauchzen, Fragen und Verlangen."

Welch' prächtiger Humor und welche poetiſche Naturbetrachtung verbirgt ſich ferner in dem folgenden (25.) Verſe:

„So weit die Donau, wie ſie ſoll,
In chriſtlichem Gehorſam fließet,
Und, mehr begierd-, als waſſervoll,
Sich unter Carls Gebot ergießet,
So weit vermehrt ſie ihre Luſt —
Denn Freude zieht das Blut zur Bruſt —
Durch Beitrag aus den kleinen Flüſſen,
Die jetzt den ſtündlichen Tribut,
Weil große Freude Viel verthut,
Geſchwind und doppelt liefern müſſen."

Auch in den gewöhnlichen Gelegenheitsgedichten geht G. oftmals von dem hergebrachten ſteifen Weſen dieſer Gattung ab und ſucht durch eine ungezwungnere Behandlung ſeines Gegenſtandes den Zuhörern und ſich ſelbſt die Langeweile der Arbeit zu verſüßen. So beginnt Nr. 10 der Gelegenheitsgedichte gleich mit der muntern Ueberſchrift:

„Da, wo Scherz und Anmuth lacht,
Wie um Dich, Du kleiner Hake,
Da erlaubt uns auch der Ernſt
Eine wohlgemeinte Schnake."

Dergleichen ließe ſich noch Mancherlei anführen.

Sie ſtehen den gelehrten Dichtern näher, als Günther, und haben ihre Blicke immer noch mehr auf fremde Vorbilder, als in das eigne Innere gerichtet.

Nichtsdeſtoweniger bezeichnet auch dieſe Poetenſchule einen weſentlichen Fortſchritt über die frühere, verderbte Zeitrichtung des dichteriſchen Geſchmackes hinaus. Sie vermeidet die Uebertreibungen der zweiten ſchleſiſchen Schule durch größere Einfachheit des Ausdrucks, die froſtige Steifheit und Unnatur der Hof- und Gelegenheitsdichter durch eine vorwaltende Neigung für Stoffe des bürgerlichen Lebens und für allgemein menſchliche Empfindungen. Sie wendet ſich von der lüſternen Weichlichkeit der Italiener und der kalten Glätte der Franzoſen ab, indem ſie von Beiden nur die beſſeren Eigenſchaften nachzuahmen ſucht, und ſchließt ſich im Uebrigen theils an die ächten klaſſiſchen Muſter der Griechen und Römer, theils an die natürliche und gefühlvolle Dichtweiſe der Engländer an. Brockes, von beinahe gleicher Liebe zur Poeſie, zur Malerei und zur Muſik hingezogen, verſuchte in Worten zu malen und durch Tonfall, Vers und Wahl der Laute*) muſikaliſche Wirkungen hervorzubringen. Ein Freund der Natur und ein Anhänger jener ſanfteren und helleren Religion, welche nicht in dem gedankenloſen Herſagen unverſtandener Glaubens- und Gebetsformeln, ſondern in der begeiſterungsvollen Anſchauung und Bewunderung der Schönheit und Regelmäßigkeit der göttlichen Werke die wahre Gottesverehrung erkannte, unternahm er es in ſeinem „Irdiſchen Vergnügen in Gott“**), die Natur in ihren

*) So glaubte er die Stille in der Natur vor und nach dem Gewitter und andererſeits das Rollen des Donners und die allgemeine Erregung aller Elemente während deſſelben dadurch nachahmen zu müſſen, daß er jene erſteren Momente in lauter Verſen, worin der Buchſtabe R nicht ein einziges Mal vorkommt, dieſe letzteren in ſolchen beſang, welche durch abſichtliche Häufung dieſes Conſonanten einen ſtarken und rollenden Tonfall erhalten.

**) Der ganze Titel heißt: „Irdiſches Vergnügen in Gott, beſtehend in phyſikaliſchen und moraliſchen Gedichten“ — (nebſt Ueberſetzungen aus de la Motte's Fabeln, dem Spectator, des Abt Geneſt principes de philosophie, u. A.) — 9 Thle. 1723—1748. Wir geben nachſtehend einige Proben daraus.

Das Firmament.

Als jüngſt mein Auge ſich in die Sapphiren Tieffe,
Die weder Grund, noch Strom, noch Ziel, noch End umſchrenckt,
Ins unerforſchte Meer des holen Luftraums ſenckt',
Und mein verſchlung'ner Blick bald hie bald dahin lieſe,

kleinſten wie in ihren größten Gebilden zu ſchildern und mit derſelben Hingebung ſich in das Thautröpfchen, das Hälmchen Gras oder den

---

Doch immer tiefer ſanck, entſetzte ſich mein Geiſt,
Es ſchwindelte mein Aug, es ſtockte meine Seele
Ob der unendlichen, unmäßig tieffen Höle,
Die wohl mit Recht ein Bild der Ewigkeiten heißt,
So nur aus Gott allein, ohn End und Anfang, ſtammen;
Es ſchlug des Abgrunds Raum, wie eine dicke Fluth
Des bodenloſen Meers auf ſinkend Eiſen thut,
In einem Augenblick auf meinen Geiſt zuſammen.
Die ungeheure Grufft des tiefen dunkeln Lichts,
Der lichten Dunkelheit, ohne Anfang, ohne Schrancken,
Verſchlang ſogar die Welt, begrub ſelbſt die Gedanken:
Mein ganzes Weſen ward ein Staub, ein Punkt, ein Nichts,
Und ich verlohr mich ſelbſt. Dieß ſchlug mich plötzlich nieder;
Verzweiflung drohete der gantz verwirrten Bruſt,
Allein, o heylſams Nichts! glückſeliger Verluſt!
Allgegenwärt'ger Gott, in dir fand ich mich wieder.

Das bethaute Gras.

Welch heller Glanz, welch funkelnd Prangen,
Welch heit'res, liebliches Licht
Erquicket das Geſicht,
Zumal
Wenn an dem langen Gras' oft große Tropfen hangen!
Welch angenehm gefärbten Strahl,
Wie viele ſchöne bunte Blitze
Zeugt oft ein einz'ger Tropf' an einer regen Spitze.
Ein ſchnell geſchüttelter, geſchliff'ner Diamant
Wirft ſolche bunte Gluth, ſtreut ſolchen hellen Schimmer,
Als wie der farbenreiche Brand
Der angeſtrahlten Tropfen, nimmer!
Seht! itzt iſt er ſmaragden grün,
Jetzt Purpur, itzo blau, itzt ein Rubin,
Ey ſeht! das ſchöne Gold, Topas und Chryſolith
Strahlt ſo vortrefflich nicht, als er anitzo glüht,
In einem gelben Licht. Schaut, wie er ſich verlieret
Und ſolchen Demantglanz im Augenblick gebieret,
Durch deſſen Reinigkeit und wunderhellen Schein
Die Augen faſt geblendet ſein.
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
Man kann in ihnen wunderſchön
Viel tauſend kleine Sonnen ſeh'n,

am Boden kriechenden Wurm, wie in die unendlichen Tiefen des Firmaments zu versenken. Zwar erreichte er die plastische Kraft Thompsons in diesen Naturschilderungen nicht, während auch die Frische und Fülle der Bilder, welche in manchen seiner früheren Gedichte als ein Nachklang der italienischen Manier sich zeigte, in den späteren nur zu oft in Trivialität und Weitschweifigkeit verwandelt erscheint*). Aber er leitete

---

Die aber all', um Gott darin zu preisen,
Uns auf der Sonnen Sonn', ihr herrlich's Urbild, weisen.
Ein jeder süßer Blitz trifft durch das Aug' in's Herz,
Die Seel', hierdurch gerührt, lenkt selbst sich himmelwärts
Und denkt: wie wunderschön, wie unergründlich hell,
Wie undurchdringlich licht, wie unerforschlich rein,
Wie unbegreiflich klar muß aller Dinge Quell,
Muß aller Dinge Schöpfer seyn!

*) Auch davon wenigstens ein Paar Beispiele.

Der Lammeskopf.

Man hatte jüngst, zum Mittags-Mahl, mir einen Lammskopf aufgetischet;
Wie ich nun die zerlegten Knochen von ungefähr recht angesehn,
Befand ich sie ganz sonderbar, ja wundernswerth gebildet stehn,
Und ward zu fernerer Betrachtung dadurch, wie billig, angefrischet,
Ich ward bewundrungsvoll gewahr, daß ganz verschiedne Sorten Knochen
Den nett formirten Kopf formiren; da mancher hart, als wie ein Stein;
Ein andrer weich; der knorpelhaft; der voller Löcher und durchbrochen;
Der recht wie Schiefer, dieser rund; da viele lang und spitzig seyn;
Verschiedne schienen eingedrückt; mit Strichen sind viel überzogen;
Der ist gerade wie ein Stock; der wie ein Hake krumm gebogen;
In diesen sind gewölbte Höhlen, der Augen Schirmdach; wann sich dort
Besondre Oeffnungen der Ohren, und noch an einem andern Ort
Von noch ganz unterschiedner Gattung, am vordern Knochen, recht als Thüren
Zu des Geruchs Canal und Gang, noch andere sich schmal formiren,
Die vorn beweg- und weichlich werden. Verschiedene sind nett durchbohrt,
Daß zarte Nerven durch sie gehen; es endigen sich viel in Sehnen. U. s. w.
— — — — — —
Genug jedoch, wenn wir hierdurch von der Gewohnheit uns entfernen
Und Gottes künstliche Geschöpfe mehr achten und bewundern lernen.
Dies ist mein Endzweck hier gewesen, erbaue dich nebst mir daran,
Daß uns zur Demuth und zur Andacht sogar ein Lammskopf leiten kann.

Ferner aus einem Gedicht über das Wetter:

Der erste Tag des Februars war auch nicht weniger gelinde,
Es war der Himmel zwar bedeckt, es weheten die Süden-Winde,

doch, und auch das war ſchon ein nicht gering anzuſchlagendes Verdienſt in der damaligen Zeit — ſeine Landsleute von der Büchergelehrſamkeit zur lebendigen Anſchauung der Natur, von der dogmatiſch beſchränkten Kirchlichkeit der Orthodoxen zu einer mehr heiteren, gefühlsinnigen Religioſität, von der kaltvornehmen Geringſchätzung des Irdiſchen zum ſorgſamen Studium dieſer ſichtbaren Offenbarung Gottes, von den leeren Vergnügungen eitler Modeſucht zu den reineren und edleren Freuden der Wiſſenſchaft und des ſinnigen Naturgenuſſes hinüber*).

In größerem Style beſang Albrecht von Haller die Natur und den Menſchen, die Harmonie der phyſiſchen wie der moraliſchen Weltordnung. Wenn die mikroſkopiſchen Naturſchilderungen von Brockes, welche uns oft an die Blumenſtücke und die Stillleben der niederländiſchen Maler erinnern, der Liebhaberei für ſchöne Ziergärten und Naturalienſammlungen entſprechen, wie ſie eben damals unter den reichen Handelsherren Hamburgs Mode waren, ſo weht uns aus den Hallerſchen Gedichten der friſche Lufthauch der großartigen Alpenwelt, angeſichts deren er ſeine Lieder dichtete, und der Geiſt jener umfaſſenden Naturforſchung an, deren Meiſter er war; auch klingen oftmals mitten in ſeine tiefſinnigen Speculationen über den Urſprung des Uebels in der

---

Doch ſanft, ſo daß es gar nicht kalt, das Wetter folglich lieblich war,
Zumal da Nachmittags annoch die Luft erheitert, hell und klar,
Und durch den untergehenden Strahl der Sonne alles recht vergüldet,
So Erd und Waſſer helle ward, es war ein Abendroth gebildet
So ſchön, als man es ſelten ſieht. Ich ſah darauf der Sterne Pracht.
Am andern Morgen ſchneit' es frühe ſtark, das Feld ward ſchnell mit Schnee bedecket,
So daß, da aus dem weißen Schnee die grüne Saat die Spitzen ſtecket,
Was erſt in einem gelben Grünen, im Augenblick ein weißlich Grün,
Und wie das ſchönſte Seladon, aus grün und weiß gemiſchtes ſchien.
Weil aber doch die Luft nicht kalt, verging der erſt gefall'ne Schnee,
Worauf es denn am Nachmittag mit Süden-Winde regnete.
Die Sonne brach nachhero durch, ſo daß man dieſen Tag wird können
Zwar nicht ſo ſchön, als wie die andern, doch auch nicht ſehr verdrießlich nennen.

*) Man vergleiche noch insbeſondere folgende Stellen des „Irdiſchen Vergnügens“: 1. Thl., S. 143, 3. Thl., S. 378, 5. Thl., S. 260 u. a. m. In dem Gedicht 1. Thl., S. 242, drückt Br. die oben angedeutete Richtung ſogleich in der Ueberſchrift aus: „Die Schönheit des Himmels, welche von uns Menſchen unverantwortlicher Weiſe nicht betrachtet noch geachtet, hingegen die Schönheit eines Diamanten faſt lächerlich über Alles geſchätzet wird.“

Welt und mitten in ſeine idylliſchen Betrachtungen über die Milchwirthſchaften der Sennerinnen oder die Liebesbewerbungen der Hirten die kräftigeren Töne eines ſtarken republikaniſchen Gemeingefühls belebend und erfriſchend hinein*).

*) Folgendes iſt eine Stelle aus Hallers berühmteſtem Gedicht: „Die Alpen."

— — — —

Bald aber ſpricht ein Greiß, von deſſen grauen Haaren
Sein angenehm Geſpräch ein höhers Anſehn nimmt,
Die Vorwelt ſah ihn ſchon, die Laſt von achtzig Jahren
Hat ſeinen Geiſt geſtärkt und nur den Leib gekrümmt:
Er iſt ein Beiſpiel noch von unſern Helden-Ahnen,
In deren Fauſt der Blitz, und Gott im Herzen war.
Er malt die Schlachten ab, zählt die erſiegten Fahnen,
Beſtürmt der Feinde Wall und rühmt die kühnſte Schaar.
Die Jugend hört erſtaunt und wallt in den Geberden
Mit edler Ungeduld, noch löblicher zu werden.

Ein Andrer, deſſen Haupt, mit gleichem Schnee bedecket,
Ein lebendes Geſetz, des Volkes Richtſchnur iſt;
Lehrt, wie die feige Welt ins Joch den Nacken ſtrecket,
Wie eitler Fürſten Pracht das Mark der Länder frißt!
Wie Tell mit kühnem Muth das harte Joch zertretten,
Das Joch, das heute noch Europens Hälfte trägt!
Wie um uns Alles darbt und hungert in den Ketten,
Und Welſchlands Paradies gebogne Bettler hegt!
Wie Eintracht, Treu und Muth, mit unzertrennten Kräften,
An eine kleine Macht des Glückes Flügel heften.

Ein angenehm Gemiſch von Bergen, Fels und Seen,
Fällt nach und nach erbleicht, doch deutlich in's Geſicht,
Die blaue Ferne ſchließt ein Kranz beglänzter Höhen,
Worauf ein ſchwarzer Wald die letzten Strahlen bricht:
Bald zeigt ein nah Gebürg die ſanft erhobenen Hügel,
Woran ein laut Geblök' im Thale wiederhallt:
Bald ſcheint ein breiter See ein Meilen langer Spiegel,
Auf deſſen glatter Fluth ein zitternd Feuer wallt:
Bald aber öffnet ſich ein Strich von grünen Thälern,
Die, hin und her gekrümmt, ſich im Entfernen ſchmälern.

Dort ſenkt ein kahler Berg die glatten Wände nieder,
Den ein verjährtes Eis dem Himmel gleich bethürmt,
Sein froſtiger Cryſtall ſchickt alle Strahlen wieder,
Den die geſtiegene Hitz' im Krebs umſonſt beſtürmt.

Richey, gleich Brockes ein Bürger der reichen und ſtolzen Hammonia und durch innige Freundſchaft mit ihm und einem Kreiſe anderer Gleichgeſinnter — den Männern der „Patriotiſchen Geſellſchaft“ — verbunden, wendete ſich in ſeinen Liedern vorzugsweiſe dieſer bürgerlichen und geſelligen Seite des Lebens ſowie der Verherrlichung der Größe ſeiner Vaterſtadt zu. Die meiſten ſeiner Gedichte, wie derer ſeiner niederſächſiſchen Freunde, ſind ihrer Form nach Gelegenheitsgedichte, aber ſie halten ſich, mit einzelnen Ausnahmen, frei von jener ſteifen Convenienz und jenem erkünſtelten Pathos, wodurch die Mehrzahl der handwerksmäßigen Gelegenheitsgedichte der damaligen Zeit ſo widerwärtig wurden; vielmehr athmen ſie ein munteres Behagen bei frohen, eine wahre und in ihrem Ausdruck beſcheidene Empfindung bei traurigen Veranlaſſungen*). Nicht ſelten prägt ſich der Geiſt heiterer geſelliger Luſt, der

Nicht fern vom Eiſe ſtreckt, voll futterreicher Weide,
Ein fruchtbares Gebirg' den breiten Rücken her;
Sein ſanfter Abhang glänzt von reifendem Getreide,
Und ſeine Hügel ſind von hundert Heerden ſchwer.
Den nahen Gegenſtand von unterſchiednen Zonen
Trennt nur ein enges Thal, wo kühle Schatten wohnen.

Hier zeigt ein ſteiler Berg die mauergleichen Spitzen,
Ein Waldſtrom eilt hindurch und ſtürzet Fall auf Fall,
Der dick beſchäumte Fluß dringt durch der Felſen Ritzen
Und ſchießt mit jäher Kraft weit über ihren Wall.
Das ſtille Waſſer theilt des tiefen Falles Eile,
In der verdickten Luft ſchwebt ein bewegtes Grau,
Ein Regenbogen ſtrahlt durch die zerſtäubten Theile,
Und das entfernte Thal trinkt ein beſtändig Thau.
Ein Wanderer ſieht erſtaunt im Himmel Ströme fließen,
Die aus den Wolken fliehn und ſich in Wolken gießen.

*) Zur Veranſchaulichung des Obigen leſe man z. B. das folgende Loblied auf Hamburg:

Seht, wie auf Hamburgs ſtiller Flur,
Allwo Gerechtigkeit und Friede ſich noch küſſen,
Minerva und Merkur
So angenehm ſich zu begegnen wiſſen!
Wie freundlich und wie vortheilhaft
Weiß Eines ſich dem Andern zuzuwenden!
Die Weisheit trägt die Kaufmannſchaft,
Die Kaufmannſchaft die Weisheit auf den Händen.

ſowie zwei Stellen aus Gelegenheitsgedichten, einem freudigen:

dieſe Lieder eingehaucht hat und belebt, auch in muſikaliſchen Sangesweiſen aus, womit dieſelben durchflochten ſind, und verleiht dadurch den, an ſich nicht immer beſonders poetiſchen Gedanken eine erhöhte Stimmung. Sogar den provinziellen Dialekt verſchmähten dieſe Dichter nicht, wo es gilt, in recht gemüthlich zwangloſer Weiſe zu ſcherzen und zu ſpielen.

Einen etwas höheren Flug nahm Hagedorns Muſe. In ſeinen Empfindungen und Neigungen ebenfalls mehr bürgerlich, obgleich Edelmann von Geburt, aber weltmänniſch gebildet und durch Reiſen und Verbindungen mit der großen Welt vertraut, war er mannigfaltiger in ſeinen Stoffen und zugleich gewandter in Sprache und Versbau. Ein Feind des höfiſchen Gepränges, der eitlen Modethorheiten, aber auch des ſteifen Gelehrtenthums und der finſteren Orthodoxie, geißelte er die Gebrechen ſeiner Zeit unter der Form von Satiren und Fabeln und opferte in anmuthigen, leichtgeſchürzten Liedern, wie im Leben, den

---

Ein kurzer Wunſch aus treuem Herzen
Gilt, dacht' ich, hier ſoviel, als hoher Worte Pracht.
Ein ſchwülſtig's Schmeichelwerk, ein gar zu künſtlich's Scherzen
Hat edlen Seelen ſich nicht leicht beliebt gemacht.
Was groß iſt, wird ſchon ſelbſt ſein eigner Maler ſeyn,
Und, was man treulich meynt, gefällt auch ungeſchmücket,
Drum ſchloß ich Lob und Wunſch in dieſen Zuruf ein:
Lebt, Werth'ſte, nach Verdienſt beglücket!

und einem traurigen:

Erwarte nicht von mir, o tiefgebeugter Greis,
Daß viele Zeilen Dir, durch ausgedehntes Klagen,
Die Wunde, die Du fühlſt, noch zehnmal tiefer ſchlagen.
Du kenneſt ohne mich ein göttliches Geheiß,
Vergeblich meld' ich Dir der Wohlverblichnen Preis,
Mit dem ſich hier die Welt und dort die Engel tragen.
Kurz: aller Tröſter Kunſt vermag Dir nichts zu ſagen,
Das Dein geübter Sinn nicht ſelbſt zur Gnüge weiß.
Was iſt denn, das mich ſonſt der Pflicht entbinden kann?
Mißrath' ich etwa Dir die höchſtbefugten Thränen?
Ich weiß ja von mir ſelbſt den Gram nicht abzulehnen.
Was fang' ich endlich denn, ich ganz Beſtürzter, an?
Wenn Worte mir zu ſchwer und Dir zu kraftlos ſcheinen,
So laß mich nur mit Dir bedrückt und ſchweigend weinen.

Genien des heitern Genuſſes, der Zufriedenheit, der Freundſchaft und aller ſanften und edlen Regungen des Herzens*).

*) Zu der letzten Gattung von Liedern gehört z. B. ſeine „Aufmunterung zum Vergnügen.“

Erlernt von muntern Herzen
Die Kunſt, beglückt zu ſcherzen,
Die Kunſt, vergnügt zu ſeyn!
Verſucht es, laßt uns ſingen,
Das Alter zu verjüngen,
Die Jugend zu erfreun!
Macht neue Freundſchaftsſchlüſſe!
Ihr Kinder, gebt euch Küſſe!
Ihr Väter, gebt euch Wein!

Von ſeinen ſatiriſchen Gedichten mögen nachſtehende zwei hier Platz finden, da ſie zugleich manche bedeutſame Züge zu einem Bilde der damaligen Zeit enthalten.

Lob unſrer Zeiten.

Ihr Tadler, ſchweigt! ich will der Welt
Den Vorzug unſrer Zeiten melden.
O wißt, wohin mein Blick nur fällt,
In jedem Stand entdeckt' ich Helden.
Ich will der Menſchen Lob beſingen
Und ſchenke meiner Lieder Schall
Dem tonbegier'gen Widerhall,
Der Plaudrer mag ihn weiter bringen.

Du tauſendzüngiges Gerücht,
Ermüde nie im Ruhm der Zeiten:
Verſchweige ja von ihnen nicht
Die hunderttauſend Trefflichkeiten!
Der Prieſter lebt nach ſeiner Lehre,
Der Papſt iſt noch der Knechte Knecht,
Der Feldherr ſuchet nichts als Recht,
Der Handelsherr nur Treu und Ehre.

Nichts übertrifft die ſtarke Zahl
Gewiſſenhafter Advokaten,
Die alle Jahre kaum einmal
Die Rechte der Partei verrathen.
Wer wollte nicht die Aerzte preiſen?
Stets bleibt's der Kranken Eigenſchaft,
Daß alle der Recepte Kraft
Lebendig oder todt beweiſen.

Beſchränktheit der neuen Poeſie in Folge der Beſchränktheit der

So waren von verſchiedenen Seiten her wieder die Anfänge einer Poeſie vorhanden, welche ihre Anregungen

Wie reich iſt die gelehrte Welt
An Wiſſenſchaft und großen Geiſtern!
Der Dank, den ihr Bemüh'n erhält,
Darf Momus unberufen meiſtern,
Er will ſich an Scribenten reiben,
Nur weil er ſelbſt kein Lob gewinnt,
Und ſagt, daß ſie zu ſittſam ſind,
Zu ſpät und viel zu wenig ſchreiben.

Was grünt euch für ein Lorbeerhain,
Monarchen, Herrſcher, Sieger, Retter!
Ach, könntet ihr unſterblich ſein,
Durchlauchte Fürſten, ihr wär't Götter.
Wer kann doch eure Tugend faſſen
Und eurer Gaben Wechſelſtreit?
Ihr habt nichts als die Dankbarkeit
Und die Geduld uns überlaſſen.

Der Staatsmann, der an Würden groß,
Doch ungleich größer an Verſtande,
Sitzt jedem König in dem Schooß
Und findet ſich in jedem Lande.
Regenten wiſſen zu regieren,
Die Kunſt, zu herrſchen, lernt ſich bald:
Denn alles ſteckt in der Gewalt
Der Hände, die den Scepter führen.

Der Britte, der die Fremden ſchätzt,
Will einem jeden ſich verbinden;
Der ſtille Franzmann überſetzt,
Wir muntern Deutſchen, wir erfinden.
Lobt in Iberiens Provinzen
Scherz, Freiheit, Wahrheit, Demuth, Fleiß;
Lobt auch der Belger ſteten Schweiß
Und edlen Umgang mit den Münzen.

Wie groß und vielfach iſt der Ruhm,
Mit dem der Europäer pranget,
Der vor der Ehre Heiligthum
Auf ſoviel Wegen angelanget!
Ich will kein Lob den Türken ſchenken,
Doch lernen ſie uns ähnlich ſeyn:

poetiſchen Motive aus dem damaligen Volks- und Nationalleben.

und ihre Stoffe aus dem wirklichen, gegenwärtigen Leben nicht aus einer fernen, weitabgelegenen Welt, aus den

Sie künſteln Frieden, trinken Wein,
Und reden immer wie ſie denken.

Iſt unſre Zeit ſo vorzugsreich:
Was wird denn künftig nicht geſchehen?
Ihr Enkel, lebt und brüſtet euch,
Ihr ſollt noch größre Wunder ſehen.
Laßt euch (dafern ihr jemals hört,
Wie ſehr ich unſre Zeit verehrt)
Dieß eurer Väter Lob gefallen!

Die alte und neue Liebe.

Ihr Heiligen der alten Zeit,
Treu, Ehrfurcht und Verſchwiegenheit,
Und du, o wahre Zärtlichkeit!
Ihr lehrtet uns dem Liebreiz fröhnen.
Nun iſt die Treue nur verſtellt,
Und die Verſchwiegenheit entfällt,
Wenn ja die Ehrfurcht Gunſt erhält.
Wer liebt nicht ſich in ſeinen Schönen?

Von ſeiner Phyllis ferne ſeyn,
Ihr dennoch heiße Seufzer weihn
Und dieſe Seufzer nicht bereu'n:
Das war die Luſt des Schäferlebens.
Das Seufzen iſt uns unbewußt,
Man ſeufzet; aber nur vor Luſt
An einer nahen Phyllis Bruſt,
Und ſeufzet da nicht leicht vergebens.

Die Feſſel küſſen, die man trägt,
Die uns ein Mädchen angelegt,
Das reizend Mund und Augen regt:
Das war die Kunſt der erſten Zeiten.
Die Feſſel und die Knechtſchaft flieh'n,
Und, wo nur ſchöne Wangen blüh'n,
Um ſchöne Wangen ſich bemüh'n:
Das nennt man jetzo Zärtlichkeiten.

Durch mehr als jährigen Beſtand
Verehren, was man artig fand,
Und unſre Treu oft nicht erkannt:
Das war den Vätern vorgeſchrieben.

eignen Empfindungen und Anschauungen der Dichter, nicht aus der bloßen Nachbildung fremder Empfindungen und Gedanken entnahm. Freilich waren es aber nur erst Anfänge, und zwar ziemlich bescheidene, ja zum Theil dürftige Anfänge. Man bewegte sich noch in den engsten Kreisen und auf den untersten Stufen poetischer Gestaltung. Das Lehrgedicht, die Fabel, die Satire und das Epigramm („Ueberschrift" nannte man es damals) — Das waren die höchsten Dichtungsarten, zu denen man sich verstieg. Denn die schwachen Anläufe zum Epos, welche Postel und König machten, wollten Wenig bedeuten. Die große Mehrzahl der Gedichte beschränkte sich auf die Schilderung individueller Empfindungen oder auf Darstellungen der einfachsten Art aus der Natur und dem Menschenleben, bisweilen untermischt mit metaphysischen oder moralischen Betrachtungen.

Diese Beschränktheit der Poesie nach ihren Stoffen und ihren Formen stand mit dem allgemeinen Fortschritte des nationalen Geistes ganz im Einklange. Das deutsche Volk war kaum aus der dumpfen Gefühllosigkeit erwacht, worin es lange Zeit gleichsam nur vegetirt hatte. Von den Fesseln der Orthodoxie wie des gelehrten Pedantismus befreit, begann es eben erst wieder menschlich zu empfinden, selbstständig zu denken und die umgebende Natur und Menschenwelt mit offenem Auge zu betrachten. Die Poesie erfüllte nur eine natürliche Aufgabe, wenn sie diesen ersten Regungen des wiedererwachenden menschlichen und bürgerlichen Bewußtseins der Nation Sprache und Ausdruck zu verleihen suchte und sich mit Vorliebe in lyrischen Ergüssen, idyllischen Naturschilderungen, lehrhaften Moralbetrachtungen oder satirischen Angriffen auf die Feinde des neuen Bildungsfortschrittes erging.

Woher sollte ihr auch Stoff und Anlaß zu Dichtungen im höheren Style kommen, so lange die Nation selbst keinen kräftigeren Anlauf nahm, so lange es an großen Thaten und großen Charakteren, ja sogar an der Möglichkeit zu Beidem fehlte und, nach Goethe's leider nur zu wahrem Ausspruche*), „der einzige würdige, nicht nationelle, aber doch

---

Erwählen, was nur Schönheit schmückt,
Genießen, was uns oft entzückt,
Verlassen, was uns sonst beglückt:
Das ist der Enkel Art zu lieben.

*) „Aus meinem Leben," 2. Thl., 6. Buch. („G.'s Werke," 25. Bd., S. 81.)

provinzielle Gegenſtand, der vor einem Dichter auftrat," das — Luſtlager von Mühlberg war?

Erwachen eines allgemeinen äſthetiſchen Drangs und Hinlenkung des ganzen Nationalintereſſes auf die Literatur.

Nichtsdeſtoweniger regte ſich allerwegs in Deutſchland ein dichteriſcher Drang, der ſich an jenen einfacheren Stoffen und jenen beſcheideneren Dichtungsarten bald nicht mehr genügen ließ. Wie Jedermann philoſophiren und moraliſiren wollte, ſo wollte bald auch Jedermann Gedichte machen oder Gedichte leſen. Gerade je mehr das allgemeine Leben der Nation ſtagnirte, je weniger Gelegenheit zur Befriedigung des wiedererwachten geiſtigen Triebes in großen Unternehmungen oder in den Erregungen eines öffentlichen Gemeinweſens vorhanden war, um ſo ungeduldiger warf ſich derſelbe auf das äſthetiſch-literariſche Gebiet und ſuchte ſich hier, genießend oder ſchaffend, zu äußern.

Von hier an beginnt jene eigenthümliche Entwickelung des deutſchen Geiſteslebens, deren fortſchreitender Einfluß bis auf die neueſte Gegenwart ſichtbar iſt und kaum ſeit einigen Jahrzehnten einer entgegengeſetzten Strömung zu weichen anfängt, die Concentration aller Thätigkeit und alles Intereſſes der Höherbegabten in der Beſchäftigung mit der Literatur, die gleichſam — ähnlich jenen Luftſpiegelungen, welche den Erdboden mit Allem, was er trägt, an den Himmel verſetzen und in duftige Gebilde verwandeln, — das ganze Sein und Thun, Denken und Empfinden der Nation in ſich aufnahm und in idealiſtiſchen Duft auflöſte, während das eigentliche Nationalleben auf dem Boden der Wirklichkeit ſich, wie erſtorben, farblos und verachtet dahinſchleppte.

Der Erſte, in dem ſich dieſe neue Wendung der nationalen Bildung entſchieden ausprägt, der ſich zum Träger und Leiter derſelben macht, iſt J. Chr. Gottſched*).

J. Chr. Gottſched als Vertreter dieſer Richtung.

Gottſched begann ſeine Laufbahn zu Königsberg in Preußen, wo neben der Wolfiſchen Philoſophie die Poeſie und die literariſche Kritik (beſonders durch Pietſch, einen Genoſſen der Beſſer und König) gepflegt ward und eine allgemeine Bildung ihre Vertreter an der Univerſität, in der Kaufmannſchaft und ſelber unter

*) Wir folgen in der obenſtehenden Darſtellung von Gottſcheds Entwickelungsgange größtentheils Deſſen eigenen Aufzeichnungen in der „Nachricht von des Verfaſſers Schriften bis zum 1743. Jahre," als Vorrede zu Deſſen „Erſten Gründen der geſammten Weltweisheit. Praktiſcher Theil" (1762).

einem Theile des umwohnenden preußischen Adels fand*). Hier empfing der junge, strebsame und ehrgeizige Gelehrte mannigfache Anregungen zu einer vielseitigen literarischen Thätigkeit. Während er durch die Fertigung von Gelegenheitsgedichten auf allerhand hochgestellte Personen und bei öffentlichen Festlichkeiten seine ersten Lorbeeren zu pflücken und sich Gönner zu verschaffen beflissen war, studirte er gleichzeitig das Monadensystem von Leibnitz, disputirte über Probleme der Physik und schrieb eine Dissertation von der göttlichen Gnadenwahl.

Ausgebreiteter und einflußreicher ward seine Wirksamkeit, als er im Jahre 1724 nach Leipzig übersiedelte. Leipzig war, als Sitz des Buchhandels, der Mittelpunkt des literarischen Verkehrs. Sein lebhafter Handel brachte es in Verbindungen mit allen wichtigen Punkten Deutschlands und selber des Auslandes. Seine Messen waren regelmäßige Sammelplätze der vornehmen Welt im weitesten Umkreise. Durch die Acta Eruditorum, neben welchen seit einiger Zeit auch noch eine „Leipziger Gelehrte Zeitung" bestand, übte es noch immer einen bedeutenden Einfluß auf die gelehrten Kreise aus. Der damalige Herausgeber der Acta, Burckhard Mencken, der Sohn ihres Stifters, war auch in den schönen Wissenschaften vielbewandert, besaß einen reichen Schatz von Werken der deutschen und ausländischen Literatur und wirkte in diesem Geiste an der Universität und darüber hinaus. Die Universität, wenn auch zum Theil zurückgeblieben hinter der neu aufblühenden zu Halle, war doch noch immer berühmt und zahlreich besucht. Die deutschen Studien hatten dort eine bevorzugte Pflege in der 1697 errichteten „Görlitzischen Gesellschaft" gefunden, die 1717 sich in eine „Deutschübende Gesellschaft" umtaufte, seitdem gleichmäßig Prosa und Poesie betrieb und nicht mehr blos Lausitzer und Schlesier, sondern Angehörige aller deutschen Länder, die sich in Leipzig zusammenfanden, in ihren Schooß aufnahm**).

Seine mannigfaltige Wirksamkeit.

Gottsched trat in Leipzig anfangs nur als Verbreiter

*) Besonders wird eine Familie v. Keyserlingk in damaligen Quellen viel genannt — als Gönnerin des Philosophen Leibnitz, wie später wieder des Philosophen Kant. Eine Gräfin v. Keyserlingk übersetzte auch Gottscheds Handbuch der Philosophie in's Französische, wie man aus Dessen Dedication der „Ersten Gründe der Weltweisheit" ersieht.

**) Danzel, „Gottsched", S. 78 ff.

der Wolfischen Philosophie auf*). Bald aber dehnte er seine Thätigkeit weiter und immer weiter aus. Er verfaßte, auf Veranlassung eines Buchhändlers, moralische Wochenschriften. Er übersetzte Boileau's Satiren und Fontenelle's Gespräche der Todten. Er kritisirte in den Actis Eruditorum allerhand neue deutsche Bücher. Er gab Gedichtsammlungen, fremde und eigne, heraus. Er ward zuerst Mitglied der „Vertrauten Rednergesellschaft," verließ diese aber und ging zu der „Deutschübenden Gesellschaft" über, deren zukunftreiche Wirksamkeit er mit richtigem Instinkt erkannte. Rasch schwang er sich zum Haupte und Mittelpunkte dieser Letztern auf und veranlaßte eine abermalige Umgestaltung derselben (1727), infolge deren sie den Namen „Deutsche Gesellschaft" annahm, zu ihrer Aufgabe noch entschiedener, als bisher, die Verbesserung und Uebung der Muttersprache in gebundener und ungebundener Rede machte, zugleich durch Aufnahme auswärtiger Mitglieder und durch Anregung ähnlicher Gesellschaften in anderen Ländern oder Anknüpfung von Verbindungen mit schon bestehenden sich über ganz Deutschland zu verzweigen suchte**).

Dieser Plan gelang über alles Erwarten. Der Trieb der Vereinigung, der sich damals überall regte, und der in allen Klassen erwachte literarisch-ästhetische Drang führte der deutschen Gesellschaft zu Leipzig zahlreiche Mitglieder aus den verschiedensten Theilen Deutschlands zu***) und rief an vielen Orten wahlverwandte Vereine in's Leben. Von allen Seiten kamen an Gottsched, als den „Senior" der Gesellschaft, Aufnahmegesuche, Dankschreiben der Aufgenommenen, Gedichte zur Begutachtung durch die deutsche Gesellschaft und zur Veröffentlichung in ihren Schriften.

Gottsched als literarischer Tonangeber Deutschlands.

So sah sich Gottsched mit einem Male an die Spitze einer allgemeinen literarischen Bewegung gestellt und mit einer Art kritischer Dictatur über ganz Deutschland bekleidet. Er verfehlte nicht, die Macht, die dadurch in seine Hände gelegt ward, sowol auszubeuten, als zu befestigen und immer weiter auszudehnen. Uner-

*) Er gab auch zuerst ein „Handbuch", später ein vollständiges System der Philosophie nach Wolfischen Grundsätzen heraus, Letzteres unter dem Titel: „Erste Gründe der Weltweisheit", in 2 Bänden. (1732—34. 7. Aufl. 1762.)

**) Danzel, a. a. O., S. 82 ff.

***) Sogar aus Siebenbürgen. Auch einige gelehrte Frauen wurden Mitglieder der Gesellschaft.

müdlich ließ er Bücher auf Bücher erſcheinen, in denen er bald die Regeln der deutſchen Sprache, der Beredſamkeit, der Dichtkunſt auf beſtimmte Grundſätze zurückzuführen und allgemeinverſtändlich zu machen ſuchte, bald die Anwendung dieſer Grundſätze in der Kritik einzelner literariſcher Erſcheinungen gab, oder Muſterſtücke der Proſa und der Poeſie zur Bildung des Geſchmackes ſammelte*). Daneben veröffentlichte er regelmäßig die Schriften der deutſchen Geſellſchaft, d. h. die Sammlung der in ihrem Schooße vorgetragenen oder ihr eingeſandten Reden, Gedichte u. ſ. w. Und ſo ſehr wußte er ſeine Beſtrebungen und Anſichten mit denen der Geſellſchaft zu identificiren, daß die öffentliche Meinung ſich gewöhnte, in Allem, was dieſe unternahm, ſeine leitende Hand, und in Allem, was er that, ein gemeinſames Product ſeiner und der Geſellſchaft Thätigkeit zu erblicken. Endlich wirkte er auch noch auf einen zahlreichen Kreis von Jüngern durch ſeine akademiſchen Vorleſungen, auf einen noch viel zahlreicheren durch ſeinen ausgebreiteten und lebhaften Briefwechſel**).

Seine Beſtrebungen für Verbeſſerung der Sprache.

Seine nächſten Bemühungen galten der Verbeſſerung der deutſchen Sprache. Noch war es trotz Opitzens Anſtrengungen nicht gelungen, eine beſtimmte Mundart zur alleingültigen Schriftſprache zu erheben. Die meiſten Schriftſteller miſchten ungeſcheut Provinzialismen in ihre Rede ein: der Schwabe, der Franke, der Nie-

*) Es erſchienen von ihm nacheinander: 1729 „Grundriß zu einer vernunftgemäßen Redekunſt, mehrentheils nach Anleitung der alten Griechen und Römer“ (ſpäter erweitert in der „Ausführl. Redekunſt“ u. ſ. w., 1739) und „Verſuch einer kritiſchen Dichtkunſt“ (4. Aufl. 1751); 1731 „Beiträge zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache“; 1741 die „Deutſche Schaubühne, nach den Regeln und Exempeln der Alten“; 1748 „Sprachkunſt“ (3. Aufl. 1762); 1751 „Nöthiger Vorrath zur dramatiſchen deutſchen Dichtkunſt“; 1760 „Handlexikon der ſchönen Wiſſenſchaften“ u. ſ. w.

**) Die Sammlung der an ihn gerichteten Briefe, nebſt einer Anzahl der ſeinigen, bildet 22 Foliobände und enthält nicht weniger als 4700 Briefe, geſchrieben zwiſchen 1722 und 1756. Sie findet ſich auf der Leipziger Univerſitätsbibliothek und iſt zuerſt von Danzel ganz durchgeſehen, excerpirt und für ſeine Sch ift über Gottſched benutzt worden. Ich habe einen Theil derſelben gleichfalls durchgeleſen, weil ich hoffte, neben den literargeſchichtlichen auch allerlei ſittengeſchichtliche Anhaltepunkte darin zu finden. Indeſſen fand ich davon nur wenig, und ſelber die literargeſchichtliche Ausbeute ſchien mir, im Verhältniß zu der Maſſe des Materials, nicht eben ſehr bedeutend. Beinahe das Intereſſanteſte iſt der Geſammteindruck von dem damaligen literariſchen Treiben, den das Leſen dieſer Correſpondenz gewährt.

derſachſe war an ſeiner Schreibweiſe zu erkennen*). Gottſched ſetzte es durch, daß dem meißniſchen Dialekt der Vorzug vor allen zuerkannt und der Gebrauch jedes anderen in der Schriftſprache zu einem Fehler geſtempelt wurde. Er hatte dabei das Anſehen Luthers und die Macht eines Herkommens für ſich, welches ſeit der Reformation der oberſächſiſchen Mundart wenigſtens den erſten Rang unter allen eingeräumt hatte. Gewiß verfuhr er zu ſouverain und zu ausſchließlich, wollte zu ſehr die Sprache in beſtimmten Formen für immer fixiren und gab ihrer natürlichen Fortbildung zu wenig Raum; allein darin hatte er unſtreitig Recht, daß, nach dem damaligen Stande der Bildung und nach dem Vorgange anderer Völker, man, um zu einer Nationalliteratur zu gelangen, vor Allem eine einige und allgemeingültige Nationalſprache haben mußte.

Gottſcheds Idee einer deutſchen Nationalliteratur. — Warum Deutſchl. damals nicht, wie Frankreich, eine ſolche haben konnte.

Dieſe Idee einer deutſchen Nationalliteratur — Das war das höhere Ziel, welches dem Ehrgeize Gottſcheds vorſchwebte und ſeine Beſtrebungen leitete. Frankreich bot das verführeriſche Beiſpiel einer ſolchen dar. Die franzöſiſche Literatur des Zeitalters Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. trat auf mit allem Glanze äußerer Regelmäßigkeit und Klaſſicität der Form, und dabei war ſie in dem Schwunge ihrer Rhetorik, der Präciſion ihrer Gedanken, der Feinheit ihrer Antitheſen und ihrer Vergleichungen ein natürlicher Ausdruck des franzöſiſchen Geiſtes.

Gottſched ließ ſich durch dieſen Vorgang verführen und ſah nicht ein, daß von den Vorausſetzungen, auf welchen die Blüthe und de Glanz der klaſſiſchen Literatur in Frankreich beruhte, die einen in Deutſchland gänzlich fehlten, die andern auf die deutſchen Verhältniſſe nicht anwendbar waren. Der Mangel eines Protectorats von oben (um welches Gottſched ſich vergeblich für ſeine Beſtrebungen bemühte**)) war unter allen Hinderniſſen, die einer Nachahmung des franzöſiſchen Literaturaufſchwunges hier im Wege ſtanden, noch beinahe das geringſte. Viel ſchwerer fiel in's Gewicht der Mangel eines eigentlichen Nationalgeiſtes in Deutſchland und die verkümmerte Ausbildung nicht blos der öffentlichen, ſondern auch der geſellſchaftlichen Zuſtände. In Frankreich, wie ſehr auch die innere Selbſtthätigkeit des Volkes unterdrückt war,

*) Gottſched, „Sprachkunſt", S. 5.

**) Danzel, a. a. O., S. 86 ff.

hatte doch die Nation als Ganzes ein Gefühl der Einheit und der Größe, welches dem Geiste derselben in allen seinen Regungen einen erhöhten Schwung und Empfänglichkeit für die Würdigung heroischer Thaten und heroischer Charaktere verlieh. Die Concentration aller Talente in Paris, die fortdauernde Reibung der Geister, welche dort stattfand, die unwiderstehliche Gewalt der öffentlichen Meinung, welche sich dort bildete, alles Dies waren — trotz dem erdrückenden Despotismus der oberen Klassen und der Geistlichkeit — mächtig wirkende Hebel der geistigen Spannkraft, der Kritik, des Witzes, der Satire. So besaß Frankreich fruchtbare Elemente für zwei der wichtigsten Gattungen der Poesie, die heroische Tragödie und die Komödie. Auch dem Epos boten sich dort viel leichter Stoffe von nationaler Bedeutung dar, als in Deutschland, wo gerade Das, was Großes und Würdiges aus der nationalen Vergangenheit hätte entnommen werden können, in der durch und durch particularistisch gesinnten Gegenwart nicht auf Theilnahme, sondern nur auf Widerspruch und Anfeindung zu rechnen hatte. Heinrich IV. blieb immerfort ein populärer und dankbarer Stoff für ein französisches Epos, auch bei veränderten politischen Zuständen im Innern: aber in welchem der vielen hundert Territorien Deutschlands hätte man sich denn wol zu dieser Zeit begeistern mögen für einen Heinrich den Finkler oder einen Friedrich Barbarossa und ihre Verdienste um die Einheit und Größe des Reichs? Die Helden eines Corneille und eines Racine mit ihrer kühnen Entschlossenheit und ihrer vor Nichts zurückscheuenden Ehrbegierde waren dem Charakter des, durch seine Könige an Kriegsruhm und große Waffenthaten gewöhnten Volkes wahlverwandt, und selber ein etwas übertriebenes Pathos entsprach dem Geschmacke eines Publikums, welches sogar im geselligen Verkehr das Effectreiche und Glänzende von jeher dem Einfachen und Natürlichen vorzog. Und wenn Molière mit den furchtbaren Schlägen seiner Satire vor den Augen von Paris, d. h. von ganz Frankreich, in seinem „Tartüffe" den Repräsentanten jener furchtbaren Macht züchtigte, welche ganz Frankreich mit ihren finstern und unheimlichen Einflüssen umspannte, so war die Wirkung natürlich eine bei Weitem andere, als wenn in Deutschland irgend ein provinzieller Tartüffe auf irgend einer provinziellen Bühne zur Schau gestellt ward.

Aber alle diese wesentlichen Unterschiede übersah Gottsched, ebenso

von patriotiſchem Eifer*), wie von perſönlicher Eitelkeit geblendet. Er bildete ſich ein, es bedürfe nur der Nachahmung des von Frankreich gegebenen Vorbildes und der Beobachtung gewiſſer theoretiſcher Regeln, um eine Literatur gleich der jenes Volkes auch in Deutſchland aus dem Boden zu ſtampfen. So ging er daran, jene fremden Muſter theils in Ueberſetzungen, theils in Nachbildungen auf die deutſche Bühne und in die deutſche Literatur zu verpflanzen, dieſe Regeln planmäßig auszuarbeiten und den zahlreichen dichteriſchen Kräften, die ſich allſeits regten, als Richtſchnur darzubieten. Er ſelbſt, ſeine Frau, ſeine Jünger überſetzten und dichteten um die Wette dramatiſche Stücke, und nach allen Seiten hin regte er zur Nachfolge auf dieſem Wege an.

Gottſcheds Wirkſamkeit für die Bühne und ihre Erfolge.

Es war ein richtiger Inſtinct, der Gottſched dazu trieb, vor Allem das Theater in's Auge zu faſſen. Wenn es möglich war, eine Nationalliteratur zu ſchaffen, ſo mußte die dramatiſche Poeſie die Spitze derſelben bilden. Das Beiſpiel der franzöſiſchen Literatur wies darauf hin. Durch Nichts konnte auch eine nationale Dichtung ſich leichter des Intereſſes aller Klaſſen der Geſellſchaft bemächtigen, als durch das Theater, welches alle Klaſſen in ſeinen Räumen vereinigte.

Der damalige Zuſtand des deutſchen

Das deutſche Theater ſtand damals auf einer ziemlich

*) Daß G. wirklich auch einen patriotiſchen und nationalen Geſichtspunkt dabei im Auge hatte, geht u. A. aus der Vorrede zu ſeinem „Nöthigen Vorrath“ hervor, wo er ſagt: „Im 1740. Jahre kam ein franzöſiſches Buch heraus, darinnen uns Deutſchen die Liebe und Kenntniß der Schaubühne mit ſehr ſtolzen und verächtlichen Worten abgeſprochen ward. Ich muß ſie nothwendig anführen, ſo hart ſie auch lauten, damit meine Leſer ſelbſt von dem Eindrucke urtheilen können, den ſie bei mir und vielen andern rechtſchaffenen Deutſchen gemacht haben.“ (Nach Anführung des franzöſiſchen Urtheils fährt er fort): „Da ich kein Freund von Streitigkeiten bin und gleichwol die Ehre der Deutſchen gern gegen ſolche bittere Angriffe vertheidigen wollte, ſo dachte ich, der beſte Weg, einen Widerſacher zu demüthigen, wäre, wenn man ihm — den großen Vorrath von Schauſpielen vor Augen legte, den Deutſchland ſeit zwei und mehr Jahrhunderten hervorgebracht hat.“ In derſelben Vorrede wendet er ſich auch noch ausdrücklich gegen die „Bewunderer alles Ausländiſchen,“ unter denen er beſonders die Höfe und den Adel nennt, ſetzt dieſen die älteren und vornehmlich die neueren deutſchen Originalſchauſpiele entgegen (worunter natürlich die ſeinigen in erſter Reihe ſtehen) und motivirt ſein Unternehmen ſchließlich mit den Worten: „Es iſt auf die gemeinſame Ehre von ganz Deutſchland damit abgezielet!“

Theaters. Die Wandertruppen. — Die Haupt- staatsactionen und die Possenspiele.

tiefen Stufe*). Seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts war es in den Händen professioneller Schauspieler, welche von Stadt zu Stadt umherzogen. Die meisten dieser Wandertruppen bestanden aus Subjecten von der niedrigsten Bildung. Ihr Repertoir theilte sich zwischen Hauptstaatsactionen oder Heldenstücken und Possenreisserein**). Der Hanswurst oder Harlekin spielte

*) Das Folgende hauptsächlich nach Devrient, „Gesch. der deutschen Schauspielkunst," und Prutz, „Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters."

**) Um von beiden eine ungefähre Vorstellung zu geben, theilen wir (nach Devrient a. a. O., 1. Bd, S. 316 fl., 346 fl.) die Anschlagezettel einiger solcher Stücke mit. Der eine lautet so:

„Die Veltheimsche Bande, als kön. pohlnische und churf. sächsische Hof-Comödianten, wollen heute, Sonnabend, den 15. Julius (1709), auf ihrer Schaubühne ein ungemein rares biblisches Stück vorstellen, welches nicht allein wegen prächtiger theatralischer Auszierungen, sondern auch besonders wegen der beweglichen Begebenheit fast nicht zu verbessern und niemand mißfallen kann. Den summarischen Inhalten zu melden, wird unterlassen, indem die Materie niemandem unbekannt sein wird. Die Action wird genannt: Elia Himmelfahrt oder die Steinigung des Naboths.

Nach Endigung dieser vortrefflichen Haupt-Action soll eine sehr angenehme Nach-Comödie den Schluß machen, genannt: Der vom Pickelhering gemordete Schulmeister oder die betrogenen Speckdiebe."

Ein anderer:

„Heute, als am 14. November 1709, werden die Sächsisch-Hochteutschen Comoedianten zum erstenmale vorstellen eine gantz neue, wohlsehenswürdige Haupt-Action, genannt:

Wett-Streit der Verliebten

oder

Die um den Jungfern-Krantz selbstreitende Printzeßin.

Kurtzer summarischer Inhalt:

Actus I. Der König von Creta, nachdem er die Thracier überwunden, wird auff einem Triumph-Wagen, so von nackenden Sklaven gezogen wird, öffentlich eingeholet. Verspricht deswegen, denen Göttern ein ewig brennendes Feuer anzuzünden. Actus II. Der Fürst von Negroponto will seine Printzessin Dorimene, mit Consens des Königs an den Printzen aus Cypern vermählen, weil aber die Printzessin anderwerts verliebt, bittet sie, daß ihre Wahl auff ein ritterliches Gefecht möge gestellet werden. Sie aber verkleidet sich heimmlich in Mannskleidern, entweder ihren Liebsten Orontes zu gewinnen, oder ihr Leben zu verlieren. Actus III Der Printz von Cypern, nachdem er auff der See dem Arontes das Leben errettet, vermag ihn dahin, anstatt seiner den Wett-Streit um den Jungfern-Krantz anzutretten, welcher auch den Sieg erhält. Weil er aber nachgehends als des Königs Sohn erkannt wird, überläst ihm der Printz von

in beiden eine wichtige Rolle. In den meiſten Reſidenzen und ſelber in manchen der größeren Handelsſtädte hatte das deutſche Schauſpiel an dem franzöſiſchen und italieniſchen, ſowie an der deutſchen Oper eine gefährliche Nebenbuhlerſchaft. Nur in den beiden Hauptſtädten Berlin und Wien fand es eine günſtige Stätte. In Berlin nahm Friedrich I., obgleich im Uebrigen ein Anbeter franzöſiſcher Moden, die deutſchen Comödianten gegen die Anfeindungen ſeiner zelotiſchen Geiſtlichkeit in Schutz, und Friedrich Wilhelm I. duldete keine andere Art von Schauſpiel, als die Staatsactionen und Harlekinaden*). In Wien hatte ſich dieſe Art von Schauſpiel durch Stranitzky's Talent und durch die Vorliebe der Wiener Geſellſchaft für volksmäßigen Humor ſo ſehr eingebürgert, daß es ſich ſowol neben dem franzöſiſchen Theater, als neben dem deutſchen Drama im höheren Styl bis weit in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts behauptete, wo es endlich Sonnenfels gelang, den Hanswurſt zu ſtürzen. Selber die vornehme Welt hatte ihre herzliche Freude an den tollen Poſſen, und die derben Späße des Hanswurſt wurden am Lebhafteſten von den Logen aus beklatſcht**).

Die Neuberſche Truppe und Gottſcheds Anknüpfungen mit ihr.

Leipzig war für jene Wandertruppen ein beſonders fruchtbarer Boden ſowol wegen des Wohlſtandes ſeiner

---

Cypern die Braut freiwillig, hierbey wird ein Ballett von 4 Rittern gehalten, auch iſt dieſe Haupt-Action mit luſtiger Harlekins-Kurtzweill angefüllet."

Nach Endigung dieſer Haupt-Action ſoll beſchließen eine luſtige Nach-Comoedia, genannt:

L'Esprit François oder Der Frantzöſiſche Geiſt."

Förſter in Hamburg führte auf:

„Die bekannten Seeräuber Claus, Störzenbecher, Gädche Michael, Wiegmann und Wiegbold. Wie dieſelbigen in dem heiligen Lande gefangen genommen, in Hamburg auf dem Grasbrock nebſt 130 Mann zu öffentlicher Execution ſind gebracht worden."

Auf dem Anſchlagszettel war im Holzſchnitte das Schaffot abgebildet, auf welchem der Scharfrichter ſoeben einem der Seeräuber den Kopf abſchlug, während verſchiedene andere ſchon am Galgen hingen und auf's Rad geflochten waren. — „In dieſem Mordſpektakel," ſagt Devrient, „wurde denn nach alter Weiſe ein großer Aufwand von Kälberblut gemacht, nachher aber ein luſtiges Nachſpiel: Harlekin, die lebendige Uhr, aufgeführt." — Vgl. Prutz, a. a. O., S. 207 fl., wo noch mehr dergleichen Hauptſtaatsactionen angeführt ſind.

*) Devrient, a. a. O., 1. Bd., S. 387.

**) Devrient, a. a. O., 1. Bd., S. 335 fl. — Lady Montague, Letters, 1. Bd., S. 40.

einheimischen Bevölkerung, als wegen seiner Messen, welche zahlreiche Fremde dahin zogen. Aus eben diesem Grunde war aber auch hier am Ersten die Einführung eines verbesserten Geschmackes auf dem Theater möglich. Zu der Zeit, wo Gottsched nach Leipzig kam, hatte die Neuberische Truppe von der dortigen Bühne Besitz genommen. Die Prinzipalin dieser Truppe, Caroline Neuber, geb. Weißenborn*), war eine Frau von mehr als gewöhnlicher Bildung, willensstark und eifrig für ihre Kunst, dabei mit einem vorzüglichen Talente der Leitung begabt. Sie hatte es verstanden, die besten Kräfte an sich zu ziehen und ihre Truppe auf einen höheren Standpunkt, als die meisten anderen, zu erheben. Gottsched fand an ihr eine empfängliche und sachverständige Gehülfin für die Verwirklichung seiner Idee einer Reform des deutschen Theaters. Er beredete sie, dem rohen Volksschauspiel zu entsagen und ihrem Publikum Stücke in dem verfeinerten Geschmacke der Franzosen zu bieten. Schon früher hatte man hier und da Versuche mit der Aufführung französischer Dramen in deutschen Uebersetzungen gemacht, aber mit wenig Erfolg. Auf Gottscheds Rath und mit seiner Unterstützung nahm jetzt die Neuberin diese Versuche planmäßiger wieder auf. Gottscheds Einfluß und Autorität kamen ihr zu Hülfe. Sogar der Hof zu Dresden interessirte sich für das neue Unternehmen und lieh zu der ersten Darstellung eines Trauerspiels im höheren Style, des „Regulus" von Pradon, Costümes aus der Hofgarderobe her.

Einführung von Dramen im höheren Styl auf der deutschen Bühne durch Gottsched.

Der Versuch gelang, und Gottsched verfolgte den errungenen Sieg, indem er mit unermüdlichem Fleiß, unterstützt von seiner hochgebildeten Frau und einigen seiner Schüler, Stücke auf Stücke theils aus der französischen, theils aus anderen mehr oder weniger ihr nachahmenden Literaturen, wie der englischen und dänischen, übersetzte, bearbeitete, auch wol in etwas selbstständigerer Weise umdichtete. Auf die Trauerspiele ließ er Lustspiele folgen, und so kam allmälig ein Repertoir zu Stande, reichhaltig und mannigfach genug, um die nöthige Abwechselung zu bieten und das Zurückgreifen zu den rohen Hauptactionen und Hanswurstiaden für immer entbehrlich zu machen**).

*) Sie war die Tochter eines Advokaten zu Reichenbach im sächs. Voigtlande und 1692 geboren. Devrient, a. a. O., 2. Bd., S. 4.

**) Gottsched stellte diese Stücke später zusammen in seiner „Deutschen Schaubühne", 6 Bde., 1741—46.

Verbrennung des Hanswurſt.

Und nun führte Gottſched jenen letzten, entſcheidenden Streich gegen das alte Volksſchauſpiel: er ließ auf dem Theater zu Leipzig durch die Hand der Neuberin den Hanswurſt im Bilde feierlich verbrennen. Damit ſollte förmlich und öffentlich für alle Zukunft dem bisherigen Bühnenweſen abgeſagt ſein.

Auch dieſer Schlag glückte. Das Publikum fand je länger je mehr Geſchmack an den neuen Stücken, die durch eine kunſtgerechte Form und eine gebildete Sprache günſtig von den ungeſchlachten und gemeinen Productionen der alten Bühne abſtachen, von der Neuberin mit allem Fleiß und allem Aufwand äußeren Glanzes in Scene geſetzt und von den beſten mimiſchen Talenten, die ſie an ſich gezogen oder ſelbſt herangebildet hatte, geſpielt wurden. Von Leipzig verpflanzte die Neuberſche Geſellſchaft die dort glücklich durchgeführte Reform nach anderen Städten. Sogar in Hamburg, wo ſie mit der dortigen glänzenden Oper einen ſchweren Strauß zu beſtehen hatte, drang ihr unerſchütterlicher Eifer endlich durch, und noch vor dem Jahre 1740 war beinahe im ganzen Norden Deutſchlands der Sieg des neuen Prinzips über das alte entſchieden, ja 1741 konnte Gottſched triumphirend verkündigen, „daß in dieſem Jahre die letzte deutſche Oper gegeben worden ſei“*).

Betrachtungen über die Reſultate der von Gottſched durchgeführten Reform des deutſchen Theaters.

So hatte man denn mit einem Schlage ein deutſches Nationaltheater, d. h. eine dramatiſche Poeſie, welche nach gleichförmigen Regeln und nach denſelben Muſtern ihre Stücke fertigte. Sonderbarer Weiſe waren nur dieſe Muſter nicht blos ausländiſche, ſondern auch ſolche, welche der Natur und den Bedürfniſſen des ureignen deutſchen Volksgeiſtes keineswegs entſprachen, und dieſe Regeln von der Art, daß ſie mit der Wendung, welche die deutſche Poeſie gerade jetzt auf anderen Gebieten genommen hatte, mit der Richtung auf das Natürliche, in ſchreiendſtem

*) Devrient, a. a. O., 2. Bd., S. 40 fl.; Prutz, a. a. O., S. 245; Danzel, „Gottſched“, S. 130 fl.; Wehl, „Hamburgs Literaturleben im 18. Jahrh.“, S. 46. — In Gottſcheds Briefwechſel befinden ſich mehrfache Schreiben der Neuberin und ihres Mannes an G., welche beweiſen, wie unermüdlich jenes Ehepaar für Gottſcheds Idee thätig war, ſo u. A. eine Beſchreibung von der erſten Aufführung eines Stückes aus dem Franzöſiſchen durch die Neuberſche Truppe auf dem Braunſchweigiſchen Theater und von dem Antheil, den Hof und Publikum daran genommen. („Briefwechſel“, 2. Bd., Bl. 110.)

Widerspruche standen. Denn diese nach französischer Schablone fabricirten Dramen — an ihrer Spitze der „sterbende Cato" Gottscheds selbst — bewegten sich in eben den steifen Formen phrasenhafter Rhetorik und kaltverständiger Reflexion, in denen so lange schon die gelehrte deutsche Dichtkunst sich gefallen hatte und von denen die neue, lebenswarme Regung poetischen Triebes sich zu befreien strebte. Allerdings mochte es für einen Vortheil gelten können, daß durch den besseren Geschmack, den man auf der deutschen Bühne einführte, die Uebermacht des französischen und italienischen Theaters gebrochen und auch die vornehme Welt für die Theilnahme an den Leistungen der heimischen Schauspielkunst gewonnen wurde, aber dieser Vortheil erschien doch als ein sehr illusorischer, da es immer wieder nur der Genius des ausländischen Dramas war, den man, wenn auch in deutscher Bekleidung, über die Bretter schreiten ließ.

Lessings und Mösers Ausspruch über die Verdrängung des Volksschauspiels.

Es ist bekannt, daß zwei der bedeutendsten Autoritäten, der größte literarische Kritiker Deutschlands und der gründlichste Kenner deutschen Volkswesens, Lessing und Justus Möser, sich gegen die von Gottsched durchgeführte Reform des deutschen Theaters ausgesprochen und die Verbannung des volksmäßigen Dramas, in der Person des Hanswurst, beklagt haben. Indeß hat keiner von Beiden gewagt, an die Zurückführung dieses volksmäßigen Dramas auf die deutsche Bühne praktisch Hand anzulegen. In England war es gelungen, aus dem Volksdrama in das höhere Drama den natürlichen Uebergang zu finden. Dort hatte man es verstanden, ohne mit jenem zu brechen und den darin verkörperten Geist volksmäßigen Humors von der Bühne zu verscheuchen, dennoch den Bedürfnissen der gestiegenen Bildung gerecht zu werden und den erhabensten Schwung poetischer Gedanken mit der ganzen Naivetät und Einfachheit des altenglischen Schauspiels zu vermählen. Aber Das hatte nur ein Shakspeare vermocht, und auch ihm wäre es schwerlich gelungen, wenn nicht die allgemeinen Zustände seines Vaterlandes, die zähe Kraft des englischen Volksgeistes und die, dort niemals auch nur annähernd so, wie in Deutschland, gestörte Verbindung und geistige Wahlverwandtschaft der verschiedenen Gesellschaftsklassen untereinander sein Unternehmen begünstigt und unterstützt hätten.

Und selbst in England war nicht nur seit lange schon die von Shakspeare eingeschlagene Richtung wieder verlassen, sondern er selbst

beinahe vergeſſen. Dryden und Otway hatten ſich bereits der Herrſchaft des franzöſiſchen Geſchmackes gebeugt; Addiſon mit ſeinem „Cato“, dem Vorbilde des Gottſchedſchen, half dieſe Herrſchaft befeſtigen.

Bedenken gegen die Zuträglichkeit der künſtlichen Hervorbringung einer dramatiſchen Poeſie.

Wenn man einmal durchaus ein Drama im höheren Style haben wollte, ein Drama, durch welches das nationale deutſche Theater ſich dem eingedrungenen franzöſiſchen an die Seite ſtellen und das Intereſſe der Gebildeten von dieſem auf ſich ablenken könnte, ſo war unter den damaligen Verhältniſſen wol kaum ein anderes, als eine Nachahmung eben dieſes franzöſiſchen, möglich. Aber die Frage läßt ſich aufwerfen: ob es nicht zuträglicher für das deutſche Theater geweſen ſein möchte, wenn man es noch ſo lange in ſeiner Verwilderung gelaſſen hätte, bis durch das natürliche und allmälige Wachsthum des erwachten dichteriſchen Dranges und durch eine vorausgegangene längere Heranbildung deſſelben an beſcheidneren Stoffen früher oder ſpäter ein ſelbſtſtändiges und originales deutſches Drama entſtanden wäre. Wenn es wahr iſt, daß das Drama, als diejenige Dichtungsart, die ſich vorzugsweiſe an den Willen und die Thatkraft des Menſchen wendet, erſt da ſeine natürliche Blüthezeit hat, wo ein ganzes Volk zur Bethätigung ſeines Willens und zur Uebung ſeiner Kraft herangereift iſt, ſo war jedenfalls dieſe von Gottſched mit ſoviel Anſtrengungen künſtlich hervorgebrachte Treibhausblüthe des deutſchen Dramas eine verfrühte. Eine Zeit der allertiefſten politiſchen Abgeſtorbenheit, wie die, worin ſich damals das deutſche Volk befand*), war keinesfalls ein günſtiger Fruchtboden für ein nationales Drama, und ein längeres Brachliegen dieſes Feldes hätte wahrſcheinlich, wenn auch etwas ſpäter, kräftigere und lebensfähigere Keime poetiſcher Schöpfungen daraus hervorgelockt, als dieſe vorzeitige, gewaltſame Ausbeutung und Erſchöpfung deſſelben.

Gottſched als Kritiker.

Mit der Reform des Theaters hatte Gottſched die Aufgabe, die er ſich geſtellt, nur halb gelöſt. Sein Plan war ein größerer und umfaſſenderer. Er wollte die ganze deutſche Poeſie umgeſtalten. Er wollte den äſthetiſchen Geſchmack ſeiner Landsleute verbeſſern, leiten,

*) Danzel, a. a. O., S. 279: „Es iſt unglaublich, aber wahr, daß in dieſem händereichen Briefwechſel (Gottſcheds) kaum eine oder zwei Aeußerungen politiſcher Art vorkommen.“ „Der ärgſte Serviliſmus wird als Etwas betrachtet, was ſich ganz von ſelbſt verſteht.“

beherrschen. Was Boileau für Frankreich, Das wollte er für Deutschland sein.

Eine Zeit lang glückte es ihm wirklich, eine Art kritischer Dictatur über Deutschland auszuüben. Sein Urtheil ward von den Einen verehrt, von den Andern gefürchtet. Eine Empfehlung von ihm galt als der beste Freibrief für ein neuerscheinendes Literaturerzeugniß. Man drängte sich an ihn, um einen günstigen Ausspruch von ihm zu erhaschen. Man schmeichelte ihm, um von ihm gelobt zu werden.

Auch ein Mann von höherem Geist und geläuterterem Geschmack möchte durch solche Erfolge verwöhnt, durch solche Huldigungen auf Abwege geleitet worden sein. Und Gottsched war weder das Eine noch das Andere. Er war ein Kritiker von kaltem, nüchternem Verstande, aber ohne eine Spur eigentlich poetischer Empfindung, dabei eitel und ehrgeizig. Er lobte die Mittelmäßigkeit nicht blos, weil er da am Sichersten auf Gegenseitigkeit rechnen konnte, sondern weil er selbst in seinen poetischen Productionen nicht über das Mittelmaß hinauskam, und er nahm Partei gegen das Große und Erhabene in der Poesie, weil dieses sich seinen knappen Maßstäben nicht fügte und ihn selbst und seine Schule zu verdunkeln drohte.

Indessen muß man, um gerecht gegen Gottsched zu sein, seine theoretischen Ansichten von der Poesie von seiner Praxis als Dichter und als Kritiker, und in letzterer Hinsicht wieder sein Verhalten während der späteren Zeit seines Lebens von seinem früheren unterscheiden.

Seine Ansichten von der Dichtkunst.

Als Gottsched zum ersten Male (1729) seinen „Versuch einer kritischen Dichtkunst“ herausgab, war noch der Hoffmannswaldau-Lohensteinsche Geschmack weitverbreitet. Dem Schwulste dieser Schule setzte Gottsched die nüchterne Klarheit der Franzosen, ihrer weibischen Zierlichkeit den männlichen Ernst eines Opitz und Flemming entgegen. Die Hofpoeten Canitz und Besser lobte er zwar wegen ihrer deutlichen und gemäßigten Schreibart, tadelte aber doch unumwunden die Unnatur mancher ihrer Gelegenheitsgedichte, namentlich das wortreiche Prunken mit Empfindungen in Lagen, wo das rechte Gefühl stumm oder einsylbig sei, und stellte ihnen als Muster wahrer Natürlichkeit Günther gegenüber. Er verlangte von der Poesie, daß sie sich nicht nach dem wechselnden Zeitgeschmacke, weder dem der Höfe, noch dem des Pöbels, richte, sondern diesen Geschmack zu läutern suche, und von dem einzelnen Poeten, daß er weder ein Schmeichler der Großen, noch ein

Läſterer, vielmehr ehrlich, tugendliebend, ein Feind von Zweideutigkeiten und Leichtfertigkeiten ſei.

Für das oberſte Prinzip der Dichtkunſt erklärte er, in Uebereinſtimmung mit Ariſtoteles, die „Nachahmung der Natur," und für ihren letzten Zweck, mit Horaz, das „Ergötzen und Nützen." Den Werth und die Nothwendigkeit eines angebornen dichteriſchen Talentes (eines „munteren Kopfes," wie er ſich ausdrückte), d. h. des Witzes, der Einbildungskraft und des Scharfſinnes, erkannte er an, hielt aber dafür, daß auch ein ſolcher „munterer Kopf" erſt durch gute Muſter, Uebung im Beobachten und ein nach Regeln gebildetes Urtheil in den Stand geſetzt werde, wahrhaft künſtleriſche Dichtwerke zu ſchaffen*).

An Alledem wäre am Ende Wenig auszuſetzen geweſen. Ja man muß zugeben, daß die „Kritiſche Dichtkunſt" Gottſcheds viele feine und treffende Bemerkungen enthält. Nur leider verfuhr Gottſched ſelbſt nicht nach den Grundſätzen, die er dort aufſtellte, weder als Kritiker, noch als Dichter. Er ſchmeichelte ebenſowol ſchlechten Dichtern, als deſpotiſchen Großen, und fehlte gegen die erſte ſeiner Regeln durch zahlreiche Spuren von Unnatur in ſeinen Gelegenheitsgedichten und durch das ausſchweifende Pathos vieler ſeiner Bilder**).

Gottſcheds poetiſche Theorie iſt übrigens weit weniger durch Das, was ſie empfiehlt, als durch Das, was ſie verwirft, bekannt und gewiſſermaßen berüchtigt geworden. Die verächtliche Art, womit er von Shakſpeare und ſeinen „Unregelmäßigkeiten" ſprach, hätte man ihm wol noch hingehen laſſen in einer Zeit, wo Shakſpeare ſelber in ſeinem eigenen Vaterlande von dem erſten engliſchen Kritiker jener Zeit, Dryden, um der gleichen Urſache willen angeklagt ward und wo man in Deutſchland noch viel weniger von ſeiner Größe eine Ahnung hatte. Daß er aber auch Miltons Dichtweiſe ſchlechthin als überſchwänglich und erkünſtelt verwarf, daß er gegen die Götter- und Heldenmythen im Homer und Virgil, wie gegen die Wunder- und Zaubererſcheinungen im Arioſt und Taſſo, als gegen eine Verletzung der Geſetze des Wahrſcheinlichen***) und der Grund-

*) Die Behauptung, als ob G. die Einbildungskraft geradezu proſcribirt habe, hat ſchon Danzel, unſeres Erachtens mit vollem Recht, als unrichtig bezeichnet (a. a. O., S. 203). In der Praxis freilich machte G. nicht viel Gebrauch davon, aber in der Theorie hat er ſie nie verworfen.

**) S. die früher mitgetheilten Proben.

***) Breitingers „Kritiſche Dichtkunſt, worinnen die poetiſche Malerei in

sätze der gesunden Vernunft, eiferte, ward ihm mit Recht als ein Mangel von Empfänglichkeit für das wahrhaft Poetische und als ein Zeichen seiner durchaus prosaischen Natur vorgeworfen und verwickelte ihn namentlich in jenen berühmten Streit mit der sog. Schweizerischen Schule, Breitinger und Bodmer.

Sein Streit mit den Schweizern.

Die Ansichten dieser Schweizer Kritiker von der Poesie gingen in vielen Stücken mit denen Gottscheds Hand in Hand. Gleich Gottsched erklärten auch sie für die Aufgabe der Dichtkunst die Nachahmung der Natur; ja sie hoben noch weit entschiedener, als er, die Verwandtschaft zwischen ihr und der Malerei hervor. Gleich ihm stellten sie den moralischen Zweck der Dichtungen neben dem der Erregung der Phantasie und des Gefühls (der „Ergötzung" oder „Erholung") in den Vordergrund, und sie fanden einen Hauptentstehungsgrund der Poesie, wie aller Künste, in dem Bestreben der Künstler, diejenigen Wahrheiten, „die von den Weltweisen mittelst tiefen Nachsinnens erkannt worden, aber für die groben Sinne der meisten Menschen ungeschmackt sind," durch sinnliche Bilder schmackhafter und eindrucksvoller zu machen*). Wenn die Schweizer einen besonderen Werth auf die Erregung eines erhöhten Gefühls legten, so stellte auch Gottsched die Schilderung lebendiger Empfindungen über die bloße Beschreibung der todten Natur, und wenn Jene der Poesie die Darstellung menschlicher Handlungen und menschlicher Charaktere als ihre wichtigste Aufgabe zuwiesen, so thaten sie auch darin Nichts, was nicht schon zuvor Gottsched ebenfalls gethan hätte**). Die Schweizer priesen, gleich Gottsched, nicht allein Opitz, sondern auch König. Die Schweizer waren viele Jahre lang mit Gottsched selbst befreundet, lobten seine Schriften und nahmen an seinen größeren literarischen Unternehmungen thätigen Antheil.

Was sie mit Gottsched entzweite, waren ihre abweichenden Ansichten über die Natur der poetischen Motive. Die Schweizer waren

---

Absicht auf die Erfindung im Grunde untersucht und mit Beispielen aus den berühmtesten Alten und Neuern erläutert wird." Mit einer Vorrede eingeführt von Bodmer. 1740.

*) Breitinger, a. a. O., S. 7. Dahin zielt auch die hohe Bedeutung, welche die Schweizer der Fabel beilegten (s. ebenda).

**) Vgl. Breitinger, a. a. O., 1. Abschnitt am Ende, mit Gottsched a. a. O., IV. Hauptstück (S. 144 fl.), ferner den 13. Abschn. von Br. mit G., S. 107 fl., 146.

der Meinung: um das menschliche Gemüth recht zu ergreifen, müsse man die Kreise des Gewöhnlichen und Natürlichen gänzlich verlassen und das Uebernatürliche, Wunderbare zum Gegenstande poetischer Schilderungen machen. Gottsched dagegen, von der Ansicht ausgehend, daß Nichts dem Menschen näher stehe und folglich Nichts einen stärkeren Eindruck auf ihn machen könne, als das Menschliche und Natürliche, wahrheitsgetreu und eindringlich dargestellt, verwarf den übermäßigen Gebrauch des Wunderbaren und wollte dasselbe nur in den seltensten Fällen und in den bescheidensten Grenzen gelten lassen*).

Der eigentliche Gegenstand des Streites: Gottsched und die Schweizer als Vertreter des Realismus und des Idealismus in der Poesie.

In diesem Wettstreite Gottscheds und der Schweizer kündigt sich bereits der Gegensatz zweier großer Prinzipien unsrer modernen Poesie an, welcher bis auf den heutigen Tag fortdauert. Die Schweizer vertraten die idealistische, Gottsched die realistische Richtung der Kunst. Den Ansichten Gottscheds lag ein Gedanke zu Grunde, dessen Richtigkeit und Fruchtbarkeit für die Poesie auch in unserm idealistischen Deutschland je länger je mehr erkannt worden ist und täglich mehr erkannt wird: der Gedanke, daß die Poesie ihre Motive soviel möglich aus der umgebenden Wirklichkeit, aus dem menschlichen Leben selbst, der Einzelnen oder der Völker, zu nehmen habe. Bei Gottsched freilich blieb dieser Gedanke unfruchtbar oder ward vielmehr zum Zerrbild, theils weil ihm und seinem Anhange die Kraft der Phantasie und die Naivetät des Gefühls abging, um das Gegebene zu poetischen Bildern zu gestalten, theils weil das damalige Volks- und Gesellschaftsleben zu abgestorben und zu erkünstelt war, um Stoff für wahrhaft poetische Gestaltungen darzubieten. Er mußte daher nothwendigerweise in dem Streite mit seinen Gegnern unterliegen — auch wenn er nicht durch Anmaßlichkeit, Eitelkeit und Abgeschmacktheit in der Beurtheilung einzelner Dichtwerke seine Sache vollends verderbt hätte. Unter seinen Händen, und selber unter den Händen eines Feinerbegabten, als er war, konnte — bei den damaligen Verhältnissen — eine Dichtungsweise, welche sich an die Wirklichkeit halten wollte, sobald sie sich an höheren Stoffen, als an einfachen Naturschilderungen oder

*) S. Breitinger, „Krit. Dichtkunst", 6. Abschnitt; Gottsched, „Krit. Dichtkunst", V. u. VI. Hauptstück. Am Schlusse des VI. Hauptst. (S. 224) sagt Gottsched: „Kluge Dichter bleiben beim Wahrscheinlichen, d. i. bei menschlichen und solchen Dingen, deren Wahrscheinlichkeit zu beurtheilen, nicht über die Grenzen unserer Einsicht geht."

munteren Liebesspielen, versuchte, nur entweder trivial, oder gespreizt und unnatürlich werden, und es gab keinen ärgeren und für Gottsched selbst gefährlicheren Widerspruch, als den, daß er der Poesie zu ihrem hauptsächlichsten Gebiete das Leben und die Wirklichkeit anwies, und daß er gleichwol die höchste aller Gattungen der Poesie, das Drama, fix und fertig aus einer fremden Welt in ein Nationalleben herein verpflanzte, welches in sich noch keine einzige der Bedingungen enthielt, unter denen ein naturwüchsiges Drama entstehen und gedeihen konnte.

Die Schweizer ihrerseits verfielen in einen noch wunderlicheren Widerspruch. Nachdem sie das Ungewöhnliche, das Außerordentliche, das Wunderbare für den einzig würdigen Gegenstand der Poesie erklärt hatten, versuchten sie, auch die Dichtungsart zu bestimmen, in welcher dieses höchste poetische Motiv seinen vollsten Ausdruck finden sollte. Und — es ist fast lächerlich, Dies zu sagen — sie bezeichneten als solche, also als das Höchste in der Poesie die — äsopische Fabel!*)

So war der Streit nicht zu schlichten, und ein Schiedsrichter, der in diesem Stadium der Sache seinen Ausspruch hätte thun sollen, möchte in Verlegenheit gewesen sein, nicht, wem er Recht, sondern wem er mehr Unrecht geben solle, ob den Schweizern, ob Gottsched. Was den Streit zwischen den beiden Prinzipien, dem realistischen und dem idealistischen, bald darauf entschied, und zwar zu Gunsten des letzteren, Das waren nicht die Schweizer, sondern neue Kräfte, welche auf den Kampfplatz traten, und eine neue Zeit, welche in ihren politischen Anschauungen über die, von welcher wir hier Abschied nehmen, weit hinausging.

*) Schon Goethe machte sich darüber lustig in seinem „Aus meinem Leben", 1. Thl., 6. Buch („Werke", S. 79).

Zehnter Abſchnitt.

Allgemeines Bild der geiſtigen, ſittlichen und geſelligen Zuſtände des deutſchen Volks am Ende dieſes Zeitraums.

Allgemeiner Charakter der geiſtigen Wiedererhebung des deutſchen Volkes im 18. Jahrh.

Unſere Schilderung eilt ihrem Schluſſe zu. Wir haben das Wiedererwachen des geiſtigen und ſittlichen Lebens in Deutſchland nach ſeinen verſchiedenen Richtungen und in ſeinen aufeinanderfolgenden Stadien dargeſtellt; es erübrigt nur noch, die Summe der vorausgegangenen Betrachtungen zu ziehen und ein allgemeines Bild der geiſtigen, ſittlichen und geſelligen Zuſtände des deutſchen Volks zu entwerfen, wie es am Schluſſe des Zeitraums, den zu ſchildern wir unternehmen, ſich uns darſtellt.

Wir können nicht erwarten, daß die Fortſchritte, welche das deutſche Volk während dieſes Zeitraumes in geiſtiger, ſittlicher oder irgend einer andern Beziehung gemacht, ſehr belangreiche und weitreichende ſein ſollten. Die Früchte kulturgeſchichtlicher Entwickelungen reifen überhaupt ſelten ſchnell, und Generationen gehen oft vorüber, ehe eine, wenn auch ſcheinbar noch ſo mächtige, geiſtige Bewegung ſichtbare Wirkungen in weiteren Kreiſen erzeugt. Am allerwenigſten konnte die Rückbildung ſo tief zerrütteter und ſo unnatürlich verbildeter Zuſtände, wie die des deutſchen Volkes ſeit dem dreißigjährigen Kriege waren, anders als nur ſehr langſam und allmälig vor ſich gehen. Blieben doch die äußeren Verhältniſſe, welche die weſentlichſte Schuld jener Zerrüttung und Verbildung trugen, fortwährend dieſelben, ja, waren ſie doch zum Theil ſchlimmer, als vorher, ſo daß der Fortſchritt zum Beſſeren nur in einem fortgeſetzten Kampfe mit dieſen Verhältniſſen durch ein Aufgebot aller idealen Kräfte der Nation ſtattfinden konnte.

Wir müssen deshalb auch im Voraus darauf gefaßt sein, daß diese Wiedererhebung des deutschen Volksgeistes nicht sowol den Charakter einer Rückkehr auf die im 17. Jahrhundert verlassenen Bahnen und einer Wiederanknüpfung an die Zustände des Reformationszeitalters, sondern vielmehr den einer völlig neuen Gestaltung des geistigen Lebens der Nation tragen wird. Die Richtung auf das Ideale, die Concentration der Individuen in sich und ihre Absonderung vom Ganzen, sammt einer gewissen Empfindsamkeit und Sprödigkeit gegen die Verhältnisse und Interessen des äußeren, praktischen Lebens, bildet von jetzt an durch das ganze 18. Jahrhundert hindurch und noch bis in das neunzehnte herein die vorherrschende Signatur des deutschen Nationalgeistes.

In den Bereich unserer gegenwärtigen Schilderung fällt von dieser Entwickelung freilich nur ein kleiner Theil. Bis zu dem Jahre 1740, welches wir als den Markstein dieses Abschnittes unserer Betrachtungen angenommen haben, bewegt sich das geistige Leben der Nation, trotz mancher nicht unerheblicher Fortschritte im Einzelnen, doch im Ganzen noch in ziemlich beschränkten Bahnen und läßt uns fast überall nur halbe und unvollständige Anläufe zu einem bessern Zustande erblicken. Erst unter der Regierung Friedrichs des Großen, und zum nicht geringen Theil durch diese, empfängt die, bis dahin noch schwache, unsichere und vereinzelte Bewegung einen höheren Schwung, einen festeren Rückhalt und eine allgemeinere Verbreitung.

Volksthümlicher Ursprung dieser Bewegung. Mangel eines centralisirenden Ausgangspunktes und einer Initiative der Höfe für dieselbe.

Eine wichtige Thatsache tritt uns sogleich am Eingange dieses Rückblickes auf den abgelaufenen Zeitraum entgegen. Die geistige und sittliche Wiedererhebung des deutschen Volkes ist nicht von den Fürsten und den Höfen, am allerwenigsten von einem einzigen beherrschenden Mittelpunkte des Reichs ausgegangen — kein Ludwig XIV. hat die deutsche Wissenschaft und Literatur großgezogen oder an seinem Hofe versammelt —, vielmehr, was das deutsche Volk in Bildung und Gesittung ist und sein nennt, das ist es geworden und das hat es errungen durch seine eigene, freie That, durch ein Zusammenwirken mannigfaltiger Einzelkräfte von den verschiedensten Punkten des gemeinsamen Vaterlandes aus.

Einer Centralisirung des deutschen Geisteslebens stand der Mangel einer Alles beherrschenden Hauptstadt, einem entscheidenden Anstoße der Höfe auf dasselbe die Hinneigung dieser zu französischer Sitte und Bildung im Wege. Der katholische Kaiserhof konnte unmöglich der

beherrschende Mittelpunkt der Nation sein, nachdem der Schwerpunkt ihres geistigen Lebens entschieden in den protestantischen Theil des Reichs gerückt war. In Wien selbst war dieses Uebergewicht der protestantischen Literatur vollständig anerkannt*). Versuche, welche einzelne deutsche Gelehrte, wie Leibnitz, Paullini, später auch wol Gottsched, unternahmen, Wien zum Mittelpunkte und den Kaiserhof zum Patron einer wissenschaftlichen Verjüngung Deutschlands zu machen, scheiterten an den dortigen Verhältnissen und insbesondere an den Gegenbestrebungen des einflußreichen Ordens der Jesuiten**).

Bessere Aussichten schienen sich für eine Förderung und Leitung des geistigen Aufschwunges der Nation von Preußen aus darzubieten. In Berlin trat die Idee einer Akademie der Wissenschaften, deren Verwirklichung in Wien Leibnitz vergebens erstrebte, wenigstens äußerlich in's Leben, wenn dieselbe auch zu einer rechten Wirksamkeit während dieses Zeitraumes noch nicht gedieh. Schon früher hatte Friedrich III. durch die Stiftung der Universität Halle der neuen Ideenbewegung, welche die Pietisten und Thomasius entzündeten, einen Mittelpunkt und Rückhalt in seinen Staaten gegeben.

Aber dieser Anlauf, den Friedrich III. — wahrscheinlich selbst nur mit halbem Bewußtsein der Bedeutung dessen, was er that — nach dem erhabenen Ziele eines Protectors der deutschen Wissenschaft hin genommen hatte, verkehrte sich in sein gerades Gegentheil unter dessen Nachfolger, Friedrich Wilhelm I. Die Musen flohen den Hof und das Reich eines Königs, welcher die Wissenschaften verachtete und ihre Jünger mißhandelte. Als dann endlich mit Friedrich II. die Philosophie den Thron Preußens bestieg, war inzwischen das geistige Leben der Nation durch eigene Anstrengungen schon soweit vorgeschritten, daß dieses Königs freier und hoher Geist demselben zwar einen lebendigeren Schwung und eine größere Sicherheit, aber nicht mehr eine eigentlich maßgebende Leitung zu geben vermochte.

Von den Höfen zweiten Ranges schienen die von Mainz und von Hannover — jener, obgleich er katholisch, dieser, weil er seit dem Abfall Kursachsens der erste lutherisch-protestantische Hof Deutschlands war — eine Zeit lang an die Spitze des geistigen Fortschritts treten zu

*) S. 1. Bd., S. 125.

**) S. oben S. 190 u. 196.

wollen. Allein in Mainz hörten diese Bestrebungen sofort auf, als Kurfürst Johann Philipp, der Gönner Leibnitzens, starb, und in Hannover wurden die Nachkommen Ernst Augusts, die ohnehin seinen Geist nicht geerbt hatten, durch die neugewonnene englische Krone wenigstens eine Zeit lang der Aufmerksamkeit auf ihr Stammland und auf Deutschland entfremdet.

Was endlich die kleineren Höfe betrifft, so zeichneten sich zwar von diesen mehrere gerade während der traurigen Zeiten in und nach dem dreißigjährigen Kriege durch eifrige Bestrebungen für die Bildung und Gesittung ihrer Völker aus — wie die von Gotha, von Wolfenbüttel, von Cassel — allein, bei so geringen äußeren Machtmitteln einen beherrschenden Einfluß auf das ganze geistige Leben Deutschlands zu gewinnen, war erst dem „Musenhofe zu Weimar" in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts vorbehalten.

Tonangebender Einfluß der Universitäten und der großen Handelsstädte.

So fiel die Initiative des Fortschritts naturgemäß auch jetzt wieder dorthin, wo sie schon seit dem 15. und noch entschiedener im 16. Jahrhundert gelegen hatte, in die Universitäten, diese Pflegestätten der freien, auf sich selbst angewiesenen Wissenschaft. Im Anfange des Zeitraums, auf den wir unsere Betrachtungen erstreckt haben, nahm unter diesen Helmstedt eine hervorragende Stellung ein, denn von da ging durch Georg Calixt und seine Schüler die erste kräftige Regung auf kirchlichem Gebiete aus. An ihre Stelle tritt kurz vor dem Anfange des 18. Jahrhunderts Halle, von dessen Kathedern nacheinander die Pietisten, Thomasius und Wolf, ihre Lehren über Deutschland ausbreiten. Endlich, noch gegen das Ende unseres Zeitraums, wird Halle wiederum abgelöst von der, im Jahre 1733 gegründeten, Universität Göttingen, welche wenigstens in manchen Fächern des Wissens, für welche bis dahin Halle die hauptsächlichste Pflanzschule war, den Vorrang über diese, so wie über alle andern Hochschulen Deutschlands erringt. Allein die Entfaltung dieser Wirksamkeit Göttingens und seines Einflusses auf den allgemeinen Kulturfortschritt Deutschlands gehört erst der folgenden Periode an*).

*) Nur vorläufig machen wir daher schon hier auf eine Schrift aufmerksam, auf welche wir später noch öfter zurückkommen werden: „Die Gründung der Universität Göttingen. Entwürfe, Berichte und Briefe der Zeitgenossen, herausgegeben und mit einer geschichtlichen Einleitung begleitet von Dr. Rößler."

Mit den Universitäten theilen sich dann in die Urheberschaft oder die Fortleitung der geistigen Bewegung jene großen Handelsstädte, welche in ihrem Weltverkehr, ihrem Wohlstande und der durch Beides erzeugten Entwickelung eines kräftigen Bürgerstandes in ihren Mauern fruchtbare und nachhaltige Elemente sittlichen und geistigen Fortschritts besaßen. Wo diese Gunst der äußeren Lebensverhältnisse mit einer altbegründeten Pflege der Wissenschaften zusammentraf, da war natürlich die Wirkung auf das Allgemeine um so entscheidender. Unter dem Einflusse solcher Kulturkräfte ward Straßburg die Wiege des Pietismus, welchen sodann von ihm Frankfurt, später Leipzig, Hamburg, Königsberg u. a. überkamen. Auf ähnliche Weise ging von Leipzig die Doppelbewegung der Theologie der Spenerianer und der Philosophie des Thomasius aus, und Gottscheds weitreichende literarische Wirksamkeit fand hier ihren Ausgangs- und Schwerpunkt. Breslau entsandte Wolf; Königsberg war schon früh eine wichtige Pflanzstätte freierer Richtungen und ein Sammelpunkt regsamen geistigen Lebens. Aber auch Hamburg, die reichbegüterte Welthandelsstadt, in der sich Güter und Menschen aus allen Ländern begegneten, streute, wetteifernd mit jenen Universitätsstädten, wie seine Waarenballen, so auch mannigfache befruchtende Keime geistigen Lebens über die deutschen Hinterlande aus, und vom Süden herauf wirkten nicht minder bedeutsam die blühenden Schweizerstädte Zürich, Bern und Basel nach dem alten Mutterlande herüber.

Nur die, vor Zeiten ebenso sehr ihrer geistigen, wie ihrer politischen und commerciellen Bedeutung wegen hochangesehenen und einflußreichen oberdeutschen Städte: Nürnberg, Augsburg u. a. standen außerhalb der neuen Strömung, welche Deutschland jetzt erfaßt hatte, und selber Nürnberg konnte, trotz seiner „Pegnitzschäfer" und trotzdem, daß es mit schweren Kosten eine eigene Universität zu Altdorf unterhielt, dennoch nicht entfernt die hervorragende Stellung wiedergewinnen, welche es einst in dem kirchlichen, wissenschaftlichen und Kunstleben Deutschlands eingenommen hatte, und mußte sich mit dem bescheideneren Ruhme begnügen, eine sorgsame Pflegerin gewisser, immer nur untergeordneter Zweige der vaterländischen Tonkunst und Bildnerei zu sein.

Dieses Zurücktreten jener binnenländischen und dieses Hervortreten der an den Grenzen Deutschlands gelegenen oder in lebhaftem Verkehr mit dem Auslande stehenden Städte, wie Straßburg, Hamburg,

Königsberg, Leipzig u. a., deutet auf eine Erscheinung hin, welche wir auch im Laufe unserer Betrachtungen wiederholt hervorzuheben uns veranlaßt fanden, darauf nämlich, daß beinahe alle Anregungen zu geistigen Fortschritten während dieses Zeitraumes unserem Vaterlande von außen her kommen, und zwar vorzugsweise von den westlich gelegenen Nachbarländern, weit weniger (wie wol ehedem häufig) von Italien.

Fortentwickelung der Bildung in diesem Zeitraume von der strenggelehrten zur encyklopädischen und populären.

Der Charakter der Bildung, welche sich von dem Anfange dieses Zeitraumes an bis zu dessen Ende in immer weiteren Kreisen über die verschiedenen Schichten des deutschen Volks verbreitet, wechselt mit den Trägern und Leitern dieser Bewegung selbst. Zu Leibnitzens Zeit herrschte noch der Geist strenger Gelehrsamkeit vor. Für seine Pflege — im Lichte der neuen Fortschritte der exacten Wissenschaften und der Philosophie — wollte Leibnitz Akademien gegründet wissen, weil er die bestehenden Universitäten, als in geistlose Vielwisserei, leeren Wortkram und unfruchtbares Schulgezänk versunken, dazu nicht fähig erachtete*). Mit Thomasius und Wolf kam auch in diese Körperschaften ein neuer Geist und ging zugleich die Wissenschaft aus den Salons der Vornehmen in die Kreise der Gebildeten, aus den dicken Folianten der Acta Eruditorum in die leichteren Hefte der Monatsschriften und der Sammelwerke über, bis sie endlich unter den Händen Gottscheds, der Herausgeber der moralischen Wochenschriften u. A. einen völlig encyklopädischen und beinahe tagesschriftstellerischen Charakter annahm. Was sie auf diesem Wege vielleicht an Tiefe verlor, das gewann sie an Ausbreitung ihres Einflusses und an unmittelbarer Wirksamkeit fürs Leben.

Zwar ward über diese um sich greifende encyklopädische Bildung damals, wie heut, vielfach Klage geführt; dagegen fand sie auch ihre Vertheidiger und Förderer selber unter namhaften Gelehrten. Männer wie Buddeus, Hübner, Schöttchen, Jablonski, Wolf, Hederich, Menke und Jöcher nahmen keinen Anstand, ihr Wissen in der bequemen Form von Wörterbüchern und Sammelwerken aller Art auch den Nichtfachgelehrten zugänglich zu machen, und so entstanden derartige Hülfsmittel für alle nur möglichen Zweige der Wissenschaft und des Lebens**).

*) Rößler, a. a. O., S. 23.

**) Gottsched in der Vorrede zu seinem „Handlexikon oder kurzgefaßtes Wörterbuch der schönen Wissenschaften und freien Künste", S. 1, führt die verschiedenen Sorten von Wörterbüchern und Encyklopädien, welche es damals gab, in den folgenden

Und wenn dagegen die Einen einwendeten: „eine Kenntniß, die aus Wörterbüchern geschöpft werde, schaffe keine gründlichen Gelehrten, sondern nur eine Masse Halbgelehrter," so erwiderten die Andern darauf: „was es denn schade, wenn außer den wahren Gelehrten, die freilich ihre Wissenschaft aus ganz andern Quellen schöpfen müßten, auch eine gute Anzahl der sogenannten Unstudirten nicht ganz unwissend sei? ob es nicht im gemeinen Leben allemal angenehmer sei, mit Leuten, die Etwas, als die gar Nichts wüßten, umzugehen, und ob nicht diese sogenannten Ungelehrten, die aber von den freien Künsten und Wissenschaften Allerlei gelernt, was zu ihrer Lebensart in Weltgeschäften und zu einem artigen und aufgeweckten Umgange nöthig sei, Diejenigen wären, welche die Welt gescheidt und eine Nation gewitzt und wohlgesittet machten, nicht die Handvoll wirklicher Gelehrter?"*)

Es möchte hier am Orte sein, einen Blick auf die Jugendbildung der damaligen Zeit in den verschiedenen Schichten des eigentlichen Volkes, d. h. der bürgerlichen Klassen, zu werfen, nachdem wir die

---

Worten an: „Ein Staats- und Zeitungslexikon, ein Natur-, Kunst- und Bergwerkslexikon, ein Lexikon aller Wissenschaften und Künste wurden bald durch ein Gelehrtenlexikon und ein Frauenzimmerlexikon abgelöst. Ein Realschullexikon bekam bald ein Antiquitätenlexikon, sowie dieses ein Heiligenlexikon zum Nachfolger: und daß auf das geographische auch ein Handelslexikon, ja mitten unter allen auch ein mathematisches, ein philosophisches und so manches theologische und juristische Reallexikon an's Licht getreten, wird gleichfalls Vielen noch in frischem Andenken ruhen. Endlich können auch das große historische Lexikon, das noch größere Universallexikon, nebst dem Baylischen Wörterbuche und dem Adelslexikon hier unmöglich mit Stillschweigen übergangen werden. Ein Jeder aber sieht daraus, daß man sich im Deutschen fast eine ganze Bibliothek von Realwörterbüchern anzuschaffen im Stande sei." — Einen gewissen Maßstab für die fortschreitende Popularisirung der Wissenschaft gibt auch die wachsende Zahl sowol der Schriften überhaupt, als insbesondere der in deutscher Sprache abgefaßten im Verhältniß zu den lateinischen. In Niemeyers „Grundsätzen der Erziehung", 3. Bd., finden wir darüber folgende Zusammenstellung. Danach erschienen:

1589	246	lateinische,	116	deutsche	Schriften.
1616	461	"	270	"	"
1714	209	"	419	"	"
1716	162	"	396	"	"
(1780	198	"	1917	"	")

*) Gottsched, a. a. O., Vorrede S. 3 ff.

Erziehung an den Höfen und unter dem Adel ſchon früher geſchildert haben*).

Zuſtand des öffentlichen Unterrichtsweſens. Das Volksſchulweſen auf dem Lande und in den Städten.

Das Schulweſen auf dem Lande befand ſich auf der unterſten Stufe der Ausbildung. Wie hätte man auch große Mühe auf die Erziehung eines Standes wenden ſollen, den man kaum viel beſſer als das Vieh hielt und bei dem man jede Kenntniß und Fähigkeit außer den zu den Geſchäften ſeiner Dienſtbarkeit nothwendigen für einen überflüſſigen Luxus anſah? Nur einzelne humanere Fürſten ſuchten den Volksunterricht zu heben. Ernſt der Fromme von Gotha hatte ſchon 1642 regelmäßige Katechiſationen angeordnet und einen „Kurzen Unterricht“ für die Schulen ausarbeiten laſſen, welcher Belehrungen über die Beſchaffenheit der Erde, über wichtige Naturerſcheinungen, über den menſchlichen Körper, über geiſtliche und weltliche Landesſachen, über Hauswirthſchaftsfragen und Aehnliches enthielt**). In den meiſten deutſchen Ländern beſchränkte ſich die Unterweiſung der ländlichen Jugend auf Leſen und Schreiben, Religion und Kirchengeſang und höchſtens ein wenig nothdürftiges Rechnen. Dieſen Unterrichtskreis hatten die im 16. Jahrhundert entſtandenen Schulordnungen***) abgeſteckt, und man hielt ihn noch jetzt für ausreichend. Aber ſelbſt dieſe kargen Bildungselemente wurden der ländlichen Jugend verkümmert durch die mangelhafte Art des Unterrichts und die ſchlechte Beſchaffenheit der Lehrkräfte. Von einer wiſſenſchaftlichen Vorbildung der Dorfſchulmeiſter war in dieſer Zeit noch nicht die Rede. Das Lehramt ward als ein bloßes Zubehör des Küſter- oder Meßneramtes betrachtet, und es galt ſchon für eine belangreiche Verbeſſerung, wenn man die Lehrer, „damit ſie ſich dem Schuldienſte ganz widmen könnten,“ von Beſchäftigungen losſprach, welche ſie früher noch beiher hatten beſorgen müſſen und welche, wie z. B. der Büttel- und Flurſchützendienſt, weder dem moraliſchen Anſehen noch der Berufserfüllung eines

*) S. 73 ff., 137 ff.

**) K. A. Menzel, „Neuere Geſchichte der Deutſchen,“ 8. Bd., S. 461. — Tholuck, „Vorgeſch. des Rationalismus,“ 1. Thl., 1. Abth., S. 173, ſagt von den Reformen Ernſts, ſie hätten im Gothaiſchen Lande in höheren und niederen Schulen die Realkenntniſſe in dem Maße verbreitet, daß, wie man zu ſagen pflegte, der thüringiſche Bauer gelehrter wurde, als anderwärts der Landedelmann.

***) Z. B. die würtembergiſche von 1562 und die kurſächſiſche von 1560. Vgl. Raumer, „Geſch. der Pädagogik,“ 1. Bd., S. 311 flg. (3. Aufl.)

Volkslehrers sonderlich zuträglich sein konnten*). In der Regel waren es Handwerker, welche neben ihrem Gewerbe den Küster- und Schulmeisterdienst verrichteten, denn dieser allein reichte nicht aus, seinen Mann zu nähren. Die letztere Rücksicht war aber entscheidend, da man nicht Lust hatte, für Zwecke des Unterrichts besondere Opfer den Gemeinden anzusinnen oder gar auf den Staat zu übernehmen. Höchstens bestimmte man, welche Arten von Gewerben mit dem Lehramte verbunden sein dürften, welche nicht. So verordnet ein kurfürstlich brandenburgisches Patent vom Jahre 1722, „daß zu Küstern und Schulmeistern auf dem Lande außer Schneidern, Leinwebern, Schmieden, Rademachern und Zimmerleuten sonst keine anderen Handwerker genommen werden sollen," und noch in dem Schulplan von 1736 heißt es: „Ist der Schulmeister ein Handwerker, kann er sich schon nähren; ist er keiner, wird ihm erlaubt, sechs Wochen auf Tagelohn zu gehen"**).

Die gelehrten Schulen.

Auch in den Städten bestanden für die unterste Stufe des Unterrichts sogenannte deutsche Schulen, in ihrer Einrichtung und ihrem Lehrplane denen auf dem Lande ähnlich, nur wahrscheinlich in Bezug auf ihre Lehrer etwas besser, als jene, versorgt.

Für eine weitergehende Ausbildung der Mädchen bot der öffentliche Unterricht gar keine Hülfsmittel, für die der Knaben nur eines, den Uebergang in die lateinische Schule.

Zu der Zeit, wo man in Deutschland das Schulwesen reformirte, im 16. Jahrhundert, erschien das Studium der griechischen und römischen Klassiker und des in ihnen sich spiegelnden Geistes des Alterthums als das einzig taugliche Element einer nicht scholastisch beschränkten, sondern freien und wahrhaft menschlichen Bildung. Sowol die amtlichen Schulordnungen als die Ansichten der berühmtesten Pädagogen jener Zeit, eines Trotzendorf, Sturm u. A., erhoben die alten Sprachen zum hauptsächlichen, wenn nicht ausschließlichen Gegenstande des Unterrichts. Von solchen Kenntnissen, welche auf die Gegenwart und das wirkliche Leben Bezug haben, wie Geographie und Geschichte, Mathematik und Naturwissenschaften, ja selber von der deutschen Muttersprache war kaum die Rede.

Der Lehrplan der Jesuiten, deren Schulen in dem katholischen

*) Würtemb. Kirchenordnung, bei Raumer, a. a. O., S. 312.

**) Rönne, „Das Unterrichtswesen des preußischen Staates" (1854), S. 63.

Theile von Deutschland den ersten Rang behaupteten und sogar die Aufmerksamkeit eines Leibnitz auf sich zogen, stimmte in diesem Punkte mit dem der protestantischen Schulmänner überein, nur daß bei ihnen die Betreibung der klassischen Sprachen nicht dem Interesse freier, allgemein menschlicher Geistesbildung, sondern der ausgesprochenen Absicht diente, die Jugend für die Zwecke der alleinseligmachenden Kirche zu erziehen*).

Dieses ganze Unterrichtssystem hatte sich inzwischen zu der Zeit, von der wir hier sprechen, vollständig überlebt. Auf der einen Seite trat, in Folge der gesteigerten allgemeinen Bildung und der raschen Entwickelung der Beobachtungswissenschaften, das Bedürfniß eines vielseitigeren Unterrichts, als welchen die lateinischen Schulen gewährten, immer stärker in den Vordergrund. Auf der andern Seite war die Behandlung der alten Sprachen selbst mehr und mehr in eine geistlose Dressur zum Lateinischsprechen und Lateinischschreiben entartet und von ihrem ursprünglichen Ziele, der Anschauung des klassischen Alterthums, völlig abgeirrt.

Schon durch das ganze 17. Jahrhundert hindurch hatten einsichtigere Pädagogen und selber Philologen von Fach gegen die allzugroße Ausdehnung des klassischen Sprachunterrichts und die Vernachlässigung der für's Leben nützlichen Kenntnisse, sowie der Muttersprache angekämpft. Ratich und Amos Comenius hatten die Aufnahme der sogenannten Realien in die Lehrpläne der lateinischen Schulen, oder aber die Errichtung besonderer Lehranstalten für Solche verlangt, welche nicht studiren wollten. Gelehrte von Ruf, wie Jungius und Helvich, hatten diese Bestrebungen unterstützt**), welche auch wirklich hier und da Früchte trugen. Des Comenius Lehrbücher wurden in mehreren Schulen eingeführt. In Frankfurt und Hamburg schärften amtliche Verordnungen die Betreibung der deutschen Sprache neben der lateinischen ausdrücklich ein. An die Stelle der lateinischen Comödien, die man, zur Uebung der Jugend im Lateinsprechen, in den Schulen aufzuführen pflegte, traten allmälig deutsche***). Die Realien gewannen an Feuerlein, dem Rector des Gymnasiums zu Nürnberg, an Leibnitz

*) Raumer, a. a. O., S. 338.

**) Guhrauer, „Jungius", S. 26 ff.

***) Raumer, a. a. O., 2. Thl., S. 8 fl., 105 fl., 160 fl.

und Seckendorf, an Thomasius und H. A. Francke gewichtige Fürsprecher*). Und endlich erklärten sich sogar zwei der bedeutendsten Philologen des 18. Jahrhunderts, J. M. Gesner und J. A. Ernesti, der Eine um die Mitte, der Andere gegen das Ende unsres Zeitraumes, in besonderen Schriften über den Unterricht auf Gymnasien**) gegen die herrschende Methode dieses Unterrichts, verlangten ein mehr cursorisches, d. h. ein weniger an den Subtilitäten der Grammatik klebendes und mehr in den Geist des Alterthums eindringendes Lesen der Klassiker,

*) Ueber Feuerlein vgl. Raumer, a. a. O., 2. Thl., S. 161. Von Leibnitz ward schon oben, S. 230, berichtet, wie er als nothwendiges Ziel einer Reform aussprach: „eine zweckmäßigere Erziehung der Jugend — zu den Realien Geschichte, Mathematik, Physik — und eine Verbesserung der öffentlichen Schulen, damit nicht ferner das für's Leben Nützliche versäumt und eine zu lange Zeit mit bloßem Lateinreden und ähnlichen Dingen zugebracht werde." Schon in seiner Methodus (Opp. omn. I., 178) hatte er eine zugleich humanistische und realistische Unterrichtsweise empfohlen. Ueber Thomasius s. Abschnitt VII. und über Francke's realistische Richtung Abschnitt VIII., S. 411. — Seckendorf in seinem „Christenstaat", S. 594, sagt: „Ein großer Vortheil wäre auch, wann man mit Ersparung vieler anderer, offt sündlicher und eiteler Auffwendung und Kosten, die Schul-Arbeit theilen und gar andere Schulen für die Kinder insgemein, zur Lernung der durchgehends nothwendigen Stücke, so wohl in catechesi, als wegen Lesens, Schreibens und Rechnens, andere aber allein vor diejenigen hielte, die beym Studiren bleiben wollten, dahin zwar die Stifftung und die Meynung der Land-Schulen und Gymnasien ohne Zweiffel zielet, aber nicht allenthalben, oder alles genau und nützlich angestellt ist. Wann nun eine völlige und sattsame Separation zu treffen wäre, so solte in den gemeinen Schulen gar kein Latein oder dergleichen etwas gelehret, hingegen viel mehr von der Religion und der Gottseligkeit und guten Sitten getrieben werden; aus solchen gemeinen Schulen können Christliche und nützlich unterwiesene Hauswirthe, auch Soldaten hervorgehen, denn diesen allen ist das wenige Latein, so sie in den Schulen erschnappen, und darüber die Zeit mit Versäumniß mehrerer und nöthiger Information in Gottes Wort und guten Sitten verdrießlich hinbringen, nichts nütze. In denen andern, so zu reden, gelehrten und lateinischen Schulen triebe man dann nur die Sprachen, nebst der Religion und Sittenlehre, und könnte ein Knabe von 14 Jahren, der in der Teutschen Schule lesen und schreiben lernen, in 2 oder 3 Jahren bey wachsendem Verstand im Latein und anderen dergleichen Dingen ein grosses thun, wie man dann sieht, in was geringer Zeit ein erwachsener, hurtiger Mensch eine fremde Sprache lernet, der wol 12 oder 15 Jahr von seiner Kindheit her mit dem Donat, Grammatica, Vocabulariis und Autoribus geplacket worden."

**) Gesner in seinen Institutiones rei scholasticae, 1718, und seiner Isagoge in eruditionem universalem, Ernesti in seinen Initia doctrinae solidioris, 1734.

verlangten ferner, namentlich der Erſtere, neben den Wortkenntniſſen auch Fachkenntniſſe in den Naturwiſſenſchaften, der Geographie und der Geſchichte, vor Allem der vaterländiſchen, endlich die Uebung der Mutterſprache neben den Sprachen von Latium und von Hellas.

Hier aber zeigte ſich recht augenfällig, wie ſchwer es hält, ſelbſt bei noch ſo vielſeitig und von noch ſo gewichtigen Autoritäten anerkannten Mängeln des Beſtehenden und noch ſo fühlbarer Nothwendigkeit einer durchgreifenden Verbeſſerung, die Macht der Trägheit zu überwinden, die kaum auf irgend einem Gebiete geiſtigen Lebens größer zu ſein ſcheint, als eben auf dieſem. Zwar in einzelnen der gelehrten Anſtalten brach ſich die Einſicht des Beſſeren Bahn, die meiſten jedoch beharrten in dem langgewöhnten Schlendrian einſeitig formeller Abrichtung der Jugend zu ſpitzfindigen Wortklaubereien und todtem Gedächtnißwerk, wie in der Vernachläſſigung faſt aller andern Lehrgegenſtände neben dem einzigen Latein -- ſelber das Griechiſche und die Religion nicht ausgenommen*).

Wenn in einem Viſitationsprotokolle aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts geklagt ward, daß ein Lehrer 14 Jahre mit der Erklärung der Aeneide Virgils zugebracht habe, ſo war Dies 50 Jahre ſpäter um Weniges beſſer geworden, da ein anderer Lehrer ſeinen Schülern zu 45 Verſen des Heſiodus volle 3 Bogen Bemerkungen dictirte. Und wenn man am Ende des 16. Jahrhunderts den Geiſt zwölf- und vierzehnjähriger Knaben in die ſpaniſchen Stiefel der Logik eingeſchnürt hatte, ſo beging man die gleiche Verkehrtheit auch noch im Anfange des achtzehnten, indem man die Schuljugend mit dem Auswendiglernen und Herſagen logiſcher Regeln und dialektiſcher Kunſtgriffe quälte**).

Dagegen kamen Uebungen im Deutſchen erſt um den Anfang des 18. Jahrhunderts einigermaßen in allgemeineren Gebrauch, hatten aber

---

*) Tholuck, a. a. O., 1. Thl., 1. Abthlg., S. 170, 179, 196.

**) In einem Bericht von 1708 über ein braunſchweigiſches Gymnaſium heißt es: In theologicis iſt Boneti nucleus theologicus eingeführt worden. Hierin nun examinire ich 1) die definitiones ad logicae normam und frage, welches das Definitum, was definitionis genus, differentia, welche causae und was für ein effectus ſich zeige. Weiter explicire ich die unbekannten terminos . . . . . Wo ich conclusionum rationes finde, laſſe ich integros syllogismos componiren, dieſelben nach ihren propositionibus et terminis reſolviren und die dicta probantia auswendig lernen. (Dies, wie das meiſte Obige, nach Tholuck, a. a. O., S. 175 ff.)

auch da noch auf den meisten Schulen wegen des geringen Eifers, womit sie von den Lehrern betrieben wurden, so wenig praktischen Erfolg, daß H. A. Francke noch 1709 klagte: „es gebe wenig studiosi theologiae, die einen deutschen Brief recht orthographice schreiben könnten"*).

Ebenso vermißte Francke bei den von den Schulen Entlassenen beinahe jede Kenntniß der Geschichte, Geographie, Mathematik u. s. w., während sie doch auch im Griechischen, ja sogar im Lateinischen nicht fest wären.

Nur mühsam drangen von den Realien die nothdürftigsten nach und nach in die Gymnasien ein. Von den sächsischen Fürstenschulen bequemte sich Meißen 1702 zu einem regelmäßigen Unterrichte in der Geschichte, wogegen Pforta sowol diesen, als auch die deutschen Ausarbeitungen in stolzer Klassicität bis in's 19. Jahrhundert von sich fernhielt. Mathematische Lehrstunden finden sich auf der erstgenannten Anstalt nicht vor 1729, auf andern, z. B. in Eisleben, gar erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts.

So tiefgewurzelt war bei Schulmännern und Schulbehörden der Glaube an die alleinseligmachende Kraft des Lateinischsprechens und so groß die Verachtung, womit man in diesen Kreisen noch immer auf die deutsche Sprache herabblickte, daß im Jahre 1690 in Pommern die Kirchenordnung von 1535 wieder eingeschärft ward, worin es heißt: „Die Praeceptores sollen mit den Discipulis alle Wege lateinisch und nicht deutsch reden, als welches an sich leichtfertig und bei den Kindern ärgerlich und schädlich ist," und daß man in Oldenburg noch 1703 ein altes Schulgesetz erneuerte, welches verfügte: „die Schüler der 1. Classe sollten in der Schule, außer der Schule, in der Kirche und an allen Orten lateinisch sprechen und, wenn sie dagegen handelten, gestraft werden"**).

Daher vernehmen wir auch aus dem Munde von Männern, welche später sich eine vielseitigere Bildung erwarben und den Werth einer solchen schätzen lernten, bittere Klagen über die Beschränktheit und den Pedantismus des öffentlichen Unterrichts, der ihnen Nichts geboten habe,

*) Lect. paraen. 4. 280, und „Anhang der Abbildung eines studiosi theol.," S. 280, — bei Raumer, „Gesch. d. Päd.", 2. Thl., S. 149.

**) Tholuck, a. a. O., S. 173.

als: „Latein, Griechisch, Hebräisch, scholastische Logik und Metaphysik“*).

Ein wichtiger Wendepunkt in dem Erziehungswesen der damaligen Zeit war daher die Errichtung besonderer Schulen für die Ausbildung der Jugend zu bürgerlichen Berufsarten — eine Neuerung, zu welcher H. A. Francke durch seine Halleschen Anstalten den ersten entscheidenden Anstoß gab**). Dadurch gelangte das Bürgerthum auch auf diesem Gebiete, gegenüber dem Gelehrtenthum und den vornehmen Ständen (deren Jugend nun auch besonderen Anstalten übergeben und speziell für ihren künftigen Beruf vorgebildet ward), zu seinem guten Rechte, indem es Schulen erhielt, auf denen es seine Söhne nach seinen Bedürfnissen, nicht nach einem ihm aufgedrungenen fremden Zuschnitt, ausbilden lassen konnte. Indessen sah die erste Hälfte des Jahrhunderts nur vereinzelte Anfänge dieser Reform, und es bedurfte langer und wiederholter Kämpfe, bevor die Erkenntniß der Nothwendigkeit einer selbstständigen Entwickelung des bürgerlichen und realistischen Unterrichtswesens und seiner Unabhängigkeit von der klassischen Gelehrsamkeit sich allgemeinere Geltung verschaffte.

Die Universitäten.

Dasselbe Gesetz der Trägheit, welches den pädagogischen Reformideen den Eingang in die gelehrten Schulen erschwerte, ließ auch auf den Universitäten den alten Schlendrian und die mancherlei eingerissenen Mißbräuche zum großen Theil selbst dann noch fortbestehen, als bereits durch Männer wie Thomasius, Francke u. A. und durch die Stiftung neuer Universitäten nach neuen Grundsätzen und in einem freieren Geiste der Anstoß zum Bessern gegeben und der Weg zeitgemäßer Reformen vorgezeichnet war. Die Lässigkeit und Bequemlichkeit eines großen Theils der Professoren, nicht selten verbunden mit einem Eigennutze, den man nirgends weniger als bei den Vertretern der Wissenschaft suchen sollte, vor Allem aber der beschränkte Geist des Pedantismus, der das Wissen lediglich als eine Sache todter Gelehrsamkeit, nicht als ein Mittel zur Befruchtung und Veredelung der Beschäftigungen des Lebens und der allgemeinen Bildung des Volks betrachtete — Das waren die gewichtigen, schwer zu überwindenden Hemmnisse

*) Uffenbach, „Reisen“, 1. Bd., Vorrede XV. — Auch Jenisch in seinem „Geist des 18. Jahrh.“ bestätigt das obige Urtheil über die Geistlosigkeit des Unterrichts in den gelehrten Schulen zu der damaligen Zeit.

**) S. oben S. 411.

einer gedeihlichen Entwickelung des Universitätswesens. Selber den wohlmeinendsten Anstrengungen einzelner Regierungen wollte es nicht gelingen, die daraus entspringenden Uebelstände zu beseitigen*). Einer der hauptsächlichsten darunter war die ungebührliche Ausdehnung der einzelnen Vorlesungen, welche die Studirenden nicht nur an der gleichmäßigen Betreibung der verschiedenen Zweige ihrer Wissenschaft hinderte, sondern bisweilen so weit ging, daß eine ganze Studienzeit nicht ausreichte, um eine einzige Vorlesung zu Ende zu hören. In Wittenberg ergingen zur Abstellung dieses Mißbrauchs wiederholte kurfürstliche Rescripte (1728, 1735, 1740), aber, wie eben aus dieser Wiederholung zu erhellen scheint, ohne rechten Erfolg, und von dem Theologen Carpzov, dem Zeitgenossen Speners, wird erzählt, daß er ein volles Jahr zur Erklärung der ersten neun Kapitel des Jesaias gebraucht habe**).

Andere Professoren täuschten das Interesse ihrer Zuhörer auf die entgegengesetzte Weise, indem sie in jedem Halbjahre neue Vorlesungen ankündigten, sich auch dafür bezahlen ließen, aber die angefangenen nicht zu Ende führten***).

Eine weitere Klage über die Universitäten der damaligen Zeit betrifft den trockenen und ermüdenden Vortrag der meisten Professoren. Als Grund davon wird angeführt, daß man bei Anstellung der Professoren oftmals nicht sowol auf ihre Fähigkeit zu diesem Lehramte, als auf Empfehlungen Rücksicht nahm†). Und in der That scheinen derartige Empfehlungen von einflußreicher Stelle bisweilen nicht blos den Mangel an Lehrfähigkeit, sondern auch an Gelehrsamkeit vergessen gemacht zu haben. Wenigstens erzählt Gottsched aus seiner akademischen

---

*) Von Frankfurt a. O. erzählt z. B. J. J. Moser in seiner Selbstbiographie (S. 69): er habe seinem Amt als Director der Universität zufolge über die bestehenden Uebelstände an die Curatoren berichtet, es sei auch ein neues Reglement gekommen, seinem Bericht und Vorschlag entsprechend; „aber Niemand bekümmerte sich darum oder that danach."

**) Tholuck, a. a. O., 1. Thl., S. 85, 93. Freilich war Dies noch gar Nichts gegen den Tübinger Kanzler Pregizer, welcher über den Propheten Jesaias 1509 Stunden, von 1624—1649, also 25 Jahre lang, las. (Ebenda, S. 92.)

***) „Gutachten des Universitätskanzlers und k. preuß. Geh. Raths von Ludewig über die Zustände der Universität Halle" (1730), in Rößlers „Gründung der Universität Göttingen", S. 447.

†) Rößler, a. a. O., S. 472 („Aus den Papieren eines verstorbenen Staatsministers und Universitätscurators" [wahrscheinlich des Hrn. von Münchhausen]).

Erfahrung, wie in Leipzig, gegen die Anſicht der eigentlichen Anſtellungsbehörde, durch einen wiederholten unmittelbaren Kabinetsbefehl Jemand zum Profeſſor der Dichtkunſt befördert worden ſei, der ſelbſt eingeſtanden habe, daß ihm die eigentliche Befähigung dazu abgehe*). Auch der Nepotismus, d. h. die Begünſtigung der Söhne und Verwandten älterer Profeſſoren, ſpielte auf vielen Univerſitäten eine bedenkliche Rolle. J. J. Moſer ward dadurch von Tübingen hinweggeſcheucht, und von Leipzig iſt bekannt, daß dort die Carpzovs ein förmliches Familienmonopol der Profeſſuren für ihre zahlreiche Sippſchaft beanſpruchten**).

Der lateiniſche Vortrag blieb, trotz des von Thomaſius und den Pietiſten gegebenen Beiſpiels des Gebrauchs der Mutterſprache und der damit erzielten Erfolge, auf den meiſten der älteren Univerſitäten noch lange vorherrſchend, und nur allmälig überwand man den tiefgewurzelten gelehrten Abſcheu vor einer Sprache, welche auch dem Ungelehrten verſtändlich war.

Das geiſttödtende Dictiren war ſchon längſt auf den meiſten Univerſitäten zur Herrſchaft gelangt und erhielt ſich auch jetzt in ziemlich allgemeiner Geltung, ja es fand ſeinen Weg ſelber auf die neuen Univerſitäten, wo man anfangs befliſſen geweſen war, es fernzuhalten. J. Lange klagt im Jahre 1732, daß auch in Halle das Dictiren überhandnehme und die Vorleſungen Derer, welche ſich dieſer Unſitte nicht anbequemen wollten, leer blieben; die Studenten ſcheinen es bequemer gefunden zu haben, die Lehrſätze der Profeſſoren „ſchwarz auf weiß“ zu beſitzen und nach Hauſe zu tragen***).

Keiner der geringſten Mißbräuche endlich war der, daß viele Profeſſoren, um Zuhörer anzulocken, theils mit einer zweckloſen Vielbeleſenheit prunkten, theils ihr Auditorium mit nicht zur Sache gehörigen, bisweilen ſogar unziemlichen und zweideutigen Späßen unterhielten, oder

*) Gottſched, „Gründe der Weltweisheit“, 2. Thl., Vorrede.

**) „J. J. Moſers Lebensgeſchichte, von ihm ſelbſt beſchrieben“, S. 17 („Ich hatte dem Herrn Kanzler Pfaff dreimal abgeſchlagen, eine Perſon aus ſeiner Freundſchaft zu heirathen: Das ließ er mich redlich entgelten“) und S. 18. Hoßbach, „Spener“, 1. Bd.

***) Lange's Selbſtbiographie, S. 96.

auch wol auf ihre Collegen öffentlich vom Katheder herab schimpften und spotteten*).

Besser stand es im Allgemeinen um die beiden an der Schwelle und im Verlaufe des 18. Jahrhunderts gegründeten Universitäten Halle und Göttingen. Hier fand der Geist vorgeschrittener Bildung leichteren Eingang, weil ihm hier nicht das todte Gewicht verjährter Mißbräuche und tiefgewurzelten Schlendrians im Wege stand, vielmehr von dem Standpunkte der Ideen und der Bedürfnisse der Gegenwart aus von Männern, welche diese Bedürfnisse begriffen und sich mit diesen Ideen durchdrungen hatten, sowol die Gründung als die Fortführung der neuen Anstalten geleitet und überwacht ward**). Hier wählte man mit Sorgfalt und nach wirklicher Befähigung, nicht nach äußeren Rücksichten, die Vertreter der verschiedenen Lehrfächer. Hier bemühten sich sowol die einzelnen Lehrer, als die ganzen Facultäten, den Studirenden durch öffentliche und private Anweisungen den Weg zu bezeichnen, wie sie das Ziel ihres Studiums am Besten erreichen möchten. Hier war es den Professoren ausdrücklich zur Pflicht gemacht, in persönlichem Verkehr mit den Studenten für deren wissenschaftliche und sittliche Bildung Sorge zu tragen, und dieser Pflichterfüllung unterzogen sich nicht blos die theologischen Professoren (einzelne sogar mit einem Eifer, der bisweilen sein Ziel verfehlte***)), sondern auch die der andern Facultäten, vor allen Thomasius. Hier war der Gebrauch der deutschen Sprache und des freien Vortrags auf dem Katheder von vornherein als Regel angenommen und das gegenseitige Lästern der Professoren untereinander sogar statutenmäßig verboten.

Dennoch konnte man nicht verhüten, daß allmälig auch hier der eine und andere der Mißbräuche einriß, welche nun einmal die unveräußerliche und schwer zu beseitigende Mitgabe deutschen Universitätswesens zu sein scheinen.

*) Rößler, a. a. O., S. 446.

**) Für die Kenntniß der Grundsätze, nach welchen die Universität Göttingen von dem trefflichen Curator von Münchhausen geleitet ward, gibt das mehrerwähnte Buch von Rößler in seinen verschiedenen Theilen, ganz besonders aber in dem schon oben angeführten Anhange aus den Papieren Münchhausens, interessante Aufschlüsse. Ueber die Zustände der Universität Halle verbreiten sich die beiden eben dort abgedruckten Gutachten des Kanzlers von Ludewig und des k. Dir. der Univ. Halle, Geh. R. Böhmer.

***) Raumer, a. a. O., 4. Thl., S. 243.

Ziele und Resultate des allgemeinen Bildungsstrebens dieser Zeit.

Der Geschichte der Gelehrsamkeit mag es überlassen bleiben, die Fortschritte der einzelnen Wissenschaften, wie sie im Schooße der Universitäten oder doch in mehr oder minder engem Zusammenhange mit diesen während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vor sich gingen, zu verfolgen und die geschichtlichen Arbeiten eines Leibnitz oder Bünau, die kirchengeschichtlichen eines Mosheim, die exegetischen eines Bengel und Wettstein, die staatsrechtlichen eines Schmauß, J. J. Moser oder Lünig, u. a. m., nach ihrem wissenschaftlichen Werthe und ihrer Bedeutung für das bestimmte Fach, dem Jedes angehört, durchzumustern. Die Kulturgeschichte hat es mit diesen und ähnlichen Bestrebungen erst dann zu thun, wenn dieselben aus dem Banne der einzelnen Fachwissenschaft heraustreten und auf die allgemeine Bildung des Volkes einen maßgebenden Einfluß üben, nicht aber, so lange sie in der abgezogenen Stille gelehrter Forschung für eine künftige Wirksamkeit im Leben sich erst vorbereiten. Ihre Aufgabe ist nur darauf gerichtet, die beherrschenden Ideen, die allgemeinen Bildungsziele und Bildungsresultate einer Zeit zu erkennen und zu schildern.

Für unsere Periode liegen diese Ziele und Resultate klar vor Augen. Es war der Kampf gegen beschränkenden Autoritätsglauben, welcher sich im 17. Jahrhundert entwickelte und in immer weiteren Kreisen das ganze Geistesleben des Volkes in Bewegung setzte. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sehen wir diese Bewegung bei einem doppelten Ziele angelangt. Auf dem religiösen Gebiete ist die frühere Uebermacht der Orthodoxie gebrochen und dem starren Kirchenthum von der einen Seite der mildere Gefühlsglaube der Pietisten, von der andern die aufgeklärte Naturreligion der Philosophen gegenübergestellt. Zugleich aber hat eine Lostrennung und Unabhängigkeitserklärung der auf das irdische Leben und die endliche Welt der Erscheinungen gerichteten Wissenschaften von der Theologie und ihrem Prinzipe unbedingter Autorität stattgefunden, und das freie, selbstständige Forschen in diesem Gebiete ist zu einem allgemeingültigen Gesetze erhoben.

Sittliche Folgen der wachsenden Aufklärung: Entstehen eines gebildeten Mittelstandes.

Die wissenschaftlichen Folgen dieser Veränderung konnten sich erst allmälig entfalten: unmittelbarer und entschiedener treten die sittlichen Einflüsse derselben auf das Leben des Volkes hervor. Einer der wichtigsten darunter ist der, daß eine breite Schicht der Gesellschaft, welche lange Zeit gewohnt war, ent-

weder in roher Dumpfheit vor sich hinzuleben, oder nur fremdem Gebot, dem Beispiel der Vornehmeren und einer gedankenlos angenommenen Mode zu gehorchen, jetzt anfängt, sich auf die eignen Füße zu stellen, zu überlegen, was Natur und Vernunft gebiete oder verbiete, und nach dieser Ueberlegung zu handeln.

So entsteht allmälig und wächst von Tage zu Tage eine wirkliche gebildete Klasse, welche die Mitte zwischen dem höfischen Adel, dem abgezogenen Gelehrtenthum und der rohen Masse des gemeinen Volks einnimmt, eine Klasse, die je länger je mehr sich zur tonangebenden Macht in allen Fragen der Religion, der Moral, des Geschmackes und selber der Wissenschaft erhebt.

Früherer, zum Theil noch fortdauernder Mangel eines solchen, nachgewiesen an der durch alle Klassen gehenden Entsittlichung.

Bald nach dem dreißigjährigen Kriege hatte es einen solchen gebildeten Mittelstand kaum gegeben. In der Wissenschaft wie in der Poesie herrschte damals ein gelehrter Pedantismus; in Sitte, Sprache und Tracht gaben die ausländisch gesinnten Höfe den Ton an: was weder zu dem einen, noch zu dem andern dieser Kreise gehörte, war in Rohheit, Unwissenheit, Aberglauben und Sittenlosigkeit der ärgsten Art versunken. Die wenigen besseren Elemente aber, welche den allgemeinen Zusammensturz der nationalen und sittlichen Grundlagen des deutschen Volkslebens überdauert hatten, sahen sich vereinzelt, ohne Zusammenhang und darum ohne Kraft zum Widerstande gegen das hereinbrechende Verderben.

Auch jetzt noch, nach beinahe hundert Jahren, fehlte viel, daß die Fessel der Unnatur und der ausländischen Mode gänzlich gebrochen, die Rohheit der untern Klassen nachdrücklich gebändigt, oder dem weitverbreiteten Mangel an Bildung selber in den sogenannten besseren Klassen überall abgeholfen gewesen wäre. Noch immer war nicht blos die Zahl der groben Gesetzesübertretungen erschreckend groß und schien aller grausamen Strafen, womit die weltliche Gerechtigkeit, und aller beschämenden Kirchenbußen, womit die geistliche Gewalt davon abzuschrecken suchte, zu spotten, sondern die Linie der gemeinen Verbrechen stieg auch zum Theil sehr hoch hinauf in die Schichten der sogenannten guten Gesellschaft. Wenn damals in einer einzigen Stadt, der Residenz des Kurfürstenthums Sachsen, binnen 17 Jahren 12 Mordthaten nebst mehreren anderen Verbrechen der schwersten Art vorkamen, so finden sich in

dem gleichen Zeitraume auch vier Fälle von Diebstählen vor, von Offizieren und Edelleuten begangen*).

*) Die nachfolgenden criminalstatistischen Angaben, die wir aus „Iccanders kurzgefaßtem sächs. Kernchronikon" (1726) entnehmen, haben das doppelte Interesse, nicht nur die begangenen Verbrechen, sondern auch die damals üblichen Strafarten zu vergegenwärtigen. Nach der gedachten Quelle wurden in Dresden

1702 3 Personen wegen Diebstahls gestäupt;
1703 1 Kindesmörderin gesäckt, 1 Soldat wegen Mordes enthauptet;
1704 1 desgl., 2 Deserteure gehenkt, 1 Kindesmörderin gesäckt;
1705 1 Deserteur die Ohren abgeschnitten, 1 Soldat als Diebstahlscomplice gehenkt, sein Herr (also ein Offizier) wegen Diebstahls und Mordes mit glühenden Zangen gekniffen und gerädert;
1706 abermalen 1 westphäl. Edelmann (!) wegen Diebstahls gehenkt;
„ 14 Soldaten wegen Plünderung ihrer eigenen Bagage u. s. w. theils gehenkt, theils erschossen;
„ 1 Soldat wegen Diebstahls erschossen;
„ 7 andere Soldaten wegen verschiedener Verbrechen (meist Desertion) exequirt;
„ 1 Junker, weil er seinen Fourier erstochen und zwei Weiber gehabt, hingerichtet;
1707 2 Soldaten als Deserteure erschossen;
„ 2 Offiziere hingerichtet, weil sie ihre Untergebenen getödtet;
„ 2 Unteroffiziere wegen Diebstahls gebrandmarkt;
„ 1 Soldaten zwei Finger unterm Galgen abgeschnitten und derselbe dann hingerichtet wegen Meineides;
1708 1 Deserteur exequirt;
„ 1 Kindesmörderin hingerichtet;
„ 2 Soldaten wegen Duells im Bildniß gehenkt;
1709 1 Kindesmörderin hingerichtet;
1712 1 Mordbrenner lebendig verbrannt;
„ 1 Bauer desgl., der den Herrenhof aus Rachgier angezündet;
„ 1 Straßenräuber und ein Dieb hingerichtet;
1713 (in diesem und dem folgenden Jahre sind die hingerichteten Deserteure nicht mitgezählt) 1 Hinrichtung;
„ 2 Offiziere wegen Spitzbübereien gestäupt;
1714 5 Hinrichtungen;
1715 der berüchtigte Lips Tullian mit 4 seiner Spießgesellen hingerichtet (er hieß eigentlich von Schönknecht und war der Sohn des Stadthauptmanns von Straßburg);
„ außerdem 1 Mörder;
„ 7 Soldaten wegen Mord und Raub desgl.;
1716 2 Räuber und mehrere Offiziere wegen Theilnahme an der polnischen Rebellion hingerichtet;
1718 4 Hinrichtungen.

Noch immer war Völlerei — bis zum öffentlichen Scandal — eine alltägliche Erscheinung, nicht allein in den untern Klassen und unter den Männern, sondern auch bei Standespersonen und selber bei Frauen*). Betrunkenheit galt als ein gewöhnlicher Entschuldigungsgrund wegen begangener Verbrechen vor Gericht, und so häufig waren die Fälle dieser Ausschweifung, daß man rechtsgelehrte Untersuchungen darüber anstellen zu müssen glaubte, ob ein Eid, eine Zeugenschaft, ein Testament, im Trunke vorgenommen, gültig sei oder nicht, und daß man es nicht für überflüssig hielt, Geistliche, Aerzte und Hebammen ganz besonders vor den gefährlichen Folgen des „Zutrinkens" zu warnen**). Landesherrliche Verordnungen ergingen „gegen das Vollsaufen" und suchten

---

Von der Menge der Hinrichtungen in der damaligen Zeit finden wir noch ein Zeugniß, wenn auch vielleicht in etwas übertreibendem Ausdruck, bei Pöllnitz, „Memoiren", 1. Bd., S. 250, wo dieser Reisende erzählt, „eine Viertelstunde weit vor Bamberg (von Nürnberg aus) komme man durch eine ganze Allee von Rädern und Galgen." Ueber die Kirchenbußen und die Art ihrer Verhängung ward uns Nachstehendes aus den „Rügengesetzen" des sächs. Ortes Barthelsdorf (durch die Gefälligkeit des dortigen Herrn Lehrers Korschelt) mitgetheilt: „Die Strafe des Halseisens fand Sonntags nach beendigtem Gottesdienste statt. In der Nähe des Kirchhofeinganges wurden die zu Bestrafenden an eine Säule gestellt und mit Halseisen daran befestigt. Außerdem wurde ihnen eine Tafel, auf der ihr Vergehen bemerkt war, umgehangen, oder, wenn dieselben gefallene Frauenspersonen waren, ein weißes Tuch als Sinnbild der verlornen Unschuld. — 1719, den 28. Januar, als ein Ehepaar 11 Wochen nach der Verheirathung taufen ließ, heißt es im Kirchenbuche: „Diese beiden sind die ersten, die ohne Kirchenbuße, d. i. des Halseisens Strafe und Knien vor dem Altare drei Sonntage nacheinander (wie von undenklichen Jahren allhier gebräuchlich gewesen), sind losgelassen worden, welches aber Gott an einem herrschaftlichen Bedienten 1719 den 6. Mai nicht ungerochen gelassen, davon diese Gemeine Nachricht geben kann, und am Verbrecher selbsten 1720 durch eine abscheuliche Krankheit, daran er am 23. Februar gestorben." Auch Abgötterei, Zauberei, Gotteslästerung, Segensprechen, Schwören, Fluchen ward, nach den gleichen Rügengesetzen, mit Halseisen an dreien Sonntagen nacheinander bestraft. Fälle von Kirchenbuße kommen dort noch bis 1780 vor.

*) In dem „Leben in Frankfurt a. M.", von Maria Gontard, 1. Hft., S. 22, ist von „trunkenen Weibern in Hamburg" die Rede, „die nach Hause gefahren werden mußten." — Büsch in seiner Lebensbeschreibung spricht von „Hunderten von Betrunkenen," die in seiner Jugend auf den Straßen Hamburgs zu sehen gewesen wären. In der erstgenannten Quelle wird auch von Trunkenbolden erzählt, die auf offener Straße ihren Degen verloren (also jedenfalls Standespersonen) und sich dann angesichts der Leute entkleidet hatten — (z. B. 1. Hft., S. 84).

**) Dissertatio de eo, quod justum est circa ebrium. 1742.

der Ohnmacht der öffentlichen Sitte gegen dieſes Laſter zu Hülfe zu kommen*).

Noch immer wetteiferte der Ton der ſogenannten guten Geſellſchaft mit dem des gemeinen Volks in Unſittlichkeiten und Unfläthereien aller Art**). Es gab weder ein allgemeines ſittliches Bewußtſein — als Gemeingut einer eigentlichen gebildeten Klaſſe, — noch ein beſonderes der einzelnen Geburts- oder Berufsſtände, welches compact und geläutert genug geweſen wäre, um dieſelben vor der Befleckung mit ſolchen Rohheiten zu bewahren, die in geordneten Zeiten lediglich das traurige Unterſcheidungszeichen des Pöbels oder der ungebildeten Maſſe des Volkes ſind.

Beiſpiele davon im geiſtlichen Stande.

Sogar der ehrwürdigſte aller Berufsſtände, der geiſtliche, hatte ſich von der Verderbniß, welcher die Mehrzahl ſeiner Mitglieder in den wüſten Zeiten des dreißigjährigen Krieges und zum Theil ſchon vorher verfallen war***), noch nicht ſoweit wieder gereinigt, daß nicht auch jetzt noch Beiſpiele von Gemeinheit der ſcandalöſeſten Art in ſeinen Kreiſen vorgekommen wären. Zwar Dippels Zeugniß, „der Pfarrer halte es mit der Magd, des Pfarrers Tochter mit dem Knecht, und der Seelſorger begehe mit ſeinen Beichtkindern öffentlich liederliche Gelage“†), würden wir als verdächtig anzweifeln, weil Dippels Haß gegen alles Geiſtliche bekannt iſt; allein auch der unverfängliche Bericht eines Königsberger Correſpondenten Gottſcheds††) von

---

*) So z. B. 1718 ein k. preußiſches Edict. (Rohr, „Ceremonialwiſſenſchaft“, S. 450.)

**) In einem, wahrſcheinlich gegen das Ende des 17. Jahrh. (jedenfalls nach 1686) erſchienenen Schriftchen: „Luſt- und Spielhaus“, finden wir u. A. Frage- und Antwortſpiele, Prophezeihungen u. dgl., welche die weitgehendſte Scham- und Sittenloſigkeit anzeigen. Antworten im Geſchmack der folgenden (aber noch viel ſchmutzigere) kommen darin zahlreich vor: „die Frau wird ein Wenig neben ausgehen, aber mit Beſcheidenheit;“ „ſie wird eine Jungfer bleiben — bis in's 12. Jahr,“ u. ſ. w. — Daß das Büchlein nicht für gemeine Leute geſchrieben war, erhellt daraus, daß in eben jenen Prophezeihungen von „Hofdienſt“, „Kaufmannſchaft“ u. ſ. w. die Rede iſt. — Ein ähnlicher Ton herrſcht in dem Anhange dazu: „Des galanten Frauenzimmers Jahr-, Tag- und Stundenbuch, darin alle jungferliche Kurzweil vorgeſtellet.“ —

***) Orcodoxia Orthodoxorum, p. 25.

†) Gottſcheds „Handſchriftl. Briefwechſel“, 1. Bd., S. 5.

††) Tholuck, „Vorgeſch. des Rat.“, 1. Bd., S. 267 fl.

einem Pfarrer in der Nachbarschaft, der „eine Königsberger Metze zu sich in's Haus genommen und seine Frau fortgejagt," sowie dessen Zusatz, „daß eine königl. Commission zur Untersuchung der Sache hingesandt sei und der Schuldige ohnfehlbar die Muskete werde tragen müssen," bekundet einen so tiefen Grad sowol der Achtung des geistlichen Standes vor sich selbst, als der Rücksicht, die man von Seiten der Behörden auf seine Amtswürde nahm, wie er uns heutzutage, trotz einzelner Menschlichkeiten, die ab und zu wol auch jetzt noch in diesem Stande vorkommen, beinahe undenkbar ist.

Desgl. in der Studentenschaft.

Aber in wie tiefem sittlichen Verfalle befanden sich auch die Pflanzstätten des geistlichen, wie aller gelehrten Stände, die Universitäten! Die studirende Jugend, sie, welche berufen war, im spätern Leben den eigentlichen Kern des gebildeten Mittelstandes abzugeben, schien es für ihr Privilegium anzusehen, die einfachsten Forderungen der Bildung zu verhöhnen und der öffentlichen Scham und Sitte in's Gesicht zu lachen. Die Klagen wegen der unter den Studenten herrschenden Sittenverderbniß, welche schon durch das ganze 17. Jahrhundert ertönen, verstummen auch im achtzehnten noch keineswegs so bald. Wenn wir die Berichte aus jener Zeit über die Trunksucht, die Ausschweifungen, die an's Unglaubliche streifenden Verletzungen des öffentlichen Anstandes, wie sie damals in der Studentenwelt vorgekommen*), mit den fast gleichlautenden Schilderungen des berüchtigten Laukhard aus dem letzten Dritttheil des 18. Jahrhunderts von seinen und seiner süddeutschen Genossen Thaten vergleichen**), wenn wir von den Unfläthereien lesen, welche sich die akademische Jugend zu Gottscheds Zeit im Theater erlaubte***), und von meuchlerischen Anfällen der ehrlosesten Art, von Studenten gegen Studenten unternommen, so müssen wir beinahe zu der Ueberzeugung gelangen, daß die in andern Kreisen so erfreulich zunehmende Bildung und Gesittung nirgends so schwer Eingang und Einfluß gewonnen habe, als gerade bei den Jüngern jener Wissenschaft, welche, nach dem Ausspruche des alten Dichters, „die Sitten mildern

*) In seiner „Selbstbiographie", wie in seiner „Universität Schilda."

**) Devrient, „Gesch. der deutschen Schausp.", 2. Bd., S. 78.

***) Tholuck, a. a. O., Bessers Lebensbeschreibung von König, Sieul, „Leipz. Jahresgeschichte," Jahrg. 1719. Eine interessante Zusammenstellung und Vergleichung des Studentenwesens aus verschiedenen Jahrhunderten enthält K. Seifarts „Altdeutscher Studentenspiegel".

und die Rohheit zähmen." Sogar in Halle, wo Thomasius und die Pietisten von verschiedenen Punkten aus und mit verschiedenen Mitteln auf dasselbe Ziel, die sittliche Veredelung der Studenten und ihre „Befreiung von der Bestialität", hingearbeitet hatten — und eine Zeit lang nicht ohne Erfolg, — brach dennoch schon nach kurzer Frist die frühere Rohheit wieder hervor, begünstigt durch die aus Schwäche oder Eigennutz entstandene Nachsicht der Professoren*), und, als Zachariä seinen „Renommisten" schrieb (1744), mußte ihm Halle neben Jena (das schon längst wegen der Excesse seiner akademischen Jugend berüchtigt war) als Typus wüsten Studententhums dienen.

Nur auf denjenigen Universitäten, wo einer nicht durch Zahl und Vermögensverhältnisse übermächtigen Studentenschaft eine wohlhabende und selbstbewußte Bürgerschaft gegenüberstand, wie in Straßburg, Königsberg, vor Allem in Leipzig, scheint der wilde studentische Geist sich früher, als anderwärts, der bürgerlichen Sitte anbequemt und wenigstens den äußeren Anstand respectirt zu haben**).

Diese so weitgreifende und nicht selten bis zu den tiefsten Stufen der Gemeinheit herabsteigende Sittenverderbniß unter der studirenden Jugend, deren Hauptmasse theils aus dem Mittelstande hervorging, theils als Beamte, Geistliche, Lehrer oder Aerzte in denselben übertrat, läßt uns zugleich ahnen, wie niedrig noch immer in diesen Schichten der Gesellschaft — dem eigentlichen Kerne der Bevölkerung — der durchschnittliche Grad der Bildung, wie ohnmächtig oder in sich zerrüttet die Familiensitte, wie unentwickelt das moralische Bewußtsein und selber das öffentliche Schamgefühl sein mochte***).

---

*) „Gutachten des Kanzlers von Ludewig" (vom Jahre 1730) bei Rößler, a. a. O., S. 442 fl. („Warum die Studenten liederlich seien.")

**) Dies bezeugt Tholuck a. a. O. — In dem erwähnten Gedichte Zachariä's werden bekanntlich die Leipziger Studenten sogar wegen ihrer zu galanten Sitten als „Schäfer an der Pleiße" bespöttelt. — In Halle war freilich das Mißverhältniß der, damals sehr zahlreichen (1000—1200 Köpfe starken) und theils aus vornehmen jungen Leuten, theils wieder aus Söhnen ärmerer Familien, die sich zu Theologen bildeten, bestehenden Studentenschaft zu der nicht besonders wohlhabenden und gebildeten Bevölkerung dem natürlichen Hange der Jugend zu Fesselosigkeit und Ueberhebung über die allgemeine Sitte nur zu günstig. In Jena war es nicht anders. (Vgl. das oben citirte Gutachten von Ludewig.)

***) Der Kanzler v. Ludewig sagt in dem mehrerwähnten Gutachten: „Weil alle Jahre so viel neue Leute und unter denselben so viel rohe und junge Menschen an-

Aber auch an viel direkteren Beweisen für diese Vermuthung fehlt es leider in der damaligen Zeit nicht. Die Unredlichkeit im Handel und Wandel, der Leichtsinn des Verschwendens weit über die vorhandenen Mittel hinaus, die Bestechlichkeit der Richter und Advocaten, und was sonst noch auf den Mangel eines kräftigen öffentlichen Gewissens und geläuterter sittlicher Begriffe bei den Einzelnen hindeutet — worüber schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts so laute Klage geführt worden war —, alles Dies kündigt sich als auch jetzt noch fortbestehend in mannigfachen Erscheinungen an.

unter den Rechtsgelehrten;

Noch 1721 konnte eine Zusammenstellung öffentlich abgegebener Meinungsäußerungen von Rechtsgelehrten über die Frage erscheinen: ob ein Richter von einer Partei Geschenke nehmen dürfe, oder nicht?*) — eine Zusammenstellung, aus welcher hervorgeht, daß eine ziemliche Anzahl von Rechtsgelehrten sich nicht entblödete, diese Frage zu bejahen und die Annahme von Geschenken durch gelehrte Sophismen zu beschönigen. Auch die Satiren jener Zeit deuten mehrfach auf einen im Richter- und Advokatenstande wahrzunehmenden Mangel an Redlichkeit hin**).

in den bürgerlichen Kreisen überhaupt und insbesondere unter der Kaufmannschaft;

Das eitle Prunken mit äußerem Glanze, welches nur schlecht die Lücken wahrer Bildung verhüllte und gewöhnlich eine Quelle finanzieller Zerrüttungen des Hauswesens, leichtsinniger Bankerotte, auch wol betrügerischer Handlungen ward, zeigt sich noch immer als ein weitverbreitetes Uebel — selber in den alten Reichsstädten, diesen einstigen Musterbildern einer ehrbaren, wenn auch behäbigen und mit solider Pracht ausgestatteten Lebensweise.

In Nürnberg und Augsburg, wo noch der jugendliche Leibnitz durch die wohlthuenden Spuren eines ächt bürgerlichen, an der altväterlichen Sitte getreulich festhaltenden und darum in sicherem Wohlstande beharrenden Gemeinwesens erfreut worden war***), hatte sich im Laufe eines

---

kommen, welche wegen übler Erziehung von gemeinem Stand oder Verzärtelung reicher Aeltern allerhand üble Sitten mitbringen .... Weshalb sich dann findet, daß bei allen Tumulten und liederlichen Händeln die armen und jungen Studenten allemal die gröbsten Excesse begehen; dahingegen man über Leute von Condition und Stande fast wenig zu klagen findet."

*) Praxis aurea, von Ertel.

**) S. das früher mitgetheilte Gedicht von Hagedorn: „Lob unsrer Zeiten."

***) Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd., S. 45. Leibnitz selbst sagt in dem „Be-

halben Jahrhunderts dieser glückliche Zustand der Dinge vielfach zum Schlimmeren gekehrt. Der allgemeine Taumel der Mode hatte auch sie ergriffen. Ein Reisender, welcher Augsburg, Ulm und andere süddeutsche Reichsstädte um das Jahr 1730 besuchte, glaubte wahrzunehmen, „daß die Bürgerschaft daselbst mit Bällen, Kränzchen, Schlittenfahrten und sonstigen kostspieligen Vergnügungen um so lustiger in den Tag hineinlebe, je mehr es mit den Verhältnissen des Ganzen wie der Einzelnen rückwärts gehe, und daß man weder um die eigene Zukunft, noch um das allgemeine Wohl sich sonderlich kümmere"*). Ein anderer Reisender bemerkt um die gleiche Zeit von den Patriziern Nürnbergs, „sie spielten die Venetianer im Kleinen und blähten sich auf wie die Frösche, während doch der gesunkene Wohlstand der Stadt sich in den devoten Bücklingen verrathe, womit Gastwirthe und Krämer den Fremden aufwarteten, welche sie in Nahrung setzten"**).

Was Hamburg betrifft, so bildet der gestiegene Luxus und die weitverbreitete Neigung zu gleißendem Prunke, besonders das verschwenderische Karrossenhalten, ein stehendes Thema bald der spöttischen Rügen, bald der ernsten Mahnungen des „Patrioten", und einzelne Beispiele, welche der Herausgeber von dieser Schwäche seiner Landsleute und deren traurigen Folgen anführt, bezeugen, auch wenn wir die dem Satiriker gestattete Uebertreibung in Abzug bringen, in der That einen unglaublich hohen Grad des Leichtsinns***). Etwa ein Jahrhundert früher

---

denken, welchergestalt securitas publica" u. s. w.: „Man sehe Nürnberg und einige wenige andere Städte an, ob nicht darin noch die alten Trachten gelten, der meiste Luxus beschnitten und Dies eine große Ursache ihres noch dauernden Flores ist."

*) Keyßler, „Reisen", 1. Thl., S. 70.

**) Pöllnitz, „Memoiren", 1. Bd., S. 227.

***) Hier ist, neben einzelnen Stellen (S. 83, 153 u. a.), besonders das ganze 2. und 48. Stück des 1. Jahrganges zu vergleichen. Aus dem erstern theilen wir nachstehend den angeblichen Jahresabschluß eines jungen Kaufmanns mit, der sich durch Verschwendungen in seinem Haushalte ruinirte. Die einzelnen Ansätze darin sind in mehrfacher Hinsicht charakteristisch. Daß dieselben, wenn auch vielleicht etwas übertrieben, doch nicht völlig aus der Luft gegriffen oder karrikirt sein können, läßt sich theils aus dem Zweck ihrer Mittheilung — der Opposition gegen den herrschenden Luxus — schließen, welcher Zweck verfehlt sein würde, wenn der Verf. ein weit von der Wirklichkeit abweichendes Bild dieser Zustände aufgestellt hätte; theils stimmen diese Ansätze nahezu mit denen überein, die wir in einer späteren Note von einzelnen Luxusartikeln in Frankfurt a. M. aus einer der Uebertreibung nicht entfernt verdächtigen Quelle anführen werden.

(1637) erschienen einem französischen Reisenden die Bürger Hamburgs, gleich denen Bremens und Lübecks, als haushälterisch und sparsam, die

---

Extract-Rechnung von Anno 1708.

	Mk.	Schill.
Den 1. Jan. meinem Herrn Beicht-Vater, für mich und meine Frau, zum Neuen Jahre, anstatt der sonst gewöhnlichen 4 Ducaten, wegen der nahrlosen Zeiten 4 Thlr.	12	—
Ein Gastgebot auf Neujahrstag, kostet in allem	413	
Noch für anderthalb Dutzend Englische Gläser, so dabey entzwey geworfen worden	18	—
Den 6. Februar meiner Frau bey ihrer glücklichen Niederkunft verehret einen Schlaffrock von frantzösischer Etoffe mit güldenen Blumen	522	—
Noch brabantische Spitzen, die Elle à 20 Thlr.	500	—
Ein neues Bette kostet	1460	—
Eine neue Wiege	194	—
Für Kinderzeug	1000	—
Dem Hrn. Pastori zu Dancken 2 doppelte Cronen	4	2
Für Wein, Zucker und Confect, so bey der Tauffe und Kindertrock verzehret und verschickt worden	695	3
NB. Mein Volk hat wohl 100 Thlr. Umhangsgeld gekriegt.		
Den 20. Mart. ein Gastgebot, als meine Frau in die Kirche gegangen	511	4
Den 22. ejusd. zwo neue Perüquen	300	—
Den 2. May die ersten Kirschen, das Stück zu 3 Sch. bezahlet, 100 St.	18	12
Mir und meiner Frau ein Sommerkleid	706	—
Meines ältesten Sohnes Quartal Schulgeld 4 Quartal à 9 Mark	36	—
Dem Tantzmeister, Spielmeister, Singmeister jedem monatlich 3 Thlr., und dem Fechtmeister des Monats 2 Thlr. fac. 10 Monat	330	
NB Weil mein Sohn fast 2 Monate bei mir auf dem Garten gewesen und seine Exercitienmeister sich dennoch nichts abdingen lassen wollen, habe ich diese abgeschafft und andere angenommen, muß aber dem Spielmeister 1 Thlr. mehr geben.		
Eine neue Perüque und ein Kleid für meinen Sohn, weil er eine Oration halten soll	172	—
Dem Herrn, der ihm die Oration gemacht, 2 Ducaten — mit dem agio	15	—
Weil mein Sohn sich so wohl verhalten, habe ihm eine Uhr verehrt	90	—
Noch ihm einen Degen gekaufft, damit er nicht wie gemeiner Leut Kinder im Mantel gehen darf	31	—
Noch zu seinem Plaisir, wenn er in Compagnie gehet und l'hombre spielet	100	—
Den 22. Juli ein Familien-Gastgebot von 30 Personen gehalten, kostet	600	12
Noch 2 Schulbücher und die Asiatische Banise mit Binderlohn für ihn	9	—
Sattel und Zeug für meines Sohnes Pferdt	95	—
Den 30. ejusd. ein Gastgebot, da ich meinem Dienstmädchen eine freye Hochzeit gegeben	452	9

Frauen als sehr einfach in ihrer Tracht, deren einzige Auszeichnung in

	Mk.	Schill.
Den 10. Aug. meiner Frauen Juwelen nach der neuen Mode versetzen (anders fassen) lassen und von Berenz Salomon einige neue Steine dazu gekaufft, kostet	800	—
Den 21. August Compagnie 8 Tage auf dem Garten bei mir gehabt, kostet	876	—
Den 6. Sept. mein Quart pro Cent auf dem Rathhause bezahlt . .	10	—
Den 7. Sept. verschiedene Sammlungen zum Waysenhause und andern Armenhäusern, in diesem Jahr jede à 4 Schill. ist . . .	1	8
Den 8. September meiner Frauen Spiel-Geld gegeben . . .	350	—
NB. Während der Zeit, daß ich auf dem Garten gewesen bin, ist vergessen worden, einen Wechselbrief protestiren zu lassen, habe meinem Freunde deshalber vergüten müssen 1000 Thlr. Banco, vid. Hauptb. f. 51.		
Den 20. Sept. auf meiner Frauen Geburtstag tractiret, wobei auch der Herr Baron von N. mit seinen Leuten gegenwärtig gewesen .	330	—
Den 21. Sept. ist mein Sohn mit dem Pferde gestürzt und hat das Bein gebrochen, kostet die Kur	185	—
Den 22. Sept. ein halb Dutzend seidene Strümpfe	180	—
Ein Winterkleid für mich	210	—
Ein paar neue Kutschpferde, wogegen die alten angegeben und zugeschossen	450	—
Den 26. Sept. meiner Frau ein neu Kleid	432	—
Eine güldene Repetiruhr für meine Frau	1200	—
Den 5. Oct. 2 Ochsen geschlachtet, kosten mit der Accise . . .	216	—
Wein, so beim Ochsenbesehen ausgebrauchen, 20 Stobche . . .	70	—
Das Caldaunen Gast Gebot kostet	223	—
Pferde und Wagen kosten mir dieses Jahr	1100	—
Einem Studenten, der meinem Sohne die Exercicen zu Hauße machen hilft, weil er ein Doctor werden soll	24	—
Loge in der Opera	200	—
Meinen Kindern Daugeld	109	—
Meiner Frauen ein neues Kleid zum Weihnachten verehret, weil wir den mittelsten h. Tag haben zu Gast gehen müssen	604	—
Den letzten h. Tag habe ich wieder tractirt, kostet	400	—
Eine Puppe, so ich aus Holland für meine kleine Tochter kommen lassen	240	—
In der Haushaltung hat meine Frau dieß Jahr über ausgegeben . .	5142	8
Schneiderrechnung bezahlt	753	—
Schusterrechnung	152	—
An Umhangsgeld habe ausgegeben 70 Thlr.	245	—
Gevatterngeschenk (weil mit einem vornehmen Herrn gestanden, habe mehr als er geben wollen) 3 Portugalöser	210	—
Im l'hombre verspielt	450	—
Taschengeld für mich das ganze Jahr	925	—

der soliden Pracht schwerer goldener Ketten bestand*). Aber schon ein Vierteljahrhundert nach dem dreißigjährigen Kriege, da der im Frieden rasch wieder aufblühende Verkehr leichtgewonnene Schätze daselbst angehäuft hatte, fand ein Besucher der reichen Handelsstadt sich durch die „Pracht, Ueppigkeit und stolze Selbstüberhebung" ihrer Bewohner verletzt**). Etwa ein Jahrzehnt darauf klagt der eigene Bürgermeister Hamburgs über die immer mehr einreißende Sucht des Verschwendens und die in Folge dessen sich häufende Zahl der leichtsinnigen Bankerotte***). Und wieder fast ein halbes Jahrhundert später hatten sich diese Zustände eher verschlimmert, als gebessert†).

Auch in Frankfurt a. M., wo man 1671 wegen der vielen damals vorgekommenen Bankerotte das alte Bankerottirmandat von 1581 erneuert hatte, nach welchem jeder Bankerottirer einen gelben Hut tragen

---

	Mk. Schill.
NB. Kutscher, Diener, meiner Frau ihren Jungen und 2 Mägde gegen Weihnachten weggejagt und nur das halbe Lohn gegeben (wodurch nicht allein die Hälfte an Lohn, sondern viel am Weihnachtsgelde erspart habe)	138 —
Noch für galante Depensen einmal 30 Ducaten durch den Juden Levi Samson an Herrn N. N. in Banko abschreiben lassen . . .	1050 —
An den B . . . R., der die Sache so wohlfeil abmachen helfen, 10 Ducaten	70 —
Sa. Sarum:	25739 Mk.

*) Beneke, „Hamb. Geschichten und Sagen" (1854), 1. Bd., S. 295.

**) „Der Chronist Lucä", S. 133.

***) „Briefe des Hamburger Bürgermeisters Johann Schulte an seinen in Lissabon etablirten Sohn, geschrieben in den Jahren 1680—1685" (1836). Daselbst heißt es z. B. S. 127: „So ist auch der junge Dr. Schulte — Schulden halber ausgetreten und sich nach Ottensen auf seinen Garten retirirt. Dieser ist wohl ein recht muthwilliger Banerottirer, welcher durch übermäßiges Haushalten das Seinige verschlampampet und verprasset hat. Er hielt 2 Paar schöne Wagenpferde, fuhr alle Tage aus, dominirte und banquetirte alle Tage, also daß auf solche Arbeit kein anderer Lohn erfolgen konnte." S. 139: „Dieser junge Mensch schlägt seine Dinge hoch an, hat Wagen und Pferde bereits zugelegt; man sagt auch, er habe ein Kleid machen lassen, welches ihm 1000 Mark soll gekostet haben. In summa: Pracht und Hoffahrt nimmt zu, und im Gegentheil nimmt Handel, Wandel und Nahrung leider sehr ab." U. s. w.

†) Ein englischer Reisender, der um 1725 Hamburg besuchte, bemerkt, daß namentlich die Frauen daselbst den übermäßigen Putz liebten und dadurch oft ihre Männer ruinirten (Beneke, a. a. O., S. 334). Aehnliche Klagen über Putzsucht, Eitelkeit der Frauen, hohes Spiel u. s. w. führt Schuppius in seinem „Gedenke dran Hamburg!" an.

mußte*), herrſchte dennoch jetzt wieder ein ſo ausſchweifender Luxus, daß er demjenigen Hamburgs ſchwerlich Etwas nachgab**).

Das Schlimmſte war, daß in dieſen alten Reichsſtädten meiſtentheils die angeſtammte deutſche Untugend der Völlerei mit der eingedrungenen franzöſiſchen Ueppigkeit, das angewohnte Streben nach Pracht — vor Zeiten der naturgemäße Ausfluß eines feſtbegründeten, durch Fleiß und Sparſamkeit erworbenen Wohlſtandes — mit der modernen Sucht, mehr zu ſcheinen, als man war, und eher zu genießen, als zu erwerben, einen verderblichen Bund einging, und daß man, ſtatt dieſe ausländiſchen Thorheiten im ſtolzen Gefühl altüberkommener Sittenſtrenge abzuweiſen, ſich ſogar noch damit brüſtete, wenn man unter den gleißenden Namen von: libéralité, noble ambition und galanterie allen Ausſchweifungen der Verſchwendung, der Eitelkeit und der Wolluſt fröhnte***).

im Bauern- und Soldatenſtande.

Steigen wir endlich noch hinab zu der unterſten Klaſſe der Geſellſchaft, der unfreien ländlichen Bevölkerung, ſo finden wir dieſe natürlich in Rohheit, Unwiſſenheit, trotziger Abkehr von allem Beſſeren und dumpfem Haß gegen die oberen Klaſſen verſunken. An beſtimmten thatſächlichen Zügen, um ein getreues Bild dieſer Klaſſe zu entwerfen, fehlt es uns freilich aus ſo entlegener Vergangenheit; allein aus den Schilderungen, welche noch am Ende des Jahrhunderts Beobachter des Bauernſtandes von deſſen ſittlichen Zuſtänden geben, können wir auf die Verwilderung ſchließen, worin ſich derſelbe am Anfange dieſes Zeitraums befunden haben mag†).

---

*) „Frankf. Chronik", von Lersner (1706).

**) In dem „Frankfurter Intelligenzblatt" von 1723 wird „ein koſtbares franzöſiſches Bett à la duchesse" zum Verkaufe ausgeboten, „von rothem Sammet und weiß und goldenem Stoff (wahrſcheinlich der Betthimmel), mit goldenen Borden, reich chamarirt," für den Preis von 730 Thlr.!

***) „Patriot", 1. Jahrg., S. 61.

†) Wir haben hierbei namentlich Garve's Schrift „Ueber den Charakter der Bauern" (1796) im Auge. Garve ſagt daſelbſt: der unfreie Bauer ſei entweder ganz fühllos oder entfeſſelt roh, tückiſch, in ſtetem geheimem Kampfe mit ſeiner Herrſchaft, betrügeriſch, diebiſch, für alle, ſelbſt wohlthätige Neuerungen unempfänglich, unbeſorgt um die Zukunft, despotiſch gegen Kinder und Geſinde. Wohlleben ſei für ihn gleich Nichtsthun und Uebermaß im Eſſen und Trinken. Der reich gewordene Bauer und der arme Fröhner unterſchieden ſich wenig in Bildung, Geſittung und Sprache, gingen auch nur miteinander um und hielten ſich von den gebildeten Ständen fern.

Nicht Wenig trug zu der langen Fortdauer der Sittenrohheit in den unteren Volksklassen die tiefe Verwahrlosung eines Standes bei, welcher in unserer Zeit für eine Schule wenigstens der Ordnung, des äußeren Anstandes und der Pünktlichkeit in Erfüllung vorgeschriebener Obliegenheiten gilt, des Soldatenstandes. Wie die geworbenen Heere meist aus den entsittlichtsten Theilen der Bevölkerung hervorgingen, so sandten sie auch immer neue Elemente der Entsittlichung in diese zurück. Vielleicht die zahlreichsten und sicherlich die rohesten Verbrechen fallen Mitgliedern dieses Standes zur Last*). Und so verwildert war der Geist der damaligen Soldateska, daß selber die Offiziere nicht sowol bildend und mäßigend auf ihre Untergebenen einwirkten, als vielmehr von deren Zügellosigkeit und Rohheit mit angesteckt wurden. Die Verbrechen, welche die Militärreglements jener Zeit aufzählen, um vor ihnen zu warnen oder sie mit Strafen zu bedrohen, sind so zahlreich und deuten auf eine so große sittliche Verworfenheit hin, daß, wenn auch nur ein Theil davon, wie man doch annehmen muß, mehr oder minder häufig unter den Truppen vorkam, der moralische Zustand dieser ein wahrhaft schaudererregender gewesen sein muß**).

— Diese Schilderung paßt sicherlich mit noch größerem Rechte auf den Bauernstand im Anfange des Jahrhunderts. Von den schwäbischen Bauern sagt der Reisende Keyßler (1730): sie seien witziger, als ihre Standesgenossen anderwärts, was er den daselbst noch fortbestehenden Dorfgerichten zuschreibt. Aus dem Bregenzischen berichtet derselbe Reisende folgenden charakteristischen Zug von dem Festhalten der Bauern am Hergebrachten. Es bestand daselbst der Gebrauch, daß ein junger Bursche so lange ein Mädchen besuchen durfte, bis der Umgang Folgen hatte; dann aber war er verpflichtet, sie zu heiratben. Die Regierung wollte Dies im Interesse der Sittlichkeit abschaffen, allein die Bauern widersetzten sich auf das Hartnäckigste, indem sie erklärten: ihre Väter hätten dies Recht geübt, sie desgleichen, und so sollten ihre Söhne es auch üben. (Keyßlers „Reisen", 1. Thl., S. 11 ff.)

*) Vgl. die früher mitgetheilte Criminalstatistik Dresdens und insbesondere die daselbst aufgeführten Beispiele von Missethaten der Offiziere.

**) In dem „Reglement für des Markgrafen von Brandenburg-Culmbach Truppen" von 1722 wird den Soldaten eingeschärft, den Gottesdienst fleißig zu besuchen und die geistlichen Personen zu respektiren, sich nicht an ihnen zu vergreifen, das Stehlen, Rauben, Plündern, das Vollsaufen, Straßenraub und Mord, Mordbrennen, Nothzucht, Blutschande, Sodomiterei, Hexen und Zaubern, Schwarzkünstlerei und Bündnisse mit dem Teufel zu unterlassen. — Auch noch in dem „Reglement für die preußische Infanterie" von 1730 heißt es: „Damit nicht ein Kerl vor der Zeit ungesund werde oder gar crepire, derohalben auch das übermäßige Vollsaufen, abson-

Gesinnungslosigkeit der oberen Klassen.

Steigen wir aber aus diesen untersten Schichten der Gesellschaft wieder empor zu den oberen und obersten, und versetzen wir uns zugleich aus der Sphäre der eigentlich unrechtlichen, dem Polizei- oder Strafgesetze verfallenden Handlungen in die Sphäre jener, welche, ohne Dies zu sein, dennoch bisweilen einen nicht geringeren Grad moralischer Verbildung bekunden und für den Gesammtzustand einer Zeit oft fast bedenklichere Symptome sind, als manche offene Gesetzesübertretung, so ist das Bild, welches sich hier unserem Blicke darstellt, um Nichts tröstlicher. Daß auch in der vornehmen Welt, im Adel und unter den Umgebungen der Fürsten, die Grundlagen der „Standesehre" vielfach erschüttert waren, nicht blos durch zahlreiche Acte der Selbstwegwerfung im Verkehr mit den fürstlichen Gebietern — (Acte, die man freilich in diesen Kreisen nicht unter einem solchen Gesichtspunkte, vielmehr als Kundgebungen einer „noblen" und „loyalen" Gesinnung angesehen wissen wollte), sondern durch wirkliche, unableugbare Gemeinheiten und Ehrlosigkeiten einzelner Standesgenossen, vor Allem durch jene zahlreiche Klasse abenteuernder Glücksritter, welche sich in die adeligen Gesellschaften eindrängten und von diesen in der Regel nicht zurückgewiesen wurden, davon haben wir viele und frappante Beispiele schon an früheren Stellen dieser Schilderung angeführt *).

Mangel an Selbstachtung in den bürgerlichen Ständen: Gunstbuhlerei bei den Vornehmen; Rang- und Titelsucht; Ceremoniell und Formenwesen.

Ein Charakterzug ist es insbesondere, welcher den Zustand größter Abschwächung des sittlichen und bürgerlichen Ehrgefühls, worin selber die höheren Klassen des deutschen Volkes sich noch am Anfange des vorigen Jahrhunderts befanden, recht augenfällig kennzeichnet. Wir meinen jenen Mangel an Selbstachtung und Selbstvertrauen, der sich darin kundgibt, daß Jeder nur durch fremde Gunst und Protection, nicht durch eignes Verdienst und eigne Kraft Etwas zu sein oder zu werden, sein Fortkommen im Leben und seine Stellung in der Gesellschaft zu erwerben strebt. Diese Gunstbuhlerei bei den Mächtigen und Vornehmen ist die giftige Wurzel, aus welcher zahllose Erscheinungen der damaligen Zeit,

---

derlich in Branntwein, verboten sein soll." — Ferner wird den Soldaten das „Schlagen der Bauern" (gleichzeitig mit dem „Uebertreiben der Pferde, so daß sie crepiren") verboten. Sie sollen „keine öffentlichen H.... in die Garnison mitnehmen." Die Offiziere sollen „sich anständig aufführen" u. s. w.

*) S. 120 fl., 129 fl.

Beispiele der widerwärtigsten Art von Gesinnungslosigkeit, Niederträchtigkeit, Kriecherei, ja bisweilen von offner Schlechtigkeit, hervorsprießen.

Schon Leibnitz konnte nicht umhin, zu bekennen, daß seine Manieren und die Kunst, sich den Großen angenehm zu machen, ein gewisseres Mittel des Fortkommens im Leben wären, als Gelehrsamkeit und Fleiß*). Thomasius fand für nöthig, besondere Collegien über die gute Lebensart zu lesen, und Wolf glaubte den ernsten Vorschriften seiner Sittenlehre als eine nothwendige Ergänzung Regeln der Weltklugheit und des äußeren Anstandes beifügen zu müssen**). Eine andere Klasse von Schriftstellern faßte sodann ausschließlich den letzteren Gesichtspunkt in's Auge und suchte den ganzen Inbegriff der Lebensweisheit in der richtigen Beobachtung solcher Klugheitsregeln. „Hänge den Mantel nach dem Winde!" ruft ein Complimentirbuch jener Zeit***) seinen Lesern mit naivster Offenheit zu, wobei es freilich mit scheinheiliger Salbung hinzufügt: „so weit es christlich ist." „Verstelle Dich," fährt es fort, „und gieb Dich nicht blos! Stehest Du bei vornehmen Leuten in Gnaden, so unterwirf Dich zwar ihren Befehlen, aber nimm Dein Interesse dabei wohl in Acht!" In gleicher Weise enthält ein anderes, damals vielgelesenes Buch über dasselbe Thema, des Herrn von Rohr „Klugheitslehre"†), ein sonderbares Gemisch von religiösen Vorschriften, moralischen Tugendlehren und den gemeinsten Kunstgriffen höfischer Klugheit, und zwar die einen ebenso ernsthaft und mit eben solcher Wichtigkeit dargelegt, als die andern. Zwar beklagt Herr von Rohr selbst in einem andern seiner Werke††) mit einem frommen Seufzer, „daß Galanterie, Mode und Weltmanier sich fast über die göttlichen und natürlichen Recht erheben wolle und ein großer Theil der Menschen sich mehr befleißige, seine Handlungen nach dem Wohlstande und dem Gefallen der Höheren einzurichten, als den Sätzen der Tugendlehre Folge zu leisten;" aber, als hätte er sein Gewissen damit beruhigt, vertieft er sich gleich darauf in alle Spezialitäten eben jener Wissenschaft, deren ausgesprochener Zweck es war, die Menschen darauf hinzuweisen, durch strenge Beobachtung des Ceremoniells am Hofe und in der guten Gesellschaft, durch genaue Kenntniß

*) Methodus docendae discendaeque jurisprudentiae.

**) S. oben S. 388 und S. 432.

***) „Bürgerliches Complimentirbüchlein", von Civili Gratiano. 1727.

†) 1719.

††) „Einleitung zur Ceremonialwissenschaft der Privatpersonen", 1730.

aller Feinheiten der Rangfolge und des Titelwesens, durch wirkungsvolle Schmeicheleien gegen vornehme und einflußreiche Personen, genug, durch leere Aeußerlichkeiten, wenn nicht gar durch Heuchelei und Lüge, sich emporzuschwingen und ihr Glück zu machen!

Der Vorwurf, dieses hohle Scheinwesen gedankenloser Complimente, diese Unaufrichtigkeit in der Darlegung erkünstelter Gefühle, diese Abgeschmacktheit überängstlicher Beobachtung leerer und zum Theil alberner Formen, in den geselligen und den Geschäftsverkehr eingeführt und nur zu lange Zeit darin erhalten zu haben, trifft nicht die Vornehmen allein, die sich es freilich gern gefallen ließen, Huldigungen ähnlicher Art, wie sie selbst den noch Höherstehenden leisteten, ihrerseits von ihren Untergebenen zu empfangen und für die Demüthigungen, denen sie dort ausgesetzt waren, durch die Vergötterung, die ihnen hier widerfuhr, schadlos gehalten zu werden, sondern er trifft in gleichem Maße, wenn nicht noch stärker, den Bürgerstand und insbesondere die Gelehrten, welche in solchen Huldigungen gegen die Vornehmen wetteiferten und dieselben dadurch zu immer gesteigerten Ansprüchen in diesem Punkte verwöhnten. Es ist peinlich, zu sehen, wie Gelehrte vom ersten Range und Wortführer der Literatur ihrer Zeit an solche Nichtigkeiten ihre Aufmerksamkeit verschwenden und nicht selten ihre Würde wegwerfen, wie ein Wolf im Verkehr mit dem Reichsgrafen von Manteuffel zu Ausdrücken der Devotion herabsteigt, welche Dieser selbst halb beschämt abzulehnen scheint*); wie vollends Gottsched, dessen Aengstlichkeit ein

*) Z. B. in den Glückwunschschreiben W.'s an M. zum Neujahr 1741, zum Jahresschluß 1742 und wieder zum Neujahr 1743, wo von „überfließender Gnade" u. dgl. die Rede ist („Briefwechsel zwischen M. und W.", 1. Bd., Bl. 271 u. f. w.). In einem Schreiben W.'s zu M.'s akad. Jubiläum in Leipzig, vom 3. Sept. 1743, (ebenda, 2. Bd., Bl. 58) läßt er es nicht bei der Schmeichelei bewenden: „Gott verleihe andern Universitäten, insbesondere unserm armen Halle, auch einen solchen Kenner der Wissenschaften!" — wobei er wenigstens der Wahrheit nicht zu nahe trat, — sondern er fügt auch noch hinzu: „Jedoch, wie kann man auf Maecenates in einem Lande hoffen, wo keine Augusti das Scepter führen?" — worin, ganz abgesehen von allem Anderen, schon in Berücksichtigung Dessen, was Wolfs Landesherr, Friedrich II., gerade für ihn und in ihm für die Wissenschaft zu thun sich beeifert hatte, eine schnöde Undankbarkeit und Niederträchtigkeit liegt. — Auch noch bei einer andern Gelegenheit bewies W., wie wenig er den einem Gelehrten so wohlanstehenden Freimuth, Mächtigen gegenüber, besaß. Als Friedrich II. den vielberufenen Befehl gegen H. A. Francke erlassen, worin diesem, weil er über die Comödianten zu Halle geklagt,

häufiger Gegenstand seiner Spöttereien für denselben gräflichen Gönner ist, nach jeder Gelegenheit, einem Großen oder einem Hofmanne von Einfluß sich zu empfehlen, begierig hascht und bei jedem Gedanken, daß ein Solcher ihn mißgünstig oder gar argwöhnisch ansehen könnte, auf das Allerkläglichste zittert*).

Die Vorliebe für Titel, die Strenge in Aufrechthaltung der dadurch bezeichneten Rangstufenfolge, sowie die Umständlichkeit des äußeren Ceremoniells, der Anreden, der Verbeugungen und der sonstigen Formalitäten des Umgangs sowol Gleichgestellter unter sich, als mit Höhergestellten, alles Dies bekundet, wo es sich findet, allemal einen Zustand der Gesellschaft, welchem die rechte Freiheit der Bewegung und die höhere Weihe wahrer Bildung noch gebricht. Es ist eine fast nie trügende Erfahrung, daß, wo auf derartige Aeußerlichkeiten ein unverhältnißmäßiges Gewicht gelegt wird, der innere geistige Werth des Menschen der ihm gebührenden Schätzung ermangelt und das Streben der Einzelnen sich mehr auf den Schein, als auf das Wesen richtet. Eine hierarchische Gliederung der Stände, auch in äußeren Formen erkennbar, war von jeher in Deutschland üblich gewesen. Jetzt aber brachte der Trieb eitler

---

weil sie die Studenten verführten, aufgegeben ward, „bei Verlust seines Amtes" selber die Comödie zu besuchen und darüber, daß Dies geschehen, von dem Director des Theaters ein Zeugniß beizubringen (einer der Fälle, wo Friedrichs Haß gegen alles Das, was er „Muckerei" nannte, ihn zu der tadelnswerthesten Tyrannei und Unduldsamkeit verleitete), ging die Rede, der akad. Senat zu Halle werde sich Francke's annehmen und im Interesse der in dessen Person tiefgekränkten Professorenwürde Vorstellungen beim Könige thun. Manteuffel fragt in einem Briefe bei Wolf deshalb an, Wolf aber antwortet: er wisse davon Nichts und er für seine Person werde an einem solchen Schritte sich nicht betheiligen. — Die grundsätzliche Gegnerschaft zwischen Fr. und W., ja selber was Fr. vielleicht früher, bei der Vertreibung W.'s aus Halle, gegen ihn verschuldet haben mochte, kann den Letzteren nicht entschuldigen, wenn er aus Mangel an Muth, oder gar aus niedriger Schadenfreude, einen Schritt von sich ablehnte, der für ihn, wie für alle Collegen Francke's, ganz abgesehen von ihrer persönlichen Stellung zu Diesem, eine Ehrensache hätte sein müssen.

*) Danzel, „Gottsched", S. 42 fl., 51 fl. u. a. m. Das eine Mal (S. 44) schreibt M. mit bitterem Spott an das Gottschedsche Ehepaar, indem er sie zugleich beruhigt und wegen ihrer Schwäche und „Poltronerie" schilt, folgende beißende Worte: Un coeur Alethophile (so nannten sich bekanntlich die Mitglieder der Gesellschaft „zur Ausbreitung der Wahrheit") peut-il être susceptible d'une terreur panique lorsqu'il s'agit de rendre un service si essentiel à la vérité?! Auch in einer andern Manteuffelschen Correspondenz (Handschrift 1274° der Leipz. Univers.-Bibl., Bl. 100) wird Gottsched mit seiner Aengstlichkeit aufgezogen.

Vornehmthuerei eine Verschiebung der einzelnen Glieder dieser Kette, ein Hinandrängen der unteren Stufen zu den oberen und eine immer weitere Selbsterhebung dieser letzteren zuwege. Die Adligen, die sich noch gegen das Ende des 17. Jahrhunderts mit der Anrede „Ew. Adeligen Gestrengen“ und mit der Titulatur „Hochedelgeboren“ begnügt hatten, wollten jetzt „wohlgeboren“ oder noch lieber „hochwohlgeboren“ heißen, und, während 50—60 Jahre früher sogar eine junge Dame vom Adel schlechtweg „Jungfer“ genannt worden war, rümpften jetzt Kramertöchter die Nase, wenn man sie anders als Mademoiselle titulirte, und die adeligen Fräulein verlangten durchaus den auszeichnenden Zusatz „gnädig“. Die Gelehrten blieben natürlich in diesem Wettstreite um Rang und Titel nicht zurück. Einfache Geistliche hießen nun „hochehrwürdig“, Doctoren der Theologie „hochgelahrt“; ja, Letztere sahen es nicht ungern, wenn man sie im Laufe der Rede „Ihre Excellenz“ titulirte; die Bürgermeister größerer Städte wollten wenigstens im außeramtlichen Verkehr ebenfalls „Excellenz“ oder „Magnificenz“ angeredet sein; Schuldiener und Magister dünkten sich mit den Namen „Wohlehrwürdige, Großachtbare und Wohlgelahrte“ nicht zu hoch geehrt, da schon Kaufleute die Bezeichnungen: wohlehrenfest, wohlfürnehm und großedel, Künstler die der Ehrenvesten und Wohlbenamten, und gewöhnliche Handwerker die der Ehrsamen und Namhaften für sich ebensowol beanspruchten*).

Auch nach Adelsrang und höfischen Titeln geizten Kaufleute**),

*) „Complimentirbuch“, S. 24 fl. Rohr, „Klugheitslehre“, S. 50 fl. (Doch spottet Rohr noch (S. 60) über das, ebendamals auch zuerst aufkommende „Höchstselig“ bei fürstl. Personen.) Thomasius, „Monatsgespräche“, Jhrg. 1688, 2. Bd., S. 709.

**) „Der Chronist Lucä.“ — In einer handschriftl. „Beschreibung der Reichsstadt Nürnberg“ (No. 1117 des German. Museums), S. 159, findet sich folgendes charakteristisches Beispiel der Entartung des bürgerlichen Selbstgefühls — sogar in den Reichsstädten! — angeführt. Der Magistrat wendet sich (1722) an den Kaiser mit einer Vorstellung darüber, „daß verschiedene Kaufleute und Bürger bei allerhand deutschen Potentaten sich die Titel: Rath, Agent oder Anwalt ausgewirkt hätten und darauf hin allerhand Freiheiten und Vorrechte prätendirten. Der Kaiser läßt reskribiren: „es sei den betreffenden Unterthanen zu gebieten, daß sie binnen drei Monaten entweder dergleichen Charaktere niederlegen, oder, mit Unterlassung ihrer Profession, von ihren Titeln leben sollten, widrigenfalls die kaiserl. Ungnade nicht ausbleiben werde.“ Darauf hin wird 1724 ein Bürger von Nürnberg, welcher fürst-

Beamte, Gelehrte und Dichter, und die Anwandlung von Stoicismus, welche Wolf veranlaßte, Leibnitz gegen den Verdacht in Schutz zu nehmen, als ob er nicht „den Namen eines Philosophen und Gelehrten viel höher geachtet, als alle äußeren Ehren," ja sogar zu bestreiten, daß Leibnitz jemals den Adel wirklich angenommen und geführt habe*), hinderte nicht, daß er selbst des ihm ertheilten Reichsfreiherrntitels sich mit Befriedigung bediente.

Der Einfluß französischer Sitte, in vielem Andern so nachtheilig, wirkte in dem einen Punkte günstig, daß er das allzu steife Formenwesen (das gemeinsame Product der Schwerfälligkeit deutschen Gelehrtenthums und der an den Höfen herrschend gewordenen spanischen Grandezza) sammt der unendlichen Weitschweifigkeit der üblichen Höflichkeits- und Ehrerbietungsbezeugungen einigermaßen durch einen leichteren und bequemeren Umgangston ersetzte, obschon auch die nach dieser neuen Mode abgekürzten Complimente noch immer einen gewaltigen Luxus von Worten enthalten**).

Allmäliger Sieg der wachsenden Bildung über diese und ähnliche Uebelstände

So mannigfaltig waren die Hindernisse, welche die fortschreitende Bildung zu überwinden hatte und von denen sie wirklich eines nach dem andern, wenn auch nur sehr allmälig und langsam, überwand. Leider fehlt es uns an bestimmten und ausreichenden Thatsachen aus jener, der tiefer eindringenden Geschichtsforschung großentheils noch verschlossenen Zeit, um diesen allmäligen Sieg wahrer Bildung und Gesittung über die Rohheit, den Aberglauben, die Leichtfertigkeit und andererseits die Ueberfeinerung, die Charakterlosigkeit und das steife Formenwesen in seiner Ausbreitung, Steigerung und Vollendung Schritt vor Schritt zu verfolgen und seine einzelnen Stadien mit augenfälligen Beispielen zu markiren. Auch dürfen wir uns diesen

---

bischöflich bambergischer Resident geworden, zur Befolgung des kaiserl. Befehls angehalten; derselbe flüchtet sich aber in das bambergische Haus in Nürnberg und klagt beim Reichshofrath, der ein Conclusum zu seinen Gunsten erläßt, wobei der Magistrat sich beruhigen muß.

*) „Briefwechsel mit M.", 2. Bd., S. 290.

**) Rohr, welcher in seiner „Klugheitslehre" ausdrücklich sagt: „die kurzen Complimente sind heut fast mehr beliebt, als die weitläuftigen," führt (S. 138) als Beispiel eines solchen kurzen Complimentes folgende Anrede eines Bittstellers an einen Minister an: „Mit Ew. Excellenz gnädigen Erlaubniß bitte mir die unterthänige Freiheit aus, Dieselben gehorsamst zu ersuchen, die besondere Gnade mir zu erzeigen," u. s. w.

Fortschritt weder so stetig, noch so allgemein und gleichmäßig vorstellen, daß nicht selber noch weit über die Grenzen unseres Zeitraums hinaus immer wieder Ausbrüche der alten Rohheit, Rückfälle in den alten Aberglauben, Beispiele von Gesinnungslosigkeit unter den Mittelklassen, von Brutalität unter den höheren vorkommen sollten. Nur so Viel können wir, gestützt auf die Gesammtanschauung jener Zeit, wie sie aus einem gewissenhaften Studium aller Erscheinungen derselben sich uns ergeben hat, und auf einzelne Thatsachen, welche sichere Schlüsse auf Weiteres zulassen, mit ziemlicher Bestimmtheit aussprechen: daß zwischen dem Anfange des vorigen Jahrhunderts und dem Beginne des fünften Jahrzehnts desselben ein nicht unerheblicher Umschwung in den geistigen und sittlichen Zuständen Deutschlands theils wirklich eintrat, theils sich vorbereitete, und wir wollen versuchen, wenigstens in einigen allgemeinen Zügen Charakter und Richtung dieses Umschwunges anzudeuten.

Wahrscheinlich würden wir, wenn wir eine so vollständige Criminalstatistik des vorigen Jahrhunderts, wie der Gegenwart, besäßen, noch eine geraume Zeit hindurch keine sehr wesentliche Abnahme der Verbrechen wahrnehmen, aber doch auch schwerlich eine Zunahme, trotzdem, daß in der Anwendung peinlicher Strafen um die Mitte des Jahrhunderts und theilweise schon früher eine bedeutende Milderung eintritt*) und die Vollziehung der Kirchenbußen an den meisten Orten thatsächlich in Abgang kommt. Wenn schon an sich diese Aenderung des Strafsystems einen Fortschritt anzeigt, indem man mit vernünftigeren und humaneren Mitteln denselben Zweck zu erreichen sucht, den man bisher nur mit den grausamsten erreichen zu können glaubte, so deutet sie zugleich auf den mitwirkenden Einfluß neuer sittlicher Kräfte hin, welche bisher geschlummert hatten. Und so ist es in der That. Wie der Pietismus ohne allen Zweifel mehr Unsittlichkeiten verhütete, als die alte Kirche mit all ihren noch so strengen Kirchenbußen, so machte die gestiegene und nach und nach selbst bis zu den unteren Klassen des Volkes hinabdringende Bildung es der Staatsgewalt möglich, an die Stelle von Galgen und Rad, glühenden Zangen und anderen raffinirten Peinigungen**) theils minder qualvolle und das menschliche Gefühl weniger

*) Friedrich II. ließ z. B. nicht mehr wegen bloßen Diebstahls hängen. Auch anderwärts war Dies der Fall (s. die zweitfolgende Note).

**) In Prag wurden allerdings noch 1732 mehreren Mördern Riemen aus

empörende Todesarten, theils sogar bloße Freiheitsberaubungen zu setzen*).

Es wäre thöricht, zu wähnen, der Glaube an Heren, Teufelsbeschwörungen, Schatzgräberei und dergleichen Vernunftwidrigkeiten sei mit dem Eintritte des „Jahrhunderts der Aufklärung" oder mit dem Erscheinen und der Verbreitung der Thomasiusschen Schriften gegen die Herenprozesse alsbald verschwunden. Nicht nur im Laufe dieses ersten Abschnittes, sondern bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts kommen Beispiele solchen Aberglaubens vor, und zum Theil noch in ziemlich krasser Gestalt**). Aber ein unverkennbarer Sieg der gesteigerten Aufklärung zeigt sich doch darin, daß nicht blos einzelne freierdenkende Gelehrte oder einzelne Facultäten, wie seiner Zeit Thomasius und dessen juristische Collegen zu Halle, sondern ganze Universitäten, und zwar auch

---

dem Rücken geschnitten und abgestreift, sie dann mit glühenden Zangen gezwickt und endlich gerädert. („Lpz. Postztg." von 1732, S. 328.)

*) 1715 ward das erste Zuchthaus in Kursachsen (in Waldheim) errichtet. Es diente zugleich als Versorgungshaus für Arme, Waisen (z. B. „Zigeunerkinder"), als Correctionshaus für Landstreicher, Bettler, „Trotzige", liederliche Weibspersonen, Solche, „so zu Müssiggang und Desperation (?) geneigt," „ungerathene Söhne", liederliches Gesinde (von den Herrschaften eingeliefert), Landesverwiesene, welche die Urphede gebrochen (d. h. gegen ihr Versprechen zurückgekehrt waren), endlich als wirkliches Zuchthaus für Diebe („auf allerunterthänigstes Suppliciren" — also als Strafmilderung, da sie eigentlich mit dem Tode bestraft wurden) — auch eine Frau „wegen mehrmaligen Feueranlegens" kommt darin vor; daraus erhellt, wie sehr man schon von dem früheren Strafsystem, welches für alle solche Verbrechen unbedingt auf Tod erkannte, zurückging. („Beschreibung des kurf. Zucht-, Waisen- und Armenhauses Waldheim", 1717.)

**) Hering, „Gesch. der kirchl. Unionsversuche", 2. Bd., S. 332, erzählt eine Schatzgräbergeschichte aus Jena, in deren Folge zwei Bauern todt, ein Student bewußtlos gefunden wurden. Jecander („Kursächs. Kernchronicon"), 2. Bd., S. 40, spricht von „Nachstellungen des Satan," denen die Sechswöchnerinnen unterworfen seien, wie von einer bekannten Sache; Bernd in seiner Selbstbiographie erzählt auch verschiedene Male von Teufelsanfechtungen, die er als Student zu haben glaubte. Auch besondere Schriften vom Teufel erschienen noch immer (vgl. „Leben in Frankfurt", 2. Hft., S. 1). 1732 ließ Se. römisch-kaiserl. Majestät Carl VI. einen Bericht über angeblich vorgekommene „Vampyre" an mehrere Universitäten zur Begutachtung senden („Lpz. Postztg." von 1732, S. 174) — u. dgl. m. „Wunderdoctoren" kommen auf den Messen und anderwärts regelmäßig noch bis in die 70er Jahre des 18. Jahrh. vor (Dolz, „Leipzig", S. 329). Hinsichtlich der zweiten Hälfte des Jahrhunderts deuten wir vorläufig nur auf die Namen Cagliostro, Schröpfer u. a. hin, verweisen auch auf die Selbstbiographie Bronners (eines ehemal. kathol. Mönchs).

solche, die früher gut rechtgläubig, also Vertheidigerinnen der übernatürlichen Wirkungen dämonischer Kräfte gewesen waren, jetzt diese Ansicht verleugnen und für das Prinzip der „natürlichen Ursachen" in die Schranken treten*).

Die Titel- und Rangsucht, nicht blos an den Höfen, sondern auch im Mittelstande, unter Beamten, Gelehrten, ja selber einfachen Bürgern, bestand noch lange fort, besteht sie doch in weiten Kreisen bis auf den heutigen Tag! aber sie wird, je länger je mehr, schon in den moralischen Wochenschriften, den Epigrammen und Satiren dieses ersten Zeitraumes ein Gegenstand ernster Rüge oder beißenden Spottes. Die charakterlose Feigheit im Verkehr mit den Mächtigen und Vornehmen macht sich noch immer vieler Orten breit, aber daneben erhebt doch auch schon der bürgerliche Freimuth hier und da, wenn auch meist noch etwas schüchtern, wieder sein Haupt.

Versuch einer Schilderung des häuslichen Lebens in Deutschland während der ersten Hälfte des 18. Jahrh.

Die Bildung und Gesittung eines Zeitalters spiegelt sich am Deutlichsten ab in dem Zustande des häuslichen Lebens, als des natürlichen Mittelpunktes, von welchem die Entwickelung der Individuen aus- und auf welchen sie zurückgeht. Zumal in einer Periode wie diese, wo es an einem öffentlichen Leben gänzlich fehlte, und zumal in einem Lande wie Deutschland, wo von jeher das Haus und die Familie eine so große Rolle gespielt haben.

Wir wollen den Versuch machen, am Schlusse dieses Rückblickes ein Bild des häuslichen Lebens unserer Voräitern in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu entwerfen. Den Versuch, sagen wir, denn

*) In der oben erwähnten Schatzgräbergeschichte zu Jena hatte zuerst ein Arzt zu Halle in einer besondern Schrift (jedoch anonym) unternommen, den Tod der beiden Bauern und die Bewußtlosigkeit des Studenten als Folgen einer Erstickung durch Kohlendämpfe darzustellen. Dem entgegen behauptete ein Dr. Andreä zu Jena: der Teufel habe Jene getödtet und Diesen betäubt. Aber die drei Facultäten von Jena gaben ihr Gutachten dahin ab: es seien hier natürliche Ursachen im Spiele gewesen, und eine öffentliche Rechtfertigung dieses Gutachtens stellte geradezu die Ansicht auf: eine solche Wirkung des Teufels, wie die von Andreä vorausgesetzte, sei unmöglich. (Man vergleiche damit die schüchternen Erklärungen des Thomasius über die dämonischen Wirkungen, welche er noch keineswegs schlechthin zu bestreiten wagte.) Löschers „Unschuldige Nachrichten" freilich erblickten in dieser Teufelsleugnung durch eine ganze Universität „eine offenbare Probe der thränenwürdigen Licenz, welche unter uns eingerissen." (Hering, a. a. O.)

leider müssen wir bekennen, daß die Quellen unserer Darstellung nirgends spärlicher fließen, als hier, und wir deshalb, trotz der eifrigsten Bemühungen, nicht im Stande sind, diesem Theile unserer Schilderung auch nur annähernd diejenige Vollständigkeit und Anschaulichkeit zu geben, die wir gerade ihm so gern geben möchten.

Wir beschränken uns dabei im Wesentlichen auf den Mittelstand, da von den höheren Ständen schon früher die Rede gewesen, von den unteren Klassen aber und insbesondere von der ländlichen Bevölkerung es vollends unmöglich ist, eine nur einigermaßen sichere Anschauung zu gewinnen, und wir uns daher in Bezug auf sie mit den einzelnen Schlaglichtern begnügen müssen, welche die oben versuchte allgemeine Sittenschilderung ab und zu auch auf deren häusliches Leben wirft.

Sittliche Zustände in den Familien.

Es ist glaublich, und mancherlei Anzeichen deuten darauf hin, daß ein Theil des Bürgerstandes gerade in der Periode, wo die höheren Stände am Ausschweifendsten lebten, insbesondere die Heiligkeit der Familie am Schamlosesten mißachteten und entweihten, sich um so strenger in sich abgeschlossen und an der Ehrbarkeit des deutschen Hauses festgehalten habe. Wenn nichts Anderes, so mochte schon ein gewisser bürgerlicher Trotz sie antreiben, der vornehmen Modebildung, die verachtend auf Alles herabsah, was nicht an ihr Theil hatte, die herbe Strenge altväterischen Wesens entgegenzusetzen.

Von dieser Seite betrachtet, wirkte die spätere Verfeinerung der Mittelklassen nicht immer günstig auf deren häusliches Leben zurück, indem sie an die Stelle jener Abgeschlossenheit und Zurückhaltung derselben ein zwar freieres, aber auch leichtfertigeres Gebahren setzte und den Bürgerstand zur Nachäffung der Vornehmen, nicht eben zum Vortheil seiner Sittlichkeit, verführte*).

In denjenigen Städten, welche mit der höfischen Gesellschaft weniger in Berührung kamen, mag dieser Uebergang zu freieren Sitten erst um ein gut Theil später, als in den Residenzen, erfolgt sein. Von Hamburg besitzen wir in dieser Beziehung ein günstiges Zeugniß eines

*) Semler in seiner „Lebensbeschreibung, von ihm selber abgefaßt", 1. Thl, S. 146, bemerkt von seiner Braut (ungefähr aus dem Jahre 1750): „Ihre Mutter hatte eine sehr strenge Ordnung für ihre Tochter eingeführt, weil sie mit der freieren Lebensart ihres Geschlechts, die ziemlich in Coburg schon herrschte, durchaus nicht zufrieden war. Sie behielt die alten Grundsätze, wonach sie selbst in Saalfeld erzogen war" u. s. w.

engliſchen Reiſenden (vom Jahre 1725) über das dortige Familienleben*), und ein noch günſtigeres finden wir in den unzufriedenen Aeußerungen des frivolen Herrn v. Pöllnitz über die Zurückgezogenheit der Hamburger Frauen, die er zu ſeinem Bedauern faſt gar nicht außer dem Hauſe, und dann nur in Begleitung ihrer Männer traf, und die im eignen Hauſe noch weniger zugänglich waren**).

Dennoch würden wir wahrſcheinlich irren, wenn wir die Sittlichkeit der Mittelklaſſen in Bezug auf das eheliche und häusliche Leben im Anfange des Jahrhunderts als noch völlig ungetrübt und unter dem Bilde patriarchaliſcher Reinheit uns vorſtellen wollten. Eine ſo günſtige Meinung davon zu faſſen, hindert uns ſchon die Phyſiognomie der damals herrſchenden Zeitliteratur, welche ziemlich ſichere Rückſchlüſſe auf den Zuſtand der Geſellſchaft, für die ſie geſchrieben ward, geſtattet. Ein Geſchlecht, welches die ſchmutzigen Romane Talanders und Seinesgleichen, die ſchlüpfrigen und raffinirt lüſternen Gedichte der zweiten ſchleſiſchen Schule ſo gierig verſchlang, wie die große Verbreitung und das maſſenhafte Erſcheinen dieſer Producte bezeugt, konnte unmöglich durch Sittenreinheit und Stärke des Familienſinnes ausgezeichnet ſein. Die Betrachtungen, welche Schuppius über die verbreitete Unſittlichkeit in dieſem Punkte anſtellt, die Moralvorſchriften Wolfs, welche kein Verhältniß ſo ernſt, wie das eheliche, in's Auge faſſen, alle dieſe und ähnliche Mahnungen wenden ſich offenbar vorzugsweiſe an die bürgerlichen Klaſſen. Thomaſius, der für dieſelbe Geſellſchaftsſchicht ſchrieb, äußert ſich häufig in einem Tone, der nicht auf eine beſondere Reinheit des Familienlebens jener Zeit ſchließen läßt. Die moraliſchen Wochenſchriften klagen vielfach über die Ausſchweifungen der jungen Männer und die Koketterie der Mädchen und wiſſen Allerlei von unglücklichen Ehen und von ungetreuen Ehegatten beiderlei Geſchlechts zu erzählen***).

Auch haben wir das ausdrückliche Zeugniß eines zeitgenöſſiſchen Schriftſtellers vor uns, welches von dem Ueberhandnehmen der „Ge-

*) S. Beneke, „Hamb. Geſchichten", S. 354.

**) Pöllnitz, „Mémoires", 1. Bd., S. 86.

***) Ueber alles Dieſes ſ. oben bei den betreffenden Abſchnitten. Hinſichtlich der Wochenſchriften verweiſen wir beiſpielsweiſe nur auf folgende Stellen: „Vernünftige Tadlerinnen", 1. Bd., S. 294, 416. II. S. 55, 288, 378 ff. u. ſ. w. „Patriot," 2. Bd., S. 146, 446, 3. Bd., S. 155, 268 u. ſ. w.

wissenschen" in einer Weise spricht, die sattsam andeutet, daß diese Erscheinung damals schon weder neu, noch vereinzelt war*).

Wohl aber sehen wir, neben den für die Sittlichkeit des Familienlebens nachtheiligen Einflüssen von oben und vom Auslande her, andere wirksam — heimische und aus dem Schooße des Bürgerstandes selbst kommende —, die nicht blos der Ausbreitung des Uebels Schranken setzen, sondern allmälig auch einen Rückschlag dagegen vorbereiten. Nicht der kleinste Antheil an diesem Verdienste gebührt den Pietisten. Ohne ihre ernsten und beharrlich fortgesetzten Bemühungen für Reinigung der Sitten und Erweckung eines bessern Geistes im Bürgerstande möchte das deutsche Familienleben der zwiefachen Gefahr, womit es von den Nachwehen der allgemeinen Sittenverwilderung im dreißigjährigen Kriege und von dem schädlichen Beispiele romanischen Leichtsinns bedroht war, noch viel weniger entgangen sein. Nächst dem Pietismus hat die sogenannte natürliche Moral, namentlich vertreten in der Wolfschen Philosophie, am Meisten zu der Verbesserung der sittlichen Zustände in diesem Punkte beigetragen. Durch die moralischen Wochenschriften drang sodann eine ernstere und gehobenere Lebensansicht in alle Kreise der bürgerlichen Gesellschaft ein, und die mit ihnen Hand in Hand gehende Dichterschule der Niedersachsen und der Schweizer, deren Lieder zum großen Theil der Verherrlichung der Häuslichkeit, der geselligen Freuden, der Zufriedenheit und der Freundschaft galten, half diese Richtung vollends in den Gemüthern befestigen. Auch Gottsched, wennschon seine Muse sich lieber auf dem Parkette des Hofes, als in den Kreisen bürgerlichen Lebens bewegte und er für seine Person mehr die Erregungen und den Glanz des geselligen Salons, als die stillen Freuden des häuslichen Heerdes liebte**), wirkte dennoch auf die Läuterung des Familiengeistes

*) Rohr, „Ceremonialwissenschaft", S. 601.

**) Aus dem Briefwechsel Manteuffels ersieht man, wie die Gottscheds es liebten, geistreiche Cirkel in ihrem Hause zu geben, berühmte Fremde bei sich zu sehen und überhaupt soviel als möglich die damals in Paris gewöhnlichen sog. bureaux d'esprit nachzuahmen. (Büschings „Lebensbeschreibung", 1. Bd., S. 129.) Bezeichnend ist in dieser Hinsicht das offene Geständniß der Frau Gottsched (in ihren „Briefen", 2. Bd., S. 151), daß sie „Haus- und Wirthschaftssorgen von Kindheit an für die elendeste Beschäftigung eines denkenden Wesens gehalten habe." Ein anderes Mal (ebenda) preist sie sich glücklich, daß sie keine Kinder habe; denn, wäre sie Mutter, so würde sie es für ihre Pflicht halten, sich ihrer Kinder anzunehmen, und doch würde Dies sehr störend auf ihre gelehrten Beschäftigungen einwirken.

günſtig ein, indem er nachdrücklich den in der Literatur herrſchend gewordenen ſchlüpfrigen Ton bekämpfte, und ſelber die Canitz und Beſſer, wiewol ſie nicht umhin konnten, der an den Höfen beliebten frivolen Sitte auch in ihren Gedichten hier und da zu huldigen, bekundeten doch daneben ein warmes und aufrichtiges Gefühl für ihre Freuden wie für ihre Pflichten als Gatten und Familienväter.

Die häusliche Erziehung.

Aus der häuslichen Erziehung jener Zeit tritt ein Uebelſtand vor allen grell hervor: die auch im Mittelſtande weitverbreitete Unſitte des Ammenhaltens. Gegen Nichts eifern die moraliſchen Wochenſchriften ſo ſehr, als gegen die allgemeine Vernachläſſigung der erſten Mutterpflichten aus Bequemlichkeit, Genußſucht oder Modedünkel, aber ſie ſowol, als die namhafteſten theologiſchen und philoſophiſchen Sittenlehrer, an ihrer Spitze Schuppius und Wolf, ſcheinen nur mit geringem Erfolge gegen dieſe Widernatürlichkeit angekämpft zu haben; der wir auch noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in weiteſten Kreiſen begegnen*).

Eine andere häufige Klage der zeitgenöſſiſchen Schriftſteller richtet ſich gegen die unvernünftige Härte der Aeltern**). Den Vätern insbeſondere wird ſchuldgegeben, ſie verführen gegen ihre Kinder häufig ſo, „daß dieſe ſich vor ihnen wie ein Sklave vor ſeinem Tyrannen, ja wie vor dem Teufel fürchteten“***). Man glaubte, an Autorität einzubüßen, wenn man nicht bis zur Grauſamkeit hart wäre, und Schläge galten als die einzige Panacee gegen alle Unarten des jugendlichen Alters†). Daneben finden ſich wieder Klagen über Verwöhnung und Verzärtelung

*) S. oben S. 433 und Abſchn. 9, Anfang; Schuppius, „Gedenk' dran, Hamburg!“ u. A. m.

**) In den „Vern. Tadlerinnen“, 1. Bd., S. 272, wird eine Mutter aus den wohlhabenderen Ständen darüber zur Rede geſetzt, daß ſie mit ihrer gutartigen Tochter ſo grauſam umgehe. „Ich ſehe,“ heißt es dort, „daß du ihr einige Fäden um die Hände wickelſt, ein Licht ergreifſt und dieſelben anzündeſt, auch wohl mit Ruthen dreinſchlägeſt, wenn ſie dieſelben nicht ſtillhalten kann. Ich ſehe, wie blutrünſtig dieſelben täglich ſind. Warum thuſt du alles Dies? Darum, ſprichſt du, weil das Aas nicht Spitzen genug klöppeln will.“ — Aehnlich äußert ſich der „Politiſche Philoſoph“ (1724).

***) „Polit. Philoſoph“, S. 128.

†) „Vern. Tadl.“, 1. Bd., S. 276.

der Kinder. Im Durchschnitt scheint es, selber in vielen Häusern des höheren Bürgerthums, nicht blos an jeder festen Erziehungsmarime, sondern auch an der ersten Tugend eines Erziehers, der Selbstbeherrschung, gefehlt und nur die augenblickliche Laune oder Leidenschaft die Behandlung der Kinder dictirt zu haben. Blinde Liebe wechselte mit blindem Zorn oder Haß, ja es wird als eine „ebenso gemeine, wie schädliche Sache" erwähnt, „daß kaum ein Vater oder eine Mutter zu finden sei, wo sich nicht ein Unterschied in der Liebe zwischen ihren Kindern blicken lasse"*). Der Mangel an psychologischer Einsicht in die Natur der Kinderseele war ein anderes Hinderniß einer vernünftigen Erziehung. Weiß doch sogar noch Goethe aus seiner Jugend Sonderbares in dieser Hinsicht von seinem sonst so verständigen Vater zu erzählen!**) Endlich aber stand die Unnatur der Verhältnisse, in denen die Erwachsenen selbst sich bewegten, einer guten und wirksamen Kinderzucht vielfach im Wege. Wie konnten Aeltern, welche den Sinnengenuß, die Verschwendung, den Putz oder das Prunken mit Rang und Titel als ihr Lebensziel betrachteten, ihre Kinder zu besseren Grundsätzen erziehen? In den meisten Fällen hatten sie nicht Zeit noch Lust, sich selbst mit der körperlichen und geistigen Pflege ihrer Kleinen abzugeben, und, wie sie jene einer Amme anvertrauten, so diese einer Gouvernante oder, im späteren Alter, einem Hofmeister, der, da er nur wenig besser, als ein Bedienter, gehalten ward***), natürlich weder das nöthige Ansehen bei den Kindern, noch die gehörige Freudigkeit zur Erfüllung seines schweren Berufs besaß. Die Kinder sahen von früh auf das schlimme Beispiel der Aeltern, ja es kam wol vor, daß diese selbst, wie einsichtigere Zeitgenossen klagen,

---

*) Jenisch, „Geist des 18. Jahrhunderts."

**) „Aus meinem Leben", 1. Thl., 1. Buch („Werke", 24. Bd., S. 16). „Unglücklicherweise hatte man noch die Erziehungsmarime, den Kindern frühzeitig alle Furcht vor dem Ahnungsvollen und Unsichtbaren zu benehmen und sie an das Schauderhafte zu gewöhnen. Wir Kinder sollten daher allein schlafen, und, wenn uns Dieses unmöglich fiel und wir uns sacht aus den Betten hervormachten und die Gesellschaft der Bedienten und Mägde suchten, so stellte sich, in umgewandtem Schlafrock und also für uns verkleidet genug, der Vater in den Weg und schreckte uns in unsre Ruhestätten zurück."

***) „Mehr als 40 Thlr. wollte man nicht an einen Hofmeister wenden, dabei sollte er auch noch die Verwalterrechnungen mit besorgen". („Briefe der Frau Gottsched", 2. Bd., S. 97.)

„ihren Kindern Eſſen, Trinken und ſchöne Kleider als das höchſte Gut vorſtellten“ *).

Inzwiſchen brachte doch gerade in dieſem Punkte der allgemeine Bildungsfortſchritt im Laufe einiger Jahrzehnte weſentliche Veränderungen hervor. Die Anſichten Locke's über die Erziehung fanden in Deutſchland vielfach Verbreitung und Beachtung **). Die Wolfſche Philoſophie und die moraliſchen Wochenſchriften machten die Verbeſſerung der Erziehung zu einer ihrer Hauptaufgaben. In den Häuſern der Gelehrten und Geiſtlichen mag im Allgemeinen eine ſorglichere Kinderzucht zu finden geweſen ſein, als in denen der wohlhabenden, den Zerſtreuungen des Modelebens mehr ausgeſetzten Klaſſen, und viele Familien des niederen Bürgerſtandes ſcheinen es ebenfalls mit dem Geſchäft der Erziehung ernſter genommen zu haben, wie das Hervorgehen ſo bedeutender Männer wie Wolf, Kant u. A. gerade aus dieſem Stande und die von denſelben uns aufbewahrten Erinnerungen an die Eindrücke ihrer Jugend bekunden ***).

Was den häuslichen Unterricht betrifft, ſo war er in der Mehrzahl der Fälle wol um nicht Vieles beſſer, als der öffentliche. Das mechaniſche Einlernen trockener Namen und Zahlen oder dunkler und meiſt unverſtandener Begriffe ſpielte auch hier eine Hauptrolle, und dazu kam in vielen Häuſern ein Uebermaß äußerlicher Andachtsübungen — Gebete, Herſagen von Bibelverſen oder Katechismusſtellen u. dgl. m. —, welches weit mehr geeignet war, den wahren religiöſen Sinn in den jugendlichen Gemüthern zu erſticken oder irrezuleiten, als zu kräftigen †). Eine Eigenthümlichkeit der damaligen Zeit war auch die Sucht, die Kinder ſo früh als möglich geiſtig anzuſtrengen, ſelber auf Koſten der natürlichen körperlichen Entwickelung, für die man

*) „Polit. Philoſoph“, S. 138. — Aehnliche Klagen findet man im „Patrioten“, den „Vern. Tadlerinnen“ u. ſ. w.

**) Ebenda und „Vern. Tadlerinnen“, 2. Bd., S. 64.

***) So erzählt Kant, „daß er im Hauſe ſeiner Aeltern nie etwas Unrechtes geſehen habe“ („Sämmtl. Werke K.'s“, herausg. von Roſenkranz, 11. Bd.), und auch Wolf rühmt von den ſeinigen („Eigne Lebensbeſchreibung“, S. 111): „Sie haben mir von der erſten Kindheit an große Liebe zur Gerechtigkeit und einen Haß gegen die Ungerechtigkeit, auch einen Eifer für die Religion und Gottesfurcht beigebracht.“

†) Möſers „Verm. Schriften“, S. 199. Bernds „Leben“, S. 21.

überhaupt, das Tanzen abgerechnet, wenig that*). Einen Vortheil hatte der schlechte Zustand der öffentlichen Schulen für den häuslichen Unterricht der Jugend, den nämlich, daß gewissenhafte Aeltern um so länger sie unter ihrer eigenen Obhut zu bilden suchten und sich selbst der Unterweisung derselben unterzogen.

Eine besondere Betrachtung müssen wir der Erziehung des weiblichen Geschlechts in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts widmen.

Weibliche Bildung. Im Allgemeinen muß man annehmen, daß die weibliche Bildung in jener Zeit nicht besonders hoch gestanden habe. Oeffentliche Schulen für den höheren Mädchenunterricht gab es nicht**). Im Hause war deren Erziehung in vielen Familien ausschließlich der Mutter überlassen; der Vater hielt es unter seiner Würde, sich darum zu kümmern, und wendete seine Sorgfalt nur den Knaben zu***).

Dagegen finden wir auch Beispiele von einer mehr als gewöhnlichen Bildung bei manchen Frauen jener Zeit. Gottscheds Frau war nicht blos im Französischen und Englischen, sondern auch im Lateinischen und Griechischen geübt, las lateinische Schriftsteller und schrieb — was damals beinahe noch mehr bedeuten wollte — gutes Deutsch, obgleich ihr Hofmeister ihr versichert hatte, „es sei gemein, deutsche Briefe zu schreiben"†). Latein scheinen damals viele Frauenzimmer gelernt zu haben, besonders Töchter von Gelehrten. Auch fehlte es nicht an wirklich „gelehrten" Frauenzimmern. Die Listen der „Deutschen Gesellschaft" Gottscheds zählten mehr als eine solche unter ihren Mitgliedern auf, denn nicht alle waren so bescheiden oder so klug, wie Frau Gottsched, diese Ehre als eine für Frauen nicht passende zu verbitten††). Französisch

*) Jenisch, a. a. O., „Patriot", 1. Bd. — Sogar der große Denker Leibnitz wollte dem Kinde schon vor dem 6. Jahre mehrere Sprachen durch den Gebrauch beigebracht, außerdem Geschichte, allgemeine und besondere, die heilige und die der Gegenwart, gelehrt wissen (Methodus, — Opp. omn. IV. 170).

**) Seckendorf, „Christenstaat", S. 601. „Ein sehr Weniges geschieht in den Mägdleinschulen und bleibet gemeinlich nur bei dem allerunterſten Grade der Catechisation."

***) „Vern. Tadlerinnen". 1. Bd., S. 343. „Polit. Philosoph", S. 143. (An der letztern Stelle ruft der Verfasser vorwurfsvoll aus: „Die Töchter sind doch ebensowohl Menschen, als die Söhne!")

†) „Briefe der Frau Gottsched", Einl. und 1. Bd., S. 7.

††) Als Curiosum sei hier noch aus einem 1705 erschienenen Schriftchen:

mußte ein Mädchen können, welches auf moderne Bildung Anſpruch machen wollte. Selbſt die alte Frau Möſer, des Juſtus Mutter, die durch und durch eine gute weſtphäliſche Hausfrau war und das Wirthſchaftsweſen für den erſten Zweck des Daſeins hielt, war doch eine Freundin des Franzöſiſchen und hielt ihre Kinder dazu an*). Auch Muſik und Singen gehörte zur Ausbildung eines jungen Frauenzimmers aus guter Familie. Gottſched ſendet ſeiner Braut S. Bachs

---

„Frauenzimmerbibliothekchen", die Liſte von Büchern mitgetheilt, welche daſelbſt (S. 78) einem „Frauenzimmer von aufgewecktem Verſtande" zum Leſen empfohlen werden.

I. In Folio.

Die ſogenannte Weimariſche Bibel.
Lundii Jüdiſche Heiligthümer.

II. In Quarto.

Speneri Glaubens-Lehre.
Gribneri Predigten vom Tod.
Schelhammer unterwieſene Köchinn.
Heſſens Garten-Luſt.

III. In Octavo.

Eine Hand-Bibel.
Arnds Vom wahren Chriſtenthum.
Ein groß Geſang-Buch, als etwa Crügeri, oder das Lüneburger.
Saiten-Spiel und Andachts-Flamme.
Creutzbergs Seelen-Ruh in Jeſu Wunden.
Laſſenii Betrübtes und getröſtetes Ephraim.
Hoëns Evangeliſches Hand-Buch wider die Papiſten.
Colbergs Platoniſch-Hermetiſches Chriſtenthum.
Laſſenii Beſiegte Atheiſterey.
Kurtzgefaßte Kirchen-Hiſtorie Alten und Neuen Teſtaments.
Mulleri Vade-Mecum Botanicum.

IV. In Duodecimo.

Arnds Paradis-Gärtlein, Berliner Edit.
Cundiſii Perlen-Schmuck.
Speneri Erklärung des Catechismi.
Bergeri Für Augen gemahlter Chriſtus Jeſus.
Maſii Bericht vom Unterſcheid der Lutheriſch- und Reformirten Lehre.
Hübneri Geographiſche Fragen.
Hübneri Politiſche Fragen, complet.
Anonymi, Genealogiſche Fragen.
Becheri Haus-Vater.
Helwigii Frauen-Zimmer-Apothekchen.

*) „J. Möſers Leben", von Nicolai, vor „Möſers Werken", S. 17.

Stücke zum Clavier und andere von Weyrauch zur Laute, auch eine Symphonie von Hasse, und das junge Mädchen schreibt zurück, sie werde diese Compositionen „im Concert" spielen*).

Doch hören wir auch von Töchtern aus den ersten Familien des Bürgerstandes, welche solche und ähnliche Fertigkeiten entbehren mußten und dennoch für wohlerzogen und gebildet galten. Die Frau des berühmten Gelehrten Pütter und ihre Schwestern, Töchter eines braunschweigischen Geheimen Rathes (deren Jugend in die letzten Jahre unseres Zeitraums fällt), waren „in ihren Religionsgrundsätzen (durch ihre Mutter) wohlunterrichtet und festgegründet, bewandert im Hauswesen, geübt, ihre Zeit zwischen weiblichen Arbeiten und dem Lesen nützlicher Bücher einzutheilen; um Tanzen, Singen, Zeichnen, Musik und Französisch zu lernen, hatte es ihnen an Gelegenheit gefehlt; sonst aber hatten sie Bildung genug bekommen durch den Umgang mit den jungen Prinzessinnen und anderen adeligen jungen Damen"**). Eine ähnliche solide Bildung des Geistes und Verstandes rühmt Semler von seiner Braut. „Sie war in aller Geschicklichkeit, die dem weiblichen Geschlechte wahre Vorzüge gibt, unterrichtet; ihr Urtheil war so richtig, daß in häuslichen Einrichtungen und Veranstaltungen die Mutter es gemeinlich ihrem eigenen vorzog; sie schrieb einen gut ausgedrückten Brief, mit schönen und gleichen Zügen und mit sehr wenig Fehlern gegen die Orthographie. Geldrechnung verstand sie besser, als die Mutter, und hatte, da sie kaum 15 Jahr alt war, in langer Abwesenheit der Mutter bedeutende Einnahmen so sicher berechnet, daß gar Nichts daran fehlte. Sie hatte tanzen gelernt und trug sich gut, liebte es aber nicht sonderlich; ihren Putz und einen großen Theil ihrer Kleidung machte sie selbst, und stets mit Geschmack. Ihr Charakter war vortrefflich"***).

Dagegen wird freilich auch vielfach über eine leichtsinnige und oberflächliche Erziehung der jungen Mädchen, besonders in den reicheren Häusern, geklagt. Man erzog sie, wenn wir diesen Klagen glauben dürfen, „öfter zu Koketten, als zu Hausfrauen," ließ sie mehr „leichtfertige" Bücher lesen, als solche, „die zur Tugend und Vollkommenheit führen," mehr „garstige Buhlenlieder" singen und spielen, als die erhe-

*) „Briefe der Frau G.", 1. Bd., S. 4.
**) Pütters „Selbstbiographie", S. 253.
***) Semlers „Leben", 1. Bd., S. 150.

benden und das Gemüth veredelnden Weiſen der ernſteren deutſchen Muſik*). Das folgende Bild einer weiblichen Erziehung aus einer weiblichen Feder, welches wir einer zuverläſſigen zeitgenöſſiſchen Quelle entnehmen**), mochte wol damals in den meiſten Familien des Mittelſtandes, ſelber ſolchen, die ſich zu den gebildeteren rechneten, nur zu ſehr zutreffen:

„Man ſteht in dem Gedanken, es ſei zu unſerem Unterrichte genug, wenn man uns die Buchſtaben zuſammenſetzen und dieſelben, zuweilen ſchlecht genug, nachmalen lehrt. Darauf hält man uns eine Franzöſin, um eine fremde Sprache in das Gedächtniß zu faſſen, da wir doch die Mutterſprache nicht recht verſtehen. Unſer Verſtand wird durch keine Wiſſenſchaften geübt, und man bringet uns, außer einigen, oft übel genug aneinanderhängenden Grundlehren der Religion, Nichts bei; ja auch dieſe werden meiſtentheils mehr dem Gedächtniſſe, als dem Verſtande eingeprägt. Wenn man die Schule verläßt, ſo verläßt man, wofern ich etwa ein Gebetbuch ausnehme, zugleich alle Bücher. Oder, wenn man ja Etwas lieſt, ſo iſt es ein läppiſcher oder närriſcher Roman, wodurch die vorhin eitlen Perſonen unſeres Geſchlechts noch mehr in ihrer Eitelkeit beſtärkt werden. Die Schriften, die zur Verbeſſerung des Verſtandes und Willens Etwas beitragen könnten, dünken uns zu ſchwer, zu unverſtändlich, zu trocken, zu ernſthaft. Und, da man unſere Seele niemals zum Nachdenken gewöhnt hat, ſo wird es uns ſauer, ſolche Bücher, die mit Ueberlegung geleſen ſein wollen, zu verſtehen, ſo daß wir ſie wieder von uns werfen, wenn wir ſie kaum in die Hände genommen haben.“

Verfahren der Aeltern in Bezug auf Berufswahl und Verheirathung der Kinder.

Es lag in der damaligen Anſicht von der unantaſtbaren und Niemandem verantwortlichen Würde des Familienhauptes, daß ein ſolches über die Zukunft der Kinder völlig ſouverain verfügte. Die Fälle, wo ein Vater oder eine Mutter ihren Kindern bei der Wahl des Berufes, der Beſtimmung ihrer Studien oder der Eingehung eines Herzensbündniſſes eine Stimme einräumten, gehörten zu den ſeltenen und werden als beſondere Liberalität gerühmt***). Die Heirathen der Töchter wurden in den meiſten Familien lediglich unter dem Geſichtspunkte einer Verſorgung betrachtet.

*) „Matrone“ von 1729, Möſers „Verm. Schriften“, S. 117 fl. u. a.

**) Den „Vern. Tadlerinnen“, 1. Bd., S. 45.

***) „Briefe der Frau G.“, 1. Bd., S. 41.

Allgemeine Zeitanſichten über die Ehe.

Auch auf Seiten der Bewerber ſcheinen ähnliche Rückſichten der Convenienz in der Regel den Ausſchlag gegeben zu haben. Eine Romantik der Liebe war damals etwas Seltenes und Ungewöhnliches. Man trat in den Bund für's Leben mit einer nach unſern heutigen Begriffen unbegreiflichen Nüchternheit und Gleichgültigkeit. Bisweilen mochte dieſer Unbeſorgtheit eine gewiſſe Hingebung an die göttliche Vorſehung zu Grunde liegen, der vertrauensvolle Glaube, daß „die Ehen im Himmel geſchloſſen würden;“ in manchen Fällen trieb man aber auch mit dieſer Anrufung der göttlichen Fürſorge ein beinahe frevles Spiel, indem man ſehr äußerliche Zwecke zum Beſtimmungsgrunde einer der ernſteſten Angelegenheiten des menſchlichen Lebens machte*).

*) Von den ganz eigenthümlichen Maximen, die man damals großentheils beim Heirathen befolgte, ſeien hier einige Beiſpiele angeführt, und zwar abſichtlich von namhaften Perſonen aus den gebildetſten Kreiſen! Einem Herrn von Rüßler wird vorgeſchlagen, er möge doch eine der Töchter des Kanzlers v. Ludewig heirathen, eines angeſehenen, einflußreichen und wohlhabenden Mannes. Er läßt bei dem Kanzler v. L. anfragen und erhält zur Antwort: „er möge nur kommen!“ Er kommt, wird von L. in die Familie eingeführt und hält um eine ſeiner Töchter (ohne Bezeichnung, welche?) an. L. läßt ihm ſagen: er ſolle die älteſte nehmen, da die zweite ſchon ziemlich verlobt ſei. N. hätte lieber dieſe genommen; der Unterhändler ſtellt ihm vor: es würde ſich Das zwar auch allenfalls machen laſſen, doch ſei die ältere paſſender. N. gibt nach, und die Ehepakten werden abgeſchloſſen (Büſching, „Lebensbeſchreibungen“, 1. Bd., S. 294 fl.). — Pütter, wie auch ſein College Achenwall, heiratheten auf Empfehlung zwei ihnen perſönlich ganz unbekannte Mädchen aus guten Familien. P. entſchloß ſich zum Heirathen, weil ihm die Haushaltung zu viel Zeit koſtete. Die Ehe ward eine glückliche. A. hatte zuerſt aus Liebe gewählt, und zwar eine Adelige, allein die Familie des Mädchens gab die Heirath nicht zu, und ſeine Geliebte ſchlug ihm nun ſelbſt eine Andere, eine ihrer Freundinnen, vor, welche A. auch heirathete (Pütter, a. a. O.). Das allermerkwürdigſte Beiſpiel einer trüben Miſchung kaltberechnender Speculation und eingebildeter oder geheuchelter Ergebung in Gottes Willen ſtellt uns die Heirath des bekannten Theologen Semler vor (ſ. Deſſen „Leben“, 1. Bd., S. 146 fl.). Um die nöthigen Mittel zum Antritt einer Profeſſur zu erhalten und die Schulden für Wohnung und Tiſch bei einer wohlhabenden Wittwe, ſeiner Wirthin, loszuwerden, verfällt er darauf, deren Tochter, „an die er bisher gar nicht gedacht“, zu heirathen. Er macht ſich Vorwürfe darüber, daß er ſie nur aus Speculation wähle und daß er eine frühere Geliebte, die er „noch mit Grund verehrte“, im Stich laſſe: „ich allein weiß es“, ſagt er, „wie mein Gemüth ganz niederlag in dieſer Zeit, wie ganz ohne Muth und Ruhe ich Tage und Nächte zubrachte, — bis ich mich unter das allgemeine Geſetz der einzigen höchſten Regierung Gottes bequemen lernte.“ „Mehr als einmal verwirrte mich wieder der ſtarke Zweifel, ob ich

Formalitäten bei der Eingehung von Ehen.

Dieſer geſchäftsmäßigen Behandlung der Ehe entſprach auch die äußere Form der Bewerbung. Was heutzutage nur etwa noch beim Bauernſtande gebräuchlich iſt, das förmliche Anhalten durch einen Brautwerber, war damals auch in dem Bürger- und Gelehrtenſtande noch allgemeine Sitte*). Gottſched, nachdem er bereits vier Jahre mit ſeiner Braut im vertrauteſten Briefwechſel geſtanden hatte und ihrer eigenen, wie ihrer Mutter Einwilligung längſt verſichert war, hielt dennoch durch eine Mittelsperſon feierlich um ihre Hand an. „Es iſt Dies," ſchreibt er, „ein Zoll, den man der Gewohnheit bringen muß**)." Und ebenſo ward ohne förmliche und ausführliche „Ehepakten" ſelten eine Heirath geſchloſſen.

Die Geſelligkeit in und außer dem Hauſe.

Der Traulichkeit häuslichen Beiſammenlebens ebenſowol, wie der Entwickelung einer freieren und feineren Geſelligkeit ſtand zu Anfange des Jahrhunderts die damals faſt noch allgemein übliche Unſitte des übermäßigen Trinkens der Männer im Wege. Die Frauen waren dadurch genöthigt, entweder deren Geſellſchaften zu fliehen, oder an ihrer Unmäßigkeit theilzunehmen. Von einer Geſelligkeit außer dem Hauſe ſchloß die Frauen ohnehin eine alte Sitte aus, welcher, wenigſtens in den Reichsſtädten, die meiſten Familien noch lange treu blieben. Die Männer beſuchten ihre „Zunft-" oder „Geſellſchaftshäuſer", oder fanden ſich in öffentlichen Trinkſtuben zuſammen, wo ſie zechten, ſpielten und politiſirten. Die Frauen ſchienen, wie Reiſende der damaligen Zeit verwundert bemerken, gar nicht zur Geſellſchaft zu gehören. Sie lebten ſtreng eingezogen in ihren

---

auch ſo wichtig wäre, daß dieſe Providenz ſich auf mich erſtreckte, ob nicht Alles Folgen von meinen Fehlern in meinem bisherigen unüberlegten Verfahren ſeien, — kurz, ich konnte dieſen Zuſtand ebenſowenig länger aushalten, als ich Zeit in Klagen zu verlieren hatte." Das Ende vom Liede iſt dann, daß er ſein früheres Verlöbniß bricht und um die reiche Tochter anhält. In der mehrtägigen Ungewißheit über den Erfolg ſeiner Werbung „fängt ſein Gemüth an, ſich ernſtlicher zu Gott zu erheben in einer tiefen, gänzlichen Unterwerfung" u. ſ. w. Dieſe ganze Geſchichte und die naive Art, wie S. ſie erzählt, wirft ein grelles Schlaglicht auf die Verwirrung der ſittlichen und religiöſen Begriffe und auf die innere Unwahrheit, wie ſie damals ſelbſt bei Männern von höherer Bildung vorkam.

*) „Complimentirbuch", S. 34.

**) „Briefe der Frau G.", 1. Bd., S. 91. Beiläufig bemerkt, iſt in dieſem Briefwechſel von Romantik oder Sentimentalität wenig zu ſpüren. Man ſieht, daß hier mehr die Geiſter, als die Herzen, eine Verbindung eingingen.

Häuſern, mit dem Hausweſen und weiblichen Arbeiten beſchäftigt. Ihr geiſtiger Horizont blieb daher in der Regel ein ziemlich beſchränkter; doch erſetzten ſie bisweilen durch Mutterwitz und ein offenherziges, aufgeräumtes Weſen, was ihnen an erlernten Kenntniſſen und geſelliger Gewandtheit gebrach. Oeffentliche Vergnügungen, an denen auch Frauen hätten theilnehmen können, wie Bälle, Maskeraden, Concerte u. dergl., gab es in den meiſten dieſer Städte nicht. Nur die „Geſchlechtertänze“ der Patrizier in den ſüddeutſchen Reichsſtädten machten davon eine Ausnahme, bei denen in der Regel eine ebenſo belebte, als anſtändige Geſelligkeit herrſchte.

Ebenſo ſtreng verſchloß ſich das Haus des Bürgers von altem Schrot und Korn nach außen. Selber die beſtempfohlenen Fremden fanden nur ſchwer Zutritt in einer reichsſtädtiſchen Familie oder wurden der Bekanntſchaft mit der Frau und den Töchtern vom Hauſe gewürdigt. Man glaubte, Alles gethan zu haben, wenn man ſie im Wirthshauſe tractirte und womöglich mit einem Rauſche „ehrte“ *).

Die Familienſchmäuſe.

Dagegen waren geſellige Zuſammenkünfte und Feſtlichkeiten, beſonders Schmäuſe, im Kreiſe der Familie oder der weiteren „Freundſchaft“ eine althergebrachte und meiſt noch eifrig gepflegte Sitte **). Eſſen und Trinken war freilich dabei die Hauptſache; Geiſt

*) Pöllnitz, „Memoiren“, 1. Bd., S. 227; Wrarall, „Bemerkungen auf einer Reiſe durch das nördliche Europa“ (deutſch 1775); Keyßler, „Reiſen“; Meiners, „Geſch. des weiblichen Geſchlechts“ (1800), 3. Bd., S. 70 fl.

**) Zur Abkühlung der Schwärmer, welche die „Familienhaftigkeit“ nur in den vergangenen Jahrhunderten finden und das Verſchwinden der Familienſchmäuſe als ein Zeichen des Verfalls der Familienſitte beklagen (obſchon es noch heutzutage in zahlreichen Familien des Mittelſtandes, wenigſtens hier in Norddeutſchland, ganz gewöhnlich iſt, daß an beſtimmten Tagen Kinder und Enkel im älterlichen Stammhauſe ſich Mittags oder Abends verſammeln), müſſen wir doch folgende authentiſche Notiz über einen ſolchen „Familientag“ in einem ächt altbürgerlichen Hauſe aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. anführen. Der ſchon früher erwähnte Hamburger Bürgermeiſter Schulte ſchreibt an ſeinen Sohn in Liſſabon („Briefe“, S. 179): „In den Heil. Pfingſten hatte, nach altem gebrauch, Meine Kinder und Schwieger Söhne bei Mihr zum eßen, eß fielen aber über die Mahlzeit einige verdrießliche reden vor, worüber Dein Bruder und der Secret. Albert mit Johan Bartelß in harte wordtwechſelung verfielen vnd in einander geriehten vnd hatte Ich nie geglaubet, daß Er „Bartelß“ ſo ein gar eifferiger vnd zornjähiger Man were vnd allen respect auß den augen ſetzet, alſo daß wyr an allem ſeinem ungebührlichen conportement nicht geringen Verdruß hatten, dannenhero Deine Fr. Mutter ſich reſolviret hat, daß Sie ſolche convivia auff

und Gemüth gingen meiſt leer aus. Schon längſt war die Geſetzgebung genöthigt geweſen, gegen die bei dieſen „Freundſchaftsgeboten“ herrſchende Völlerei einzuſchreiten, ohne daß es ihr doch gelungen wäre, derſelben Meiſter zu werden*). Gegen die ſteife Förmlichkeit aber, die geiſtloſe Unterhaltung und den läppiſchen Witz, woran die meiſten Familienfeſte damals krankten, erklärte ſich immer entſchiedener die gebildete öffentliche Meinung**).

Veränderung in den herrſchenden Sitten zu Anfange des 18. Jahrh.

Gerade in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts lag, wie wir Dies auch bei dem höfiſchen Leben bemerkt haben, die einfältige, aber meiſt ungelenke alte Sitte im Kampfe mit einer neuen, die in vielen Stücken eine freiere Beweglichkeit, in manchen aber auch eine Verflachung oder Verkünſtelung der ganzen Lebensweiſe mit ſich brachte. Es iſt komiſch, zu beobachten, wie namentlich in den

---

die hohen Feſte einſtellen vnd die Mühe vnd Unkoſtungen, welche darzu erfordert werden, beſparen wolle, weiln unter den Schwiegerſöhnen inß gemein einige anſtößliche reden vorzukommen pflegen.“

*) S. oben S. 19, 21. Wie üppig es noch im 18. Jahrh. bei dieſen Schmäuſen herging, beweiſen folgende Angaben von Rohr (a. a. O., S. 435). Bei einem gewöhnlichen Freundſchaftsgebot, ſagt dieſer, ſeien 5—6 delicate Speiſen genug; ein großes Banket, bei freudiger oder trauriger Gelegenheit, müſſe aus 12—16 Gängen, ohne das Deſſert, beſtehen. Für Ueberfluß halte er es, wenn manche Private bis zu 50, 60, 80 Gerichten gäben! Bei Standesperſonen (Miniſtern u. dgl.) ſei es freilich etwas Anderes! Von der Koſtſpieligkeit der Hochzeiten (auch im Gelehrtenſtande) kann man ſich einen Begriff machen, wenn Frau Gottſched, noch als Braut, an ihren Bräutigam ſchreibt („Briefe“, 1. Bd., S. 213): „Unſer Hochzeittag ſoll nicht mehr als 100 Thaler koſten. Mein Aufwand für ganz unentbehrliche Dinge beläuft ſich auch nicht viel höher,“ und hinzuſetzt: „Wie Viele verſchwenden bei dieſer Gelegenheit in wenig Stunden die Einkünfte eines ganzen Jahres!“

**) Die moraliſchen Wochenſchriften enthalten viele dergleichen Anſpielungen. So werden gewiſſe ſtehende Geſundheiten bei dergleichen Gelegenheiten angeführt, z. B.: „Die Ehre von Dero Wohlſein“, „Eine wohlſchlafende Nacht“, „Ein Glas zur ſchuldigen Dankſagung“ („Matrone“ (1729), S. 15. Benecke, a. a. O., S. 334). Ferner gab es ſtumme Geſellſchaften, wo nur gegeſſen und getrunken, dann geſpielt ward („Matrone“, S. 50, „Einſiedler“ (1741), S. 38). Bei den Hochzeiten kamen regelmäßig nicht nur ſehr zweideutige, ſondern auch ſehr fade Späße vor („Handſchriftl. Tagebuch eines Hofmeiſters“, 1. Hft., „Vern. Tadlerinnen“, 1. Bd., S. 266, „Patriot“, 2. Bd., S. 177 fl., Rohr, „Ceremonialwiſſenſchaft“, S. 555). — Eine Hamburger Gaſterei mit ihrem Uebermaß an ſinnlichen und ihrem Mangel an geiſtigen Genüſſen ſchildert der „Patriot“, 1. Bd., S. 314 fl., und eine Kaffeegeſellſchaft ebendort mit ihrer leeren und langweiligen Unterhaltung 1. Bd., S. 42.

alten ehrwürdigen Reichsstädten diese beiden Elemente sich bald befehden, bald auch wol zu einem bizarren Gemisch verschmelzen.

In Wohnung, Kleidung und geselliger Sitte läßt sich dieser Uebergang wahrnehmen.

in Bezug auf die Wohnungen; Die Häuser aus dem 16. und 17. Jahrhundert waren meist von einfachem, unscheinbarem Aeußern, ohne besonderen architektonischen Schmuck*). Im Innern führte von der, gewöhnlich gewölbten Hausflur in der Regel eine schmale Treppe nach dem obern Stock, an deren Ende sich zuweilen eine offne Gallerie nach dem Hofe hinaus und nach innen zu ein gleichfalls gewölbter Vorsaal, ein beliebter Tummelplatz für die Kinder, befand. Der innere Raum der Wohnung war zum größeren Theile der geräumigen Familienstube zugewiesen, in welcher sich meistens die ganze Familie, auf dem Lande auch wol die Dienstboten mit eingeschlossen, zusammenfand. Wohlhabendere Familien hatten daneben wol noch eine besondere „Putzstube", die aber nur für vornehmere Besuche und bei besondern Gelegenheiten geöffnet zu werden pflegte. Die Familienstube war gewöhnlich mit Familienbildern verziert, im Uebrigen einfach meublirt: ein Paar hohe Schränke, ein oder einige gewaltige Tische von schwerem Eichenholz mit großen runden, künstlich gedrehten Füßen, Stühle mit Rohr- oder hölzernen Sitzen und hohen, geraden Lehnen (Polsterstühle waren ein Luxus der Vornehmern), auch wol blos hölzerne Bänke um die Tische oder auf dem Mauervorsprunge, der rings um die Stube hin lief, auf's Höchste einfache Lederpolster, ein ungeheurer, weit in's Zimmer vorspringender Kachelofen, kleine, schief von der Wand herabhängende Spiegel, dazu endlich noch in der Regel runde oder eckige Glasscheiben, mit Blei eingefaßt, statt der späteren Tafelscheiben in den Fenstern: — Das war die Einrichtung und Ausstattung der Mehrzahl dieser älteren Häuser. Allerdings kommen auch schon aus dieser Zeit in den wohlhabenderen Städten einzelne geschmackvolle und selbst prächtige Bürgerwohnungen vor; aber es sind Dies Ausnahmen, während die einfachere Bauart und Einrichtung die Regel bildet**).

*) Die folgende Schilderung theils nach Rohr, „Ceremonialwissenschaft", S. 819, theils nach Bildwerken aus dem 17. Jahrh., z. B. in der illustrirten Ausgabe von Thomasius' „Monatsgesprächen", theils endlich nach eigner Anschauung.

**) Ein interessantes Denkmal einer solchen elegantern Bauart aus dem Anfange des 17. Jahrh. ist unlängst in Hamburg wieder aufgefunden worden. Es ist ein Zim-

Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts und mehr noch im achtzehnten nehmen auch die bürgerlichen Wohnungen weit häufiger ein elegantes, bisweilen faſt vornehmes Anſehen an. Schon im Aeußeren verrathen ſie durch die ausgedehnten Façaden, den reichen Schmuck architektoniſcher Zierrathen, die häufigen Balkone und Erker mit geſchweiften Dachungen und Bruſtwehren, die hohen Etagen und die großen Fenſter mit hellen Tafelſcheiben die Nachahmung der fürſtlichen und adeligen Palais*). Im Innern werden die Treppen breiter und ſtattlicher; ſie ſind häufig mit Abſätzen verſehen, auch wol mit Statuen, Vaſen, Candelabers u. dgl. geſchmückt. Die großen Familienzimmer verſchwinden, in denen das ganze Haus ſich zuſammenfand. Der Herr und die Frau vom Hauſe, auch wol die erwachſenen Kinder, haben nun Jedes ſein Zimmer für ſich. Daneben gibt es ein Geſellſchaftszimmer oder eine Reihe ſolcher. Flügelthüren führen zu dieſen, oft mit Schnitzwerk; die Fußböden ſind parkettirt oder in Marmor getäfelt, bisweilen auch mit Rohr- oder Strohteppichen belegt, die Decken mit Stuckaturarbeit oder Malerei; die Wände entweder mit Holzgetäfel oder mit ſeidenen oder Sammettapeten überzogen, mit Landſchaften und anderen Bildern bedeckt, auch wol mit Statuen geſchmückt, die der Hausherr aus Italien oder Frankreich mitgebracht. Große Spiegel mit ſilbernen Rahmen und Gueridons, ſilberne oder meſſingene Kron- und Wandleuchter, zierlich

---

mer, deſſen urſprüngliche Beſtimmung nicht mehr genau zu ermitteln iſt, vielleicht ein Vorzimmer zu einem Saale. Eine Mittheilung darüber in der Beil. zu Nr. 149 der Hamb. Nachr. von 1857 (von Ph. Limmer) ſchildert daſſelbe folgendermaßen: „Die Malereien an der Decke und den Wänden, beſtehend in Sujets ohne Zuſammenhang aus der alten Weltgeſchichte, ſind in 13 Bildern in ovalen Feldern auf Leinewand in Colorit gemalt, von ganz eigenthümlichen, geſchmackvollen goldenen Ornamenten eingefaßt und von vielen Blumengruppen, die im Colorit gut gemalt ſind, umgeben. Die Bilder ſind von einem tüchtigen Schüler Rembrandts, deren es hier damals viele gab, vielleicht von einem der de Wetts, — der aber übrigens auch ein ebenſo großer und arger Sünder wider das Coſtüm und die Compoſition war, als ſein berühmter Meiſter — ſehr praktiſch und mit vieler Haltung gemalt. Die Boiſerie-Arbeiten der Portale, Thüren, Profilirungen und Füllungen ſind von der feinſten, geſchmackvollſten Art, die Vaſen, Capitäler und Maſcarons, ſauber geſchnitzt, beſchämen die heutigen Arbeiten dieſer Sorte."

*) Dieſer Art ſind z. B. in Leipzig auf der Katharinenſtraße die zwei großen Häuſer am Eingange in das Böttchergäßchen (beide 1717 gebaut), ferner das ehemals Romanusſche, jetzt Dufourſche Haus, desgleichen Hohmanns Hof auf der Petersſtraße u. a. m.

geſchnitzte, bemalte oder vergoldete Büvets mit ſilbernen und goldenen Gefäßen und Aufſätzen von Glas, endlich kunſtreich verzierte Kamine vollenden den Schmuck dieſer Prunkzimmer, denen als weiterer Aufputz auch noch allerlei niedliche Nippſachen und Curioſitäten dienen, auf beſonderen Tiſchen oder in Schränken aufbewahrt. Im Putzzimmer der Dame vom Hauſe iſt deren Toilettentiſch aufgeſtellt, der mit ſilbernem Stellſpiegel, mit Schächtelchen zu Puder und zu Schönpflästerchen, mit L'Hombretellern und Markenſchachteln, Wachsſtock und Lichtputzkaſten, Nähbeſteck und andern Dingen — womöglich insgeſammt von Silber und mit kunſtreicher Arbeit — zu prangen pflegt. Auch ein mit Silber beſchlagenes Geſangbuch ließ man gern unter all' jenen Weltlichkeiten hervorſchauen. Wieder in anderen Zimmern waren die koſtbaren Paradebetten, von Sammet, Damaſt und anderen ſchweren Stoffen und mit ebenſo koſtbarer Holzarbeit, ausgeſtellt, um von den Gäſten bewundert zu werden*).

In Bezug auf die Tracht.

Einen ähnlichen Uebergang aus dem Alten in's Neue zeigt uns im Wechſel der beiden Jahrhunderte die Tracht. Noch an der Schwelle des 18. Jahrhunderts, ja zum Theil noch im erſten Jahrzehnt deſſelben, erſcheint vielfach bei den Männern die einfachere bürgerliche Kleidung, der weite, dunkle Rock, bisweilen mit feinem Spitzenkragen darüber, die wollenen Strümpfe und hohen Schuhe oder Stiefel, der runde ſpitze oder der halbſpaniſche Schlapphut, das natürliche, einfach herabfallende Haar ohne Puder und Toupet, dagegen Schnauz- und Stutzbart, ſogar bei Geiſtlichen — bei den Frauen die enganſchließenden, bis hoch herauf geſchloſſenen Kleider und die züchtigen Hauben. Dazwiſchen drängt ſich aber ſchon die modiſche fremde Kleidung hervor, die dann, je weiter wir vorwärts ſchreiten, immer häufiger wird, das betreßte Hofkleid, die Spitzenmanſchetten, der Staatsdegen, die ſeidenen Hoſen und Strümpfe, der kleine eckige Hut auf der hohen Perrücke bei den Männern, die tiefausgeſchnittenen Kleider, die Stöckelſchuhe, die

*) So ſchildert Rohr a. a. O. die Einrichtung eines Hauſes im modernen Styl. Natürlich gilt dies mehr von den Häuſern der reicheren Kaufleute, als von den gewöhnlichen Bürgerhäuſern, welche letztere wol noch länger den einfacheren Charakter der früheren Zeit beibehielten (vgl. 1. Bd., S. 389). Doch kommen „gegipſte Decken" und „große Spiegel" in den Putzſtuben in Leipzig häufiger vor (vgl. Käſtners „Vermiſchte Schriften"), und auch in Halle waren ſelber manche Studentenwohnungen ſchon „tapeziert" (Semlers „Leben", 1. Thl., S. 85).

hochgethürmten Kopfputze der Frauen. Sogar die Börſe zu Hamburg, wo man ſonſt nur die einfache, ſolidbehäbige Tracht des alten Reichsbürgers ſah, wimmelte jetzt von bunten Röcken im neumodiſchen Schnitt und glich faſt einem Hofcirkel*).

In Bezug auf die Geſelligkeit.

Die günſtigſte Veränderung ging ohne Zweifel in dieſer Zeit mit der Geſelligkeit und den Gelegenheiten zur Erholung und geiſtigen Anregung für Männer und Frauen vor. Die Verſammlungsorte der Männer vervielfältigten ſich: zu den Weinſtuben traten, als eine neue Einrichtung, an manchen Orten ſchon ſeit dem Ende des 17. Jahrhunderts die Kaffeehäuſer hinzu, wo die Geſellſchaft mannigfaltiger und daher belebter war. In Hamburg war das Dreyerſche Kaffeehaus der Mittelpunkt eines geiſtig regſamen Kreiſes, dem die bedeutendſten Gelehrten und Schriftſteller angehörten. Dort ſah man Hagedorn regelmäßig mit ſeinen literariſchen Freunden verkehren. In Leipzig gab es 1725 ſchon acht Kaffeehäuſer, unter denen das beſuchteſte das Richterſche war, wo ſich namentlich in den Meſſen viele Fremde zuſammenfanden, während der „Kaffeebaum" vornehmlich der ſtudentiſchen Welt als Vereinigungspunkt diente**).

Die Gelehrten pflegten zu beſtimmten Stunden ſich in den größeren Buchläden einzufinden, die Neuigkeiten der Literatur aus erſter Hand zu beſichtigen und wiſſenſchaftlich geſellig untereinander zu verkehren***). Auch größere geſchloſſene Geſellſchaften entſtanden, welche Alles, was nach höherer Bildung und einer edlern Geſelligkeit ſtrebte, in ſich vereinigten†). Jüngere Leute fanden ſich wol auch in den „Ballhäuſern" zuſammen, deren es in den meiſten größeren Städten gab, und vergnügten ſich gemeinſam mit dieſer ebenſo angenehmen, als geſunden Leibesübung.

Eine Liebhaberei der edelſten Art, die um dieſe Zeit unter der wohlhabenden Kaufmannswelt überhandnahm, war die Einrichtung und Pflege ſchöner Gärten und die Anlegung von Kunſt- und Naturalienſammlungen. Manche dieſer Gärten wurden zugleich durch die Libe-

*) Vgl. die Merianſchen Bilder im Theatrum Europaeum und ſonſt, die illuſtrirte Ausgabe von Vogels „Annalen Leipzigs", die Bilder zum Thomaſius u. A.

**) Dolz, „Geſch. Leipzigs", S. 329, Zachariä's „Renommiſt."

***) Bielefeld („Briefe", 1. Bd., S. 10) berichtet Dies von Breslau.

†) Galletti, a. a. O., 2. Bd., S. 385.

ralität ihrer Beſitzer zu öffentlichen Spaziergängen und Erholungsplätzen für die ganze ſtädtiſche Bevölkerung *).

Die Zurückgezogenheit der Frauen verlor ſich nach und nach; Frauen und Mädchen erſchienen immer häufiger in der Geſellſchaft und nahmen an den Geſprächen der Männer theil. Der Umgangston ward freier, die Unterhaltung mannigfaltiger und beweglicher**). Die Männer brachten die Ausbeute ihrer Reiſen und ihrer Studien, die Frauen einen geweckteren Sinn für geiſtige Intereſſen mit. Zwar geſchah es noch bisweilen, daß einzelne „Stutzdocken" (petit-maîtres) durch ein geradebrechtes Deutſch (gleich als ob ſie ihre Mutterſprache im Auslande vergeſſen hätten) und durch Einmiſchung zahlreicher franzöſiſcher Brocken, durch affectirtes ausländiſches Weſen und altkluges Abſprechen über Alles ſich hervorzuthun, daß gelehrte Charlatane mit auswendiggelernten Phraſen aus dem Bayle ſich den Anſtrich großer Beleſenheit zu geben verſuchten***), oder daß mitten in die hochdeutſche Converſation hinein plötzlich eine jener ſteifen und gedehnten Redensarten im Hamburger Dialekte plumpte, deren die älteren Männer und Frauen ſich ſchwer entwöhnen konnten; aber Das waren Anſtöße, welche die immer raſcher fortſchreitende Bildung bald vollends überwand. Die monotonen Fragen und Antworten über das Wetter und den Anzug machten je länger je mehr gehaltvolleren Geſprächen über Gegenſtände der natürlichen

*) Namentlich in Leipzig entſtanden damals die meiſten der Gärten, die bis auf die neueſte Zeit herab einen weitverbreiteten Ruf gehabt haben, ſo der Boſenſche 1700, der Apelſche (ſpäter Reichelſche), der Rudolphſche, der Lehmannſche — alle beinahe um die nämliche Zeit. Sie waren ſämmtlich im holländiſch-franzöſiſchen Geſchmack angelegt, zum Theil ſehr prächtig, mit Grotten, Irrgängen, Fontainen, oder auch mit fächerförmigen Alleen, vielfach mit Statuen geſchmückt, auch wol mit koſtbaren Gewächshäuſern verſehen. Aus dem Lehmannſchen Wintergarten gingen die Blumen nach Wien und Petersburg; bei einer Blumenausſtellung im Februar wurden 1167 Stück Blumen vor Notar und Zeugen aufgewieſen, und ein Verzeichniß des Vorraths ward von Monat zu Monat veröffentlicht. Sicul, a. a. O., S. 821, Dolz, a. a. O., S. 364, Vogels „Annalen" zum Jahre 1700. Rohr, „Hauswirthſchaft", S. 474. — Die Kunſt-, Naturalien- u. a. Sammlungen von Spener, Wolf, Winkler in Leipzig erwähnt Dolz (a. a. O.), die der Hamburger und Königsberger Kaufleute Kant („Kants Biographie", 2. Bd., S. 55. Jachmann, „Kants Leben", S. 13).

**) „Matrone", S. 328, „Tagebuch", 1. Hft.

***) „Polit. Phil.", S. 37 — ſowie die moraliſchen Wochenſchriften an vielen Stellen.

Moral, der Erziehung, der Naturwiſſenſchaft, oder über neue Erſcheinungen der Literatur Platz. Die ſteife Abſonderung der Geſchlechter in den Geſellſchaften ſelbſt, namentlich beim Eſſen, ward aufgegeben und an ihre Stelle trat die „bunte Reihe", bisweilen im Wege der Verlooſung. Es kam auch wol vor, daß am Schluſſe einer Mahlzeit „auf Commando des Wirthes" jeder Herr ſeine Dame küſſen mußte*). Die abgeſchmackten und meiſt ſehr zweideutigen Unterhaltungen des Kartenlegens, der Prophezeiungen, der „Frageſpiele" u. ſ. w. wurden durch Geſellſchaftsſpiele anderer Art erſetzt, bei denen Witz und Laune ſich zeigen konnten und wobei auch allerhand kleine Neckereien nicht fehlten, die aber nicht, wie jene plumpen Späße, Anſtand und Zartgefühl verletzten**).

Die Hausmuſik. Allgemeiner Zuſtand der Künſte in Deutſchland zu jener Zeit. Die bildenden Künſte.

Wir wenden uns endlich noch zu einer ernſteren Seite der häuslichen Geſelligkeit damaliger Zeit, zu der Hausmuſik. Von den Künſten, welche das Leben verſchönern und den Geiſt erheben, war, neben der Literatur, im 17. und ein ziemliches Stück in's 18. Jahrh. hinein nur die Muſik in einem neuen Aufſchwunge begriffen. Die bildenden Künſte lagen zum größten Theil in den Banden ausländiſchen Geſchmackes. Architectur und Sculptur huldigten faſt ausnahmelos dem Roccocoſtyle, der von Italien und Frankreich her ſich nach Deutſchland verbreitet hatte, und nur einzelne Künſtler, wie Schlüter in Berlin, folgten etwas unabhängiger dem eignen Genius. Die Malerei mühte ſich vergebens ab, in peinlicher Nachbildung der Italiener oder Rembrandts eine neue Blüthe der Kunſt hervorzubringen, und der Kupferſtich, obſchon in der Technik deſſelben einzelne Fortſchritte geſchahen, war doch von der Höhe, auf welche ihn einſt A. Dürer und L. Cranach erhoben hatten, weit herabgeſunken und ſollte ſeine Wiederverjüngung erſt jenſeit der Grenzen dieſes Zeitraums durch den feinen und vielbeweglichen Grabſtichel Chodowiecki's erhalten***).

---

*) Rohr, a. a. O., S. 378.

**) In dem „Tagebuch", 1. Hft., werden Pfänderſpiele, die man in einer gemiſchten Geſellſchaft ſpielt, beſchrieben. Da gibt es allerlei luſtige Auslöſungen, die zum Theil auch ſatiriſche Anſpielungen auf Zeitverhältniſſe enthalten, z. B. der „verliebte Jeſuit", das „Lutheriſchleuchten" und „Reformirtabſolviren" u. dgl. m.

***) Kugler, „Handbuch der Kunſtgeſchichte", S. 819, 855 ff. Von Chodowiecki wird erſt in der Darſtellung der 2. Hälfte des 18. Jahrh. eingehender die Rede

Anfänge einer nationalen Richtung in der Musik. S. Bach und Händel als Meister der Hausmusik.

Dagegen begann in der Musik ebendamals für Deutschland ein frischeres Leben. Bisher hatte die fremde Musik das Uebergewicht über die heimische gehabt. In den Opernhäusern der Residenzen und der großen Handelsstädte hörte man fast nur Italienisch und Französisch, höchstens mit einzelnen deutschen Gesangstücken untermischt; die katholischen Kirchen ertönten von italienischen Messen und von dem Gesange wälscher Castraten*). Bedeutende musikalische Talente unter den Deutschen, wie Hasse, schlossen sich dieser ausländischen Manier, als der an den Höfen und in der vornehmen Gesellschaft beliebtesten, willig an.

Jetzt aber erhob sich durch die beiden großen Meister der Töne, Sebastian Bach und Händel, die deutsche Musik zu selbstständiger Geltung und Würde und rang sich ebenso aus der Abhängigkeit von einem fremden Genius, wie aus der Zurücksetzung, worin dieser sie gehalten hatte, siegreich los. Neben den gewaltigen Tonschöpfungen, durch welche diese beiden Männer die Musik in ihrem erhabensten Ausdruck, als das Organ der öffentlichen Gottesverehrung, zu ungeahnter Tiefe und Innigkeit fortbildeten, verschmähten sie es nicht, auch der frommen Andacht in den stillen Räumen des Hauses, ja der heiteren Geselligkeit und der Erholung von den Mühen des Werkellebens ihr herrliches Talent dienstbar zu machen. Durch sie und ihre Nachfolger auf dieser Bahn ward die Hausmusik, deren erheiternde und erhebende Macht schon Luther gepriesen und an sich selbst erfahren hatte, wieder in ihre vollen Rechte eingesetzt und mit der ganzen Innigkeit des deutschen Geistes befruchtet.

Es war ein älteres Herkommen, welches aber auch in dieser Zeit noch vielfach sich forterhielt, daß nicht blos auf den Schlössern des Adels und der kleinen Dynasten, sondern auch in manchen reicheren Bürgerhäusern eine „Hauskapelle" bestand, worin neben den musikalischen Gliedern der Familie auch Kutscher, Jäger, Koch und andere Bediente

---

sein können, doch glauben wir schon hier auf ein soeben erschienenes interessantes Werk aufmerksam machen zu müssen: „Daniel Chodowiecki's sämmtliche Kupferstiche, beschrieben, mit hist., liter. und bibliograph. Nachweisungen, der Lebensbeschreibung des Künstlers und Registern versehen von W. Engelmann." (Mit 3 Kupfertafeln, Copien der seltensten Blätter des Meisters enthaltend.)

*) „Ueber die Stellung der Deutschen in der Gesch. der Musik", im Weimar. Jahrbuch, 1. Bd., 1. Hft., S. 197.

die verſchiedenen Inſtrumente ſpielten*). Wo es daran fehlte, da pflegten wenigſtens die Söhne und Töchter vom Hauſe, nebſt einigen Freunden und Freundinnen, zu ſolchen muſikaliſchen Unterhaltungen ſich zu vereinigen, in denen dann wol auf die ernſteren Klänge einer Bachſchen Fuge oder einer Kuhnau'ſchen Sonate die leichteren Weiſen eines munteren geſelligen Liedes folgten und endlich ein heiterer Tanz nach den Tönen der Guigue, der Sarabande oder Allemande die unſchuldige Luſt des traulichen Familienabends beſchloß**).

*) In dem „Leben in Frankfurt" finden wir wiederholte Anzeigen, welche auf dieſe Einrichtung hindeuten; ſo z. B. ſucht ein Koch einen Dienſt, der zugleich das Waldhorn bläſt (1. Bd., S. 52); ein andermal ein Kammerdiener, der ebenfalls ſeine muſikaliſchen Fertigkeiten anpreiſt (ebenda, S. 66) u. ſ. w.

**) Sowol Bach als Händel componirten neben ihren ernſteren Werken auch ſog. „Suiten", meiſt für's Clavier — Reihefolgen von Tänzen, theils im leichten und raſchen Tempo, wie die Guigue, theils im langſamen und pathetiſchen, wie die Sarabande und Allemande. Auch „Tongemälde" für Clavier und Violine kommen vor, zum Theil aus dem Volksleben entnommen, wie der „Wiener Tandel", die „Bauerrichterwahl" (Beides von Werner, 1720) u. A. Liederſammlungen mit Muſikbegleitung waren ſchon in und nach dem 30jähr. Kriege mehrere erſchienen (mit Texten von S. Dach u. A.); um 1740 kamen wieder verſchiedene neue heraus, z. B. Speronte's „Singende Muſe an der Pleiße", 1747, „Muſikal. Zeitvertreib auf dem Clavier", 1743, „Sammlung neuer Oden und Lieder", 1744. Im Ganzen zählte man von 1737—1760 einige dreißig ſolcher Sammlungen mit 1582 Geſängen. (Becker, „Hausmuſik", S. 12 fl.)

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google